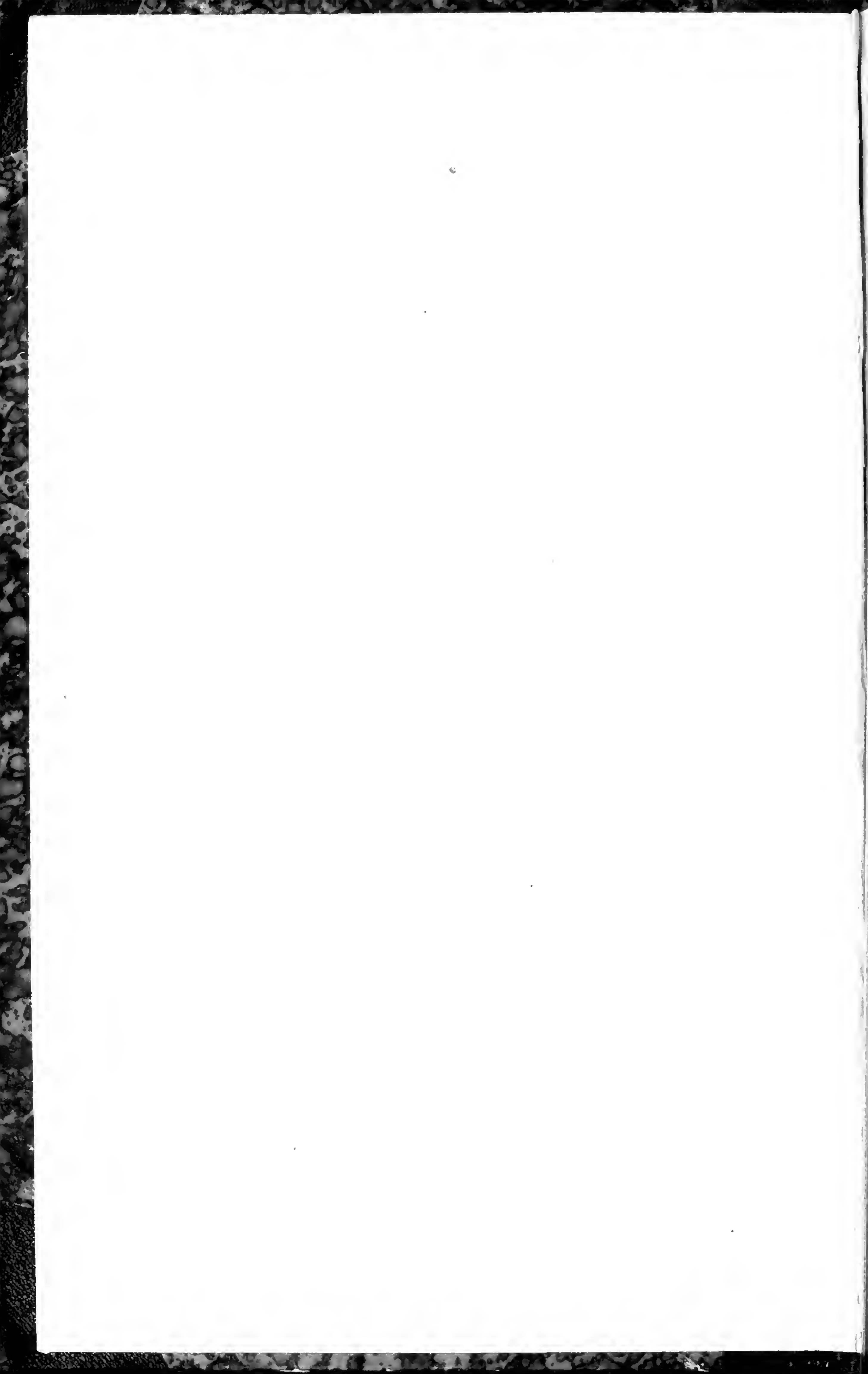






Stimmen aus Maria-Laach.



Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Dreiundsiebzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1907.
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien und St Louis, Mo.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des dreiundsiebzigsten Bandes.

Miszellen.

Verzeichnis der besprochenen Schriften.

Das Dombild zu Köln.

Fast ein halbes Jahrtausend ist dahingegangen, seit das Bild der Anbetung der Könige, welches jetzt auf einem Altare des Kölner Domes steht, von seinem Meister vollendet ward. Der Rheinstrom hat seitdem bei Köln sein Bett geändert; der Drachenfels, welcher an hellen Tagen hinüberschaut zur alten Stadt der Ubier, hat eine neue Gestalt angenommen; die Burg auf seinem Gipfel ist zerstört bis auf die Trümmer ihres Wartturmes. Mehr als zehn Generationen sind ins Grab gesunken, von denen manche begeistert zu diesem Bilde hinaufschauten. Sollte es nicht der Mühe wert sein, zu sehen, wie es entstand, warum es hochgehalten ward von der ersten Generation, die es in Auftrag gegeben hatte, wie seine Wertschätzung wechselte, wie heute die Zeitgenossen geteilt sind in seiner Beurteilung?

Gemalt wurde das sog. „Dombild" für den Rat der freien Reichsstadt Köln. Sie war zu hoher Blüte aufgewachsen. Um ihre Macht weithin zu zeigen, hatte sie von 1407 bis 1414 „zu Ehren der Stadt und um des allgemeinen Besten willen" für die in damaliger Zeit hohe Summe von 50 000 Gulden beim „Bürgerhause" den noch jetzt hoch aufragenden Rathausturm erbaut. Als er vollendet war, kam König Sigismund zum Besuche, bestieg den Turm und bewunderte von seiner Höhe aus das Häusermeer mit allen seinen herrlichen Bauten, über die der Domkran emporragte vom nordwestlichen Turm.

Dem Rathause gegenüber lag damals die Synagoge der Juden, „Jerusalem" genannt. Da aber im Jahre 1425 alle Juden aus Köln vertrieben wurden, bemächtigte sich die Stadt dieser Synagoge, verwandelte sie in eine Kapelle und ließ dieselbe am 8. September einweihen zu Ehren der Gottesmutter, der hl. Anna und der heiligsten Dreifaltigkeit. Vor jeder feierlichen Ratssitzung feierte ein Ratsbenefiziat in ihr für die Bürgermeister und die Ratsherren die heilige Messe. Er führte den Titel: „Patriarch in Jerusalem", weil der Name der Kapelle die Erinnerung an die alte Bestimmung festhielt und lautete: „Kirchlein der seligen Jung-

frau in Jerusalem vor dem Rathause" [1]. Für sie entstand 1440 das sog. Dombild. Es ist gemalt auf Eichenholz, sein Mittelstück ist 2,85 m hoch, 2,61 m breit. Bei geöffneten Flügeln steigt die Breite auf mehr als 5 m. Sein Gegenstand bot sich von selbst; denn da das Altargemälde dem Titel der Kapelle entsprechen mußte, sollte es der Verherrlichung der Gottesmutter gewidmet werden. Weil man in der Fastenzeit damals alle Altarbilder verdeckte, indem man deren Flügel schloß, die äußere Seite aber doch in jener bilderfreundlichen Zeit nicht ohne eine Darstellung lassen wollte, wurde auf der Außenseite die Verkündigung angebracht. Sie paßte zur Fastenzeit, weil das Fest der Verkündigung in dieselbe fiel, ebenso zu den Patronen der Kapelle, der reinsten Jungfrau und der heiligsten Dreifaltigkeit, weil ja Maria wegen der Reinheit ihrer Jungfrauschaft zur Gottesmutter erwählt wurde und weil bei der durch die Verkündigung eingeleiteten Menschwerdung des Sohnes alle drei Personen der heiligsten Dreifaltigkeit sich betätigten.

Im Innern des Bildes mußten neben Maria andere Patrone Platz finden. Die Bürgerschaft verehrte die heiligen drei Könige so sehr, daß ihr ältestes Wappen nur deren drei Kronen im Schilde führte. Später traten zu diesen nebeneinander in das Schildeshaupt gelegten Kronen elf Flämmchen hinzu. Wohl unter Berücksichtigung der alten Clematischen, in Köln hochangesehenen Inschrift, worin von Lichterscheinungen beim Grabe der hl. Ursula und ihrer Gefährtinnen die Rede ist, sollten diese Flämmchen an die elftausend Jungfrauen erinnern. Beim Rathause erhob sich die Marienkirche des Kapitols, im Dome ruhten die heiligen drei Könige, weiterhin in St Ursula die Reliquien der elftausend Jungfrauen. Zu diesen Hauptkirchen trat jene des hl. Gereon hinzu. Dieser Anführer eines Teiles der thebäischen Legion war im Kölnischen um so angesehener, weil die wichtigen Kirchen der drei Archidiakone der Diözese zu Bonn, Xanten und Köln den Märtyrern dieser Legion geweiht waren. Der Maler erhielt dementsprechend die Aufgabe, in dem Flügelbilde die Gottesmutter, die drei Könige, Ursula mit ihren Jungfrauen und Gereon mit seinen Soldaten darzustellen. Die Gottesmutter mit den heiligen Magiern zu vereinen war leicht, indem man zeigte, wie die Könige dem Christkinde ihre Geschenke darbrachten. Hinsichtlich der Gruppe der um Ursula und Gereon gesammelten Scharen hätten selbst in Italien die meisten damaligen Maler sich die Sache leicht gemacht,

---

[1] Sacellum beatae Mariae virginis in Ierusalem ante curiam.

indem sie dazu die Flügel benutzten und diese Märtyrer ohne Beziehung zu Maria oder den Königen ließen. Der Kölner Maler wagte einen genialen Schritt, welcher ihn unter den ersten auf der später allgemein betretenen Bahn zeigt. Die Gebrüder van Eyck hatten auf dem großartigen Tafelgemälde zu Gent bereits im Jahre 1432, also an zehn Jahre vor Entstehung des Dombildes, Einsiedler und Pilger, Streiter Christi und gerechte Richter so dargestellt, daß sie in Scharen zum Lamm hinkommen, schreitend oder reitend. Sie stellten aber den Altar, worauf Gottes Lamm thront, in eine weite, paradiesische Fläche und ließen jene vier Gruppen der Heiligen aus tiefen Tälern sich nahen. Unser kölnischer Maler verzichtete auf jeden landschaftlichen Hintergrund. Man hat ihm daraus einen Vorwurf gemacht und den Mangel tiefer Landschaften als geringeres Können ausgelegt. Es ist wahr, daß in fast allen ihm zugeschriebenen Werken landschaftliche Hintergründe fehlen. Sollte er das schöne aus St Laurentius zu Köln ins dortige Museum gelangte Bild des Gerichtes und die kleine Anbetung des Kindes in Altenburg geschaffen haben, so würde er gezeigt haben, daß er auch landschaftliche Fernsichten zu zeichnen verstand. Hat er wirklich im Dombilde auf tiefe Hintergründe verzichtet, weil solche in der altkölnischen Schule nicht beliebt waren, weil er keine Übung, darum auch keinen Mut hatte, sich an sie zu wagen? Alles dieses mag mitbestimmend gewesen sein, den Ausschlag gab es nicht. Der Meister hatte sich über seine Zeitgenossen erhoben, indem er in der schönen Tafel, welche aus dem vornehmen Stift St Cäcilien zu Köln ins Priesterseminar, dann ins Erzbischöfliche Museum kam, die Gottesmutter in überlebensgroßer Gestalt in ein schmales, aber hohes Gemälde stellt. Dieses Bild hatte solchen Erfolg und so viel Lob gefunden, daß er ihm wohl den Auftrag verdankte, den Altaraufsatz für die Rathauskapelle herzustellen. Wollte er nicht auf große Figuren verzichten, so mußte jede Landschaft, ja jeder tiefere Hintergrund wegfallen; denn man war in Köln noch nicht so weit, daß der raffinierte Gedanke kam, oberhalb eines hinter die Figuren gemalten Teppichs oder oberhalb einer architektonisch gegliederten Wand, vor der die Heiligen standen, einen Blick zu eröffnen in weite Ferne, in Wälder und Felder, auf Städte, Dörfer und Weiler.

Der Verzicht auf landschaftliche Hintergründe geht Hand in Hand mit dem Fernhalten fast alles dessen, was nicht zur Sache gehört. Der Meister suchte und fand geschlossene Einheit des Ganzen. Er ließ die Gottesmutter in der Mitte des Altarbildes thronen, setzte ihr das Kind nicht, wie es

meist geschah, aufs linke, sondern auf das rechte Knie. Auf die rechte Seite neben das Kind kam der älteste und vornehmste der Könige mit seinem Gefolge, an das sich ein Mann aus dem Gefolge der hl. Ursula und ihres Bräutigams anschließt, und hinter dem dann der erste Flügel von der Ursulanischen Gesellschaft gefüllt wird. Zur Linken Marias fanden die beiden andern Könige Platz mit ihren Begleitern, weiterhin im zweiten Flügel der hl. Gereon mit seinen Rittern. Somit nahmen nach alter Sitte die Frauen die nördliche Seite ein, die Evangelienseite, die Männer aber die südliche.

Die meisten Personen schauen hin zum Christkinde, auf das auch Maria ihre Augen hinrichtet. Aber nicht alle; denn dann wären die Gruppen zu einförmig geworden. Im Mittelbilde wendet ein Turbanträger zur Rechten und ein Schwertträger zur Linken Haupt und Augen seitwärts, seinem Nebenmanne zu. Alle andern betrachten hier Maria und ihr Kind. Anders ist es auf den Flügeln. Auch auf ihnen schaut Gereon mit mehreren Gefährten voll Ernst hin auf ihren Herrn und ihre Königin, ebenso der Papst und der Bischof hinter der hl. Ursula. Von den Jungfrauen blicken manche fast mit mädchenhafter Neugierde hin nach den Hauptpersonen im Mittelbilde. Aber Ursula senkt in sanfter Bescheidenheit die Augen; ihr Bräutigam betrachtet sie liebevoll. Manche von den Rittern und Jungfrauen schauen dagegen aus dem Bilde heraus, um sich gleichsam in Verkehr zu setzen mit denjenigen, die vor demselben stehen. Dadurch wird alles wechselvoller und anziehender.

Die einzelnen Figuren des Triptychons sind noch nicht vollständig erklärt worden. Doch ist es nicht schwer, das Richtige zu finden. Ein Hinweis auf eine Stelle aus dem Berichte über den Aufenthalt des Königs Friedrich III. zu Köln im Jahre 1442, also um die Zeit, als unser Bild entstand, zeigt den Weg. Der Berichterstatter schreibt[1]:

„Mein Herr (der Erzbischof von Köln) empfing sein Lehen, und er ritt als ein Herzog in seinem roten Mantel und mit einer roten, mit Hermelin gefütterten Mütze. Und er hatte drei B a n n e r: das eine war dasjenige des Stiftes Köln, das andere jenes des Herzogtums Westfalen und das dritte des Stiftes Paderborn (dessen Administrator der Kurfürst Dietrich von Köln seit 1415 war). Das S c h w e r t, welches man vor ihm zu tragen pflegt, z o g m a n a u s (der Scheide) vor dem Könige (der auf dem Domhofe auf einem Gerüste thronte), und dies (Herausziehen) bedeutet, daß er von dem Könige belehnt wird mit dem Freistuhl,

[1] Die Chroniken der deutschen Städte XII, Leipzig 1875, Cöln I 368 f.

darüber zu raten und den Freigrafen zu gebieten, und ferner, daß er belehnt wird mit dem weltlichen Gericht in seinem Stifte.

„Item da mein Herr aus seinem Hofe von Sankt Aposteln ritt, da ritt mein Herr (der Bischof) von Lüttich an seiner Seite und mein Herr (der Graf) von dem Berg an der andern Seite, und vor ihm ritt der Kämmerer mit dem Schwerte, und vor diesem ritt ich Werner (von Overstolz, Graf des Schöffengerichtes zu Köln, Schwager des damaligen Bürgermeisters Johann Heimbach) und neben mir (ritt) der Kanzler auch mit einem Stabe und den Siegeln (des Erzbischofs), welche daran herabhingen, und vor uns die drei Banner und davor die Herolde und die Trompeter."

Jeder Herzog hatte also damals in Köln einen Schwertträger, dessen Schwert, wenn es gezückt war, die Erlangung der vollen Gewalt bedeutete, einen Bannerträger und einen Stabträger. Ähnliches finden wir auf dem Dombilde bei den drei Königen, beim Bräutigam der hl. Ursula und beim „Herzog" der Thebäer. Jeder der fünf Genannten ist begleitet von einem Schwertträger. Doch hat der Schwertträger des Aetherius das Schwert nicht erhoben, weil sein Herr nur Prinz ist, noch nicht des Vollbesitzes der Macht sich erfreut. Bei jedem der Fürsten ist dessen Banner entfaltet. Der älteste König hat in seiner Fahne eine Mondsichel, in deren Mitte ein Stern glänzt, also das Wappen des Osmanischen Reiches, der zweite führt eine mit Sternen gefüllte Fahne, der dritte zeigt in seiner Fahne das Bild eines gewaffneten morgenländischen Kriegsmannes. Dieselben Wappenzeichen gab auch Hans Memling den Fahnen der drei Weisen in dem figurenreichen Bilde der sieben Freuden Marias, das er 1480 für die Lohgerber in Brügge malte und das mit der Boisserée-Galerie nach München kam. In dem Banner des hl. Gereon findet man ein Kreuz, in jenem des hl. Aetherius die drei schreitenden Leoparden Englands. Hinter jedem der beiden älteren Könige hält ein dritter Ritter dessen Hut. Der jüngste König und Ursulas Bräutigam hatten keine Kopfbedeckung abzulegen, weil sie auf dem Haupte einen Blumenkranz tragen. Der zur Linken Gereons stehende Ritter ist wohl der mit ihm verehrte hl. Gregorius, der „Anführer der Mauren" [1]. Er hält sein Schwert gesenkt, weil er nicht Herzog, König oder Prinz ist, aber er legt seine gepanzerte Hand auf den Arm eines jungen, schwindsüchtig aus-

---

[1] Auf seinem Grabstein in St Gereon las man die Inschrift:
Princeps Maurorum Gregorius alta polorum
Scandens, ad mortem dat se suamque cohortem.
In hac tumba conditum est corpus S. Gregorii principis et martyris.

sehenden Ritters, welcher einen Streitkolben hält. Will er diesen zurückhalten, weil derselbe von dem hl. Gereon die Fahne in Empfang nehmen will, dessen Bannerträger er ist? Oder ist er Waffenträger des Gregorius? Auffallenderweise kriecht zum linken Fuße des Letztgenannten ein großer, sehr naturalistisch ausgeführter Hirschkäfer heran. Da das Bild reich ist an symbolischen Zügen, dürfte auch dieser Käfer kaum eine reine Spielerei sein. Schon durch seine Gestalt, seine hornartigen Flügel und Kopfteile erinnert er an gepanzerte Ritter. Ein Wappenzeichen ist er nicht, da er in keinem kölnischen Schild jener Zeit erscheint.

Hinter der hl. Ursula steht der hl. Cyriakus, der nach der Legende aus Britannien stammte, Papst geworden war und die Jungfrauen begleitete. Wie bei den Fürsten ein Ritter deren Banner hält, erhebt neben dem Papste ein Kleriker das Kreuz. Dem Papste folgt der Bischof Pantalus, wie jeder König seinen Schwerträger hat. Zur Rechten der hl. Ursula steht ihre erste Hofdame. Das jugendliche Lockenköpfchen im Hintergrunde soll wohl die hl. Cordula vorstellen.

Der älteste König betet das Kind an und wird von ihm gesegnet. Die beiden andern Könige reichen ihre Geschenke hin in kostbaren Gefäßen. Letztere sind becherartig und erklären sich aus alten Sitten Kölns. Jeder Zunft stand dort ein „Bannerherr" vor. Bei seiner Wahl erhielt dieser als Geschenk einen „Bannerkopf", d. h. einen Pokal, worin Münzen lagen. Der Stadtgraf aber empfing jährlich einen hölzernen, mit Gewürzen gefüllten und mit einem Deckel geschlossenen Becher vom Nürnberger Magistrat als Geschenk[1].

Groß ist die Verschiedenheit der Trachten. Im allgemeinen beherrscht die Anzüge die Mode der Zeit um 1440. Doch ist im Gefolge der Könige vieles in phantastischer Art umgestaltet, um zu zeigen, daß es sich um Morgenländer handelt. Vielleicht ist der Maler bis nach Venedig gekommen, wo er Asiaten sah. Auch Negern muß er begegnet sein, denn zwei schwarze Begleiter des jüngsten Königs sind mit ihrem wolligen Haar und ihren runden schwarzen Gesichtern naturalistisch behandelt. Nur die beiden älteren Könige und drei Herren ihres Hofstaates tragen lange Bärte. Gereon und seine Mannen haben glatt rasierte Gesichter, ebenso Aetherius mit den Seinigen. Sie sind fast alle sehr jugendlich. Nur ein Ritter bei St Gereon,

---

[1] Mering und Reischert, Zur Geschichte der Stadt Köln, Köln 1838, I 238; II 219.

sein Genosse Gregorius, trägt einen Schnurrbart. Die Ritter im zweiten Flügel sind in hellpolierte kostbare Rüstungen gekleidet, über welche sie einen Waffenrock von Sammet oder Seide legten. Gereon hat einen Herzogshut, einige seiner Soldaten tragen Helme, andere sind unbedeckt. Reich gemusterte Oberkleider gab der Maler nur den vornehmsten Männern, den drei Königen, dem Bräutigam der hl. Ursula, dann den hll. Gereon und Gregorius. Keine der Jungfrauen verwendete für die Oberkleider oder Mäntel gemusterte Stoffe; sie brauchten dieselben nur für die Unterkleider. Doch sind die Mäntel Marias, Ursulas und ihrer ersten Hofdame mit Hermelin besetzt. Alle Fußbedeckungen enden in spitzen „Schnäbeln".

Das Licht fällt von der linken Seite (rechts vom Beschauer) in das Bild schräg hinein. Es trifft vor allem das unbekleidete Kind, das also hervorleuchtet und an den Spruch eines alten Marienbildes erinnert:

In gremio matris lucet sapientia Patris.
„Auf der Mutter Schoße strahlt des Vaters Weisheit."

Dann hebt das Licht besonders den Kopf Marias und das Haupt des ältesten Königs hervor. So wird Jesus mit seiner Mutter durch die Wirkung des Lichtes und der Farbe zum Mittelpunkte des Ganzen. Neben diesen werden Melchior und Kaspar, weiterhin Ursula mit ihrer vornehmsten Begleiterin, anderseits Gereon mit Gregorius und die in den ersten Reihen Stehenden beleuchtet. Dann folgt eine dunklere Schicht mit den farbigen Kleidungsstücken und weniger erhellten Köpfen. Oben schließt sonniger Goldgrund mit goldenem Maßwerk das Bild ab. Um aber den Goldgrund zu gliedern, ihm die Einförmigkeit zu nehmen, treten zu dem Maßwerk nicht bloß sechs schwalbenartig geformte, blau bekleidete Engelchen hinzu, sondern ragen auch die fünf Banner mit ihren langen, bewegten Zipfeln in die Luft. Die erste Fahne der Könige ist dunkelblau, die folgende dunkelrot, die letzte hellblau.

Bei der Hauptfigur, der Gottesmutter, gibt der faltenreiche, über den grünen Boden herabfallende blaue Mantel die feste Umrahmung des unbekleideten und hell hervortretenden Kindes. Zur Rechten Marias ist das reich gemusterte Oberkleid Kaspars, des ältesten Königs, karminrot. Es wird herausgehoben durch das grüne Oberkleid seines dicht neben und hinter ihm stehenden Turbanträgers. Links ist Balthasars Oberkleid (eine sog. Glocke) grün, sein Unterkleid rot. Diese Farben halten also jenen des Melchior und seines Turbanträgers das Gleichgewicht. An den Ecken

des Mittelstückes ist der junge Ritter, welcher aus dem Flügel heraustrat und sich vor Aetherius, seinen Herrn, stellte, in hellen Farben gekleidet; er hat ein weißes Kleid mit grauen Schatten. Ihm gegenüber in der Ecke zur Linken Marias ist der Mantel des Fahnenträgers mit hellem Karmin gefärbt. So klingt das Mittelbild nach beiden Seiten hin in hellen Tönen aus.

Manche Kritiker haben sich daran gestoßen, daß die Ritter mit gespreizten Beinen in ziemlich steifer Haltung nebeneinander stehen. Diese gepanzerten Herren konnten sich aber nicht wie unsere Soldaten stellen und die Füße fein nebeneinander halten, weil sie schwere Harnische tragen, die sie zwingen, bei längerem Verweilen eine breitere Stütze für die Last zu suchen. Ihre Haltung ist sicherlich diejenige, welche damals als militärisch galt und welche durch die Verhältnisse wohl begründet war. So ist auch die Art des Auftretens der Jungfrauen bei der hl. Ursula sicher die durch die damalige Mode geforderte. Ursula ist als bescheidene Braut, Aetherius als liebevoller Bräutigam charakterisiert, Ursulas erste Begleiterin als vornehme Hofdame, die in ruhigem Selbstbewußtsein vor Fürsten zu erscheinen gewohnt ist und mit Teilnahme beobachtet, wie das Kind den ältesten König segnet. Hinter ihr schauen artige, eben in die große Welt eingetretene Hoffräulein in reicher Tracht schalkhaft oder neugierig oder andächtig hervor. Alle freuen sich, an der feierlichen Huldigungsszene Anteil nehmen zu dürfen.

Marias Krone ist nicht diejenige der Königinnen, sondern die einer Kaiserin. Auf ihrer Spitze erhebt sich nicht ein Kreuz wie bei andern Kronen dieser Art. Die Taube des Heiligen Geistes hat dessen Stelle eingenommen. Ein Kreuz hätte ja auch darauf noch nicht gepaßt, während die Taube einen geistreichen Hinweis auf die Jungfrauschaft der Mutter bietet. Diese Taube hält überdies im Schnabel einen Perlenring, um anzudeuten, daß Maria die auserlesene Braut des Heiligen Geistes ist. Sie breitet die Flügel aus, weil sie zu dieser Jungfrau vom Himmel kam, um sie zu überschatten. Auf Marias Jungfrauschaft bezieht sich auch die kostbare Agraffe auf deren Brust, worin eine Jungfrau das in ihren Schoß geflüchtete Einhorn liebkost [1]. Hinter dem Sitze der Gottesmutter halten zwei Engel ein Tuch, das diesen Sitz als Thron kennzeichnet. Vier andere Engel schweben, wie gesagt, in der goldigen Luft. Über dem

[1] Vgl. Die Jagd des Einhorns. In dieser Zeitschrift XLIII (1892) 66.

Haupt Christi glänzt der Stern, welcher die Könige nach Bethlehem führte. Er steht nicht in der Mitte des Bildes, nicht über Maria, sondern etwas nach rechts, weil das Kind auf dem rechten Knie der Mutter sitzt.

Das Ganze ist also kein Geschichtsbild, sondern ein Glaubensbekenntnis des Kölnischen Magistrats. Er will seine Heiligen: Ursula und Gereon mit ihrem Gefolge, die drei Könige und Maria, ehren, damit diese die Bürger zu Christus führen. Jesus ist des Bildes Mittelpunkt. Es drückt darum das in Farben aus, was damals der Hymnus der Kölner Kirche am 23. Juli, dem Feste der Übertragung der Könige, sagte[1]:

Reges olim peregrini Ornant urbem Constantini, Allatis corporibus.
Tandem inde sunt translati, Commendati civitati, Cui nomen Ambrosia.
Ter inventos, ter translatos, Dei nutu sibi datos Colit hos Colonia.
Ortus dedit occidenti, Quod tres reges ter inventi Excolunt Coloniam.
Nunquam locum mutaturi, Nec, ut olim, reversuri Sunt per viam aliam.
Colunt reges propter regem, Summi regis servent legem Coloni Coloniae.
Horum in fide sumus rivi, Hi sunt fontes primitivi, Gentium primitie.
Tu nos ab hac, Christe, valle Duc ad vitam recto calle Per horum suffragia.
Ubi patris, ubi tui Et amoris sacri frui, Mereamur gloria.

„Die Könige, welche einst als Pilger ins Heilige Land zogen, zierten Konstantins Stadt, in die man ihre Gebeine brachte. Später wurden sie von dort übertragen und der Stadt anvertraut, welche dem hl. Ambrosius ihren Namen verdankt. Dreimal wurden ihre Überreste gefunden, dreimal übertragen; jetzt hat Gottes Macht sie der Stadt Köln geschenkt zur Verehrung. Das Morgenland schenkte sie dem Abendland, so daß die drei dreimal gefundenen Könige jetzt Köln ehren. Sie werden ihren Wohnsitz nicht wiederum ändern, nicht wie einstens auf einem andern Wege heimkehren. Kölns Bürger ehren diese Könige wegen des königlichen Sohnes des höchsten Königs. Wir gleichen durch den Glauben gleichsam Bächen, deren Urquellen sie, die Erstlinge der Heiden, sind. Christus, führe du uns aus diesem Erdentale auf rechten Wegen durch ihre Fürbitte zum (ewigen) Leben, wo wir gewürdigt werden, die Herrlichkeit des Vaters, die deine und die der heiligen Liebe (der dritten Person) zu genießen."

Wird das dreiteilige Bild geschlossen, so zeigt die äußere Seite der Flügel die Verkündigung, d. h. das Geheimnis der Menschwerdung Jesu Christi, den die Könige anbeteten. Dies Geheimnis vollzieht sich nicht, wie in italienischen Bildern jener Zeit, in einer offenen Halle, einer Veranda, sondern in einer Wohnstube. Im warmen Italien empfängt man Boten und Besuche im luftigen Anbau der Wohnung, im kälteren Deutschland im Innern des Hauses.

Der Maler dachte sich den Verlauf der Sache also: Maria hatte sich am Tage der Verkündigung in ihre Kammer zurückgezogen und auf

[1] Missale Coloniense, 1514.

eine Bank gesetzt, vor der ihr Betschemel stand. Sie öffnete die Türe in dessen unterem Teile, nahm die Heilige Schrift heraus, einen schweren Folianten, und las in ihr die Prophezeiung des Isaias von der Jungfrau, die Gottesmutter werden solle. Neben ihr stand eine Vase mit einer Lilie, das Bild ihrer Reinheit. Sie schloß das Buch, bezeichnete jene Stelle durch einen Lesezettel und legte es neben dem Betschemel auf die Erde. Dann erhob sie sich von ihrem Sitze, um knieend zu betrachten und mit Hilfe eines zweiten vor ihr aufgeschlagenen kleineren Buches zu beten. Da nahte sich durch die Türe von der andern Seite der Kammer her der Engel Gabriel. Er war gekleidet als Diakon, trug eine weiße Albe und einen Chormantel, auf dessen breiter Borte anbetende Engel gestickt waren und den eine große Schließe auf der Brust zusammenhielt. In der Hand hielt er einen von Gold und Kristall gebildeten zepterähnlichen Stab, der ihn als Boten und als Fürsten des Himmels kennzeichnete. Maria wendete das Haupt zu ihm zurück ohne vom Knieschemel aufzustehen. Er aber kniete hin auf ein Knie und hielt ihr, wie andere Boten damals zu tun pflegten, eine Urkunde entgegen, an der ein Siegel hing, worin seine Beglaubigung sowie der Inhalt seiner Botschaft verzeichnet war. In Gottes Auftrag begann er: Ave, gratia plena, Dominus tecum! Staunend und fragend erhebt Maria eine Hand. Sie vernimmt die ganze Botschaft und Gottes Antrag, willigt ein, und die Taube des Heiligen Geistes steigt auf sie herab, um sie zu überschatten.

Das ist der Inhalt des Bildes. Der Maler hat sich zu dessen Darstellung zuerst einen für die Farbenwirkung sehr dankbaren Hintergrund dadurch geschaffen, daß er die ganze hintere Wand mit einem kostbaren Teppich aus Goldstoff mit dunkeln Blättern und Blumen bedeckte. Vor ihm heben sich die beiden einfach gekleideten Gestalten wirkungsvoll ab. Des Engels dunkelrotes Pluviale stimmt prächtig zu dem Teppich. Einen Flügel hat er noch erhoben, weil er eben vom Himmel sich niedersenkte. Bei diesem sieht man die Federn der dunkelbraunen Oberseite; beim andern, der gesenkt ist, weil der Engel hinkniete, die mattweißen Federn der inneren Seite. Maria hat rotgoldenes, lang herabwallendes Haar und einen weißen, bläulich schattierten Mantel über einem wenig hervortretenden dunkelblauen Kleide. Sie kniet hier als jungfräuliche Braut, in einfacher aber vornehmer Tracht, in einem stillen, kleinen Gemach, während sie im Hauptbilde im Glanze himmlischer Verklärung als Königin der Heiligen, als Kaiserin der Welt und Mutter Gottes thront. Die Verkündigung

ist gleichsam die Eingangshalle der Menschwerdung, die im Hauptbilde dargestellte Szene das lichte Chor in seinem höchsten Feiertagsglanze.

Kölns Rat war hocherfreut über das seine Erwartungen übersteigende Meisterwerk; denn so etwas hatte man in der Stadt, ja am ganzen Rheinstrom bis jetzt nie geschaut. Um das Bild zu heben, ließ er im Jahre 1501 hinter und neben dessen Rahmen kostbare Vorhänge von rotem, weiß gemustertem Damast für die Festtage und ebenso große von 16 Ellen, die aber fast nur ein Achtel der ersteren kosteten, für die gewöhnlichen Tage anfertigen. Beide waren in Rot und Weiß gehalten, weil sie so zum Bilde paßten und die Stadtfarben zeigten. Wie sehr das Bild gefiel, beweisen zahlreiche Kopien. Wir finden solche bereits in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in dem feinen Gebetbuch zu Darmstadt, das wohl von den Kölner Fraterherren geschrieben und mit Miniaturen versehen wurde[1]. Auch später fand es noch häufig Freunde, die es so genau nachahmen ließen, als die Maler ihrer Zeit es vermochten.

Es hat in Köln einen Umschwung veranlaßt und dem siegreichen Eindringen der Niederländer die Wege bereitet. Von nun an werden auch zu Köln in fast allen Szenen des Neuen Testamentes die Nebenfiguren vermehrt, besonders bei der Anbetung der Könige, der Beschneidung, Opferung im Tempel, der Kreuztragung und Kreuzigung usw. Freilich kam diese Vermehrung nicht unvermittelt. Schon in der altchristlichen Kunst und in den Miniaturen des Mittelalters erscheint Christus selten allein. Um seine Würde zu zeigen, wird er meist von wenigstens zwei Aposteln begleitet. Auch Maria hat nicht selten eine „Magd" als Begleiterin. Die Bilder wurden durch das Eintreten der begleitenden Personen reicher und glänzender, sie verloren aber an innerem Gehalt. Nach und nach gewann der äußere Pomp die Oberhand. Die heiligen Personen, welche den Kern bildeten, den Kristallisationspunkt, traten mehr und mehr zurück im Gewühl der Umgebung. Das zeigt sich zuerst in den Passionsszenen, in Weihnachtsbildern mit Hirten, die tanzten vor großer Freude, später am meisten in Darstellungen der Hochzeit von Kana.

Im Jahre 1520 kam Dürer nach Köln und zahlte zwei Weißpfennige, damit man ihm „die Tafel aufsperre, die Meister Steffan zu Köln

---

[1] Zeitschrift für christliche Kunst 1905, 33 f. Sehr schöne, unmittelbar nach dem Original gemachte Aufnahmen hat Kühlen jüngst hergestellt und in drei Größen als Lichtdrucke in den Handel gebracht. Vgl. diese Zeitschrift LXXII (1907) 355.

gemacht" habe. Diese seine Notiz ist das erste und einzige sichere Zeugnis, welches über den Namen des Meisters des Dombildes bekannt ist. Ohne sie würde man ihn nicht kennen. Weiteres vernehmen wir über Meister Stephan von einem Zeitgenossen Dürers, Matthias Quad. Er erzählt, einige der Ratsherren, welche Dürer die Tafel zeigten, fragten ihn: „Was deucht euch davon?" Dürer konnte vor großer Verwunderung seine Gedanken nicht aussprechen. Da sprachen die Herren: „Der Meister ist allhier im Spital gestorben." Sie achteten ihr Handwerk und ihre Zunft, welche sie im Rate vertraten, höher als Kunst, welche nichts einbringe, und wollten „heimlich dem Dürer (der bei Maximilian I. in Gunst stand) einen Stich geben, und arme Phantasten, welche sich ihrer Kunst freuten und sich derentwegen achteten, daran erinnern, ein wie erbärmliches Leben sie führen müßten". Dürer aber antwortete: „Ei, des mögt ihr euch wohl rühmen! Es wird euch eine feine Ehre sein, von einem solchen Meister übel zu reden und auf ihn also verächtlich und elendiglich hinzuweisen, durch den ihr einen rühmlichen Namen hättet erwerben können."

An fünfzig Jahre später (1568) wurde das Bild durch Arnold Bruyn „repariert". Er war der älteste der drei Söhne des berühmten Bartholomäus Bruyn und wiederholt Ratsherr der Stadt. Als Lohn wurden ihm 40 Taler versprochen[1]. Aldenhoven meint, jene „Reparation" sei nötig gewesen, weil das Werk „wahrscheinlich durch Feuchtigkeit und Kerzendunst gelitten habe". Da indessen mehr als hundert Jahre nach Vollendung des Bildes zu Köln ein weit höher entwickeltes Können und Verständnis für Naturtreue herrschte, und da die Familie Bruyn berühmt war wegen ihres Geschickes in Herstellung von Porträts, dürfte der Maler die Gesichter überarbeitet haben. Man darf, ja muß dies aus zwei Gründen annehmen, einmal weil man damals überhaupt keine Idee hatte von dem, was wir heute unter „stilgerechter und gewissenhafter Restauration" verstehen. Jedem Teile eines Bauwerkes gab man bei einer Wiederherstellung die zur Zeit der Erneuerung üblichen Formen. Dasselbe System dürfte auch hinsichtlich anderer Kunstwerke angewandt worden sein. Zweitens wissen wir genau, wie Lorenzo di Credi 1501 zu Fiesole das von Fra Angelico gemalte Bild des Hochaltares von San Domenico änderte. Statt des einfachen Goldgrundes gab er ihm einen neuen Hinter-

[1] Firmenich-Richartz, Kölnische Künstler, Düsseldorf 1895, Sp. 127. Aldenhoven, Geschichte der Kölner Malerschule, Lübeck 1902, 171.

grund mit Bogenstellungen und einer weiten Landschaft. Francesco Mariani „restaurierte" ebendaselbst ein den Gekreuzigten darstellendes Wandbild und fügte, wie manche glauben, zu Füßen des Herrn die anbetende Gestalt des hl. Dominikus bei, der im Kloster San Marco zu Florenz so oft vor dem Kreuze kniet. Wie Dürers Paumgartner-Altar in München restauriert wurde, ist bekannt.

Georg Braun lobt 1572 das von Bruyn in neuem Glanze hergestellte Triptychon in seinem Städtebuch, indem er schreibt: „Es ist mit solcher Kunst vollendet, daß vortreffliche Maler es mit Freuden betrachten." An hundert Jahre später (1645) bemerkt Gelenius in seinem bekannten Werke über „Kölns wundersame Größe" bei Behandlung der „Kapelle Unserer Lieben Frau in Jerusalem": „Das Gemälde des Hauptaltars pflegt wegen seines Rufes und seines anerkannten Kunstwertes Kenner nach Köln zu ziehen, welche es bewundern."

Von da an hören wir nichts mehr von dem Bilde. Daß das 18. Jahrhundert es nicht beachtete, ist leicht verständlich.

Die französische Revolution zerstörte in Köln nach Kräften alle Erinnerungen an alte Größe und ehemaligen Glanz. Bibliotheken, Archive und Kirchen leerte sie aus. Was Vertretern der Gewaltherrschaft begehrenswert schien, wurde mit Beschlag belegt und nach Paris gesandt, das übrige verschleudert, verkauft und in die Ecke geworfen. Der ehedem vor jeder Stadtratssitzung in der Ratskapelle gefeierte Gottesdienst war aufgehoben, ihr Patriarch, der Ratskaplan, verabschiedet. Professor Wallraf [1] hatte aber veranlaßt, daß das Altarbild in ein abgelegenes Gewölbe gebracht und so vor Zerstörung oder Verschleuderung gerettet wurde. Als bessere Zeiten nahten, wurde es 1804 in einem der Säle des Rathauses wieder aufgestellt. Sulpiz Boisserée vernahm es und eilte mit Friedrich Schlegel hin. Beide konnten „die Herrlichkeit und Eigentümlichkeit des ganz ausgezeichneten Bildes nicht genug bewundern". Schlegel gab in der Zeitschrift Europa „das rühmlichste Zeugnis von dem wahrhaft begeisternden Eindruck, den dies Meisterwerk auf ihn machte" [2].

Er sagt unter anderem:

„Ein wunderbarer Fleiß der Ausführung und die strahlende Farbenpracht sind in diesem Bilde von einer Vortrefflichkeit, wie es auch auf den besten alt-

---

[1] Sulpiz Boisserée I, Stuttgart 1862, 29.

[2] Abgedruckt in Friedrich v. Schlegels Sämtliche Werke VI², Wien 1846, 155 f.

deutschen Gemälden in dem Grade nur äußerst selten gefunden wird. Man sieht, daß jene Zeit das Köstlichste und das Höchste in diesem Bilde aufbieten wollte, was sie vermochte. Es ist mit größter Liebe entworfen; aber es ist auch entworfen im Geiste und unter der Begünstigung der göttlichen Liebe. Es ist noch etwas darin, was man in den Gemälden jener drei Künstler (Dürer, Holbein und van Eyck) doch nicht fühlt; die Blüte der Anmut ist diesem beglückten Meister erschienen, er hat das Auge der Schönheit gesehen, und von ihrem Hauche sind alle seine Bildungen übergossen. So allein, wie Angelico unter den Älteren, oder Raffael, der Maler der Lieblichkeit, unter den Neueren, ist dieser unter den Deutschen. Er hat die himmlische Phantasie des einen und die hohe Schönheit des andern."

Schlegel lobt dann „die königliche Hoheit der etwas mehr als lebensgroßen" Gestalt Marias und „die ganz überirdische, idealische Schönheit des Angesichts, die demutvolle Neigung des gleich der Sonne in Milde leuchtenden Hauptes und des Auges. Auch die Hände, die auf ganz alten Bildern oft etwas schwach erscheinen, sind, wie sie nur bei den besten Malern gefunden werden". Dann gibt er eine poetische Beschreibung des Ganzen.

I. Das Mittelstück.

„Ein goldner Glanz liegt blendend aufgeschlossen,
Maria sitzt auf hohem Himmelsthrone,
Ihr Haupt umziert die demantreiche Krone,
Von reinem Blau des Mantels weit umflossen.

„Und zarte Blümlein sind dem Grün entsprossen,
Wo vor der heil'gen Jungfrau und dem Sohne
Die Könige, gelangt aus ferner Zone,
Voll Inbrunst knien, in Andacht hingegossen.

„Fromm reichen sie des Orients reiche Gaben,
Des Goldes Zier, der Myrrhen süßes Düften,
Dem Kinde, hohen Ernstes voll, erhaben.

„Und wie die Männer dort in Einfalt schauen,
Die Englein jubilieren in den Lüften,
Blüht Hoffnung auf und seliges Vertrauen.

II. Linker Flügel.

„Wer naht in mut'ger Zuversicht dem Orte;
Gerüstet, stark, als ob ihn Siegs gemahne,
Das Kreuz goldflammend in azurner Fahne,
Freudig im Geist, vertrauend fest dem Worte?

„Sankt Gereon, der Tapfern Licht und Horte,
Enteilend frei des Todes düsterm Wahne,
Tritt hier getrost auf lichter Himmels Bahne,
Voran der glaubend folgenden Kohorte.

„Mutvoll und freudenvoll, getreu und sinnig,
Vertrauend so dem Tode wie dem Leben,
Seht hier die Heldenbilder vor'ger Zeiten!

„Nicht Marter, nicht der Tod macht die erbeben,
Die treu vereint, als Brüder fest und innig
Im Glauben zu Marias Throne schreiten.

III. *Rechter Flügel.*

„Im königlichen Schmucke, reich umgeben
Von holder Jungfrau'n auserles'nen Scharen,
Vom Todespfeile frei und von Gefahren,
Erscheint *Sankt Ursula* im klaren Leben.

„Sie nahet demutvoll, doch ohn' Erbeben!
Der *Jüngling*, den wir neben ihr gewahren,
Von Engels Angesicht, mit goldenen Haaren,
Wohl dürfte nach der heil'gen Braut er streben.

„Mit zarter Sorge schaut er auf sie nieder;
Er hat den Martertod mit ihr gelitten,
Findet mit ihr an Gottes Thron sich wieder.

„Und in der Farbenpracht, in Liebesgrüßen,
In ew'ger Schönheit Fülle, zarten Sitten,
Führt sie die Liebe zu Marias Füßen."

Selbst *Goethe*[1] wurde von Schlegel zur Wertschätzung des Bildes bewogen. Er sagt:

„Die mittlere Tafel stellt die Anbetung der heiligen drei Könige vor, die Seitentafeln aber zeigen die übrigen Schutzheiligen der Stadt, ritterlich und jungfräulich, kühn und bescheiden, fromm alle miteinander." Er erwähnt dann, daß der „Leutnant Raabe die Mittelgruppe in Miniatur höchst befriedigend nachgebildet" hat und der Maler Beckenkamp sich immerfort mit Kopien (dieses und anderer altdeutschen Gemälde) beschäftigt, „die sogleich ihre Liebhaber finden". Später, im Jahre 1816, nennt er es ein „vorzügliches Werk" und findet, daß „die Nachbildung menschlicher Gesichter" in dem Dombilde zu Köln „auf das bewunderungswürdigste hervortritt, wie es denn überhaupt als *die Achse der niederrheinischen Kunstgeschichte* angesehen werden kann". „Die Achse, worauf sich die ältere niederländische (?) Kunst in die neue dreht."

Er wie Schlegel und andere bezogen die Nachricht der Limburger Chronik über einen Meister Wilhelm von Köln, der sich durch Porträtierung ausgezeichnet habe, auf dies Bild, schrieben es darum diesem *Meister Wilhelm* zu. Dürers richtige Angabe war vergessen. Mit dieser irrtümlichen Zuweisung verbanden sie

[1] Kunstschätze am Rhein: Werke XX, Stuttgart 1851, 377–380; Ueber Kunst und Alterthum I, 1, Stuttgard 1816, 163 f.

ein anderes Versehen; denn sie lasen nach Wallraf vier rätselhafte Zeichen auf der Außenseite, in den Fliesen des Verkündigungsbildes, welche den Buchstaben MNOX gleichen, als Jahreszahl: 1410.

Das Bild war indessen am Dreikönigstage des Jahres 1810 in die Agneskapelle des Domes gebracht worden, jetzt steht es in dessen Michaelskapelle. Die Stadt benutzte ihre Ratskapelle nicht mehr zum Gottesdienst; denn vor den Ratsversammlungen zu beten, war nicht mehr zeitgemäß. Ein städtisches Museum bestand nicht. Man wußte in der aufgeklärten Zeit nicht, was man im Rathause damit anfangen sollte. Es war berühmt geworden, und so freute die Stadt sich, im Dome eine Stelle dafür zu finden. Spätere Versuche, es zurückzuerhalten, scheiterten, weil es hingeschenkt war und der Dom auf verjährten Besitz hinweisen konnte.

Die Übertragung in den Dom zeigte, daß eine Reinigung und Erneuerung nötig sei. Maler Maximilian Fuchs wurde damit beauftragt. Er war damals in Köln ein gesuchter „Bilderrestaurateur". Da aber selbst die Boisserées ihre kostbaren alten Bilder frisch aufputzen und stärkere blaue, rote und grüne Töne hineinsetzen ließen, darf man von der Wiederherstellung nicht das erwarten, was heute ein tüchtiger Restaurator leisten würde. Aldenhoven urteilt als bester Kenner also:

„Jedenfalls ist das Bild einmal stark abgerieben (worden). Dadurch ist die Modellierung der Gesichter hier und da geschädigt, vor allem in den feinen grauen Tönen um die Augen. Hier mag Arnold Bruyn schon nachgeholfen haben. Am meisten gelitten haben die Frauengestalten auf dem Ursulaflügel. Gut erhalten ist der Lockenkopf mit dem Rosenkranz. Hier ist auch das rote Kleid der Heiligen stark verputzt, während im übrigen Gewänder und Rüstungen standgehalten haben. Unversehrt ist kein Teil des Werkes geblieben, die ganze rechte Hälfte des Mittelstückes ist mit Rissen bedeckt. Wie stark selbst der Gereonsflügel geputzt ist, sieht man an dem Schwertträger rechts (Gregorius), dessen Hand die dunkle Rüstung durchscheinen läßt. Hie und da sind einige kleine Retouchen angebracht, wirklich restauriert ist nur der Kopf des greisen Königs und der Teppich hinter der Jungfrau. Die Vorderseite der Flügel ist ebenfalls mit feinen Löchern übersät. Das Kleid der Jungfrau und der Mantel des Engels sind verdunkelt, bei diesem Hände und Füße übermalt."

Wallraf [1] fügt bei, Fuchs habe die „Beschädigungen geheilt und dem Bilde die alte Sauberkeit samt einer neuen Vergoldung seiner Zieraten"

[1] Ausgewählte Schriften, Köln 1861, 295 f. Abgedruckt bei A. E. d'Hame, Historische Beschreibung der berühmten Hohen Erz-Domkirche zu Cöln, Cöln 1821, 185 f, dann bei Merlo, Nachrichten von dem Leben und den Werken Kölnischer Künstler, Köln 1850, 445 f.

wiedergegeben. Nur wer die unerreichbaren Feinheiten der Vergoldungen des 15. Jahrhunderts kennt, vermag zu ermessen, wie viel diese neue Vergoldung geschadet habe.

Wallraf gibt dann eine sehr eingehende Beschreibung des Ganzen, in der sich manche beachtenswerte Bemerkungen finden. Er hebt hervor, Schlegel habe über die Außenflügel nicht berichten können, „weil sie zu seiner Zeit noch im Unstande waren". Wenn er mit Recht hervorhebt, bei der Verkündigung seien die Gewänder sehr weit ausgedehnt, so daß sie gleich Schleppen den Boden weithin bedeckten, während sie im Innern weit maßvoller behandelt seien, so liegt der Grund darin, daß eben bei der Außenseite eine weite Fläche mit nur zwei Gestalten zu füllen war, die also ausgedehnt werden mußten, während im Innern die Menge der Darzustellenden zu Raumersparnis drängte. Daß die Außenseite weniger sorgfältig bemalt erscheint, kommt wohl schon daher, daß sie für den Maler eben nicht die Hauptsache war, mehr aber wohl noch von der Restauration, die freilich durch den Verfall veranlaßt war. Das Bild war meist geschlossen, darum mußte die Außenseite mehr dem Verderben ausgesetzt sein.

Auf die aus starken Brettern zusammengesetzten Tafeln hat der Meister vor Beginn der Malerei ein Leintuch geklebt, das er weiß gründete, glättete und vergoldete. Die Nimben, Geräte u. dgl. sind aufgelegt, geformt, eingeschnitten oder eingegraben. Oft sind mit Stiften Buchstaben, Blätter, Blumen und Fäden eingepreßt, besonders in den gemusterten Sammetstoffen. Der blaue und goldene Teppich hinter der thronenden Gottesmutter ist gemustert mit Blumen und Turteltäubchen, also nicht ohne symbolische Bedeutung.

Das Kind tastet nicht, wie auf andern Bildern, „mit kindischer Gier in einen schönen Topf hinein", um einige der glänzenden Goldstücke zu erfassen, während die Mutter seine Hand führt und unterstützt, sondern sitzt würdevoll auf dem Schoße Marias, und erhebt nachdenklich die Rechte, um den ältesten der Weisen zu segnen. Ein reiner Geist hat bei der Schöpfung des Bildes gewaltet und hat nur das Höchste und Heiligste zum Inbegriff einer poetischen Vorstellung dieser biblischen Geschichte herausgehoben, um es zu einem Bilde für den rein christlich ästhetischen Denker zu machen. Welchem Anschauer dieser Verstand und dieser Sinn abgeht, der kann sich dennoch immer an dem Glanze der kostbaren Farben, an der kunstvollen Nachahmung der alten prächtigen Kleiderstoffe, an der festen, schön bestimmten Zeichnung der Falten selbst und an vielen vortrefflichen, der Natur entstohlenen Gesichtsbildungen, überhaupt aber an der reinen Heiligkeit der ganzen Vorstellung weiden.

Maria ist im Verhältnis zu den übrigen Heiligen „schlicht und einfach" gekleidet. Zwar trägt sie die reiche, symbolisch hochbedeutsame Kaiserkrone mit der Taube, einen prächtigen Brustschmuck mit dem Einhorn, aber kein Halsgeschmeide, kein gemustertes Kleid, einen einfarbigen, freilich mit Hermelin umsäumten Mantel. Aber wie das Jesuskind durch den Mangel

jeder Kleidung zum lichten Mittelpunkt des Ganzen wird, so sehen wir der Mutter Gestalt gehoben durch die festen, großen Farben ihrer Gewandung. Blumen und zarte Pflanzen erheben sich in paradiesischer Frische vor ihren Füßen und breiten sich dichtgedrängt aus bis in die Flügel, um dort zuerst nur mehr vereinzelt zu erscheinen und zuletzt vor dem kahlen Erdboden zu verschwinden.

Wallraf konnte sich mit der Zuweisung des Bildes an Meister Wilhelm nicht befreunden. Er fand auf der Scheide des krummen Säbels des Standartenträgers beim zweiten König merkwürdige Buchstaben. Es sind Ornamente, wie sie im 15. Jahrhundert von Malern sehr häufig in Buchstabenform hingesetzt wurden, ohne daß sie einen Sinn geben sollten. Aber er glaubte, in ihnen den Namen des Malers Philipp Kalf gefunden zu haben, nachdem „die beschwerliche, tiefe Reinigung von dem dick eingefressenen Unrate von dem geschickten Fuchs mit jedem, nur auf Öl unschädlich wirkenden Reinigungsmittel scharf und kühn (!) angegriffen worden ist“[1]. Schon De Noël[2] und Merlo wiesen diese Zuschreibung an einen Kalf ab. Letzterer griff 1850 mit Recht zurück auf die von Dürer gegebene Nachricht, das Bild sei von einem Meister Stephan gemalt. Er forschte weiter in den Kölner Archiven und war so glücklich, reiche Nachrichten über den Meister zu finden, wodurch dessen Lebenslauf klargestellt wurde. Im Jahre 1852 konnte er[3] mitteilen, die als 1410 gelesenen Schriftzeichen bei der Darstellung der Verkündigung müßten anders gedeutet werden; denn Meister Stephan sei erst mehrere Jahrzehnte später aus Meersburg bei Konstanz nach Köln gekommen. Sein Vater hieß Georg, seine Mutter Adelheid (Alhet). Sie waren vermögend und 1451 gestorben. Seinen Zunamen las Merlo in den Handschriften: „Loethner“, „Lothener“ oder „Loythener“. Später fand er aber mit Hilfe anderer, daß zu lesen sei: „Loechner“, „Lochener“ oder „Loychener“. Seitdem ist der Name „Stephan Lochener“ als der richtige allgemein angenommen worden.

Stephan erscheint in den Kölner Urkunden und Büchern zuerst 1442; denn in diesem Jahre kaufte er mit seiner Frau die Hälfte des „Roggendorp“ genannten Hauses an der Stelle, welche heute als „Große Budengasse Nr 13“ bezeichnet wird. Am 28. August 1444 verkaufte er dies

---

[1] Wallraf a. a. O. 325.
[2] Der Dom zu Köln, Köln 1834, 64 f.
[3] Die Meister der altkölnischen Malerschule, Köln 1852, 110 f.

Besitztum und erwarb bei St Alban zwei „zum kleinen Carbunckel“ und zum „alden Gryne“ genannte Häuser (heute „In der Höhle Nr 28“). Dort wohnte 1452 der Maler Hans von Memmingen, 1508 der Maler Johann Voes, 1533 Bartholomäus Bruyn der Ältere, später arbeiteten in dieser Wohnung des letzteren Söhne Arnt und Bartholomäus. Arnold war es, der 1568 wohl in dieser Behausung das mehr als hundert Jahre vorher dort gemalte Dombild restaurierte. Das Haus muß also einen hellen großen Raum gehabt haben, der sich in besonderer Art zum Maleratelier eignete.

In den Jahren 1447 und 1450 wählte die Malerzunft ihr Mitglied Stephan Lochner zum Ratsherrn. Aber das Glück war ihm nicht günstig. Er mußte Schulden machen und starb um die Wende des Jahres 1451 an der in Köln herrschenden Pest, wahrscheinlich im Spital, in das man die Kranken brachte, um ihre Angehörigen und Nachbarn vor Ansteckung zu bewahren.

Wo Stephan Lochner das Malen gelernt hat, wissen wir nicht. Er muß aber lange vor der Entstehung seines Dombildes in Köln gearbeitet haben, weil seine Art sich an die vor ihm in Köln übliche eng anschließt. Wenn das Weltgericht des Kölner Museums sein Werk ist, muß er nach Vollendung der Kölner Lehrzeit in Italien gewesen sein. Dann möchte man glauben, er habe in Florenz die damals entstehenden Gerichtsbilder des Fra Angelico gesehen und studiert; denn Engel des Kölner Gerichtsbildes umarmen in so freundschaftlicher Weise Auserwählte und führen dieselben hinan zum Himmel, wie sie auf den Bildern jenes Dominikaners tun. Auch auf der linken Seite, wo Teufel die Verdammten ergreifen und wegschleppen, finden sich Züge, welche an Angelicos Gemälde erinnern und später von Michelangelo weiter entwickelt wurden. Stephan kommt im Dombild den italienischen Malern darin nahe, daß er die Könige nicht allein erscheinen läßt, sondern mit großem Gefolge, mit ihrem Hofstaate, was freilich auch die Niederländer taten. Ein großer Unterschied zwischen seiner Anordnung und jener der Italiener liegt jedoch darin, daß bei jenen in Nachahmung der liturgischen Verehrung des heiligen Kreuzes am Karfreitag die Könige und ihre Hofleute prozessionsweise sich nahen. Der erste küßt dort den Fuß des Kindes, der zweite kniet hin, um dasselbe zu tun, wenn der älteste aufgestanden und weggegangen sein wird. Der dritte steht noch aufrecht und wird hinknien, sobald der zweite ihm Platz machte, das Ge-

folge ordnet sich zu einer Reihe[1]. Meister Stephan läßt nicht nur zur Rechten und Linken der Gottesmutter einen König knien und die Hauptpersonen in Ehrfurcht und Andacht herumstehen, sondern benutzt auch das Zeremoniell der Huldigung eines Königs, welches um diese Zeit in Deutschland eingeführt war. Auch in den Niederlanden, besonders in Gent, muß Meister Stephan gewesen sein. Seine Verkündigung auf der äußeren Seite der Flügel und die enge Verbindung der Gruppen der hll. Ursula und Gereon auf den Flügeln mit den Gestalten des Mittelstückes dürften wohl, wie bereits gesagt, im großen Genter Altarbilde der van Eyck ihr Vorbild haben. Doch arbeitet Lochner anders als die Niederländer. Er sucht mehr als sie den Gesamteindruck, liebt nicht tiefe Räume oder Landschaften und ahmet die Natur nicht so sehr bis in die kleinsten Einzelheiten nach. Die im Schatten braun erscheinenden Gesichter modelliert er mit Rot, Grau und Weiß, die Hautfarbe an den Gelenken mit Braun und Weiß[2], aber ohne die peinliche Sorgfalt der van Eyck. Daß auch er kein Freilichtmaler war, sondern in einer Stube studierte und arbeitete, beweist sein Bild dadurch klar, daß man auf der Rüstung eines Ritters die Schatten des Fensterkreuzes erkennt. Er hat also bei der Ausführung Ritterrüstungen vor sich hingestellt, wohl jene der kölnischen Patrizier, vielleicht diejenigen der Bürgermeister Gothard von Wasserfaß (1440, 1443, 1446), Johann von Heimbach (1441, 1444) oder anderer.

Die hinter Gereon stehenden Ritter sowie fast alle in der dritten Reihe erscheinenden Köpfe sind viel dunkler, als sie im freien Lichte sein könnten. Sie sind wohl so sehr in den Schatten gekommen, weil der Maler die Gruppen in einer Kammer mit niedrigen Fenstern aufstellte und die dort entstandene Lichtwirkung als maßgebend annahm. Italiener, welche in freien Hallen malten, haben nie so tiefe Schatten auf ihre Bilder gebracht. Ihr Licht ist feiner und heller, ihre Arbeitsräume waren auch im Winter weiter und lichter.

Und was sagen nun die Modernen vom Dombilde? Alle bis dahin gegebenen Urteile Wallrafs und Boisserées, Schlegels und Goethes werden sie als beachtenswerte Zeugnisse für die vor hundert Jahren herrschende Kunstauffassung anerkennen. Noch Woltmann, Schnaase,

---

[1] Beissel, Fra Giovanni Angelico da Fiesole[2], Freiburg 1904, 49.

[2] Aldenhoven, Geschichte der Kölner Malerschule 172.

Aldenhoven und andere Kunstgelehrte loben das Bild begeistert. Aber echte Moderne sind weit herausgekommen aus romantischer Begeisterung für das Mittelalter und für altdeutsches Wesen aus der Zeit des alten, verschwundenen Reiches. Damals nannte Köln sich das heilige, „die treue Tochter der römischen Kirche“, es betrachtete sich als ein „vom heiligen römischen Reiche“ nie abzutrennendes Glied. Die Zeiten der Romantik sind vorbei! Mittelalterliche Legenden und „Mythen“ der Bibel von Königen, welche den Messias anzubeten kamen, darum als Erstlinge der Heiden hoher Verehrung würdig seien, sind keine Stoffe, an die ein moderner Maler mit religiöser Überzeugung herantritt. Wie die Wissenschaft ist auch die Kunst „voraussetzungslos“ geworden. „Rückständig“ ist, wer verlangt: „Kunstwerke sollen geschaffen werden im Dienste einer dogmatisch fest umgrenzten Auffassung des Christentums. Sie sollen aufgestellt werden zum Dienste derer, welche ein solches Christentum üben.“ Im Gegensatz zu solchen reaktionären Forderungen lautet der Grundsatz eines modern gebildeten Beurteilers: „So wenig als die Philosophie soll auch die Kunst erniedrigt werden zur Magd der Theologie. Die Religionswissenschaft hat sich zu richten nach der Weltweisheit, die Kunst nach unserer Lebensauffassung.“

Was bietet das Dombild jemandem, der solchen Grundsätzen huldigt? Aber wie viele junge Künstler kommen von der Akademie, wie viele junge Kunstgelehrte verlassen die Universität, ohne so zu urteilen, reden und schreiben nicht in diesem Sinne? Das Dombild bleibt auch für Moderne einer der Merksteine der Kulturentwicklung, eine „Achse“, worin die alte hieratische und noch sehr ungeschickte Behandlung menschlicher Gestalten und Gruppen aus stilistischer Gebundenheit sich löst, um überzugehen zu bewußter und erfolgreicher Nachahmung der Natur, des ewig gültigen Kanons der Schönheit. Das Auge des modern geschulten Malers vermißt jedoch im Dombilde alle Luftperspektive, alle feineren Übergänge des erleuchteten und beschatteten Äthers. Die Pflanzen seines Bodens sind nach seiner Ansicht zwar scharf gezeichnet nach der Natur, aber nicht lebensvoll. Die Falten der Gewänder sind gut stilisiert, geben aber nicht den wirklichen Fall der Stoffe, die Figuren sind nicht nach dem Akt gezeichnet, darum anatomisch unrichtig, die Hände nicht individuell. Die Gesichter bleiben, trotz alles Lobes, welches man ihnen spendete, weit von dem, was moderne Porträtierungskunst mit ihrer Individualisierung, ihrem Licht und Schatten leistet.

Auch der am meisten begeisterte Lobredner mittelalterlicher Gemälde wird, sofern er die Leistungen unserer Zeit kennt, gern zugeben, daß im Dombilde manches nicht auf der Höhe steht. Es ist eben ein Zeuge der stetig fortschreitenden Kunstentwicklung, muß beurteilt werden als Vertreter der Kunst seiner Zeit und seines Landes, als Spiegel der Lebensauffassung, der für Kölns beste und vornehmste Bürger um die Mitte des 15. Jahrhunderts maßgebend war.

Soll man derartige Bilder jetzt noch so malen und in katholischen Kirchen Deutschlands aufstellen? Werden sie dann dem Glauben und der Nationalität der Besucher entsprechen? Diese Kirchenbesucher sind nicht nur gläubige Christen, ja Katholiken, nicht nur Deutsche, wie es jene Kölner waren, die das Bild bestellten, wie es Meister Stephan Lochner war, der es vollendete. Sie sind Leute des 20., nicht des 15. Jahrhunderts. Jedes Jahrhundert hat seine Eigenart, gleichwie jeder Mensch seine Gestalt, seine Gesichtszüge, seine Beschäftigung oder Aufgabe hat, die ihn von andern unterscheiden. Archäologen mögen sich freuen, wenn sie den Stil und die Kennzeichen einer von ihnen bevorzugten Epoche wieder finden. Die große Mehrzahl der Menschheit will etwas, was soweit als tunlich und erlaubt, ihrem Kulturzustande entspricht. Im Dombilde muß man das Bleibende, das ewig Künstlerische unterscheiden von dem bei seiner Entstehung Zeitgemäßen. Zeitgemäß waren bei seiner Herstellung die Trachten, zeitgemäß wurden Zeichnung und Farbentönung gegeben, Perspektive und Lichtwirkung. Das alles sind Sachen, die in ewigem Wechsel sich ablösen wie steigende oder fallende Wellen oder Wogen des Weltmeeres. Es ändert sich alles um uns her, und jeder wechselt im Getriebe der Zeiten viele seiner Anschauungen. Wie das Wetter den Körper, so beeinflussen Mode und Zeitgeist die Phantasie. Alles, was im Dombilde nur für die Zeit um 1440 paßte, kann und sollte anders werden, wenn man heute denselben Vorwurf künstlerisch gestalten wollte. Aber im Dombilde steckt ein ewig unverwüstlicher Kern. Unwandelbar fest stehen die christlichen Ideen, der Geist katholischer Frömmigkeit, welche es beleben und den glänzenden Formen unschätzbaren Gehalt verleihen, weil sie in ihnen eine so kunstvolle Verkörperung erhielten. Für kirchliche Malerei, d. h. für Gemälde, welche auf Altären Platz finden und behaupten wollen, ist es ein hohes Vorbild. Nicht technisches Können ist die Hauptsache bei Entstehung eines religiösen Kunstwerkes, wie auch Vielwisserei nicht

das Wesentliche ist zur glücklichen Durchführung einer wissenschaftlichen Aufgabe. Der Geist ist es, der lebendig macht. Begeisterung für einen edeln Stoff muß den Pinsel leiten. Wo sie fehlt, erhalten wir zuletzt doch nur ein fades Machwerk. Auf einer Kunstausstellung mag es Bewunderer, in kritischen Referaten Lobredner finden, aber es vergeht mit der Mode, der es dient, mit der Stufe technischen Könnens, die es beweist. Nach einigen Jahren ist es wertlos geworden, wie ein Zeitungsblatt, um das alle sich rissen, weil es zuerst eine wichtige Tagesneuigkeit veröffentlichte. Wo idealer, wo vor allem christlicher Gehalt eine für seine Zeit treffliche Form füllte, da findet des Herrn Wort Anwendung: „Himmel und Erde vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“ Vieltausendjährige Erfahrung beweist immer von neuem, daß Religion die reinste Quelle und die treueste Hüterin der Kunstschätze ist. Sie hat die Hand des Lochner geleitet, das Gemüt der Bewunderer seines Meisterwerkes geläutert, die Erhaltung des Bildes gesichert, ihm einen Platz geschaffen im Dome, wo es eindrucksvoller wirkt als in jedem Museum.

Steph. Beissel S. J.

Kennzeichen des Volkswohlstandes.

Im dritten Buche seines Versuches über das Bevölkerungsgesetz sagt Malthus[1]: „Die Aufgabe[2], die sich Adam Smiths ‚Untersuchung' stellt, ist, ‚das Wesen und die Ursachen des Volkswohlstandes' [of the wealth[3] of nations] zu ergründen. Eine andere, noch interessantere Aufgabe, die er gelegentlich damit vermischt, betrifft die Ursachen, welche das Glück und das Wohlergehen [the happiness and comfort] der in jedem Volke die zahlreichste Klasse bildenden niedern Volksklassen berühren. Diese beiden Gegenstände sind unzweifelhaft eng miteinander verknüpft; aber das Wesen und die Ausdehnung dieser Verknüpfung und die Art und Weise, in welcher steigender Wohlstand [increasing wealth] auf die Lage der Armen wirkt, sind nicht mit genügender Korrektheit und Genauigkeit geschildert." Malthus widerspricht insbesondere der Auffassung Smiths, daß jede Zunahme des Volkskapitals oder -einkommens darauf hinwirke, die Nachfrage nach Arbeitskräften zu steigern, die Lage der niedern Volksklassen zu heben. Wie dem immer sei, an dieser Stelle kommt nur in Betracht, was Edwin Cannan ausspricht[4]: „Für einen Ökonomisten der Gegenwart wäre es unmöglich, Malthus' Bemerkung zu wiederholen, daß Adam Smith Wesen und Ursachen des wealth of nations mit den Ursachen des Glückes und Wohlstandes der unteren Klassen der Gesellschaft vermische", daß also Smith seinen eigentlichen oder vornehmlichsten Gegenstand, the professed object, gewissermassen verlasse, indem er sich mit der Wohlfahrt der niedrigen Klassen beschäftige.

---

[1] Übersetzung von Stöpel (1879) Buch 3, Kap. 13, S. 584 ff. Essay[8] 367 f.

[2] "The professed object".

[3] Wealth bedeutete zur Zeit A. Smiths nicht die Wohlfahrt, welfare, sondern den Güterreichtum; wealth of nations also den nationalen Güterreichtum, nicht den Volkswohlstand der Übersetzung Stöpels.

[4] A History of the Theories of Production and Distribution in English Political Economy from 1776 to 1848[2] (1903) 396.

Ohne Smiths oder Malthus' aufrichtige Sympathie für die „arbeitenden Armen" irgendwie in Zweifel zu ziehen, darf man dennoch Cannan beipflichten, wenn er hinzufügt, der Gegenstand der Volkswirtschaftslehre werde gegenwärtig weiter und klarer umgrenzt als früher. Die Vorstellung von einem Haufen Güter (pile of wealth), der wächst und wächst, ohne daß die Volksgemeinschaft ihre Lage verbessert, sei dem heutigen Nationalökonomen fremd geworden. Der Volkswirt unserer Tage weiß, daß er vom Menschen zu handeln hat mit Bezug auf eine besondere Art menschlicher Wohlfahrt. Er weiß, daß die materielle Wohlfahrt das Vorhandensein materieller Güter zwar voraussetzt und in sich schließt. Kriterien aber, die lediglich das Vorhandensein einer großen und wachsenden Gütermenge inmitten des Volkes dartun, genügen für sich allein noch keineswegs, um ihm ein richtiges Bild der materiellen Volkswohlfahrt zu geben. Er fragt und forscht überdies nach dem Maße, der Art der tatsächlichen Bedarfsdeckung der Volksgenossen. Und hat er es mit der Lage der niedriger Gestellten zu tun, so betrachtet er das nicht als ein gelegentliches Abschweifen von seinem Hauptthema. Es gelten ihm vielmehr gerade diejenigen Kennzeichen, welche sich auf die Wohlfahrt der unteren Klassen beziehen, als die wichtigsten unter allen Kriterien des Volkswohlstandes. Und zwar mit vollem Rechte. Denn das Wohlbefinden der unteren Klassen gehört ja unzweifelhaft wesentlich zum Volkswohlstande. Es ist sodann regelmäßig ein sicheres Zeichen des Volkswohlstandes. Wo das Wohlbefinden bis in die tiefsten Schichten dringt, werden auch die höheren Gruppen eines entsprechenden Wohlstandes sich erfreuen. Allerdings genügt das Wohlbefinden der unteren Klassen noch nicht, um unbedingt und in allen Fällen das Vorhandensein der allgemeinen materiellen Volkswohlfahrt unmittelbar zu erweisen. Die mittleren Klassen stellen ja ebenfalls einen wichtigen Bestandteil des Volkes dar. Ein Volk steht schließlich nicht wohl, wenn es nicht auch höhere Klassen mit entsprechendem Wohlstande besitzt.

Selbst so gefaßt geben die Kennzeichen des Volkswohlstandes kein vollständiges Bild von der Volkswohlfahrt in ihrer ganzen Ausdehnung. Was sie bieten, das ist lediglich eine mehr oder minder bestimmte Vorstellung von der materiellen Seite, der materiellen Basis der gesamten Wohlfahrt. Wo die Beziehungen des Menschen, des Volkes zur materiellen Güterwelt eine Verneinung, den Ausschluß höherer persönlicher und sozialer Güter bedeuten oder herbeiführen, hören sie auf, Elemente der

konkreten menschlichen Wohlfahrt zu sein. Es gibt keine wahre materielle Wohlfahrt, die nicht als Teil der allgemeinen menschlichen Wohlfahrt harmonisch sich einfügt, nicht geeignet wäre, die Unterlage für eine höhere Güterwelt, für ein höheres, edleres Streben zu gewähren und darzustellen. Darum zeigen die Kennzeichen, die wir anführen werden, auch nur bedingt wahre Wohlfahrt an; in der Voraussetzung nämlich, daß die Ausstattung der Volksgenossen mit materiellen Gütern nicht auf Kosten des menschlichen Lebensglückes und unter Verlust höherer Güter der Kultur, der Religion, der Sittlichkeit des Volkes sich vollziehe.

Ein einzelnes Kriterium genügt ferner kaum, um ein richtiges Urteil über den Wohlstand des Volkes zu ermöglichen. Dazu ist die gleichzeitige Berücksichtigung der verschiedensten Kennzeichen erforderlich. Aber auch in ihrer Vereinigung bleiben es bloß „Kriterien", die, zusammengefügt, noch lange kein genaues und getreues „Bild" des Volkswohlstandes ergeben.

Nach diesen Vorbemerkungen kann es nicht schwer fallen, die Bedeutung und Tragweite der wichtigeren Kennzeichen des Volkswohlstandes, wie sie gewöhnlich von den Nationalökonomen angeführt werden, richtig zu beurteilen. Wir müssen vor allem über ein doppeltes Aufschluß erhalten: Steht eine genügende Menge von Gütern zur Verfügung, um den Bedarf eines an Zahl wachsenden Volkes nach den Anforderungen der erreichten Kulturstufe zu decken? Verteilen sich ferner diese Güter so über die Gesamtheit des Volkes, nach Menge und Art, daß selbst den unteren Klassen ein menschenwürdiges Dasein ermöglicht, die Armut beschränkt, das Elend ausgeschlossen werde?

Die verfügbare Gütermenge ist im wesentlichen abhängig von dem, was ein Volk produziert. *Das Ergebnis der jährlichen Gütererzeugung* nach Abzug der volkswirtschaftlichen Kosten, mit der Volkszahl verglichen, kommt demgemäß unter den Kennzeichen des Volkswohlstandes an erster Stelle in Betracht. Nimmt man die gesamte Bevölkerung eines Gebietes in einem Zeitraum als Divisor an, das gesamte Nationaleinkommen (objektiv) als Dividend, so ergibt sich in dem Quotientenverhältnis (Größe der Bevölkerung und deren Veränderung im Verhältnis zur Größe des Volkseinkommens und deren Veränderung) abstrakt genommen ein Maß möglicher Bedürfnisbefriedigung. „Dies Quotientenverhältnis", sagt Adolf Wagner[1], „ist in der Tat das unter allen gewesenen, bestehenden,

---

[1] Theoretische Sozialökonomik I (1907) 75; Grundlegung I³ (2.) 468 636 ff.

künftigen Rechtsordnungen und Organisationen der Volkswirtschaft die ‚Verteilung' schließlich bestimmende Moment, von dem die Durchschnittslage der einzelnen, quantitativ bemessen (bei feststehender Art der Güter auch qualitativ bemessen) abhängt."

Allein der gute Stand oder die günstige Entwicklung jenes Quotientenverhältnisses gewährt an sich nur die Möglichkeit einer guten oder besseren Versorgung des ganzen Volkes. Ohne das Vorhandensein einer für die Bedarfsdeckung ausreichenden Gütermenge kann von dem Wohlstande des Volkes keine Rede sein. Anderseits ist die Tatsächlichkeit des allgemeinen Wohlstandes mit der bloßen Anwesenheit jener Gütermenge noch lange nicht gegeben[1]. Das muß man vor Augen behalten, wo immer, sei es von der absoluten Gütermenge (aggregate wealth) oder von dem relativen Wohlstand (relative opulence im Sinne Benthams), von einem Durchschnitt (average or per capita wealth) in unserer Frage die Rede ist. Als ein Bayer vernahm, daß in seinem Vaterlande auf den Kopf der Bevölkerung eine beträchtliche Anzahl Liter Bier kämen, fragte er gerührt: „Wo sind die meinen?" Dieselbe Frage dürfte nahegelegt sein, wenn die Statistiker berichten, in diesem oder jenem Lande fielen von dem gesamten Volkseinkommen auf den Kopf der Bevölkerung so und so viel hundert Mark, oder wenn Mulhall in seinem Dictionary of Statistics bei der Besprechung des Reichtums Europas am Ende des 19. Jahrhunderts (in freilich wenig zuverlässigen Zahlen) mitteilt, daß jeder Engländer „durchschnittlich" etwa 5920 Mark Vermögen besitze, der Franzose 5200, der Holländer 3680, der Belgier und Deutsche je 3120, der Österreicher und Italiener je 2000 und der Russe 1200 Mark. Hier handelt es sich nicht einmal um konkrete Möglichkeiten, viel weniger um die Wirklichkeit. Für die Beurteilung der tatsächlichen Verhältnisse des Volkswohlstandes sind derartige Angaben daher nur von geringem Werte.

Eine andere Bedeutung aber hat es z. B., wenn berichtet wird, daß 1904/05 auf den Kopf der deutschen Bevölkerung 93 kg Weizen verfügbar waren, daß der tatsächliche Weizenkonsum, der sich 1880 noch auf 50 kg pro Kopf belief, nun auf 90 kg und mehr gestiegen sei. So

---

[1] Nur in diesem beschränkten Sinne ist richtig, was James Mill (Commerce Defended 105) sagt: "A nation is poor or is rich according as the quantity of property she annually creates in proportion to the number of her people is great or is small."

etwas darf in der Tat schon als Anzeichen einer wirklich fortschreitenden Hebung der Lebenshaltung in der Masse der Bevölkerung gelten.

Die gewaltigen und wachsenden Zahlen der modernen Produktionsstatistik beweisen immerhin eine hohe Entwicklung der Volkswirtschaft, speziell in unserem deutschen Vaterlande. Die erzeugten Güter dienen zum weitaus größten Teile zur Befriedigung des inländischen Bedarfs. Auf manchen Gebieten wird mehr hervorgebracht, als das Inland konsumieren kann, auf andern dagegen nichts oder weniger, als es nötig hat. Wir vermögen darum dem Ausland etwas zu bieten, um gleichzeitig von ihm an Gütern zu erlangen, auf was wir nicht verzichten möchten oder könnten.

Die Außenhandelsstatistik[1] berichtet für Deutschland, daß im Jahre 1905 der Wert der Einfuhr von Nahrungsgenußmitteln, auf 2344 Millionen Mark[2] sich belief, der Wert der Ausfuhr 507 Millionen Mark betrug, also eine Mehreinfuhr im Werte von 1837 Millionen Mark stattfand. Zu der Einfuhr gehört nicht bloß Kaffee mit 170 Millionen Mark, Tabak mit 125 Millionen Mark usw., auch Weizen mit 329 Millionen, Gerste mit 190 Millionen, Hafer mit 107 Millionen, Rindvieh mit 121 Millionen Mark usw. Selbst Dinge, deren Beschaffung wir eigentlich noch von der inländischen Produktion erwarten dürften, liefert uns heute das Ausland. Wer im Herbste aus der Nauheimer Kur zurückkehrend über Frankfurt a. M. nach Hause fährt, wird Gelegenheit haben, in den Hallen des Frankfurter Bahnhofes durch das Geschnatter eines zahlreichen Federviehs, das von Waggon zu Waggon sich begrüßt, ergötzt zu werden. Deutschland ist eben ein Gänseimportland geworden. Und zwar lieferte uns das Ausland, namentlich Rußland und Österreich, im Jahr 1905 lebendige Gänse im Werte von 28 Millionen Mark. Dazu kamen dann in demselben Jahre noch für 14 Millionen Mark Hühner, für 121 Millionen Mark Eier, selbst aus China eine nicht unbeträchtliche Zahl, um Deutschlands Wohlfahrt zu fördern usw. Rohstoffe für die Industrie[3] wurden 1905 eingeführt im Werte von 3395 Millionen Mark, ausgeführt im Werte von 1181 Millionen Mark, also eine Mehreinfuhr von 2214 Millionen. Die Einfuhr von Fabrikaten belief sich auf den Wert von 1390 Millionen Mark, die Ausfuhr auf 4043 Millionen, die Mehrausfuhr auf 2653 Millionen Mark. So versorgt z. B. unsere Baumwollindustrie das Ausland mit Geweben, Spitzen, Stickereien in beträchtlicher Menge, unsere Wollindustrie mit Tuch- und Zeugwaren. Auch Kohlen, Eisenwaren, Maschinen, Produkte der chemischen Industrie usw. übernimmt das Ausland in großen Mengen. Selbstverständlich gibt das gelehrte Deutschland viel mehr an Büchern, Karten, Musikalien ab, als es von außen empfängt. Die Einfuhr hatte dabei

---

[1] Vgl. Borgius in E. v. Halle, Die Weltwirtschaft II (1906) 234 ff.

[2] Borgius gibt hier die annähernden Ziffern.

[3] Ausschließlich Edelmetalle nach den Angaben von Borgius a. a. O.

1905 einen Wert von 32 Millionen Mark, die Ausfuhr von 96 Millionen. Wie für die Gelehrten, so sorgen wir ferner nicht minder gut für die liebe Kinderwelt des Auslandes: Spielzeug, sage und schreibe für 68 Millionen Mark in dem einen Jahre 1905! Ist es da nicht geradezu unbegreiflich, daß Deutschland bei den fremden Völkern so wenig Liebe findet?

Einige Beispiele waren es nur, die wir hier und dort, nach Zufall und Belieben, aus den langen trockenen Zahlenreihen der Auslandsstatistik herausnahmen. Überblicken wir aber lieber einmal den gesamten deutschen Außenhandel (Spezialhandel) einschließlich des Edelmetallverkehrs, da gelangen wir zu dem gewaltigen Werte von 13 278 Millionen Mark, Einfuhr und Ausfuhr zusammen, Einfuhr im Werte von 7436 Millionen Mark, Ausfuhr im Werte von 5842 Millionen Mark. Demnach eine Mehreinfuhr von 1594 Millionen Mark. Also passive Handelsbilanz mit einer Passivität von $1 \frac{1}{2}$ Milliarden! Das wird wohl ein recht schlimmes Kennzeichen sein, ein Kriterium unausweichlichen Verfalls?

Die lebhaftere Beteiligung am Welthandel darf zunächst an sich schon als Merkmal aufsteigender wirtschaftlicher Entwicklung eines Volkes gelten. Wenn dabei nicht bloß der Zwischenhandel, der Frachtdienst für fremde Nationen in Frage kommt, sondern der wechselseitige Güteraustausch, so wird man in der Regel aus dem wachsenden Außenhandel auf eine sich kräftig entfaltende Produktion, auf größere Erfolge auch im inneren Wirtschaftsleben des Volkes zurückschließen können. Insofern eröffnen sich dann für eine wachsende Volksmenge bessere Aussichten der Versorgung mit materiellen Mitteln zur Befriedigung der materiellen und indirekt auch immateriellen Bedürfnisse. Wie aber, wenn der Außenhandel damit endet, daß man zahlen muß? Kann ein Außenhandel auch dann noch als vorteilhaft gelten, wenn er keinen unmittelbaren positiven Geldgewinn abwirft?

Die Einzelwirtschaft oder das Volk, die mehr einnehmen als sie ausgeben, profitieren; umgekehrt: Zu Grunde gehen muß schließlich, wer dauernd mehr ausgibt, als er einnimmt. Das ist richtig, wenn das gesamte Einkommen eines Volkes ins Auge gefaßt wird und dabei sich herausstellt, daß mehr verbraucht als eingenommen wird. Wie aber stellt sich die Sache, sofern lediglich eine größere Einfuhr einer kleineren Ausfuhr gegenübersteht?

In der merkantilistischen Zeit galt die Übereinstimmung zwischen Einnahmen und Ausgaben als gestört, wenn beim Vergleich des Wertes

der Wareneinfuhr und der Warenausfuhr sich herausstellte, daß die fremdländischen Produkte der Einfuhr nicht ganz mit den Landesprodukten der Ausfuhr bezahlt wurden. Der Überschuß der Einfuhr mußte nun mit Edelmetall gedeckt, der Saldo durch Abgabe von Gold und Silber an das Ausland ausgeglichen werden. Eine solche passive Handelsbilanz aber, bei welcher sich aus dem Vergleiche des Wertes von Warenein- und -ausfuhr ein Saldo zum Besten fremder Staaten ergab, erschien ohne weiteres als eine „ungünstige“ Bilanz, die allmählich zur Verarmung des Landes führen müsse. Es galt darum als Forderung kluger Handelspolitik, einen Verkehr mit fremden Ländern zu beschränken oder zu verhindern, der zu einer passiven Handelsbildung für das eigene Land führte. Auf freihändlerischer Seite war und ist man dagegen auch heute geneigt, in der passiven Handelsbilanz sogar ein Zeichen zunehmenden Reichtums zu sehen, einen Beweis, daß die Kaufkraft des Inlandes gewachsen und daß das Ausland größere Zahlungsverbindlichkeiten gegenüber dem Lande mit „ungünstiger“ Handelsbilanz haben müsse. Beide Auffassungen generalisieren; sie treffen nicht das Richtige für jeden einzelnen Fall.

Die Erfahrungen, die man in England mit dem ostindischen Handel machte, führten bereits im 17. Jahrhundert zu der Erkenntnis, daß bei der Frage, ob die Handelsbilanz günstig oder ungünstig sei, der Gesamtverkehr des Landes und der ganze Handelsumsatz in Anschlag zu bringen sei, nicht der Verkehr mit einem einzelnen andern Lande. England mußte für die indischen Waren Silber abgeben, erzielte aber beim Verkauf jener Waren im Verkehr mit andern Ländern beträchtliche Gewinne. Ferner wußte schon Child, daß Handels- und Zahlungsbilanz keineswegs immer zusammenfallen. Ein Land kann zu Zahlungen genötigt sein, die sich nicht aus dem Warenverkehr ableiten, und es kann dieser Zahlungsverpflichtung durch gesteigerte Warenausfuhr genügen. So durfte Child auf Irland hinweisen, das jedes Jahr an England Pachtzinsen zu entrichten habe, dieserhalb eine große Menge von Waren ausführe, ohne einen Gegengewinn in Geld zu empfangen. Würde unter solchen Voraussetzungen für ein Land die Handelsbilanz sich aktiv gestalten, auf einen höheren Wohlstand des Landes könnte daraus nicht geschlossen werden. Die „günstige“ Handelsbilanz wäre dann doch nur das Ergebnis einer Verschuldung des Landes, der Notwendigkeit, Zinsen an andere Länder zu zahlen mittels gesteigerter Warenausfuhr. Auf der andern Seite beweist

die Erfahrung, daß bei wirtschaftlich hochstehenden Ländern ein Überwiegen des Imports, eine passive Handelsbilanz vorkommt. Die reichsten und im Reichtum fortschreitenden Länder Europas, wie England, Frankreich, Deutschland, haben die „ungünstigste“ Handelsbilanz. „Die englische Handelsbilanz war 1820 bei 600 Millionen Mark Importen und 880 Millionen Exporten mit 280 Milionen resp. rund 50 % aktiv“, sagt R. E. May[1]. „Heute, wo sie mit 50 % passiv ist, wird England sicher nicht mit jener Zeit zurücktauschen mögen, hat sich doch inzwischen sowohl sein Volkseinkommen pro Kopf (von 460 auf 720), als der Konsum pro Kopf um über 50 % gehoben.“

Man wird also bei der Beurteilung gegebener Verhältnisse, wie Rathgen bemerkt[2], vor allem auf die Gründe der Aktivität und Passivität der Handelsbilanz im einzelnen Falle achthaben müssen. Die wahre und ganze Bedeutung der Handelsbilanz erscheint überdies in der Regel erst dann, wenn dieselbe ferner auch im Zusammenhang mit allen andern internationalen Wertübertragungen, somit als Bestandteil der Zahlungsbilanz, ins Auge gefaßt wird.

Die Zahlungsbilanz ergibt sich aus dem Warenverkehr, aus Darlehen und Kapitalanlagen im Auslande, den Zinszahlungen im Anschluß an jene Kapitalübertragungen, dem Gewinn aus Erwerbsgeschäften mit und in dem Auslande, Geldsendungen von Auswanderern und Wanderarbeitern, aus dem Reiseverkehr, aus internationalen Unterstützungen, Ausgaben für kriegerische Unternehmungen im Auslande usw. Für manche Länder mit „ungünstiger“ Handelsbilanz, wie z. B. England, Frankreich, Deutschland, Niederlande, verwandelt sich die passive Handelsbilanz in eine aktive Zahlungsbilanz, weil sie für den Überschuß des Einfuhrwertes über den Ausfuhrwert der Waren in den Zinsen der dem Auslande geliehenen oder im Auslande angelegten Kapitalien, in den Gewinnbezügen aus dem Auslande usw. mehr als reichliche Deckung besitzen. Von der unmittelbaren Gefahr eines Verschuldungs- und Verblutungsprozesses kann also in der gekennzeichneten Voraussetzung keine Rede sein.

Bei der Beurteilung der Handelsbilanz in ihrer Bedeutung als eines Kennzeichens des Volkswohlstandes ist sowohl der Enthusiast als der Pessimist in Gefahr, zu einer falschen Auffassung zu gelangen. Eine

---

[1] Die Wirtschaft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft (1901) 69. Nach den Angaben von W. A. S. Hewins (in Halle, Weltwirtschaft III [1906] 26) betrug (in Mill. Pfd St.) 1905 die Gesamteinfuhr 617, die Gesamtausfuhr 448, der Einfuhrüberschuß 169 Millionen.

[2] Artikel Handels- und Zahlungsbilanz in Elsters Wörterbuch der Volkswirtschaft II² (1906) 17 f.

außerordentlich rapide Entwicklung des Außenhandels wird bei dem einen Bewunderung erregen, dem andern vielleicht Anlaß geben zur Besorgnis für Dauer und festen Bestand der nationalen Wohlfahrt. Die Klugheit erfordert, daß nicht dieses oder jenes Empfinden hier einseitig entscheide, daß alle Momente zugleich beachtet werden, daß mit der Freude über die Gegenwart Voraussicht und Vorsicht für die Zukunft sich verbinde.

Man darf wohl im allgemeinen sagen: 1. Die ruhige, stetige, gleichzeitige und gleichmäßige Zunahme von Ausfuhr und Einfuhr kann für gewöhnlich als ein günstiges Zeichen aufsteigender wirtschaftlicher Entwicklung gelten. 2. Ändert sich das Verhältnis beider zu einander, dann muß neben der Warenbilanz, dem Unterschiede zwischen der Menge der aus- und der eingeführten Waren, auch die Zahlungsbilanz, der Unterschied der übrigen Wertübertragungen von Land zu Land, berücksichtigt werden. „Eine Erhöhung der Einfuhr über die Ausfuhr", sagt Jul. Lehr[1], „kann schon zur Verarmung eines Volkes führen, sofern eben nur vorhandene Schätze aufgezehrt werden. Doch kann, auch ohne daß sich der Wohlstand mindert, die Einfuhr von Waren dauernd größer sein als die Ausfuhr, sobald einem Volke andere Länder tributpflichtig sind, sei es, daß es sich um Tribute im üblichen Sinne handelt, die heute freilich eine untergeordnete Rolle spielen, sei es, daß erworbenes flüssiges Vermögen aus Kolonien in das Mutterland wandert, oder sei es endlich, daß ein Volk dem andern verschuldet ist und Zinsen an dasselbe zu entrichten hat."

Fügen wir 3. das ergänzende Urteil Rathgens[2] bei: „Eine ‚günstige' Handelsbilanz kann zusammenhängen mit rasch wachsender Produktion, aber auch mit verminderter Kaufkraft, mit starken Ausleihungen an das Ausland, mit Rückzahlung von Schulden an das Ausland (wie zeitweise in den Vereinigten Staaten), mit starken Zinszahlungen an das Ausland (Rußland, Österreich-Ungarn, Ägypten). Wenn der radikale Freihandel in einer ‚ungünstigen' Handelsbilanz ein Zeichen wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit und von Kaufkraft sieht, so kann das richtig sein. Sie kann aber auch ein Zeichen sein, daß das vollwertige Geld durch Kreditgeld verdrängt wird, daß ein Land durch fremde Erwerbstätigkeit ausgebeutet wird, daß es in wachsende Verschuldung gegenüber

---

[1] Grundbegriffe 200 f.

[2] Wörterbuch der Volkswirtschaft II² 18.

dem Auslande gerät. Im letzten Falle kann zeitweise eine völlige Täuschung für das dahin exportierende Land entstehen, wenn es die zur Bezahlung der Exporte nötigen Gelder selbst in Form von Anleihen beschafft, nachher aber infolge des Bankrottes des sich verschuldenden Landes nichts zurückerhält, wie aus neuester Zeit das Beispiel von Argentinien, Griechenland, Portugal zeigt. Aus allem ergibt sich die Unmöglichkeit, die Handelsbilanz ohne die übrigen Teile der Zahlungsbilanz zu würdigen."

Oft wird darauf hingewiesen, daß die tatsächlichen Bilanzverhältnisse des internationalen Handels vermittels unserer Statistik nicht genau festgestellt sind. *Der Wert der Ausfuhr erscheine da zu klein und daher die Unterbilanz größer, als sie in Wirklichkeit sei.* Conrad[1] meint diesbezüglich, der Wert der Ausfuhr (nach den Inlandpreisen berechnet) sei gegenüber den tatsächlichen Verhältnissen ohne weiteres um 25—33 % (ja vielleicht noch mehr) zu niedrig angesetzt. In dieser Voraussetzung würde es sich allerdings um eine *bloß rechnerische Unterbilanz* handeln, die zur Beurteilung der wirklichen Handelsbilanz keinen ausreichenden Anhalt bieten könnte.

Ausführlich beschäftigte sich der ehemalige holländische Staatsminister Rochussen in einem Artikel über „die Bedeutung der Zahlen der passiven Handelsbilanz"[2] mit diesem Gegenstande. Er urteilt folgendermaßen: Nach einem Gesetze der physischen Natur muß die nach den umgesetzten *Mengen* aufgestellte Statistik immer auf der Seite der Ausfuhr die größere Zahl zeigen; setzt man nämlich für die *Transportverluste*, die immer wiederkehren, 10 % an, so ergäbe sich

Gesamtausfuhr im *Welthandel*		100
Gesamteinfuhr im Welthandel	90	
Saldo an während des Transports verlorenen Gütern	10	
	100	

Dagegen zeigt uns die nach dem *Wert* der Güter aufgestellte Bilanz des Welthandels[3] gerade im Gegenteil immer dies Bild:

Gesamteinfuhr		100
Gesamtausfuhr	90	
Saldo Mehrwert	10	
	100	

[1] *Conrad*, Grundriß[3] 171 f. Die Statistik der Einfuhr ist schon wegen der Zölle vielfach genauer als die Statistik der Ausfuhr. Da in den meisten Staaten Gewichtszölle, nicht Wertzölle, erhoben werden, ist die Quantitätsstatistik der Einfuhr besser als die Wertstatistik. Der Wert ist überhaupt eine wechselnde Größe. Selbst Sachverständige können sich in der Schätzung täuschen. Größer wird die Ungenauigkeit, wo lediglich die Angaben von Importeuren und Exporteuren vorliegen.

[2] *Conrads* Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik. III. Folge, XXXI (1906) 23 ff.

[3] Erst seit 1867/68 sind über den Welthandel statistische Nachweise geführt worden, bis inkl. 1888 in den Übersichten der Weltwirtschaft von *Franz Xaver*

Ließe sich nun, so fragt Rochussen, diese auffallende Erscheinung nicht ganz einfach durch die Wirkung eines ökonomischen Gesetzes erklären und zwar so, daß die Annahme, es müsse der in ein Land hereingekommene Mehrwert als ein Debet- oder Verlustposten betrachtet werden, wegfällt? Es liege in der Natur eines jeden Verkehrs, daß ein Gut in der Hand des Produzenten und für ihn einen geringeren Wert haben muß als für den Konsumenten. In diesem Sinne dürfe man ganz ruhig sagen, daß jeder Handelsgegenstand einen zweifachen Wert habe, einen einheimischen und einen auswärtigen, einen für das Land, in dem die Ware sich befindet, und aus dem sie als Produkt ausgeführt werden soll, einen andern und höheren für das Land, das die Ware sich zuführen läßt, und zwar einen mindestens um so viel höheren Wert, daß dadurch gedeckt werde aller Aufwand, den der Transport verursacht, alle Lasten und Steuern, alle durch den Transport an Qualität und Quantität erlittenen Einbußen, alle Verluste, die durch Zahlungsunfähigkeit des Abnehmers, durch Diskontoerhöhungen und Valutaschwankungen während der Operation, sowie durch eigene fehlerhafte Berechnung, irrtümliche Schätzung der Konjunktur und fehlschlagende Spekulation sich ergeben; schließlich auch, um dem Handel einen Gewinn als Lohn für seine Betriebstätigkeit und den von ihm geleisteten Verkehrsdienst zu gewähren. Es sei dies dieselbe Erklärung, wie Franz Juraschek sie gegeben, wenn er sagt: „Die Waren (sind) im Export geringer bewertet, als im Import; im ersteren Falle wird die Ware als das vorrätige Handelsprodukt, das abgegeben werden will, im letzteren Falle dagegen als der begehrte Bedarfsgegenstand bewertet." Das ist es eben, so schließt Rochussen[1]: „Der Exportwert ist der niedrigere, der Importwert der höhere; mit dem Mehrwert, den seine Ware für das abnehmende Land hat, bezahlt — im großen und ganzen — jedes Land den Mehrwert, den die Einfuhr aus fremden Ländern für dasselbe hat."

Sollte das „im großen und ganzen" für „jedes Land" stets der Fall sein? und gar in hinreichendem Maße der Fall sein, um die Gefahr einer Verschuldung bei passiver Handelsbilanz, vielleicht gar ohne Bezugnahme auf die Zahlungsbilanz auszuschalten? Ludwig Pohle bezweifelt die Wirklichkeit jenes „zweifachen Wertes" der Waren, des einheimischen und des auswärtigen. Er sagt[2]: „Man hat darauf hingewiesen, daß in der offiziellen Statistik der Wert der Ausfuhr gegenüber dem tatsächlichen zu gering erscheint (weil ihrer Festsetzung die inländischen Werte im allgemeinen zu Grunde liegen, diese aber weit niedriger sind, als die im Auslande zu erwartenden); allein dahinter möchte ich doch ein Fragezeichen machen. Denn es ist ja bekannt genug, daß die Preise der Exportwaren häufig niedriger angesetzt werden als die der für das Inland bestimmten, und wenn sie überhaupt im Auslande Absatz finden

---

Neumann-Spallart und Juraschek, für die spätere Zeit in den geographisch-statistischen Tabellen des letzteren.

[1] A. a. O. 34. [2] Deutschland am Scheidewege 62.

sollen, so läßt sich das bei den auf dem Weltmarkte herrschenden Konkurrenzverhältnissen oft auch gar nicht vermeiden. Namentlich die Tätigkeit der Kartelle und Syndikate ist sowohl anderwärts wie bei uns darauf gerichtet, die Preise im Inlande hoch zu halten, um dafür nach dem Auslande um so billiger liefern zu können. Der auf Grund der inländischen Preise berechnete Wert des Fabrikationsexports scheint mir hiernach kaum zu niedrig, sondern eher noch zu hoch geschätzt zu sein. Jedenfalls dürfen wir die Summe von 1077,5 Millionen Mark im Durchschnitt der Jahre 1895/1900 — für das Jahr 1900 stellte sich das Defizit sogar auf 1154,2 Millionen — mit ziemlicher Sicherheit als denjenigen Betrag der Mehreinfuhr von Lebensmitteln und Rohstoffen (in Deutschland) ansehen, der durch die Mehrausfuhr von Industrieprodukten nicht gedeckt wurde und daher anderweitig zu decken war."

Der Hinweis auf die Aktivität der Zahlungsbilanz scheint aber in der Tat nicht vollständig über die Passivität der Handelsbilanz beruhigen zu können. Alle Welt bestrebt sich, möglichst viel auszuführen und möglichst wenig einzuführen[1]. Man hält es für vorteilhafter, den ganzen „Tribut" des Auslandes zu empfangen, zur Stärkung und Erweiterung der inländischen Produktion oder zur Mehrung der auswärtigen Anlagen usw. zu verwerten, als ihn zur Deckung der aus passiver Handelsbilanz sich ergebenden Zahlungsverbindlichkeiten verwenden zu müssen. Überdies darf ein Moment der Unsicherheit nicht übersehen werden, welches die Notwendigkeit einer Deckung passiver Handelsbilanz durch andere Einnahmeposten für Dauer und Bestand der materiellen Volkswohlfahrt in sich birgt. Vernehmen wir darüber Pohle. Er sagt[2]:

„Das jährliche Guthaben Deutschlands an das Ausland beläuft sich ... auf ca 1100—1150 Millionen Mark. Es reicht also jetzt[3] gerade aus, um das Defizit zu decken, das sich ergibt, wenn man die Mehrausfuhr von Fabrikaten von der Mehreinfuhr an Rohstoffen und Lebensmitteln abzieht, wobei die Mehreinfuhr von Edelmetallen noch ganz außer Betracht gelassen ist. Eine andere Frage ist es, ob Deutschland darauf rechnen kann, die Mittel, mit denen es jetzt die große Passivität seiner Handelsbilanz ausgleicht, dauernd zu behalten und sie vor allem auch dem Wachstum der Bevölkerung entsprechend beständig zu steigern. In dieser Beziehung darf man die kommende Entwicklung nicht allzu rosig sich ausmalen. Die Einnahmen Deutschlands aus der Reederei z. B. würden sofort einen erheblichen Rückgang erfahren ... wenn z. B. Amerika dazu überginge ... seine protektionistische Politik durch eine Nach-

[1] Rochussen a. a. O. 31. [2] A. a. O. 63 f.
[3] Pohle schrieb dies 1902.

ahmung der Cromwellschen Navigationsakte oder durch ähnliche Maßnahmen zur Förderung des amerikanischen Schiffsbaues und der amerikanischen Schiffahrt zu krönen. Weiter ist es höchst unsicher, ob Deutschland immer in dem jetzigen oder gar noch in steigendem Umfange Gläubiger anderer Länder wird sein können. Die Schuldnerstaaten werden vielmehr das natürliche Bestreben haben, sich von dem deutschen Kapitalmarkte zu emanzipieren, und sie werden bei fortschreitender Entwicklung ihrer Volkswirtschaft und dementsprechender Zunahme ihres Kapitalreichtums auch bald in die Lage kommen, sich auf friedliche Weise durch Rückzahlung des geliehenen Kapitals von ihren Schulden zu befreien, wenn sie es nicht vorziehen, sich mit einem Schlage durch offenen oder verschleierten Staatsbankrott ihrer Verpflichtungen zu entledigen, wofür es ja bereits jetzt nicht an Beispielen fehlt[1]. . . . Was endlich die Zukunftsaussichten der Einnahmen aus im Auslande industriell und kommerziell angelegtem deutschem Kapital betrifft, so besteht hier die Gefahr, daß dem Kapital schließlich der Kapitalist nachfolgt und dadurch Kapital und Zinsen dem Heimatlande verloren gehen. Wenn auch der, der ursprünglich die Kapitalanlage im Auslande begründet hat, noch Deutscher bleibt, so kann das in der zweiten oder dritten Generation leicht anders werden, zumal wenn sich in dem betreffenden überseeischen Staate die Verhältnisse mehr konsolidieren."

Angesichts aller dieser Momente ist Pohle geneigt, Viktor Leo beizustimmen, der in seiner Schrift „Entwicklungstendenz im Welthandel" die Zeit nicht fern glaubt, wo durch die große Passivität unserer Handelsbilanz auch unsere Zahlungsbilanz passiv werde, so daß wir vom Kapital leben müssen. Man mag nun vielleicht den Gedanken an eine amerikanische Navigationsakte abweisen dürfen, auch die andern Befürchtungen mit Rücksicht auf die immer noch wachsende Übertragung deutschen Kapitals ins Ausland einstweilen für unwirksam halten. Dennoch vermag die freihändlerische Betonung der Tributpflicht des Auslandes, seiner wachsenden Abhängigkeit vom deutschen Kapital, der Lobpreis auf unsere gewaltige Kaufkraft nicht alle Bedenken zu verscheuchen, die sich aus der Tatsache ergeben, daß wir dabei selbst mehr und mehr von der ausländischen Produktion abhängig werden, daß die Wohlfahrt unseres Volkes schließlich auf Fundamenten ruht, die zum Teil im Auslande liegen, auf Fundamenten, über die wir nicht unter allen Umständen für die Dauer mit voller Sicherheit Herr sein werden. Die Gesamtentwick-

[1] Deutschland hat für $2^1/_2$ Milliarden Mark russische Staatspapiere und für 1 Milliarde russische Eisenbahnpapiere — jedenfalls kein besonders sicherer Besitz in der Gegenwart. Fischer, Die wirtschaftliche Bedeutung Deutschlands (1906) 20.

lung des Welthandels und des Außenhandels der einzelnen Nation wird ja nicht bloß durch wirtschaftliche, sondern ebenfalls durch politische Faktoren und Tatsachen bestimmt.

Der Hinweis auf die glanzvolle Entwicklung Englands oder des englischen Güterreichtums kann diese Bedenken nicht aus dem Wege räumen. Schon deshalb nicht, weil sich England ganz anderer, viel günstigerer Entwicklungsbedingungen erfreuen konnte[1]. Der größere Vorrat und die bessere Beschaffenheit der Kohle, das der Baumwollenindustrie besonders angepaßte Klima Lancashires, die insulare Lage, die vorteilhafte Küstenbildung usw., das sind natürliche Vorzüge, die Deutschland nicht im gleichen Maße aufweisen kann. Dazu kommt noch vom 17. Jahrhundert an die Begünstigung durch die geschichtliche Entwicklung. Der letzte Krieg, der England selbst heimsuchte, war die Fehde der Rundköpfe und Kavaliere, ein Krieg, der nicht lange dauerte und das Leben der großen Masse des Volkes kaum berührte. Deutschland hatte dafür seinen Dreißigjährigen Krieg, die Kriege Ludwigs XIV., Napoleons I. Die Freiheit des Binnenhandels und eine größere Vollkommenheit in den Verkehrsmitteln erreichte Deutschland erst im 19. Jahrhundert. In der industriellen Entwicklung, die für England im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts begann, folgte Deutschland nicht vor der Mitte des 19. Jahrhunderts. Während die kontinentalen Mächte sich bekriegten, hatte England einen gewaltigen Vorsprung gewonnen in der Kolonisation und auf dem Weltmarkte. Dennoch wurde schon vielfach in Zweifel gezogen, ob Englands Suprematie noch von langer Dauer sein werde.

Die wirtschaftliche Struktur ist in England und Deutschland durchaus verschieden. Nach der Berufszählung von 1895 waren annähernd 34 % der deutschen Bevölkerung in der Landwirtschaft direkt beschäftigt oder hingen von ihr ab. Drei Viertel des ländlichen Bodens wurde noch von bäuerlichen Besitzern bebaut. In den fruchtbaren Gegenden des Obst-, Wein-, Tabak- und Hopfenbaues genügten 2 ha, um eine selbständige bäuerliche Existenz zu ermöglichen. Im weniger fruchtbaren nördlichen Deutschland tragen manche Betriebe von über 100 ha noch einen bäuerlichen Charakter[2]. Englands

[1] W. J. Ashley, Das Aufsteigen der arbeitenden Klassen Deutschlands im letzten Vierteljahrhundert. Übersetzt von P. Scharf (1906) 3 f.

[2] Die Landwirtschaft im Deutschen Reiche. Statistik des Deutschen Reiches. N. F. CXII 10.

farmers und labourers sind mit diesen deutschen Bauern gar nicht zu vergleichen. Die städtische und die industrielle Bevölkerung sodann steht in England weit mehr im Vordergrunde als in Deutschland [1]. Daß diese Entwicklung unter dem Gesichtspunkte der Volkswohlfahrt, als eine unbedingt glückliche bezeichnet werden könne, dürfte von mancher Seite bezweifelt werden. Die Landwirtschaft ist gewiß nicht „die Quelle“ des Wohlstandes, aber doch eine Quelle und zwar eine wichtige Quelle, für größere Territorialstaaten auch wohl die naturgemäße „Basis“ der Volkswirtschaft. Wie aber steht es mit der englischen Landwirtschaft? [2] Ende des 17. Jahrhunderts wurde in England mit der heimischen Weizenerzeugung eine Bevölkerung von $5^1/_2$ Millionen ernährt. Dabei blieb noch ein kleiner Überschuß für die Ausfuhr. Zwischen 1831 und 1835 wurden fast 24 Millionen, 96 % der Bevölkerung, durch die heimische Erzeugung ernährt. 1904—1905 lieferte die englische Weizenproduktion Nahrung bloß für 10,6 % der Bevölkerung, für $4^1/_2$ Millionen Menschen. Heute bringt die englische Weizenproduktion einen geringeren Ertrag hervor als vor 200 Jahren. Die Weizenanbaufläche beträgt gegenwärtig nur $^5/_{11}$ der Fläche von 1871 bis 1875 in England, in Schottland nur $^1/_3$, in Irland weniger als $^1/_5$. Auch das Gerstenland hat in allen Teilen des United Kingdom beträchtlich abgenommen. Das Haferland nahm in England gegenüber 1871 bis 1875 um $^1/_2$ Million acres zu, ging aber in den andern Landesteilen zurück. Die Abnahme der Gesamtgetreidefläche um 3133000 acres fällt zu 2079000 acres auf England, 173000 acres auf Schottland, 150000 acres auf Wales, 700000 acres auf Irland. Die Flächenabnahme ist in keinem Falle durch eine Ertragszunahme pro acre ausgeglichen. In England hat sich dafür die Grasfläche von 1871/75 bis 1901/04 um 3319000 acres vergrößert, in Wales um 362000 acres, in Schottland um 333000 acres. Auch in Irland nahm das Weideland zu [3]. Auch die Fruchtgartenfläche, einschließlich Gemüsegärtnerei, ist gewachsen. Die heimische

---

[1] Ashley a. a. O. 5 f. Mit Recht warnt Ashley vor Vergleichungen zwischen England und Deutschland, wobei die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Struktur außer acht gelassen wird: „Wie können wir aus unserer überwiegend industriellen und städtischen Bevölkerung einerseits, aus unsern Grundherren, Pächtern und aus den immer mehr dahinschwindenden ländlichen Arbeitern anderseits ein ‚Gruppenbild‘ eines standard of comfort zusammensetzen, das mit ebensolchem ‚Gruppenbilde‘ aus der viel kleineren städtischen Bevölkerung und der Bauernklasse verglichen werden könnte, die man in Deutschland findet, für die uns aber die Parallele fehlt? . . . Freilich, solange statistische Zahlen zusammengebracht werden können, läßt sich auch ein arithmetischer Durchschnitt berechnen; denn das kann man von jedem Zahlenmaterial, wie ungleichartig es auch sein mag. Aber der lebendigen Wirklichkeit wird er nicht entsprechen.“

[2] Nach W. A. S. Hewins, Das britische Reich. (E. v. Halle, Weltwirtschaft III [1906] 3 ff.)

[3] Zahlen liegen nur für 1891 vor.

Fleischproduktion soll eine Zunahme von 90000 t[1] Rind- und Kalbfleisch, eine Abnahme von 33000 t Hammelfleisch, eine Zunahme von 4000 t Schweinefleisch aufweisen. Die Bewohner des Vereinigten Königreichs essen heute durchschnittlich 67,4 Pfd heimisches und 55,2 Pfd importiertes Fleisch, gegen 83,3 Pfd heimischen und 16,4 Pfd importierten Fleisches in den Jahren 1871—1875. Heute beträgt das eingeführte Fleisch 45 % der Gesamtkonsumtion, vor dreißig Jahren nur 15 %.

Die Einfuhr landwirtschaftlicher Produkte überhaupt ist heute um den Wert von 80 Millionen Pfd St. oder 66 % größer als vor dreißig Jahren. Rapid nimmt die Abhängigkeit vom Auslande in dieser Hinsicht zu. „Mit einiger Sicherheit", bemerkt sehr vorsichtig Hewins[2], „könne man wohl sagen, daß die Abnahme der relativen Begünstigung der Landwirtschaft bei der fortschreitenden Industrialisierung Englands eine wichtige Rolle für den Gesamtniedergang (der Landwirtschaft) spielte."

Allerdings behauptet England den ersten Platz im Welthandel immer noch, wenn auch das Monopol des Alleinhandels verloren ging[3]. Eine rasch aufsteigende Entwicklung hat Deutschland in manchen Wirtschaftsgebieten gleich hinter England an die zweite Stelle emporgehoben. Dennoch stehen wir weit hinter England zurück. In einzelnen Qualitätsleistungen mag Deutschland das englische Vorbild erreicht haben, durch seine imponierenden Massenleistungen hält England seinen Vorrang aufrecht. England hat bis heute von allen Ländern den absolut stärksten Außenhandel und Seeverkehr, verfügt über mehr als die Hälfte allen Schiffsraumes der Welt, hat mehr große Reedereien als alle andern Völker zusammengenommen, deckt selbst seinen ganzen Schiffsbedarf, baut $^3/_5$ aller Schiffe, die den Ozean befahren.

Dennoch fällt auf Englands glänzende industrielle und merkantile Entwicklung mancher Schatten. Beachtenswert ist z. B., daß der Ausfuhrüberschuß des Vereinigten Königreichs in Fabrikaten ständig und ununterbrochen abgenommen hat. 1871/1875 betrug die Ausfuhr 214 Millionen Pfd St., die Einfuhr 58 Millionen Pfd St.; 1881/1885 die Ausfuhr 205, die Einfuhr 77; 1891/1895 die Ausfuhr 193, die Einfuhr 92; 1901/1905 die Ausfuhr 234, die Einfuhr 135 Millionen Pfd St. Der Ausfuhrüberschuß also 1871/1875: 156 Millionen Pfd St.; 1881/1885: 122 Millionen; 1891/1895: 100; 1901/1905: 99 Millionen Pfd St.

Die Fabrikatausfuhr hat in den letzten 30 Jahren um 20 Millionen Pfd St., die Fabrikateinfuhr um 77 Millionen Pfd St. zugenommen. „Sollte diese Tendenz anhalten", sagt Hewins[4], „so würde Großbritannien in absehbarer Zeit mehr Fabrikate einführen als ausführen."

---

[1] t = Tonne = 1000 kg. [2] A. a. O. 4.

[3] Vgl. Christian Eckert, Deutschland und England. Sonderabdruck aus der „Deutschen Wirtschafts-Zeitung" (1906) 10.

[4] A. a. O. 25.

Für den gesamten Außenhandel Englands betrug der durchschnittliche Einfuhrüberschuß von Waren und Edelmetallen in den Jahren 1883 bis 1893: 107 Millionen Pfd St., 1893—1903 stieg er auf 166 Millionen Pfd St., in den Jahren 1903—1905 auf 180 Millionen Pfd St. Durch Frachten, Kommissionen, auswärtige Kapitalanlagen usw. muß das Defizit der Handelsbilanz gedeckt werden.

Es hat ja sein Schönes, Gläubiger der ganzen Welt zu sein und von den Renten des Auslandes zu leben. Allein der internationale Gerichtsvollzieher fehlt. Fremde Macht und List kann unentbehrliche Quellen des englischen Wohlstandes verschütten. Bei allem Glanz ist Englands Reichtum heute eine prekäre Größe geworden. „England vermißt das, was Aristoteles ‚Autarchie‘ (natürliche Tragkraft) nannte“, so urteilt Rudolf Kjellén[1]. „Es lebt zum überwiegenden Teile vom Auslande. Es trotzt dem Gesetz, das Pohle aufgestellt hat: ‚Der natürliche Austausch zwischen Völkern besteht in Rohprodukt gegen Rohprodukt, Industrieware gegen Industrieware.‘ Das kann auf die Dauer nicht angehen. England hat von seinem Vorsprung Nutzen gehabt, aber mit der planetarischen Ausgleichung der Kultur werden derartige Privilegien verschwinden und die Natur sich ihr Recht verschaffen. Die modernen Verkehrsmittel können diese Entwicklung nicht verhindern, denn sie werden allen zugute kommen. . . . Das Zollprogramm Chamberlains ruhte auf dem richtigen Gedanken, daß das Reich durch innere Konsolidierung in seiner Gesamtheit Autarchie gewinnen könne; dasselbe muß jedoch an der großen Zersplitterung des Reiches scheitern[2]. Dieser ganze Typus —

---

[1] Die Großmächte. In Wolfs Zeitschrift für Sozialwissenschaft IX (1906) 19.

[2] Der Gedanke Chamberlains, England und seine Kolonien in einem Reichszollverein zu verbinden und dadurch eine Grundlage für den einheitlichen britischen Imperialstaat zu gewinnen, hat vorderhand noch wenig Aussicht auf Verwirklichung. Das beweist auch der neueste Kolonialkongreß (April 1907). Ob aber das Greater Britain für alle Zeit eine Illusion bleiben wird, läßt sich kaum mit absoluter Sicherheit bejahen oder verneinen. Weniger der großenglische Patriotismus als die Vorstellung wirklicher oder vermeintlicher Interessengemeinschaft dürfte den Ruf nach einer stärkeren wirtschaftlichen und politischen Einigung kaum so bald verstummen lassen. Bis heute ist die richtige Formel für den Ausgleich so mancher widersprechenden Interessen noch nicht gefunden. Ob sie später gefunden wird, ob insbesondere die eifersüchtige Wahrung der vollen politischen Unabhängigkeit seitens der Kolonien die Annäherung dauernd erschweren wird, steht dahin. „Kolonien sind gleich Früchten, die abfallen, wenn sie reif sind“, sagte Turgot.

ein kleines Mutterland mit großen überseeischen Besitzungen — ist auf dem besten Wege, zu veralten. Das imperium Britannicum ist der glänzendste Triumph auf staatsbildendem Gebiete, aber zugleich auch das künstlichste Gebäude und muß deshalb sub evolutionis specie als ein Übergangsphänomen angesehen werden." Kjellén weist auf die drei großen Staatsgebiete: Rußland, Vereinigte Staaten, China hin, die sich der „Autarchie" erfreuten. Die Vereinigten Staaten insbesondere, die den höchsten Grad der „Autarchie" besitzen und noch Überfluß abgeben können, gelten ihm als Großmacht der Zukunft.

Doch der Propheten Los ist gefährlich und die Zukunft dunkel[1]. Wir können ihren Schleier nicht lüften. Auch treten wir hier nicht in eine Prüfung des Vorschlages ein, demzufolge das außerrussische Europa durch wirtschaftlichen Zusammenschluß Autarchie erlangen müsse. Was wir an dieser Stelle betonen wollten, ist nur das eine, daß nämlich mit der Aufführung der großen Zahlen des Außenhandels noch kein durchschlagender Beweis wahren, wachsenden und dauernden Volkswohlstandes erbracht sei. Ja es steht für uns ganz außer Zweifel, daß jede einseitige, überhastete, gegenüber der Landwirtschaft rücksichtslose, exportindustrielle Entwicklung durchweg für größere Staaten keineswegs eine feste Unterlage und Garantie der Wohlfahrt bieten kann, wie sie zum Wesen und Begriff des Volkswohlstandes gehört. Nicht als ob wir den Wert auswärtiger Handelsbeziehungen unterschätzten, oder gar eine künstliche oder gewaltsame Veränderung der volkswirtschaftlichen Struktur zu Gunsten der Landwirtschaft empfehlen wollten[2]. Aber bei der Auffassung, die wir von dem Volkswohlstande haben, flößt uns ein Zustand Bedenken ein, wobei der Schwerpunkt der nationalen Wohlfahrt auf die Brücke verlegt wird, die Ausland und Inland im Handelsverkehr verbindet. Der eine Pfeiler dieser Brücke, der im Auslande ruht, ist unserer Machtsphäre entrückt, in seiner Tragfähigkeit und Fortbestehen von Bedingungen und Entwicklungen abhängig, deren Regelung sich unserem Einflusse ganz oder teil-

[1] Vgl. Heinrich Dietzel, Die Theorie von den drei Weltreichen. In Th. Barths „Nation" (1900) 30—34.

[2] Vgl. Heinrich Herkner, Die Arbeiterfrage[3] (1902) 63. Über das Interesse aller Klassen des Volkes am Seeverkehr vgl. Christian Eckert, Die Seeinteressen Rheinland-Westfalens (1906) 32 ff.

weise entzieht. „Obwohl wir uns auf dem Meere regen müssen", sagt Christian Eckert[1], „lastet das Schwergewicht unserer wirtschaftlichen wie politischen Betätigung auch fürderhin auf dem Kontinent." Fügen wir hinzu: Dort ist für den Volkswohlstand am besten gesorgt, wo das Schwergewicht der gesamten volkswirtschaftlichen Entwicklung im Inlande ruht, wo die produktiven Kräfte des eigenen Landes ausreichenden Schutz und möglichste Förderung finden, in fortschreitender Entfaltung zunächst und zuerst der besseren Versorgung der Volksgenossen dienen, dafür aber auch an einem leistungsfähigen inneren Markte den stärksten und schließlich für alle Fälle einzig sichern Rückhalt bewahren.

[1] Deutschland und England. Sonderabdruck aus der „Deutschen Wirtschafts-Zeitung" (1906) 10.

(Schluß folgt.)

Heinrich Pesch S. J.

Der Engelhymnus Gloria in excelsis Deo.

Sein Ursprung und seine Entwicklung.

Ertönt am Karsamstag nach den Trauerliedern der vorhergehenden Tage das jubelreiche Gloria in excelsis Deo, getragen von der weihevollen Melodie aus der Zeit des Großen Gregor, wieder durch die Hallen der Kirche, so fühlt jeder, welch tiefen und erhebenden Widerhall dieser Hymnus im Herzen weckt. Fast zwei Jahrtausende sind verflossen, seit zum ersten Male auf Bethlehems Fluren, von Engelsmund, in himmlischer Melodie der gleiche Lobpreis angestimmt wurde: „Ehre Gott in der Höhe, und Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind.“ — In dieser Fassung ist uns die Übertragung jener Worte geläufig, welche die Engel offenbar in der Sprache der Hirten, an die sie gerichtet waren, also in aramäischer Mundart sangen und die der heilige Evangelist Lukas (2, 14) nach dem Berichte der Ohrenzeugen uns in griechischer Sprache aufgezeichnet hat[1]. Es mag wohl sein, daß die Engel nicht ein ganz neues Lied anstimmten, daß sie vielmehr mit ihren Worten anknüpften an einen dem israelitischen Volke und den frommen Hirten wohlbekannten Hymnus, in dem das Glauben und Hoffen und Sehnen Israels nach dem kommenden Erlöser oft und oft seinen Ausdruck fand. Begegnen wir doch in den Zurufen, mit welchen die Jüngerschar Christus dem Herrn bei seinem Einzuge in Jerusalem huldigte, fast gleichlautenden Worten: „Friede im Himmel und Ehre in der Höhe!“ (Lk 19, 38.)[2] Entspricht diese Vermutung der Wirklichkeit, dann hätten nach weiser und liebevoller Fügung Gottes seine Himmelsboten einem uralten, vorchristlichen

[1] Bekanntlich ist in der morgenländischen Kirche die alte Lesart *ἐν ἀνθρώποις εὐδοκία*, in der abendländischen *εὐδοκίας* = bonae voluntatis mehr in Brauch; dementsprechend bei den Orientalen die Dreiteilung: „Ehre Gott in der Höhe, Friede auf Erden, Zufriedenheit unter den Menschen.“

[2] Vgl. Spitta, Die älteste Form des Gloria in excelsis, in der Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst 1905, 45 ff. — Seine Rekonstruktion ist wohl zu kühn.

Hymnus höhere Weihe verliehen und dem Ausdruck des Hoffens und Sehnens in demselben das Gepräge der Vollendung und Erfüllung, die durch Christi Geburt geworden, gegeben. — Ob und in welcher Weise „die Menge der himmlischen Heerscharen, welche Gott lobten“ (Lk 2, 13), des weiteren gesungen und ihren Engelhymnus fortgesetzt habe, darüber fehlt jegliche Kunde. Geschichtlich ist, daß die Christen der ältesten Gemeinden in ihren Gebeten und die Kirche Christi in ihrer Liturgie das Engellied gar bald als kostbare Gabe vom Himmel her aufgriffen und seinen Wortlaut in frommem Herzensdrang weiter fortsetzten, und daß die im Liede unermüdlichen Mönche des Mittelalters vom 10. Jahrhundert an seinen Text durch Tropen aufs reichste und vielfach recht sinnig und schön ausschmückten und erläuterten.

Dem Werdegange dieses altchristlichen Hymnus, hier Hymnus in des Wortes weitester Bedeutung, zu folgen, dem Leben und Weben dieses ehrwürdigen Gastes bei der heiligsten Handlung des Gottesdienstes zu lauschen, darf ein mehr als bloß historisches Interesse beanspruchen. Manche schon, gestützt auf vereinzelte Angaben alter Liturgiker und Kirchenschriftsteller, wie eines Alkuin, Amalar, Walafrid Strabo, Rhaban, Remigius von Auxerre, Rupert von Deutz, Beleth, Innozenz III., Durandus u. a., sind den Spuren des Gloria in der Geschichte der Liturgie mit Eifer nachgegangen, insbesondere, außer Martène, der Fürstabt Gerbert von St Blasien und der Bibliothekar des Kardinals Joseph René, Dominikus Georgius von Rovigo. Während die Arbeit des letzteren, welche ein äußerst reiches Material bietet, fast unbeachtet blieb — sein Werk[1] gehört zu den größten Seltenheiten —, ward die Abhandlung Gerberts[2] von modernen Schriftstellern für Artikel in Nachschlagewerken und für Kapitel in liturgischen und musikgeschichtlichen Büchern bald direkt bald indirekt reichlich ausgenützt und ausgeschrieben. Auf ein Verzeichnis der einschlägigen Literatur dürfen wir daher wohl verzichten; ob und inwiefern durch vorliegende Zeilen ein Schritt vorwärts gemacht wurde, wird der Kundige leicht ermessen.

Wäre der Bericht über den Verfasser des Gloria in jener Schrift De divinis officiis, welche unter der Flagge Alkuins, des Abtes von

[1] De liturgia Romani Pontificis in sollemni celebratione missarum libri duo . . . cura et studio Dominici Georgii Rhodigini, Romae 1731—1744. Der II. Band handelt auf S. 83—104 über das Gloria.

[2] De cantu et musica sacra . . . auctore Martino Gerberto, typis Sanblasianis 1774, I 377—383.

St Martin zu Tours († 804), geht[1], zuverlässig und verbürgt, so würde sich die Geschichte unseres Hymnus ungleich einfacher gestalten. Im großen Bischof der Nachbardiözese von Tours, nämlich Poitiers', im hl. Hilarius († 366 oder 367), wüßten wir dann den Autor. Ist es jedoch immer schon verdächtig, wenn in späterer Zeit einem hervorragenden Manne der Vergangenheit ohne jeden Beweis und obendrein scheinbar unter dem Einfluß von Patriotismus ein Werk zugeschrieben wird, so steigert sich in unserem Falle der Verdacht durch den gleich zu erörternden Umstand, daß allen Anzeichen nach der Ursprung des Gloria in der griechischen Kirche, und zwar in der vorhilarianischen Zeit, zu suchen ist. — Auf seiten Alkuins stehen zwar manche Zeugen, wie Remigius von Auxerre († um 908)[2], Honorius von Autun († um 1130)[3], der Pariser Theolog Beleth[4] um die Mitte des 12. Jahrhunderts und der unbenannte Chronist von St Martin zu Tours aus dem 13. Jahrhundert[5]. Aber alle diese Zeugen aus Frankreich[6], welche für Hilarius als Verfasser eintreten, scheinen sich auf den Abt von Tours zu stützen, so daß in Wirklichkeit letzterer der einzige Gewährsmann für die Autorschaft des Hilarius sein dürfte. Außerdem pflichtet ihm bei der Schreiber des Codex Vaticanus 5729, der dem Texte des Gloria die Aufschrift gab: Hymnus s. Hilarii ad missam. — Dem steht gegenüber das Zeugnis in den beiden handschriftlichen Quellen des „Irischen Hymnenbuches", dem Codex des Trinity College und des Franziskanerkonventes zu Dublin (beide aus dem 11. Jahrhundert), und dem sog. Leabhar Breac, einem irischen Sammelbande des 14. Jahrhunderts auf der Royal Irish Academy zu Dublin[7]. Laut Vorwort zum Gloria in diesen Handschriften hat

---

[1] De divinis officiis. Migne, Patr. lat. CI 1247.

[2] Expositio missae. Vgl. Migne, Patr. lat. CXXXI 47. — Wird vielfach Alkuin zugeschrieben.

[3] Sacramentarium cap. 37. Migne, Patr. lat. CLXXII 766.

[4] Rationale divinorum officiorum cap. 36. Migne, Patr. lat. CCII 44.

[5] Chronicon Turonense, bei Martène, Collect. ampliss. V 924.

[6] Hierher gehört auch der Traktat des Robert Paululus aus Amiens zu Ende des 12. Jahrhunderts, gewöhnlich unter den Werken des Hugo von St Viktor. Vgl. daselbst De officiis ecclesiasticis lib. 2, cap. 11. Migne, Patr. lat. CLXXVII 416. Über Robert vgl. Haréau, Les œuvres de Hugues de Saint-Victor, Paris 1886, 204.

[7] Vgl. The Irish Liber Hymnorum ed. by J. H. Bernard and R. Atkinson, London 1898 (Henry Bradshaw Society) XIII 49; XIV 21 u 136.

„Ambrosius († 397) den Hymnus vom 2. Verse bis zum Schlusse gemacht", und zwar, wie in der jüngsten dieser Quellen beigefügt wird, „um Jesus zu preisen; des Abends ist der Hymnus zu singen". — Noch weniger Anspruch auf Glaubwürdigkeit kann die Ansicht Innozenz' III. († 1216) erheben, welche besagt: „Telesphorus, der neunte Papst nach dem hl. Petrus (um 125 bis 136), hat angeordnet, diesen Hymnus am Geburtsfeste des Herrn in der Mitternachtsmesse, die er einführte, zu singen. Auch hat er in ihm jene Worte, welche den Worten der Engel folgen, beigefügt; indessen wird von manchen behauptet, daß dieselben der hl. Hilarius von Poitiers hinzugefügt habe."[1] Wahrscheinlich hat Papst Innozenz durch die Pseudo-Isidorianischen Dekretalen, die um die Mitte des 9. Jahrhunderts gefertigt wurden und in denen der angebliche Papstbrief des Telesphorus[2] diesen als Verfasser des Gloria erscheinen läßt, sich zu seiner Annahme verleiten lassen.

Statt einen bestimmten Verfasser zu nennen, äußern sich die unter dem Vorsitze des hl. Isidor von Sevilla im Jahre 633 versammelten Väter des vierten Konzils von Toledo in allgemeiner und doch viel besagender Weise im 13. Kanon: Es sei unrecht, die zum Lobe Gottes und auf die Triumphe der Apostel und Märtyrer von Menschengeist geschaffenen Hymnen zu verwerfen. Denn dann müsse man auch die kurze Doxologie Gloria Patri etc. und die längere, den Hymnus Gloria in excelsis Deo, verwerfen, da von letzterem die Engel nur den Anfang gesungen, reliqua, quae ibi sequuntur, ecclesiastici doctores composuerunt (den Rest haben Lehrer der Kirche verfaßt)[3]. — Der Ansicht dieser Väter, welche der Ursprungszeit des Engelhymnus unter allen Gewährsmännern am nächsten stehen und welche durch Aufstellung mehrerer Verfasser ein allmähliches Werden und Auswachsen des Gloria vorauszusetzen scheinen, begegnen wir im 9. Jahrhundert wiederum beim Abte Walafrid Strabo von Reichenau († 849): „Dem Engelhymnus, in dem mit wenigen Worten bei der Geburt des Herrn die Engel das Lob Gottes sangen, haben spätere fromme Väter (sequentes sancti patres) zum gemeinsamen Lobpreis der heiligen und ungeteilten Dreifaltigkeit sehr liebliche und entsprechende Sätze hinzugefügt; wie daher

[1] De sacro altaris mysterio lib. 2, cap. 20. Migne, Patr. lat. CCXVII 810.
[2] P. Hinschius, Decretales Pseudo-Isidorianae, Lipsiae 1863, 110 f.
[3] Ebd. 367.

sein Anfang von den Boten des Himmels stammt, so ist seine ganze Fortsetzung voll göttlicher Weihe." [1] Rupert von Deutz († 1135) bemerkt: „Die heilige Kirche hat das Gloria in excelsis den Engeln vom Munde weggenommen; es ist ein Hymnus der Engel und der Menschen." [2] Letzterer Ausdruck darf aber schwerlich so ausgelegt werden, als ob er besage, das Gloria sei ein Werk verschiedener Menschen; er bedeutet zunächst wohl nur allgemein, es sei auch ein Menschenwerk. Rupert kommt daher bei der Autorenfrage nicht weiter in Betracht.

Von all diesen Zeugnissen oder Ansichten über den Verfasser des Gloria fand durchweg Alkuins These den meisten Anklang und wurde unbesehen in viele liturgische Werke übernommen. Seitdem aber Kardinal Bona, allerdings nicht auf einen durchschlagenden Grund hin, die Autorschaft des hl. Hilarius angezweifelt, und Kardinal Tommasi die letztere dahin modifiziert hat, daß Hilarius „vielleicht zuerst diesen Hymnus ins Lateinische übertragen und vom Orient in den Okzident verpflanzt habe" [3], heißt es gemeiniglich mit größerer oder geringerer Bestimmtheit, Hilarius sei der Übersetzer des Gloria; betreffs des eigentlichen Ursprungs aber gilt Schweigen als das weiseste. Und doch ist es so verlockend, wenigstens etwas Licht in die ersten Lebensjahre des altehrwürdigen Gastes unserer Liturgie fallen zu sehen. Die Geschichte des Textes, welche zugleich manchen lehrreichen Blick in die Bedeutung der einzelnen Teile unseres Hymnus gestattet, scheint einiges von diesem Lichte zu bringen.

Als Ausgangspunkt mag dienen der älteste (sofern es sich um direkte handschriftliche Überlieferung handelt) griechische und lateinische Text, wie ihn der berühmte griechische Codex Alexandrinus des 5. Jahrhunderts zu London und das lateinische Antiphonar von Bangor des 7. Jahrhunderts zu Mailand (Cod. Ambrosian. C. 5 inf.), ersterer auf Folio 569, letzteres auf Folio 134 darbieten. Die Verschiedenheit des Wortlautes vom jetzt rezipierten Texte, welche beim ersten Blick gering und bedeutungslos erscheinen mag, ist durch Sperrdruck kenntlich gemacht und dabei jetzt Fehlendes durch runde Klammern ausgeschaltet, jetzt Vorhandenes durch eckige eingeschaltet; letzteres steht also nicht im alten Texte. Die bedeutungsvolle Abteilung in sieben Abschnitte oder Stichen (στίχοι) entspricht genau dem Antiphonar von Bangor.

[1] De rebus ecclesiasticis cap. 22. Migne, Patr. lat. CXIV 944 f.

[2] De divinis officiis lib. 1, cap. 30. Migne, Patr. lat. CLXX 27. Derselbe Satz findet sich wörtlich auch bei Robert Paululus (Hugo von St Viktor) De officiis ecclesiasticis lib. 2, cap. 15. Migne, Patr. lat. CLXXVII 420.

[3] Vgl. Georgius, De liturgia Romani Pontificis II 95.

Ὕμνος ἑωθινός.	Ad Vesperum et ad Matutinam.
1. Δόξα ἐν ὑψίστοις Θεῷ, καὶ ἐπὶ γῆς εἰρήνη, ἐν ἀνθρώποις εὐδοκία.	1. Gloria in excelsis Deo, et in terra pax hominibus bonae voluntatis.
2. Αἰνοῦμέν σε· εὐλογοῦμέν σε· προσκυνοῦμέν σε· δοξολογοῦμέν σε·	2 Laudamus te; benedicimus te; adoramus te; glorificamus te: (magnificamus te;)
3. Εὐχαριστοῦμέν σοι διὰ τὴν μεγάλην σου δόξαν, Κύριε [ὁ Θεὸς], βασιλεῦ ἐπουράνιε, Θεὲ πάτερ, παντοκράτορ.	3. Gratias agimus tibi propter magnam misericordiam tuam, Domine [Deus], rex caelestis, Deus pater, omnipotens.
4. Κύριε, υἱὲ μονογενὲς, Ἰησοῦ Χριστὲ. (καὶ ἅγιον Πνεῦμα).	4. Domine, fili unigenite. Iesu Christe. (sancte spiritus Dei: et omnes dicimus Amen).
5. Κύριε ὁ Θεὸς, ὁ ἀμνὸς τοῦ Θεοῦ, ὁ υἱὸς τοῦ πατρὸς, ὁ αἴρων τὰς ἁμαρτίας τοῦ κόσμου, ἐλέησον ἡμᾶς.	5. Domine [Deus], fili (Dei) patris. agne Dei, qui tollis peccatum mundi, miserere nobis.
6. Ὁ αἴρων τὰς ἁμαρτίας τοῦ κόσμου. (ἐλέησον ἡμᾶς). πρόσδεξαι τὴν δέησιν ἡμῶν· ὁ καθήμενος ἐν δεξιᾷ τοῦ πατρὸς, ἐλέησον ἡμᾶς.	6. [Qui tollis peccata mundi]. suscipe orationem nostram; qui sedes ad dexteram (Dei) patris. miserere nobis.
7. Ὅτι σὺ (εἶ) μόνος ἅγιος, σὺ (εἶ) μόνος κύριος, [σὺ μόνος ὕψιστος], Ἰησοῦς Χριστὸς. [σὺν ἁγίῳ Πνεύματι] εἰς δόξαν Θεοῦ πατρός. Ἀμήν [1].	7. Quoniam tu solus sanctus, tu solus Dominus, tu solus gloriosus. [Iesu Christe] cum Spiritu sancto in gloria Dei patris. Amen.

Zur vollständigen Gleichheit mit unserem jetzt gebräuchlichen Wortlaut des Gloria hat dieser griechische Text des 5. Jahrhunderts sich ziemlich langsam ausgewachsen. In der Handschrift 1888 der Wiener Hofbibliothek, die aus dem 10. Jahrhundert stammt, ist der Text noch wesentlich völlig gleich jenem im Codex Alexandrinus. Ähnliches gilt von dem auf Folio 44 verzeichneten Texte jenes Ὡρολόγιον, welches die Münchener Hof- und Staatsbibliothek unter der Nummer Cgrm. 320 aufbewahrt und das bereits ins 12. Jahrhundert führt. Der einzige Unterschied vom alten Texte ist, daß im 2. Stichos δοξολογοῦμέν σε fehlt und vor προσκυνοῦμέν σε die Huldigungsformel εὐχαριστοῦμέν σοι aus dem 3. Stichos eingeschaltet ist; ferner fand im 6. Stichos entsprechend unserem heutigen Texte das ἐλέησον ἡμᾶς nicht mehr Aufnahme. — Aber ein aus Tegernsee stammender Sammelband der letzteren Bibliothek (Clm. 19440), der ebenfalls

---

[1] Der Schluß des 3. Stichos lautet in der Handschrift: πατὴρ παντοκράτωρ und der Anfang des 4.: Κύριε υἱὲ μονογενῆ. Diese belanglosen Lesarten bzw. Fehler werden durch die gleich zu erwähnenden Münchener Codices behoben. — Ebenso ist kaum zu bemerken, daß der lateinische Text im Antiphonar von Bangor stets filii statt fili bietet. — Betreffs anderer, jüngerer Texte vgl. F. E. Warren. The Antiphonary of Bangor II, London 1895, 76 ff.

dem 12. Jahrhundert angehört, bietet auf Seite 3 in lateinischer Transkription einen solchen griechischen Text, der vollständig unserer rezipierten lateinischen Übertragung entspricht, ausgenommen, daß wir statt Αἰνοῦμέν σε im 2. Stichos Ὑμνοῦμέν σε (transkribiert: Ymnumen se) lesen, und daß im 3. Stichos die Apposition ὁ Θεός noch nicht eingebürgert erscheint. Im übrigen finden sich dort alle Stellen, die bei Vorlegung des Textes aus dem Alexandrinus als einzuschaltende, fehlen umgekehrt alle, die dort als auszuschaltende bezeichnet wurden. Nur bleibt zu erwägen, ob im genannten Tegernseeer Sammelbande nicht vielleicht statt des griechischen Originaltextes eine griechische Übersetzung des damaligen lateinischen Gloria geboten werden sollte; in diesem Falle bliebe die Frage, bis wann der griechische Gloria-Text sich völlig ausgewachsen habe, noch ungelöst. Für vorliegende Arbeit dürfen wir davon absehen.

Vom lateinischen Wortlaut des Engelhymnus im Bangorschen Antiphonar bis zu dem uns geläufigen haben wir kaum zwei Jahrhunderte zu durchmessen. Das um gut 100 Jahre jüngere sog. „Missale von Stowe", welches zu Stowe, einem Landgute des Herzogs von Buckingham, aufgefunden wurde und jetzt zu den Schätzen der königlichen Akademie in Dublin gehört, stimmt im Texte des Gloria, was bei seinem gleichfalls irischen Ursprunge zu erwarten stand, noch völlig mit dem Bangorschen Antiphonar überein bis auf die unscheinbare Variante fili Dei unigenite im 4. Gliede. Aber schon aus dem 9. Jahrhundert läßt sich eine Quelle namhaft machen, nämlich das Psalterium des Abtes Wolfcoz von St Gallen (Cod. Sangallen. 20), in dem der Gloria-Text auf Seite 356 sich genau mit dem jetzt gebräuchlichen deckt [1]. Nur lesen wir im 3. Stichos propter gloriam tuam magnam, eine Wortstellung, die scheinbar erst im 11. oder 12. Jahrhundert zu der jetzigen „propter magnam gloriam tuam" sich dauernd fixierte. Heißt es doch z. B. noch in einem St Emmeramer Tropar des 11. Jahrhunderts (Clm. Monacen. 14 322): propter magnam tuam gloriam.

So gering und unwichtig nun die Verschiedenheit des Gloria-Textes in der jetzigen, seit mehr denn einem Jahrtausend schon gebräuchlichen, und der ältesten, direkt durch Handschriften nachweisbaren Fassung des 5. Jahrhunderts erscheinen mag, bei näherer Prüfung erweisen sich namentlich zwei Stellen im 4. und 7. Stichos als von großer Bedeutung. Um dieselbe besser zu würdigen, empfiehlt es sich, auf einen griechischen Wortlaut des Gloria zurückzugreifen, der handschriftlich allerdings durch jüngere Quellen übermittelt wird, der aber anderweitig als spätestens aus dem 4. Jahrhundert stammend erwiesen ist, nämlich jenen im 7. Buche der sog. Apostolischen Konstitutionen:

[1] Eine Hand des 10. Jahrhunderts hat sich dort nachträglich zwei Zusätze erlaubt und nach glorificamus te (im 2. Gliede) hymnum dicimus tibi, nach Iesu Christe (im 4. Gliede) altissime eingefügt.

Προσευχὴ ἑωθινή.	Morgengebet.
1. *Δόξα ἐν ὑψίστοις Θεῷ, καὶ ἐπὶ γῆς εἰρήνη, ἐν ἀνθρώποις εὐδοκία.*	1. Ehre Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, unter den Menschen Zufriedenheit.
2. *Αἰνοῦμέν σε· ὑμνοῦμέν σε· εὐλογοῦμέν σε· δοξολογοῦμέν σε·*	2. Wir loben dich; wir besingen dich; wir benedeien dich; wir rühmen dich;
3. *Προσκυνοῦμέν σε (διὰ τοῦ μεγάλου ἀρχιερέως, σὲ τὸν ὄντα Θεὸν, ἀγέννητον, ἕνα, ἀπρόσιτον, μόνον,) διὰ τὴν μεγάλην σου δόξαν, Κύριε, βασιλεῦ ἐπουράνιε, Θεὲ πάτερ, παντοκράτορ.*	3. Wir beten dich an (durch den großen Hohepriester, dich, den Gott, der da ist, den Unerzeugten, den Einen, den Unzugänglichen, den Einzigen,) wegen deines großen Ruhmes, Herr, himmlischer König, Gott Vater, Allmächtiger.
(4.) 5. *Κύριε ὁ Θεὸς, ὁ πατὴρ τοῦ Χριστοῦ, τοῦ ἀμώμου ἀμνοῦ, ὃς αἴρει τὴν ἁμαρτίαν τοῦ κόσμου,*	(4.) 5. Herr und Gott, Vater des Gesalbten, des schuldlosen Lammes, welches hinwegnimmt die Sünde der Welt,
6. *Πρόσδεξαι τὴν δέησιν ἡμῶν, ὁ καθήμενος ἐπὶ τῶν Χερουβίμ.*	6. Nimm entgegen unser Flehen, der du sitzest über den Cherubinen.
7. *Ὅτι σὺ μόνος ἅγιος, σὺ μόνος Κύριος Ἰησοῦ Χριστοῦ, τοῦ Θεοῦ πάσης γεννητῆς φύσεως, τοῦ βασιλέως ἡμῶν· δι᾽ οὗ σοι δόξα, τιμὴ καὶ σέβας.*	7. Denn du allein bist heilig, du allein der Herr Jesu, des Gesalbten, des Gottes jeder erschaffenen Natur, unseres Königs, durch den dir Ehre, Ruhm und Verehrung.

Es bleibt dahingestellt, ob der Kompilator der Konstitutionen den Text des Gloria unverfälscht, d. h. ohne Zutaten seiner persönlichen Andacht, wozu namentlich die eingeklammerte Stelle im 3. Gliede gehören dürfte, überliefert hat. Jedenfalls haben wir einen Gebetshymnus vor uns, der im großen und ganzen und durchweg in den Worten dem Texte des Codex Alexandrinus gleicht, der aber ausschließlich an Gott den Vater gerichtet ist, Gottes des Sohnes nur mittelbar und des Heiligen Geistes gar nicht erwähnt. Er stammt somit aus einer Zeit, die vor dem Kampfe mit den Pneumatomachen, welche die Gottheit des Heiligen Geistes leugneten, also vor der Mitte des 4. Jahrhunderts liegt. Die Häresie der Pneumatomachen bot sichtlich den Anlaß, die Lehre vom Heiligen Geiste wenigstens in knappster Form dem Gloria einzufügen, zunächst in jener oder einer ähnlichen Fassung, wie sie der Codex Alexandrinus bietet, nämlich in der Mitte des Hymnus, im 4. Stichos. Gleichzeitig oder vielleicht schon früher, etwa durch den Arianismus veranlaßt, hatte man an derselben Stelle des Gloria den eingebornen Sohn Gottes durch eine direkte Anrede Κύριε, υἱὲ μονογενὲς, Ἰησοῦ Χριστέ hervorgehoben und das ganze folgende Gebet, statt wie bisher an den Vater, an den Sohn gerichtet. Der ganze 4. Stichos im Codex Alexandrinus ist demnach mehr als wahrscheinlich eine Zutat aus der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts. Verbunden mit dem Abschluß des 3. Stichos bildet er eine kurze Verherrlichung der heiligsten Dreifaltigkeit,

eine „kleine Doxologie“: „Herr, himmlischer König, Gott Vater, Allmächtiger; Herr, eingeborner Sohn, Jesu Christe; und Heiliger Geist.“ — Das Antiphonar von Bangor bekundet, daß im 7. Jahrhundert diese gleiche Art von Doxologie in der Mitte des Engelhymnus in der lateinischen Kirche in Brauch war; obendrein hatte die Verherrlichung des Heiligen Geistes eine Bereicherung erfahren durch die Einfügung cum Spiritu sancto im Schlußgliede des Hymnus. Allmählich schwand wieder die kleine Doxologie in der Mitte des Gloria, wie es unter andern der erwähnte St Galler Codex 20 aus dem 9. Jahrhundert bezeugt, während das Tropar von St Emmeram zu Regensburg (Clm. Monacen. 14322) noch im 11. Jahrhundert die Klausel et sancte Spiritus im 4. Stichos aufweist. Zu welcher Zeit dieselbe endgültig in Wegfall kam, konnte ich bislang nicht feststellen. — Der Rest des 4. Stichos: Domine, fili unigenite, Iesu Christe, blieb bestehen, obgleich nunmehr nach Verwischung der Doxologie in der Mitte des Gloria eine gewisse Tautologie sich fühlbar macht. Auf Domine, fili unigenite folgt ziemlich unmittelbar fast gleichlautend und jedenfalls gleichbedeutend: Domine, . . . filius patris. Der Grund ist ersichtlich.

Eine kurze Erwägung möge hier eingeschoben werden. Die Änderung, welche der Gloria-Text, wie ihn die „Apostolischen Konstitutionen“ für das 4. Jahrhundert bezeugen, bis zum 9. Jahrhundert erfahren und die sich alsdann vom 11. oder spätestens 12. Jahrhundert an ganz fest erhalten hat, kann nur als eine vorteilhafte erscheinen. Der Engelhymnus hat sich durch eine äußerlich geringe und pietätvolle Retuschierung und Eintragung kleiner Zusätze von einem Lob- und Bittgebet zu Gott dem Vater zu einem Lobpreis der allerheiligsten Dreifaltigkeit ausgestaltet. Und während nach dem Wortlaut im Codex Alexandrinus durch die Doxologie im 4. Stichos der Hymnus in zwei Teile getrennt wird und nach derselben ein Bittgebet ausschließlich an Jesus Christus folgt, wird in der jetzigen Fassung des Gloria die Anrede an Gott den Vater im 4. Gliede abgelöst durch jene an Gott den Sohn, dessen Lobpreisung, verbunden mit der Bitte um Erbarmen, ausklingt im Bekenntnis aller drei göttlichen Personen: „Jesu Christe mit dem Heiligen Geiste in der Glorie Gottes des Vaters.“ Die drei einleitenden Glieder bis gegen Schluß des 3. Stichos können dabei als allgemeine Huldigung für den dreieinigen Gott aufgefaßt werden, als ein glanzvolles Proömium, dem die Huldigung an die einzelnen drei göttlichen Personen folgt. Allerdings tritt dabei die Verherrlichung der dritten göttlichen Person, wenn wir den Text rein äußerlich abmessen, noch immer erheblich in den Hintergrund. Es ist das ein Merkmal und eine ehrwürdige Er-

innerung an den alten Ursprung dieses Hymnus aus einer Zeit, in der bei den Gebeten der Christen Gott der Vater und sein eingeborner Sohn, der menschgewordene Erlöser, im Vordergrunde standen, bis nach weiser Fügung der Vorsehung anläßlich der Häresien im 4. Jahrhundert die Gedanken mehr auf die dritte Person des unerfaßbaren Geheimnisses der Dreifaltigkeit hingelenkt wurden. — Ist und heißt die bekannte, gleichfalls sehr alte Gebetsformel „Ehre sei dem Vater und dem Sohne" usw., durch die von der Kirche namentlich am Schluß der Psalmen die heiligste Dreifaltigkeit verherrlicht wird, die kurze oder „kleine Doxologie" (benannt nach dem griechischen Anfangsworte Δόξα), so verstehen wir nun vollauf, warum der Engelhymnus die „große Doxologie" benannt wurde. Letztere Bezeichnung, deren genaue Geschichte noch im Dunkel ruht, konnte wohl dann erst aufkommen, als der Engelhymnus sich wirklich aus seiner ursprünglichen Form zu einer wahren Huldigung an die Dreifaltigkeit ausgestaltet hatte.

Nunmehr zurück zu jener Art kleiner Doxologie, die im 4. Jahrhundert sich in der Mitte des Gloria einfügte; sie wird uns noch Spuren aufdecken zu Wegen, auf denen wir dem Werden des Hymnus vor dem 4. Jahrhundert nachgehen können. — Wenn nicht befremdend, so muß es doch auffallend oder bemerkenswert erscheinen, daß gerade die Mitte des Δόξα ἐν ὑψίστοις (es handelt sich um den Text in den Apostolischen Konstitutionen) dazu ausersehen wurde, zu einer Doxologie umgestaltet und erweitert zu werden, die sonst den Schluß eines Gebetes markiert. Auf diese Weise wird das einheitliche Gebet förmlich in zwei Teile zerlegt, was erst recht stark hervortritt im Texte des Bangorschen Antiphonars. Dort folgt nach Domine, fili unigenite, Iesu Christe, et sancte spiritus obendrein die abschließende Klausel: Et omnes dicimus Amen. Tatsächlich reiht sich bei dieser Fassung an das erste, in sich abgerundete und förmlich abgeschlossene Gebet ein zweites an Jesus Christus, das abermals durch eine Art Doxologie nebst Amen seinen Abschluß findet; beide bilden nur dadurch ein Ganzes, daß sie unmittelbar miteinander verbunden als ein „Morgen- oder Abendhymnus" (so lautet die Aufschrift in jenem Antiphonar) gebetet oder gesungen wurden. Da drängt sich der Gedanke auf: War nicht vielleicht das „Morgengebet" des Gloria in den Apostolischen Konstitutionen eine unmittelbare Zusammenstellung von zwei kurzen, selbständigen Gebeten? Man denke an die verschiedenen kurzen Gebete, welche, durch ein Oremus

eingeleitet und durch eine Doxologie abgeschlossen, in unserer jetzigen Liturgie die Schlußoration der Allerheiligenlitanei bilden. Fühlte und erkannte der Urheber der Doxologie nach dem 3. Gliede des Morgengebetes in den Konstitutionen, daß hier das erste Gebet ende, so erscheint es als ganz entsprechend, wenn er, um alle drei göttlichen Personen einzuführen, dem Titel *Θεὲ πάτερ, παντοκράτορ* die weiteren *Κύριε, υἱὲ μονογενὲς, Ἰησοῦ Χριστὲ, καὶ ἅγιον Πνεῦμα* anreihte. Er zerlegte dadurch nicht, was schon zerlegt erschien. Mir will dünken, ein aufmerksames Auge, ist es einmal durch die erwähnten Umstände auf diese Stelle besonders hingelenkt, braucht nicht erst den Anfang eines zweiten Gebetes an derselben zu entdecken. Vorher geht eine Huldigung, es folgt eine Bitte; im Schluß der Huldigung stehen die Titel: „Herr, Gott, Vater", die Bitte hebt an mit den Titeln: „Herr, Gott, Vater". Würden in einem und demselben, aus einem Guß entstandenen Gebete sich die gleichlautenden Titel wohl so unmittelbar folgen? Wenigstens die Vermutung von ursprünglich zwei gesonderten Gebeten dürfte nach allem begründet erscheinen. Trifft sie das Richtige, so fällt selbstredend auf die Frage nach Ursprung und Verfasser des Gloria ein ganz anderes Licht. Es lohnt sich darum, noch nähere Rundschau bei den Monumenten des christlichen Altertums zu halten.

Zur Vergleichung diene zunächst der Doppelgänger des Gloria, der sog. Ambrosianische Lobgesang, das Te Deum. Auch er ist ein uraltes, vielleicht nur wenig jüngeres Loblied Gottes im eminenten Sinne des Wortes, trägt sogar vereinzelt in alten Quellen den Titel Laus angelica. — Laudamus te und Te Deum laudamus stehen sich parallel gegenüber an der Spitze. Nur gehen im Gloria die Engelsworte voraus, das Te Deum beginnt unmittelbar mit der Lobeserhebung, aber nicht ausnahmslos; das gleiche Antiphonar von Bangor z. B. leitet es ein mit den Worten des 112. Psalmes Laudate, pueri, Dominum, laudate nomen Domini, welcher Aufforderung gleichsam als Echo entspricht: Te Deum laudamus. Diesen Umstand vorläufig nebenbei! Die Hauptsache ist folgendes: Bis zum Abschnitt im Te Deum: Te per orbem terrarum sancta confitetur Ecclesia richtet sich der Lobpreis nur an Gott bzw. an Gott den Vater; alsdann werden ausdrücklich alle drei göttlichen Personen erwähnt: Patrem immensae maiestatis: venerandum tuum verum et unicum Filium, sanctum quoque paraclitum Spiritum. Hier haben wir, gerade wie im Gloria, eine Art abschließender Doxologie

in der Mitte des Hymnus. Was noch folgt, ist, ähnlich wie im Engelhymnus, ausschließlich ein Lobpreis an Christus den Herrn: Tu rex gloriae Christe, tu Patris sempiternus es filius etc. Bei bloßer Betrachtung unseres jetzigen Te Deum-Textes lassen sich also zwei selbständige Lieder in demselben herausfühlen. Es kommt aber hinzu, daß in der Regel die alten griechischen Quellen vor dem doxologieartigen Abschnitt in der Mitte den Text abschließen und weder diesen noch den Hymnus auf Christus Tu rex gloriae Christe etc. enthalten. Schon der englische Hymnologe Mearns[1] hat darauf aufmerksam gemacht, daß der griechische Text des ersten Teiles das Gepräge eines echt griechischen Originalliedes trägt; dieses griechische Lied, etwa aus dem 2. oder gar 1. Jahrhundert, wurde frühzeitig ins Lateinische übertragen und war nach verschiedenen Anzeichen in dieser Form schon dem hl. Cyprian (im 3. Jahrhundert) bekannt. Bald darauf erhielt es seine Fortsetzung in dem lateinischen Originalliede auf Christus: Tu rex gloriae etc., dem als Abschluß verschiedene Psalmverse angefügt wurden, nämlich nach dem Vers Aeterna fac cum sanctis tuis in gloria numerari: Ps 27, 9; 144, 2; ein Versikel Dignare, Domine, die isto sine peccato nos custodire, der in dieser Form weder den Psalmen noch der übrigen Heiligen Schrift entlehnt ist; dann Ps 122, 3; 32, 22; 30, 2. Diese Psalmverse bilden den dritten Teil des allmählich entstandenen und zusammengefügten Lobeshymnus Te Deum.

Das führt uns zurück zum Gloria. Auch dieses endet weder im Antiphonar von Bangor noch im Codex Alexandrinus und andern Handschriften (wie z. B. dem Cod. Londinen. Add. 34209) mit dem jetzigen Schlußverse in gloria Dei patris, sondern es folgt dort noch als dritter Teil gleichfalls eine Reihe von Psalmversen, die in allen Quellen mit dem Psalm 144, 2 beginnt, dann aber in den verschiedenen Handschriften verschiedenartig weiter läuft. Zwischen diesen Psalmversen findet sich auch, wie im Te Deum, der Versikel Dignare, Domine, die isto sine peccato nos custodire. Allmählich schwanden diese Versikel am Schluß des Gloria: der Engländer Gibson[2] hat es recht wahrscheinlich gemacht, daß sie vom Gloria ins Te Deum übertragen wurden, als in der lateinischen Kirche

[1] A Dictionary of Hymnology, ed. by John Julian. London 1892, unter dem Stichwort Te Deum laudamus.

[2] Church Quarterly Review XXI 20.

das Te Deum jenen Platz im Offizium und überhaupt im Gottesdienste übernahm, der früher dem Gloria zukam. Letzteres nämlich wurde mit der Zeit auf die heilige Messe beschränkt und teilte so seine Domäne mit seinem, fast können wir sagen: Zwillingsbruder, dem Te Deum. Der auffallend gleichartige Aufbau der beiden altchristlichen Hymnen und die allmähliche Entstehungsweise des einen, des Te Deum, aus verschiedenen selbständigen Gebeten oder Liedern, wofür allerdings mehr als Wahrscheinlichkeit nicht beansprucht werden soll, bestärkt die Vermutung, daß auch der andere, das Gloria, auf ähnliche Weise herangewachsen ist, zumal schon andere Gründe zu dieser Annahme führten.

Vielleicht finden wir nähere Bestätigung, wenn wir die einzelnen Teile in sich und in ihrem Verhältnis zueinander und zu andern alten Gebetsformeln sowie Schrifttexten prüfen. — Stichos 1 und 4 (nach dem Texte des Antiphonars von Bangor, oben S. 48) sind als Teile für sich bestimmt erwiesen. Letzteres Glied wurde als Interpolation aus dem 4. Jahrhundert erkannt; seine Bezeichnungsweise der zwei göttlichen Personen ist biblisch und findet sich in gleicher Weise im Apostolischen Symbolum. — Die Engelworte im 1. Gliede bedürfen keines Kommentars. Von Bedeutung ist hingegen die Tatsache, daß sie als solche ohne jeden weiteren Zusatz in der alten Liturgie Verwendung fanden, also einen selbständigen Teil derselben bildeten. Im Orient verordnete die sog. Liturgie des hl. Jakobus, daß sie dreimal nacheinander gebetet oder gesungen würden. Dem Okzident brachte nach diesem Vorbilde der griechische Papst Telesphorus (um 125—136) eine ähnliche Vorschrift. „Er bestimmte“, wie das Papstbuch meldet, „daß am Geburtsfeste Christi des Nachts das Meßopfer gefeiert und vor demselben (ante sacrificium, vielleicht = im Eingange der Messe) der Engelhymnus Gloria in excelsis Deo gesprochen werde.“ [1] Schon wegen der Übertragung des griechischen Gebrauches aus der Liturgie des hl. Jakobus erscheint es ausgeschlossen, daß hier unter hymnus angelicus mehr als die bloßen Engelworte vermutet werden können. — Dunkler sind zwei Stellen beim hl. Chrysostomus († 407), in der 68. (69.) Homilie zum Evangelium des hl. Matthäus und in der 3. Homilie zum 1. Kapitel des Briefes an die Kolosser [2]. Es läßt sich schwer feststellen, ob er als das Morgengebet der Einsiedler und als Dankgebet der Christen nur die Engelworte, die er vollständig zitiert, oder dieselben in Verbindung mit ihrer Fortsetzung, welche zur Zeit des Heiligen schon bestand, bezeichnen will. Obgleich manche Interpreten ersterer Ansicht huldigen, mag hier das Zeugnis aus jenen Homilien unberücksichtigt bleiben. Die beiden andern Zeugnisse genügen für die Tatsache, daß die Worte der Engel ursprünglich ein eigenes Gebet oder Lied der Christen bildeten.

---

[1] Liber Pontificalis, ed. Duchesne, Paris 1886, I 129.

[2] Migne, Patr. gr. LVIII 614 und LXII 321.

Die vom 1. und 4. Stichos umschlossenen Glieder bilden das markige Huldigungslied an Gott den Vater, anhebend mit 5 bis 6 Akklamationen oder Zurufen, denen gleichsam als Begründung derselben jene Titel folgen, die nur der Macht und Majestät Gottes eigen sind. — Von befreundeter Seite wurde ich darauf aufmerksam gemacht, daß die Akklamationen, mit welchen die Byzantiner und Römer ihre Kaiser im Senate begrüßten, vielleicht als Vorlage für die Akklamationen im Gloria betrachtet werden können. Die Beobachtung ist sehr interessant; auch läßt sich nicht leugnen: Wenn wir die acclamationes senatus, wie sie von den Scriptores Historiae Augustae bei den verschiedenen Kaisern des 2. und 3. Jahrhunderts aufgezeichnet sind, durchmustern, so klingt uns aus den Formeln, wie z. B. omnes tibi gratias agimus; te diligimus, te principem facimus, tibi curam orbis mandamus; dignus et fortis et iustus; bonus ductor, bonus imperator u. a., ein ähnlicher Ton, eine ähnliche Ausdrucksweise entgegen, wie aus den Akklamationen im Gloria, die in kurzen, markanten Worten die Gefühle der Hochschätzung, Bewunderung, Ehrfurcht und Verehrung zum Ausdruck bringen. Was den Machthabern der Welt als Huldigung dargebracht wurde, das konnte in ungleich höherem Grade als dem König der Könige gebührend erachtet werden. Und so mögen denn die Akklamationen im Senate dazu angeregt haben, in ähnlichen Ausdrücken der unendlichen Majestät zu huldigen. Die Ausdrucksweise selbst wurde nicht von dort entlehnt; abgesehen von der einen Akklamation tibi gratias agimus an den Kaiser Maximinus und später an Probus, findet sich keine Redewendung, welche sich mit den Zurufen im Gloria deckt. Für die letzteren scheint vielmehr die Ausdrucksweise durch die den ersten Christen so geläufigen Psalmen und Cantica der Heiligen Schrift nahe-, ja förmlich auf die Zunge gelegt worden zu sein. Der immer und immer wiederholten Aufforderung des Psalmisten: L a u d a t e Dominum in Psalm 148—150 entspricht als Echo: L a u d a m u s te; ertönt im Canticum der drei Jünglinge (Dn 3, 57 ff) ohne Unterlaß die Mahnung: B e n e d i c i t e, so ist die entsprechende Folgeleistung: B e n e d i c i m u s te; ladet der Psalmist ein: A d o r a t e Dominum in atrio sancto eius (Ps 28, 2 und 95, 9), Venite a d o r e m u s (Ps 94, 6), A d o r a t e in monte sancto eius (Ps 98, 9), so findet sein Ruf getreuen Widerhall im A d o r a m u s te; auf seine Bitte: Semen Iacob, g l o r i f i c a t e eum (Ps 21, 24), tönt es prompt zurück aus frommem Sängerchor: G l o r i f i c a m u s te; und wenn er schließlich anstimmt: Te decet h y m n u s, Deus, in Sion (Ps 64, 8), und daher auffordert: Introite atria eius in h y m n i s (Ps 99, 4), so besagt genaue Erfüllung: H y m n u m dicimus tibi. Letztere Akklamation findet sich im Text der Apostolischen Konstitutionen; statt deren fehlt dort noch der Zuruf: G r a t i a s a g i m u s tibi (εὐχαριστοῦμέν σοι im Codex Alexandrinus), wofür, wie es scheint, auch in den Psalmen keine direkte Vorlage zu finden ist. Desto nachdrücklicher schärft der Völkerapostel ein: In omnibus g r a t i a s a g i t e; haec est enim voluntas Dei (1 Thess 5, 18). — Als Grund unserer Huldigung durch die Akklamationen wird angegeben der „große Ruhm" unseres Gottes: „propter m a g n a m g l o r i a m tuam." Quoniam

magna est gloria Domini, rühmt der Psalmist im 137. Psalm. Im übrigen ist die Verbindung magna gloria in der Heiligen Schrift selten; dafür um so häufiger magna misericordia, und es ist nicht ausgeschlossen, daß eben dorther die Lesart propter magnam misericordiam tuam im Antiphonar von **Bangor** stammt, die noch im genannten Missale von Stowe und im Irischen Hymnenbuche sich erhalten hat. Der „Ruhm" Gottes erstrahlt aus den nur ihm zukommenden großartigen Titeln, in denen das Huldigungslied kraftvoll ausklingt: Domine, rex caelestis (Herr, himmlischer König), Deus pater (Gott Vater), Omnipotens (Allmächtiger). Der erstere dieser Titel ist nachweislich seit mindestens dem 9. Jahrhundert in zwei zerlegt, und seitdem beten wir: Domine Deus, rex caelestis; dadurch ist allerdings eine tautologische Häufung entstanden, da gleich nachher wieder Deus pater folgt. — Ein Nachweis, wie geläufig aus der Heiligen Schrift diese Titel den Christen waren, darf gewiß unterbleiben.

Ziehen wir in Betracht, daß die Gläubigen der zwei ersten Jahrhunderte vor allem dem Gesange der Psalmen huldigten und diese von den ersten Vätern geheiligte und ererbte Sitte so hoch in Ehren hielten, daß sie nicht recht wagten, eigentlich neue und selbständige Lieder einzuführen, sondern nur solche, die den Psalmen entlehnt oder nachgebildet und mit einzelnen, durchweg wiederum der Heiligen Schrift entnommenen Redewendungen durchsetzt waren, so ist unleugbar: der erste Teil des Gloria (Glied 2 und 3) trägt ein solches Gepräge, daß er als Produkt dieser ältesten Periode betrachtet werden darf. Es scheint, eine wertvolle Spur aus der Mitte des 2. Jahrhunderts ist uns erhalten. Die bestbewährte und als solche älteste Märtyrerakte ist das Schreiben der Gemeinde von Smyrna über den Tod ihres großen Bischofs Polykarp im Jahre 155. Vor seinem Martyrium erhebt dieser Apostelschüler seine Stimme zu einem Gebete an „Gott den Herrn, den Allmächtigen, den Vater des vielgeliebten Jesus Christus", und nach Anführung verschiedener von ihm empfangenen Wohltaten ruft er aus: „Deswegen und für alles lobe ich dich, benedeie ich dich, preise ich dich" (διὰ τοῦτο καὶ περὶ πάντων αἰνῶ σε, εὐλογῶ σε, δοξάζω σε)[1]. Diese Übereinstimmung mit den Akklamationen nach den Engelworten kann als zufällig gedeutet werden; aber man vergesse nicht, woran schon Guéranger[2] betreffs der Gebetsformeln der Märtyrer beim Opfer ihres Lebens mit Recht erinnert hat, daß nämlich in allen ein ähnlicher Ton und Stil wiederkehrt, ein Widerhall aus den gemeinsamen Gebeten beim christlichen Gottesdienst. Bald leiht dieses bald jenes Gebet die eine oder andere Formel für das letzte Gebet der Blutzeugen.

In der griechischen Morgenliturgie (ἀκολουθία τοῦ ὄρθρου) hebt ein Gebet, dessen Alter ich leider nicht ermitteln kann, mit den Worten an: „Wir loben, wir besingen, wir benedeien dich und wir danken dir, Gott unserer

---

[1] Bibl. veterum Patrum, ed. Gallandius, Venetiis 1765, 619.
[2] Institutions liturgiques I^2, Paris 1878, 59.

Väter" usw. (Αἰνοῦμεν, ὑμνοῦμεν, εὐλογοῦμεν καὶ εὐχαριστοῦμέν σοι, ὁ Θεὸς τῶν πατέρων ἡμῶν κτλ.)[1]

Ein Abendhymnus endlich in den Apostolischen Konstitutionen fährt nach den einleitenden Worten aus dem 112. Psalm, denen wir bereits oben als Einleitung zum Te Deum im Bangorschen Antiphonar begegneten, nämlich nach Αἰνεῖτε, παῖδες, Κύριον, αἰνεῖτε τὸ ὄνομα Κυρίου, also fort: Αἰνοῦμέν σε, ὑμνοῦμέν σε, εὐλογοῦμέν σε διὰ τὴν μεγάλην σου δόξαν, Κύριε βασιλεῦ, ὁ πατὴρ τοῦ Χριστοῦ, τοῦ ἀμώμου ἀμνοῦ, ὃς αἴρει τὴν ἁμαρτίαν τοῦ κόσμου. Daran schließt sich unmittelbar die doxologische Schlußformel: Σοὶ πρέπει αἶνος κτλ.

Als Folgerung aus all diesem dürfte die Annahme nicht unbegründet erscheinen, daß die fraglichen Akklamationen im Gloria als ein kurzes, in sich abgeschlossenes Loblied Gottes in der griechischen Kirche der ältesten Zeit, wohl schon vor der Mitte des 2. Jahrhunderts, vorhanden waren, und daß dieses Lied oder Gebet bald ohne jeden weiteren Zusatz benutzt, bald an einen einleitenden Psalmvers, wie den 1. Vers des 112. Psalmes, oder auch an die Engelworte Gloria in excelsis etc. angefügt wurde, bald in verschiedenen Gebetsformeln eine weitere Fortsetzung fand[2].

Von diesem Gebete durch das im 4. Jahrhundert eingeschobene Glied ziemlich schroff getrennt und dann durch spätere Entfernung des καὶ ἅγιον Πνεῦμα wieder einheitlicher mit ihm verbunden ist das Gebet des 5. und 6. Stichos. Letzteres zeigt eine etwas andere Geschichte und einen andern Charakter als ersteres. Nehmen wir an, daß der Sammler und Zusammensteller der Gebete im 7. Buche der Apostolischen Konstitutionen einen zuverlässigen Text des Engelhymnus überlieferte, die im 3. Stichos eingeklammerte Stelle aber (s. S. 50) wahrscheinlich eine Zutat seiner Privat-

---

[1] Iac. Goar, Euchologion sive Rituale Graecorum, Lutetiae Parisiorum 1647, 52.

[2] Aus der früher dem hl. Athanasius zugewiesenen Schrift „Über die Jungfräulichkeit und die Aszese", die aber immerhin ins 4. Jahrhundert gesetzt werden kann, ist leider für das Gloria kein weiterer Gewinn zu ziehen. Es wird darin (§ 20) den Jungfrauen die Anweisung gegeben, unter anderem zu beten „beim Morgengrauen": „Benedeiet, alle Werke des Herrn, den Herrn. Ehre Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, Zufriedenheit unter den Menschen. Wir besingen dich; wir benedeien dich; wir beten dich an usw." (Ὑμνοῦμέν σε· εὐλογοῦμέν σε· προσκυνοῦμέν σε καὶ τὰ ἑξῆς.) Gerade die Fortsetzung des Wortlautes, welcher in der damaligen Zeit als bekannt vorausgesetzt werden konnte, also schon sehr geläufig war, hätte für uns das größte Interesse gehabt. — S. Migne, Patr. gr. XXVIII 276.

andacht ist, so hat das 1. Gebet an Gott den Vater kaum je eine nennenswerte Änderung erfahren. Nur die Reihenfolge und Anzahl der Akklamationen war laut vorgelegter Beispiele anfangs noch nicht gleichmäßig und fest, was um so erklärlicher, wenn sie ursprünglich nicht der Teil eines bestimmten Gebetes, des Gloria, waren. Nicht das Gleiche gilt für das 2. Gebet.

Vom Text in den Apostolischen Konstitutionen bis zum Text im Alexandrinus, der als dem jetzt rezipierten gleich gelten kann, hat sich bei Wahrung der Grundlinien eine merkliche Änderung vollzogen. Zur leichteren Vergleichung folgen hier beide Texte nebeneinander gestellt:

5. *Κύριε ὁ Θεὸς, ὁ πατὴρ τοῦ Χριστοῦ, τοῦ ἀμώμου ἀμνοῦ, ὃς αἴρει τὴν ἁμαρτίαν τοῦ κόσμου. . . . .*	5. *Κύριε ὁ Θεὸς, ὁ ἀμνὸς τοῦ Θεοῦ, ὁ υἱὸς τοῦ πατρὸς. ὁ αἴρων τὰς ἁμαρτίας τοῦ κόσμου, ἐλέησον ἡμᾶς,*
6. . . . . *πρόσδεξαι τὴν δέησιν ἡμῶν. ὁ καθήμενος ἐπὶ τῶν Χερουβίμ. . . . .*	6. *Ὁ αἴρων τὰς ἁμαρτίας τοῦ κόσμου, πρόσδεξαι τὴν δέησιν ἡμων· ὁ καθήμενος ἐν δεξιᾷ τοῦ πατρὸς. ἐλέησον ἡμᾶς.*

Das Gebet zu „Gott, dem Vater Christi“, ist ein Gebet zu „Gott, dem Sohne des Vaters“, geworden, welch letzterer Ausdruck ein Johanneischer (2 Jo 3) zu sein scheint. Dabei wurde eine Umstellung der Appositionen vorgenommen, die nicht gerade vorteilhaft erscheint und für die ich keine Begründung finde. Die Apposition ὁ ἀμνὸς τοῦ Θεοῦ ὁ αἴρων τὰς ἁμαρτίας τοῦ κόσμου (Agnus Dei, qui tollis peccata mundi) ist nämlich offenbar eine wörtliche Entlehnung aus Jo 1, 29. Im Antiphonar von Bangor wurde unter Anlehnung an den Text in den Apostolischen Konstitutionen der Wortlaut des hl. Johannes beibehalten, indem es heißt: Domine, fili Dei patris, agne Dei, qui tollis peccatum mundi; im Codex Alexandrinus hingegen ward ὁ ἀμνὸς τοῦ Θεοῦ durch Umstellung der Appositionen von seinem Attribute ὁ αἴρων τὰς ἁμαρτίας τοῦ κόσμου getrennt. Letztere Textgestaltung hat sich gehalten, und so beten wir jetzt: Domine Deus, agnus Dei, filius patris, qui tollis peccata mundi. — Daß das im Alten Testamente und insbesondere auch in den Psalmen öfters gebrauchte Attribut Gottes ὁ καθήμενος ἐπὶ τῶν Χερουβίμ in ein spezifisch auf Christus passendes umgeändert wurde, lag unter den gegebenen Umständen nahe. Dabei hätte eine direkte Entlehnung aus der Heiligen Schrift eher die Formulierung qui sedes ad dexteram (oder in dextera) Dei erwarten lassen. Das Apostolische Glaubensbekenntnis hingegen bot den Wortlaut τὸν καθήμενον ἐν δεξιᾷ τοῦ πατρός, sedet ad dexteram patris. Es ist dabei interessant zu bemerken, daß bis ins 4. Jahrhundert hinein das Apostolikum nur diese ebenerwähnte Formulierung kennt, während vom Symbolum des Bischofs Priscillian von Abila († 385) an die erweiterte Fassung qui sedet ad dexteram Dei

patris omnipotentis sich allmählich einbürgerte[1]. Die in Rede stehende Umänderung im Gloria weist also abermals ins 4. Jahrhundert. Im 7. Jahrhundert taucht laut Antiphonar von Bangor auch im Gloria die Lesart qui sedes ad dexteram Dei patris auf, hat sich aber nicht erhalten.

Dieses so an die Adresse Jesu Christi umgestaltete Gebet ist nicht so sehr eine Huldigung, wie das Gebet an Gott den Vater im 2. und 3. Stichos, sondern vielmehr eine Bitte um Erbarmen. Nachdrücklicher als im Originaltexte wird dieselbe dadurch hervorgehoben, daß außer dem Rufe „nimm auf unser Flehen" noch zweimal der Hilferuf „erbarme dich unser" eingefügt ist. Ob und inwieweit dabei das uralte Kyrie eleison von Einfluß war, mag und kann ich hier nicht erörtern; gegebenenfalls könnte der Nachweis, wann der Ausdruck ἐλέησον ἡμᾶς statt des nackten ἐλέησον aufkam, von Bedeutung sein für die Altersbestimmung der fraglichen Einfügung. — In diesem Bittgebete gehen die Titel den Bitten stets voraus, während im Huldigungsgebete an Gott den Vater durch die Titel die Akklamationen abgeschlossen werden.

Der Schlußstichos stellt sich dar als das, was in den alten griechischen Gebeten durch ἐκφώνησις (exclamatio, Abschluß des Gebetes mit erhobener Stimme) bezeichnet wird. Ein Blick in Goars Euchologion zeigt, daß fast ausnahmslos alle liturgischen Gebete der Griechen die ἐκφώνησις mit ὅτι (quoniam) einleiten, ohne daß diese Partikel immer einen eigentlichen Kausalnexus mit dem vorhergehenden Gebete andeutet. In der Regel heben diese Schlußformeln besondere Eigenschaften Gottes hervor, wie z. B.: Ὅτι ἀγαθὸς καὶ φιλάνθρωπος Θεὸς ὑπάρχεις (Quoniam bonus et hominum amans es Deus); oder Ὅτι σὺ εἶ ὁ Θεὸς ἡμῶν (Quoniam tu es Deus noster) u. ä. Ganz auf gleicher Stufe nach Form und Inhalt steht die ἐκφώνησις des Engelhymnus: Ὅτι σὺ μόνος ἅγιος, σὺ μόνος κύριος (Quoniam tu solus sanctus, tu solus Dominus) ꝛc. Nur diese zwei Lobeserhebungen, deren biblischer Ursprung keines Nachweises bedarf, haben sich aus dem Text der Apostolischen Konstitutionen in unserem rezipierten Texte erhalten. Ebendort ist nämlich die Abschlußformel ausschließlich an Gott den Vater gerichtet, den κύριος Ἰησοῦ Χριστοῦ, welche Ausdrucksweise übrigens fremdartig klingt (vielleicht ist nach κύριος einzuschieben: πατήρ). Aus dem Genetiv ward ein dem Vokativ gleichbedeutender Nominativ, um die Anrede in eine an Jesus Christus gerichtete umzugestalten. Im Antiphonar von Bangor und in den irischen Quellen überhaupt verzichtete man auf diese Anrede, da sie schon genau so im 4. Stichos steht. — Die Appositionen zu „Jesus Christus", nämlich: „Gott jeder erschaffenen Natur, unser König", kamen in Wegfall, vorausgesetzt, daß sie je im offiziellen Texte standen und nicht vielmehr

[1] Cl. Blume, Das Apostolische Glaubensbekenntnis, Freiburg 1893, 167.

Zutaten des Kompilators der Apostolischen Konstitutionen sind. Umgekehrt fand später ein neues Attribut Aufnahme, das wörtlich genau in Psalm 82, 19 sich vorfindet: tu solus altissimus. Ursprünglich und fürs gewöhnliche ist dasselbe mehr ein Attribut Gottes überhaupt, besagt nicht etwas dem Sohne Gottes Eigentümliches, und so läßt sich mit Recht fragen, wie und warum gerade dieses eingefügt wurde. Im Bangorschen Antiphonar heißt es statt dessen tu solus gloriosus, wofür ich nur im 3. Kapitel des Propheten Daniel eine Vorlage finde. Erst seit dem 9. Jahrhundert lautet es ständig: tu solus altissimus.

Hieß es schließlich: „Durch Christus ist dir, dem Vater, Ehre, Ruhm und Verehrung", so bot der Ausspruch des Völkerapostels: Iesus Christus in gloria est Dei Patris (Phil 2, 11) die passendste Vorlage, um unter fast völliger Wahrung des alten Wortlautes und Gedankens das Lob des Vaters in ein solches des Sohnes umzuändern. Wir sahen, wie spätestens schon im 7. Jahrhundert durch den Zusatz cum Sancto Spiritu auch des Heiligen Geistes Erwähnung geschah; und so beschließen wir seit mehr denn einem Jahrtausend den Engelhymnus, den Lob- und Bittgesang an die heiligste Dreifaltigkeit, mit dem feierlichen Bekenntnis der drei göttlichen Personen: „Jesu Christe mit dem Heiligen Geiste in der Glorie Gottes des Vaters. Amen."

Ähnlich also, wie der Englische Gruß und der Ambrosianische Lobgesang, ist der Engelhymnus allmählich entstanden und gewachsen. Den Engelworten, die als solche seit dem 2. Jahrhundert in der Liturgie Verwendung fanden, sehen wir spätestens vor der Mitte des 4. Jahrhunderts in der griechischen Kirche ein Lob- und Bittgebet beigefügt, das allen Anzeichen nach aus zwei ursprünglich getrennten Gebeten zusammengesetzt war und sich nur an Gott den Vater wandte. Beide schließen sich nach dem Charakter der ältesten Gebete der Christen aufs engste an die Heilige Schrift an und entlehnen derselben durchweg ihre Worte und Wendungen: der erste Teil vorwiegend den Psalmen, der zweite mehr den neutestamentlichen Schriften, und zwar stellenweise mittelbar durch das Apostolische Glaubensbekenntnis. Spuren für das erste Gebet scheinen sich in der Mitte des 2. Jahrhunderts zu finden. Die Lehrkämpfe um die Gottheit Jesu Christi und des Heiligen Geistes führten in der Mitte des 4. Jahrhunderts zu entsprechenden Einfügungen und pietätvollen Änderungen, die den Hymnus zu einem Lobpreis der heiligsten Dreifaltigkeit prägten, der nach weiteren kleinen Retuschierungen und Strichen an manchen Orten schon im 9. Jahrhundert, allgemein aber im 11. oder 12. sich endgültig zu jener Form fest gestaltete, die wir seitdem in der heiligen Messe beten oder

singen. Die eingangs erwähnten Worte der Väter auf dem vierten Konzil von Toledo, denen Walafrid Strabo bewußt oder unbewußt beitrat (s. oben S. 46), bestätigen sich demnach als das richtige Zeugnis über Ursprung und Verfasser des Gloria: „Den Rest (nach den Engelworten) haben Lehrer der Kirche verfaßt."

Die lateinische Kirche kennt laut Quellen nur den im großen und ganzen bereits umgestalteten Wortlaut des Gloria, der aus dem Anfange oder der Mitte des 4. Jahrhunderts stammt. Zu jener Zeit weilte der hl. Hilarius von Poitiers im Orient in der Verbannung, von wo er im Jahre 360 nach Gallien heimkehrte. Ob er im Orient an der Umänderung des Gloria beteiligt war, sie beeinflußte oder gar veranlaßte, wir wissen es nicht. Aber vermuten dürfen wir mit einigem Rechte, daß er den Engelhymnus vom Oriente her in den Okzident einführte; dann natürlich ist wohl auch er es, der das griechische Originallied ins Lateinische übersetzte. So würde sich das Zeugnis Alkuins und seiner Nachfolger erklären.

Hiermit verlassen wir die Geschichte des Textes, der gelegentlich jene des Gebrauches und der Ausschmückung durch Tropen folgen mag.

Clemens Blume S. J.

Bildung des Charakters.

Charakter und Bildung des Charakters ist nicht etwas ganz Neues und Verschiedenes von dem, was bisher ausgeführt worden über die Selbsterziehung. Im Gegenteil schließt die Charakterbildung die des Verstandes und des höheren und niederen Willens einigermaßen ein, setzt sie fort und bringt sie zum Abschluß. Ziel und glänzende Krönung der Selbsterziehung ist ein schöner Charakter. Im Charakter liegt alles, der Mensch, der Mann, das Leben.

Schon daraus erhellt die Wichtigkeit des Gegenstandes. Eine dreifache Erwägung mag dieselbe einigermaßen und eingehender beleuchten: erstens, was unter Charakter zu verstehen ist; zweitens, worin die Erziehung des Charakters besteht; drittens, was uns zu dieser Bildung ermuntern kann.

I.

Was der Charakter ist, sagt uns sowohl der Begriff, den wir mit diesem Ausdruck verbinden, als auch die Erwägung der Ursachen, die zu seiner Gestaltung mitwirken.

Unter Charakter versteht man beim Menschen oft einen ungewöhnlichen Grad von Willenskraft. Er hat Charakter, er ist ein Charakter, heißt soviel als: wir haben es mit einem Mann von ausgesprochener Willenskräftigkeit zu tun. — Im allgemeinen aber bezeichnet Charakter das Eigentümliche, Ausgesprochene, Vorwiegende, Auszeichnende und Unterscheidende einer Sache, eines Kunstwerkes, einer Gegend oder eines Menschen, oder, tiefer genommen, bezeichnet Charakter das, was den Menschen in sich gestaltet und nach außen von andern unterscheidet, also gleichsam das Gepräge, die Marke[1] und die Individualität des Menschen.

Das im allgemeinen. Um aber den Sinn und die Bedeutung des Wortes „Charakter" beim Menschen genauer zu bestimmen, müssen wir näher eingehen auf die Ursachen, welche bei dem Zustandekommen des Charakters

[1] Entsprechend der Ableitung von χαράσσειν, eingraben.

tätig sind. Es sind dieser Ursachen drei: die ursprüngliche Natur und Beschaffenheit, die Erziehung von außen und die eigene Selbsterziehung.

Die erste Ursache ist die Natur oder der Inbegriff der Anlagen und Fähigkeiten, die uns durch Geburt zu teil geworden, uns also angeboren sind. Schon hier liegt der Grund der größten Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit. Gott allein ist einfach, ohne Mehr und Weniger zwischen den verschiedenen göttlichen Eigenschaften und selbst ohne wesentliche Unterscheidung zwischen Wesen und Eigenschaft, weil er das einfachste Wesen und in allen Eigenschaften von unendlicher Vollkommenheit ist. Der Mensch dagegen ist ein geschaffenes, zusammengesetztes Wesen, endlich, beschränkt, uneben und ungleich in der Vollkommenheit seiner Eigenschaften, und zwar in dem Maße, daß die eine Eigenschaft die andere durch ihre Vormächtigkeit und ihr Übergewicht zu beeinträchtigen im stande ist. So kann ein Mensch ausnehmend reich an Verstand, aber sehr dürftig an Willenskraft sein, während bei einem andern die übermäßige Phantasie- und Gefühlskraft die Tätigkeit des Verstandes und des Willens schädigt. Woher kommt nun diese Verschiedenheit und dieser Mangel an Ebenmäßigkeit und Gleichgewicht? Es ist sozusagen stehende Annahme bei den Alten, daß der Leib die Seele macht, in dem Sinne, daß die Verschiedenheit der Zuständlichkeit des leiblichen Organismus die Entwicklung der einen geistigen Fähigkeit begünstigt, während sie der andern hindernd entgegentritt und dadurch ein gewisses Mißverhältnis zwischen den verschiedenen Fähigkeiten bewirkt. Nach den Alten würde jede ursprüngliche Verschiedenheit der Anlagen, wie bei den Engeln, so auch bei den Menschen eine Verschiedenheit der Gattung zur Folge haben. Ob aber diese Annahme so sicher und ausgemachte Sache ist? Ob die Seelen wirklich an und für sich alle gleichgeartet und in vollkommenem Gleichgewicht der verschiedenen Fähigkeiten aus der Hand Gottes hervorgehen? Ob eine Seele, unabhängig von dem körperlichen Einfluß, nicht schon kraft der Erschaffung einen Unterschied im Grade der Begabung aufweisen kann? — Das kann nicht geleugnet werden, die Leibesbeschaffenheit übt einen mächtigen und entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der Seelenkräfte. Ganz außer Zweifel ist dieser Einfluß bei der Verschiedenheit der Temperamente. Mit Recht kann man von einer „Tyrannei der Organisation“[1] reden und sagen, unsere Neigungen liegen im Leibe[2].

[1] Guibert, Le Caractère, Paris 1905, 144; ein anmutendes Büchlein, das niemand ohne Nutzen und Freude lesen kann.

[2] Guibert a. a. O. 148.

Die zweite Ursache, die an der Gestaltung des Charakters mitarbeitet, ist der Einfluß unserer Umgebung, der Zeit, des Ortes, des Umgangs und der Erziehung. Mit tausend Wurzeln steht der Mensch in seinem Land, in seinem Volk und in seiner Zeit, und niemand ist ein so selbstgemachter Mann, daß er nicht viel, sehr viel den äußeren Einflüssen der Umgebung verdankt[1]. Wir sind ein Stoff, an dem unzählige sichtbare und unsichtbare Hände und Mächte arbeiten, ja wir besitzen selbst ein gewisses Vorleben unserem Leibe und unsern sittlichen Neigungen nach in unsern Vorfahren, in ihrem Blut und in ihrem sittlichen Verdienst und Mißverdienst. Wie die leiblichen Krankheiten, so vererben sich seelische Gebrechen und wirken an uns und in uns den Fluch oder den Segen von Übeltaten oder tugendlicher Größe, die uns eigentlich nicht zukommen. Wie die Bergwasser Mischungen und Bestandteile annehmen und mitführen von den Erd- und Steinschichten, über die sie gleiten, so empfängt und nimmt der Mensch Gutes und Böses aus dem Blut der Geschlechter, die ihm vorausgegangen sind. Nicht mit Unrecht nennt man den Lauf der Natur eine geheime Feme, ein stets fortwirkendes und nichts verschonendes Gottesgericht, das Segen und Fluch erteilt bis in die kommenden, spätesten Geschlechter (Ex 20, 5; Dt 5, 9)[2].

Die bisher berührten zwei Ursachen bilden den angebornen Charakter; den erworbenen Charakter gibt sich der Mensch selbst durch seinen freien Willen, durch die Mühe und Arbeit, die er auf seine Selbsterziehung verwendet, durch die Angewöhnungen und Fertigkeiten, die er sich anbildet. Der Mensch vermag hierin, wie später gezeigt wird, an sich, wenn nicht alles, doch viel, ja mehr, als er vielleicht meint. In Beziehung auf diese andauernde Selbstgestaltung kann man mit Recht sagen, der Charakter sei der Wille, der die Seele beherrscht und dem Menschen ein gleichmäßiges Denken und Handeln aufprägt[3].

Diese Erwägungen setzen uns in den Stand, den Charakter erschöpfend zu bestimmen. Der Charakter ist die ständige Richtung und sittliche Tendenz des Menschen, die Resultante der verschiedenen Betätigungen seines Lebens[4], die Eigenart des Vorstellens, Denkens, Empfindens, Wollens und Handelns[5]; die durch Erziehung, Lebensschicksale

[1] Huber, Die Hemmnisse der Willensfreiheit, Münster 1904, 148.
[2] Guibert a. a. O. 145 150.
[3] Huber a. a. O. 147.
[4] Guibert a. a. O. 2 14.
[5] Huber a. a. O. 146.

und angeborne Eigenschaften ausgeprägte Persönlichkeit[1]; das, wozu der Mensch sich durch beharrlichen Willen aus sich selbst gemacht hat, oder das Ganze der Persönlichkeit, ihr tiefster Kern und das feste Gepräge der Seele, wodurch sie grundsätzlich und mit Beständigkeit handelt, die gleichförmige Regelmäßigkeit und Festigkeit des gesamten Wollens gegenüber den wandelnden Wünschen, Launen, Neigungen und Abneigungen der Gefühle und Triebe[2]; mit einem Wort: Charakter ist der Mensch selbst, insofern er mit Einsicht und Bewußtsein nach klar erkannten Grundsätzen und mit Beständigkeit handelt.

II.

Aus dem Gesagten geht schon genugsam hervor, von welch weitgehender Bedeutung die Bildung des Charakters ist. Es ist der Charakter nichts weniger als der ganze Mensch, um den es sich handelt. Die Grundzüge nun, nach denen im allgemeinen die Bildung des Charakters zu bewerkstelligen ist, sind folgende.

Erstens muß man überhaupt dafür sorgen, daß man einen Charakter hat und darstellt. Wir dürfen nicht charakterlos sein. Der Charakter ist ja nichts als der menschliche Wille, der nach klaren und festen Grundsätzen handelt, und zwar mit Entschiedenheit und Ausdauer. Charakterlosigkeit ist also Mangel an Grundsätzen, Abgang an Festigkeit, Ausdauer und Entschiedenheit des Willens; sie ist Unbeständigkeit und Wankelmut gegenüber den inneren Wandlungen der Leidenschaften und Launen und gegenüber den Einflüssen, die sich von außen geltend machen. Nicht Charakter haben wollen ist ebensoviel, als gleichgültig sein wollen gegen das Gute und Böse, gegen Pflicht und Pflichtvergessenheit. Menschen, die keinen Charakter bekunden, haben keinen Halt in sich, sind das Spiel der Winde, haben gar keine Existenzberechtigung in der sittlichen Weltordnung, sie sind zu nichts gut, denn als Wetterfahnen zu dienen. „Es gibt keinen schlechteren Charakter", sagt La Bruyère[3], „als keinen Charakter haben wollen."

Wir müssen zweitens sorgen für einen guten und schönen Charakter. Wesentlich besteht die Güte des Charakters in der geraden und beständigen

---

[1] Wundt bei T. Pesch, Institutiones psychologicae II 406; vgl. Cathrein, Moralphilosophie II, Freiburg 1904, 429.

[2] Krieg, Lehrbuch der Pädagogik, Paderborn 1903, 571.

[3] Bei Guibert, Le Caractère 37.

Richtung auf das sittlich Gute und in der Übereinstimmung unseres Wollens und Handelns mit der Regel des Gewissens und unserer Pflichten. Wer unentwegt seinem Gewissen folgt und allweg seinen Pflichten genügt, ist wesentlich ein guter und ehrenwerter Charakter. Es gibt aber noch eine höhere Güte und Schönheit, und in ihr besteht eigentlich der vollkommene Charakter. Im allgemeinen liegt die Schönheit des Charakters in einem wohltuenden Ebenmaß und in der möglichst allgemeinen Harmonie der gesamten Fähigkeiten des Menschen, so daß keine der andern hinderlich in den Weg tritt und sie in ihrer Wirksamkeit schädigt, im Gegenteil sie unterstützt und hebt. Der Mensch besitzt, wie bereits früher gesagt, ein höheres und niederes Erkenntnis- und Willensvermögen mit entsprechenden Hilfskräften. Im schönen Ausgleich und harmonievollen Zusammenwirken derselben besteht nun die Schönheit und Vollkommenheit des Charakters. Ein charaktervoll gestimmter Mensch verfügt also über eine gute und ausreichende Verstandeskraft, über eine entsprechende lebhafte Phantasie, über ein tatfertiges und nachhaltiges Willensvermögen und über eine gutgeschulte Hilfsmacht der Leidenschaften. Der schöne Charakter wird, um einzelnes zu bezeichnen, von hohen Absichten, Zielen und Idealen getragen; er offenbart ein warmes, edles, gutes und empfindsames Herz, Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Offenheit; er beweist Selbstlosigkeit, Opferwilligkeit, Großmut, Tatenlust, Ausdauer und Festigkeit in seinen Unternehmungen. Die Erscheinung und der Anblick eines solchen Charakters nimmt ein, gewinnt, befriedigt, erhebt, erweckt Vertrauen, Hingabe und Begeisterung. Von der Seite der verschiedenen Temperamente betrachtet, hat der schöne Charakter vom Sanguiniker den muntern Sinn, die Leichtigkeit des Umganges und die Lebhaftigkeit des Geistes; vom Melancholiker die Innerlichkeit, die Schärfe des Verstandes, die Tiefe und Empfindsamkeit des Gefühls; vom Phlegmatiker die Selbstbeherrschung, die kluge Berechnung und Gemütlichkeit; vom Choleriker aber die Tätigkeit, die Unternehmungslust, die Festigkeit und Unerschrockenheit des Geistes. Das wäre das Ideal des schönen, großen Charakters. Es enthält ein ganzes Lebensprogramm. Selten ist er zu finden, deshalb ist er ideal und um so mehr unserer Nacheiferung wert. Wir Katholiken haben da einen unschätzbaren Vorteil. Das Heldenbuch unserer Kirche eröffnet uns eine ganze Welt derartiger Charaktere aus allen Ländern und Geschlechtern und Lebensbedingungen in unsern verklärten Heiligen. Vom höchsten bis zum geringsten sind sie Charaktergrößen ersten Ranges. Da haben wir den bittern Ernst und die unerbittlichste Zähigkeit und Unnach-

giebigkeit, deren ein menschlicher Wille fähig ist im Dienst der wahren und erhabensten Ideale; da haben wir den höchsten Unternehmungs- und Tatenflug, gekrönt durch die glänzendsten Erfolge; die edelste Großherzigkeit mit der lautersten Demut und Selbstlosigkeit und kindlichsten Einfalt. Es sind sämtlich große, herrliche und liebenswürdige Menschenkinder diese Heiligen, denen, wie einem hl. Ludwig von Frankreich, einem Franz v. Sales, v. Assisi, selbst die Welt die Anerkennung, Huldigung und Liebe nicht versagen kann. Wir haben da vor allem den göttlichen Heiland selbst, das Urideal aller Charakterschönheit und -größe. Da können wir nicht bloß bewundern, lieben, sondern auch anbeten. Diese heldenhaften Gestalten sind für uns nicht hingegangene Größen. Ihr Beispiel ist belebender, ermutigender und wirksamer als das der Riesenmenschen der Weltgeschichte. Die Heiligen gehören uns an als Familienglieder, und auf ihrem Andenken ruht der Spätsegen ihrer Fürbitte und der göttlichen Gnade.

Die unerbauliche Kehrseite des schönen Charakters ist der unschöne, häßliche und böse Charakter — das Schlimmste, was man einem Menschen nachsagen kann. Schlecht und schlimm nun ist ein Charakter nicht wegen einiger sittlichen Entgleisungen. Die können auch dem guten Charakter widerfahren. Schlimm und böse ist der Charakter eines Menschen, wenn er, entgegen dem schönen Charakter, für beständig und aus herrschender Neigung und mit Bewußtsein dem Bösen, dem Gemeinen und Unsittlichen zugewendet ist, wenn er von selbstsüchtigen Absichten getrieben wird, wenn Gewissenlosigkeit, Trägheit, Weichlichkeit, ungebändigte Leidenschaftlichkeit, Verschlossenheit und Unverträglichkeit ihn beherrschen und das Leben und den Umgang mit ihm zur unerträglichen Qual machen. Es braucht somit nicht gesagt zu werden, daß die dritte Aufgabe der Selbsterziehung darin gelegen sein muß, uns vor dem Unglück eines schlimmen Charakters zu bewahren. — Das ist der wesentlich schlimme Charakter. Es gibt aber auch eine weniger schlimme, gleichsam beiläufige Fehlerhaftigkeit des Charakters. Im allgemeinen besteht diese Mangelhaftigkeit in einer mehr oder weniger sich geltend machenden Unebenheit und Ungleichheit der verschiedenen Seelenfähigkeiten und Anlagen, die in das harmonische Gleichgewicht derselben störend eingreifen und den freien Gebrauch derselben schwierig machen und zu Verfehlungen disponieren. Man nennt dies im milden Sinn Charakterfehler. Wer nach Vervollkommnung des Charakters strebt, darf diesen Mangel nicht vernachlässigen.

Vor allem also kommt es darauf an, den Charakterfehler zu entdecken und kennen zu lernen. Obgleich es kaum einen Menschen gibt, der nicht an

einem Charakterfehler leidet, so ist es doch nicht selten, daß man in Unkenntnis seines Fehlers dahinlebt. Woher kommt das? Worin liegen die Schwierigkeiten, den Charakterfehler zu erkennen? Erstens kann es wirklich Menschen geben, die so gleichmäßig gestimmt aus der Hand Gottes hervorgegangen scheinen, daß eine Unebenheit kaum auffällt und daß es eine geraume Zeit und Aufmerksamkeit braucht, um einen Fehler zu entdecken. Meistens fehlt es so gut abgetönten Naturen an Mut und Initiative nach außen. — Eine weit allgemeinere Schwierigkeit, den Charakterfehler zu erkennen, ist der Mangel an Selbstkenntnis. Der Weg nach innen ist nicht der begangenste. Es geht bei uns meistens nach außen. Bei diesem herrschenden Zug nach Äußerlichkeit, bei dieser ewigen Zerstreuung und bei dem Aufgehen in Arbeit und Zeitvertreib bleibt uns keine Muße, an uns zu denken, auf uns zu achten und uns kennen zu lernen, und während wir uns sehr gut auskennen in den Fehlern derer, die mit uns verkehren, bleiben wir fremd im eigenen Hause. — Die dritte Schwierigkeit ist die Selbstliebe, die Selbstgefälligkeit, die Eingenommenheit von uns selbst. Man will keine Fehler haben, man verhehlt sich die Fehler selbst und täuscht und lügt sich über sie hinweg. Wir legen selbst unsere Untugenden als Tugenden aus. Die Trägheit, Unentschlossenheit ist uns Bedächtigkeit und Klugheit; Ungeduld und Unverträglichkeit ist Lebhaftigkeit des Geistes; Eigensinn und Trotz ist Willensstärke. Überraschen andere oder wir uns selbst auf einem wirklichen Fehler, so müssen die Verantwortlichkeit die Unarten der andern tragen, oder wir entschuldigen sie durch Tugenden, die wir zufällig besitzen. Vorhaltungen werden kurzweg abgewiesen als Vorurteil der Nebenmenschen. Häßliche Menschen, sagt man, möchten alle Spiegel aus der Welt haben. Man gefällt sich eben nicht in der Gesellschaft mit sich selbst und deshalb flieht man sich. — Viertens ist es für unsere Natur immer unangenehm, Selbstkritik zu üben, weil man infolgedessen Hand an sich legen und sich bessern muß in manchem, was uns für unser Leben lieb ist und unentbehrlich erscheint. Wir selbst sind eben die Materie, die wir behauen und beschnitzen müssen, und das tut weh. Die Fehler sind Wunden am eigenen Leib. Man scheut jede Berührung und nur mit äußerster Glimpflichkeit und Zimperlichkeit behandelt man sie.

Trotz dieser Schwierigkeiten gibt es doch für jeden, der guten Willens ist, Mittel genug, seinem Charakterfehler auf die Spur zu kommen. Die Mittel sind innere und äußere.

Das erste innere Mittel ist, man sehe zu, was in unserer Naturanlage vorherrscht, ob Verstand, ob Phantasie, ob Willen oder Gefühl. Ein zu

viel und zu wenig bei der einen oder andern dieser Anlagen hat natürlicherweise eine Störung und Beeinflussung der übrigen zur Folge und bezeichnet genau das Fehlerhafte an unserem Charakter. Wir haben dann den sog. Verstandes- oder Gefühls- oder Gewaltmenschen in uns entdeckt. Dieselben Fingerzeige geben uns die verschiedenen Temperamente. — Zweitens merken wir uns unsere täglichen oder häufigeren Fehler und Sünden. Es sind dieselben sicher die Frucht unseres Charakterfehlers, der sich weniger oder mehr in allem geltend macht, was wir tun. So kann beispielshalber Trägheit unser ganzes Tages- und Lebenswerk entstellen und verderben. — Ebenso können uns drittens selbst unsere guten Anlagen und Tugenden zur Entdeckung des Charakterfehlers führen. Wie jede Pflanze ihr Ungeziefer, so hat jede Tugend ihre Schattenseiten und ihre Schmarotzer. Die Sanftmut und Herzensgüte hat ihre Gefahr in der Schwäche, Weichheit und zu großen Nachgiebigkeit; die Willenskraft in der Härte und Rücksichtslosigkeit; die Demut und Anspruchslosigkeit in der Energielosigkeit, Indolenz und Unschlüssigkeit; die Tätigkeit in der Äußerlichkeit und Zerstreuung; die Klugheit in der Unentschiedenheit und Langsamkeit. Man wende also an der Tugend, die uns eigen ist, das Blatt und man wird vielleicht den Fehler finden. — Einen Fingerzeig gibt uns viertens die Beobachtung und Wahrnehmung dessen, was uns natürlicherweise abstößt und anzieht, was uns leicht und schwer wird. Lust und Widerwillen bezüglich herantretender äußerer Versuchsgegenstände sind unzweideutige Offenbarungen unseres Naturells und somit auch des Fehler- und Mangelhaften an demselben. Was da erzittert und erbebt in unserem Innern beim Vorschweben einer Gefahr oder eines Opfers, ist sicher der Herodes in unserem Herzen, der sich wehrt, wenn ihm der Abgott seiner Leidenschaft entrissen werden soll. — Endlich mag uns zur Andeutung des Charakterfehlers dienen der gewöhnliche, herrschende Zug unserer Gedanken, Pläne und Stimmungen. Sie bezeichnen die Windrichtung unseres Gemütes, ob nach dem sonnigen Tau des Frohsinns und der Heiterkeit, oder nach der Nebelregion der Traurigkeit, Verdrossenheit und des Skrupels.

Die äußeren Mittel bestehen in der Hilfe und Erleuchtung Gottes, der am besten unser Unfertiges, unser Stehen und Gehen und die Richtung unserer Gedanken kennt (Ps 138, 2 ff); zweitens in dem Befragen von solchen, die uns kennen und die es gut mit uns meinen, also bei unsern Freunden, Obern und Seelenleitern; endlich im Urteil unserer Umgebung und Gesellschaft. Es ist richtig, die Menschen sehen nicht unser Inneres und werden

in ihren Urteilen oft von vorgefaßten Gedanken und von bloßen Vermutungen geleitet, oder beurteilen andere nach sich selbst und aus ihren Erfahrungen an sich selbst. Anderseits aber ist es auch sicher, daß es schwer halten wird, unsern wahren Charakter auf die Dauer andern so vorzuenthalten, daß sie sich im Urteil über uns ganz täuschen, namentlich wenn dieses Urteil allgemein ist. Da ist dann wohl ohne Zweifel Volkesstimme auch Gottesstimme. Wir haben also Mittel genug, uns und unsere Charakterfehler kennen zu können. Wer ehrlich forscht und fragt, dem wird sicher Antwort werden.

III.

Es erübrigt jetzt nur noch, uns Mut zu machen zur Bildungsarbeit an unserem Charakter. Zu dem Zweck mögen hier einige Beweggründe folgen. Es sind deren namentlich zwei: Notwendigkeit und Möglichkeit.

Die Notwendigkeit in Bezug auf uns selbst und auf unsere Berufswirksamkeit ist eine doppelte, und zwar für uns persönlich in negativem und positivem Sinne.

Der Charakter ist nach dem, was bisher gesagt worden, die Quelle, die Richtung und die Signatur unseres Lebens und unserer Persönlichkeit, ja wir selbst. Wie also die Vollkommenheit des Charakters unsern sittlichen Wert und die Schönheit unserer Seele darstellt, so ist auch jeder Mangel an demselben eine Trübung und Entwertung unseres sittlichen Gehaltes, also ein wahrer Fehler und eine Entstellung an dem Bilde der Gottähnlichkeit unserer Seele. Diese Gottähnlichkeit aber ist unser höchster geistiger Adel, der uns durch die Erschaffung verliehen worden und den zu erhalten und zu erhöhen unsere irdische Aufgabe ist. Wir halten auf den Adel unserer Abstammung und selbst auf die Zier und Schönheit unserer äußeren Erscheinung, und wie bald und sorgfältig sind wir bemüht, jeden Schatten der Verunzierung gutzumachen und zu entfernen! Unendlich wichtiger ist die Verunstaltung unseres Seelenbildes! Der Charakterfehler aber ist eine Verunzierung, weil ein geistiger Mangel und Fehler. — Ja noch mehr. Der Charakterfehler ist nicht bloß ein alleinstehender Fehler, sondern meistens die Quelle all unserer andern Fehler. Wenn wir ein Auge werfen wollen auf unsere verschiedenen Fehler, werden wir vielleicht mit Überraschung unter ihnen eine gewisse Familienähnlichkeit finden — ein Zeichen, daß sie alle aus derselben Quelle herstammen. Ihr Stammvater ist der Charakterfehler, wie sich das

beispielsweise bei der Trägheit, bei dem Leichtsinn deutlich verfolgen und bei jedem ausgesprochenen Temperamentfehler nachweisen läßt. Wie oft hört man Menschen klagen: „Hätte ich doch nur diesen einen Fehler nicht, wie gut wäre es um mich bestellt!" Es ist dieser Charakterfehler der Störefried, der Tyrann, der uns beherrscht und schuld ist an unserem gesamten Seelenelend. — Endlich ist dieser Fehler das, was uns wie nichts anderes von unserem Fortschritt zurückhält, unsere Tugenden ansteckt, entwertet und uns unzähliger Verdienste beraubt. Er isi eine wahre Schmarotzerpflanze, welche den besten Lebenssaft uns entzieht, ein Dieb, nicht ein Räuber, der mit der Waffe uns überfällt und vergewaltigt, sondern ein freundlicher, schmeichelnder Dieb, der im Gehen und Plaudern uns die Taschen leert. Die vielen täglichen, kleinen Fehler, zu denen uns unser Charakter verführt und die unser Leben entstellen, können selbst wichtiger werden, als einzelne vorübergehende Entgleisungen[1]. Ein Charakterfehler, den wir unbehelligt lassen und hätscheln und schonen, ist im geistlichen Leben wie im Kriege ein Heer und eine Festung, die man unbeachtet im Rücken läßt. Man muß sie wenigstens einschließen, umzingeln und unschädlich machen, will man durch sie nicht zu Grunde gerichtet werden. So viel ist gewiß, Gott und seine Gnadenhilfe, die unsere Bundesgenossen sein müssen, machen bei dem festen Platz des Charakterfehlers Halt, und, wollen wir diesen beiseite liegen lassen, so müssen wir sehen, wie wir allein den Feldzug zu Ende führen. Sicher muß der Charakterfehler das sein, was wir vor allem durch unser Gebet, unsere stete Selbstüberwindung mit genauer täglicher Selbsterforschung bekämpfen müssen.

Im Gegenteil ist es auch wahr, je besser und vollkommener der Charakter, um so besser und vollkommener ist das Leben, um so größer unser Fortschritt. Darin besteht die positive Notwendigkeit für uns persönlich. Der Grund ist dieser. Unser Fortschritt im geistlichen Leben hängt ab vor allem von der Gnade Gottes und dann von unserer Mitwirkung und Selbsttätigkeit. Je kräftiger der Mensch mitwirkt und großmütig sich erzeigt gegen Gott, um so freigebiger und großmütiger wird sich auch Gott gegen den Menschen erweisen. Zu verwundern sei es, sagt der hl. Ignatius, was Gott aus dem Menschen zu machen bereit wäre, wenn dieser sich dazu verstände, sich Gott gänzlich anheimzugeben. Dadurch aber,

---

[1] Guibert, Le Caractère 22.

daß der Mensch aus Liebe zu Gott seine Charakterfehler bekämpft und unterwirft, räumt er die letzte und mächtigste Schranke zwischen sich und der Güte Gottes aus dem Weg und eröffnet den göttlichen Gnaden und Gaben die weiteste Bahn. In dem Charakterfehler opfert der Mensch seinen Isaak (Gn 22, 16 ff), sein Liebkind, sich selbst und ganz. Dem Opfer entspricht die Belohnung. Mit der Bekämpfung des Hauptfehlers hebt der Mensch, wie wir gesehen haben, die Ursache seiner Fehler und Sünden und eröffnet sich die Quelle ungezählter Gnaden und Verdienste. Das Böse verringern und im Guten zunehmen, darin besteht der wahre Fortschritt. Es ist erstaunlich, welche Hilfe zum Guten und zur Heiligkeit ein guter Charakter ist.

Die Meister der Gottesgelehrtheit und des geistlichen Lebens rechnen zu den Mitteln, durch welche die göttliche Vorsehung den Ratschluß der ewigen Vorherbestimmung ausführt und verwirklicht, namentlich auch die Gabe einer guten Naturanlage und eines schönen Charakters. Damit soll die rein natürliche und tugendliche Anlage gar nicht kanonisiert, der natürlich schwierige und knotenreiche Charakter mit nichten schon verurteilt sein. Die natürliche Tugend erreicht ihren wahren, hohen Wert erst, wenn sie in den Dienst des Übernatürlichen gestellt und in ihm verwertet wird. Dann erst ist der schöne Charakter wirklich verklärte Tugend und Heiligkeit. An dem fehlerhaften Charakter ist nicht zu verzweifeln, wenn ihm durch die Selbstüberwindung beharrlich Gewalt angetan wird, ja oft gewinnt er den Preis des Fortschrittes und höherer Vollkommenheit der angebornen Tugend ab, wenn sie sich mühlos und behaglich unter den Schatten ihres friedenreichen Daseins setzt und sich weniger anstrengt. Dieser edle Sieg der Selbsteroberung lohnt sich nicht bloß durch die Verheißungen des künftigen Lebens, sondern auch durch die reichlichsten Segnungen des irdischen. Dieser Sieg begründet die Ordnung in unserem Herzen. Die Früchte der Ordnung aber sind Friede, Freude, Heiterkeit des Geistes und der Ausschluß jeder Furcht. Wer in seinem Innern das Bewußtsein seiner Kraft trägt, fürchtet nicht.

Wer sieht nun nicht ein, wie wichtig ein guter Charakter auch für die Berufstätigkeit ist? Ein schöner Charakter ist ein Haupterfordernis und ein höchst wichtiges Hilfsmittel zum Erfolg im Berufsleben. Man kann sagen, je harmonischer der Charakter ist, um so sicherer und allgemeiner ist der Erfolg. Es gibt Berufsarten, bei denen diese Harmonie des Charakters geradezu notwendig ist. Was will ein Schriftsteller, ein Volks- und Kanzelredner zu stande bringen ohne gute Aussteuer an den

Geistesgaben des Verstandes, der Wissenschaft und der Weisheit und ohne ein schönes Gleichgewicht zwischen Verstand, Phantasie und leidenschaftlicher Kraft? Was ein Vorgesetzter, ein Mann, der das Volk zu behandeln und zu leiten hat, ohne eine Paarung von Klugheit, Herzensgüte und Kraft? Wem diese Eigenschaften abgehen, der soll von vornherein auf jede Oberführung verzichten. Je abgerundeter die Charakteranlage, um so größer die Aussicht auf Erfolg. Dagegen beschränkt jeder Mangel an Charakter die Wirksamkeit. Findet ein Verstandesmensch Liebe und Hingebung? Ein Gefühlsmensch Achtung und Vertrauen? Der Schwächling Gehorsam und der zornig aufbrausende Geist liebenden, vertrauenden Anschluß? Was Achtung gebietet, was Vertrauen schafft, was die Herzen gewinnt und einnimmt, das ist der schöne und große Charakter. Man bewirkt im allgemeinen mehr durch Charakter als durch eigentliches Talent. Wie oft verschwinden große Talente spurlos, während mittelmäßige Großes wirken vermöge ihres Charakters. Zu jeder Zeit und an jedem Ort gibt es Hunderte von willenlosen Menschen, von zwitterhaften, unentschiedenen Existenzen. Sie warten nur auf eine Kraft, die sie sammelt, bestimmt und zum Guten entscheidet. Diese Kraft ist der Charakter, der wie magnetisch den Willen der Menschen anzieht und bildet. „Eine Seele“, sagt Lacordaire, „gilt oft so viel als ein ganzes Volk.“ [1] Es gibt kein besseres Kapital für jedweden Beruf als Charakter.

Aber ist es denn möglich, etwas an unserem Charakter zu ändern? Rationalisten und Naturalisten wie Rousseau und Montaigne freilich meinen, das sei ein Ding der Unmöglichkeit und eine reine Überflüssigkeit, denn der Mensch sei so vollkommen aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, daß die Natur, wie sie ist, unser höchstes Gesetz der Vollkommenheit sei, und etwas an ihr ändern heiße sie nur verderben. Kant und Schopenhauer leugnen die Möglichkeit einer Besserung und Änderung aus dem Grunde, weil der Charakter den Menschen „determiniert“, und all sein Tun sei eine reine Naturnotwendigkeit. Das alles ist aber handgreiflich falsch und ein verhängnisvoller Irrtum. Bloß das ist an diesen Ansichten richtig, daß keine andere Macht auf den menschlichen Willen so entscheidend wirkt wie der eigene Charakter, so daß man mit ziemlicher Sicherheit sagen kann, ein Mensch mit diesem oder jenem bestimmten Charakter werde unter gewissen Umständen so und nicht anders handeln. Das schließt

---

[1] Guibert, Le Caractère VI.

aber die Freiheit des Willens nicht aus. Wir haben vor Gott und den Menschen die Verpflichtung, an unserer Besserung und Vervollkommnung zu arbeiten, und die Verpflichtung selbst setzt die Möglichkeit voraus. Feigen lassen sich natürlicherweise nicht pflücken vom Dornstrauch (Mt 7, 16), aber aus Bittermandeln lassen sich Süßmandeln machen. Nur Faulenzer und solche, die an sich verzweifeln oder übertriebene Anforderungen an sich stellen, können die Möglichkeit der Selbstbesserung leugnen.

Man muß in dieser Frage also unterscheiden. Der Charakter ist kein einfaches und unteilbares Ding[1]. Manches an unserem Charakter haben wir, wie wir gesehen, von der Natur, manches von unserer Umgebung und manches von unserem freien Willen. An dem, was wir von der Natur erhalten haben, wie das Temperament und andere angeborne Fähigkeiten, läßt sich wesentlich nichts ändern. Der Sanguiniker wird mehr oder weniger Sanguiniker, der Choleriker mehr oder weniger Choleriker bleiben bis zu seinem Tode. Das darf uns aber nicht entmutigen. Neben dem Erbteil der Natur verfügen wir auch über die Macht unseres freien Willens und über das, was er aus uns machen kann. Es ist dies die moralische Seite unseres Charakters. Die gehört aber einzig uns an, und sie ist unabhängig von Temperament und angebornen Neigungen und Fähigkeiten. Das ist also das Feld des Verbesserungswerkes. Wir können von dieser Seite dem Charakter eine bleibende Richtung geben, die sein unterscheidendes Gepräge wird. Es handelt sich also nicht darum, uns so ganz aufzugeben, daß wir nicht mehr wir selbst sind, sondern darum, aus uns so viel Gutes herauszuschlagen als möglich. Wir können mit Sorge und Vorsicht unsere leibliche Gesundheit aufbessern und kräftigen, warum nicht auch unsern Charakter? Nicht alle haben dieselbe Natur, nicht alle gehen auf demselben Wege ihrem Ziel entgegen und nicht alle erreichen im selben Maß der Vollkommenheit das Ziel eines schönen und großen Charakters. Jeder hat und spielt sein eigenes Instrument. Er braucht es nicht mit einem andern zu vertauschen, stimmt er es nur möglichst harmonisch in sich und mit den andern, so füllt es mit Ehren seinen Platz aus[2].

Wer dieses alles überdenkt, kann sich der Überzeugung nicht verschließen, daß es nichts Erhabeneres und Notwendigeres gibt als die Bildung des

[1] Levy, Die natürliche Willensbildung, Leipzig 1903, 106.
[2] Guibert a. a. O. 169.

Charakters, ja daß sie die höchste Aufgabe der Erziehung ist. Die Erziehung beginnt und schließt damit[1]. Die Bildung des Charakters aber ist nicht die Arbeit eines Tages. Es braucht Zeit, ja die ganze Lebenszeit darauf zu verwenden, ist nicht zu viel. Es braucht Mut, viel Mut, ja fast übermenschlichen Mut. Die Religion allein kann diesen Mut ins Herz des Menschen geben. Es ist die Bildung unseres Charakters nichts weniger als das erhabene Aufgebot, zu dem der Heiland uns einladet, wenn er sagt, wir sollen dem himmlischen Vater ähnlich sein, wir müßten uns überwinden und unser Kreuz tragen, damit wir Sieger bleiben im Kampf. Die Gnade dieses Sieges hat er versprochen dem demütigen und ausdauernden Gebet[2].

Schließen wir mit den schönen Worten, welche der Apostel wie für unsern Zweck geschrieben zu haben scheint: „Was immer wahrhaft ist, Brüder, was gerecht, was heilig, was liebenswürdig und preisenswert ist, wo irgend Tugend und Lobpreis der Zucht ist, das nehmet euch zu Herzen" (Phil 4, 8). Es ist dieses genau das Bild des edlen, großen und schönen Charakters, das der Apostel hier entwirft und das im Altertum schon die Weisheit gezeichnet mit den Worten: „Wenn Reichtum etwas Wünschenswertes ist im Leben, was ist reicher als Weisheit, die alles wirket? . . . Wenn jemand Gerechtigkeit lieb hat, so hat die Weisheit große Tugenden im Gefolge, die Mäßigung lehret sie und Klugheit, Gerechtigkeit und Mannhaftigkeit . . . Deshalb beschloß ich sie heimzuführen zur Lebensgemeinschaft, bewußt, daß sie mich beraten werde zum Guten und zum Trost . . . Ich werde um ihretwillen Ruhm haben bei den Menschen . . ., ich werde Unsterblichkeit erwerben durch sie . . . Völker werde ich lenken . . . Kehre ich heim, so werde ich bei ihr Rast finden, denn der Verkehr mit ihr hat nichts Bitteres, und ihre Lebensgemeinschaft nichts Wehetuendes, sondern Heiterkeit und Freude . . . Solches bei mir erwägend und bedenkend in meinem Herzen, ging ich umher, suchend, daß ich dieselbe mir gewinne. Ich war ein gut geartetes Kind und hatte gute Seelenanlagen und einen wohlgestalteten Leib erhalten. Sobald ich inne geworden, daß ich der Weisheit nicht teilhaft werden konnte, wenn Gott es nicht gäbe (und dieses zu wissen, war schon Weisheit), wandte ich mich an den Herrn und bat ihn um dieselbe (Weish 8, 5 ff).

[1] Krieg, Lehrbuch der Pädagogik 572.

[2] Guibert, Le Caractère 109

M. Meschler S. J.

Auf den Fluten des Ganges.

7. Dezember 1904.

In früher Morgenstunde geleitete mich mein freundlicher Cicerone zum Ufer des Ganges. Zahlreiche Gondeln beleben den Strom. Auch die unsere liegt bereit. Sachte lassen wir uns in der Stille des Morgens den Strom hinabgleiten, während sich unser Blick dem Ufergelände zuwendet. Der Uferrand erhält seinen vornehmsten Schmuck in den Ghats.

Ghat im ursprünglichen Sinne ist die monumentale Anlage der zum Rande eines Flusses oder Teiches hinabführenden Stufen. Die Ghats sollen den Frommen einen leichten Zutritt zum Baden und Beten in den heiligen Fluten gewähren. Daher wurde es seit uralter Zeit als ein ganz besonders verdienstliches Werk angesehen, solche Stufen zu erbauen. Und je reicher sich die Kunst entwickelte, um so glänzender und monumentaler wurden die Ghats ausgebaut. Sie bildeten sich zu einem vornehmen Schmuck der heiligen Flüsse und Teiche, zu einem hervorstechenden Glied unter den Schöpfungen der indischen Architektur aus. Städte und Fürsten wetteiferten im Glanz dieser Bauten. Nirgendwo aber fand diese Stufenarchitektur einen würdigeren Boden in den Augen des Hindu als am Ufer des „heiligen" Stromes. Und es war nur natürlich, daß dort, wo der Ganges den Höhepunkt seiner läuternden und heiligenden Kraft erreichte, auch die Kunst ihr Bestes aufbot, um die unvergleichliche „Heiligkeit" der Fluten durch die herrlichsten Stufenanlagen zum Ausdruck zu bringen. Darum kann sich keine Stadt eines so verschwenderischen Luxus an Ghats rühmen wie Benares. Man zählt deren nicht weniger als 74. Es sind zum Teil architektonische Prachtwerke von hohem künstlerischen Wert. Erscheinen die Bauten innerhalb der Stadt durchweg nichts weniger als monumental, so erhebt sich hier die Kunst zu einem wahrhaft monumentalen Charakter.

Während wir uns langsam dem Ufer entlang von den Wellen des Ganges hinabtreiben lassen, rollt sich vor dem Auge das eindrucksvolle Bild der Ghats in den mächtigen Marmorbauten und Granitmauern auf. Vom Fluß aus erscheint das Ufergelände in eine einzige gigantische Steinfassade aus gewaltigen Quaderblöcken verwandelt, hinter der sich das eigentliche Benares mit seinen flach gedeckten Häusern verbirgt. Es ist ein prächtiger Anblick. Das Bild dieser weiten Stufen, die bald aus Marmor bald aus Granit aufgebaut, bisweilen auch aus den nackten Felsen herausgehauen sind, hat etwas Wuchtiges in den einfachen, langgezogenen Linien. Die Seitenflächen werden durch eine architektonisch reichverzierte Brüstung abgeschlossen. Die einfache, gerade Linienführung

der Stufen wird durch kioskartige Vorbauten unterbrochen. Der Kiosk nimmt die Gestalt eines kleinen Tempels an, aus dem die Figur irgend eines fratzenhaften Götzen hervorschaut. Mit dem kleinen Tempelkiosk wechseln auf den Stufen balkonartig vorspringende Bauwerke ab. Der Innenraum dient als Steinhaus irgend einem indischen Büßer zur Wohnung, während die flache Bedachung einem Brahminen Gelegenheit bietet, unter einem gewaltigen Sonnenschirm seinen Thron aufzuschlagen.

Am Ufer ist es bereits recht lebendig geworden. Es ist zwar nicht die Zeit der größten Melas, der Jahresfeste zu Ehren des Wischnu und des Schiwa, die Millionen von Pilgern nach Benares locken. Gleichwohl hat sich schon ein zahlreiches Volk von Andächtigen angesammelt. Mit Spannung erwarten sie den Aufgang der Sonne. Unsere Spannung mochte nicht geringer sein als jene der Pilger, die sich zu den Stufen drängten. Sollte sich doch mit dem ersten Strahl der aufgehenden Sonne ein Bild entfalten, wie es sich nirgendwo in der Welt findet. Ein dichter Menschenknäuel bildet sich am Rande der Flut. In diesem Augenblick gleichen die Ghats einem Ameisenhaufen.

Da erhebt sich die Sonne über der breiten Wasserfläche im Osten und wirft ihre ersten Strahlen über die Ghat, daß alle die Türme und Türmchen der Paläste und Tempel hell zu leuchten beginnen. Der Augenblick, wo die Sonne ihren Glanz den Fluten des Stromes mitteilt, ist der heiligste Augenblick des Tages. Die Sonne hat sich in den Augen des Hindu als erste in das Wasser des Ganges getaucht und steigt nun aus der „heiligen“ Flut belebend und heiligend empor. Ihr Erscheinen wird mit einem lauten Gemurmel von Gebeten begrüßt. Die Scharen, die am Ufer stehen, stürzen sich in die Fluten, Männer, Frauen und Kinder. Mit einem Male sieht man Hunderte von Köpfen aus der Flut wieder emportauchen. Das Antlitz ist ehrfurchtsvoll der Sonne zugeneigt. Und nun beginnt eine endlose Reihe von Waschungen und Besprengungen, von Verbeugungen und Segnungen. Es hält schwer, dieses Bild einer Morgenandacht im Ganges zu beschreiben. Schon die Mannigfaltigkeit der Physiognomien von alt und jung, jugendlicher Brahminenschüler und ergrauter brahminischer Lehrer, kräftiger Mahratten und schlanker Tamil, der Bewohner des bengalischen Tieflandes und des hohen Dekhan ist für sich betrachtet ein Gemälde voll der malerischsten Typen. Seltsam ist es zu sehen, mit welch sklavischer Folgsamkeit alle Bewegungen der Brahminen, die die Führung der Gruppen übernehmen, nachgeahmt werden. Bald taucht der vorbetende Brahmine unter Wasser, bald reckt er den Kopf wieder empor. Danach breitet er weit die Arme aus und sprengt das Wasser nach den vier Himmelsrichtungen aus. Darauf bespritzt man sich Kopf und Brust. Jedesmal werden ganz bestimmte Gebete gemurmelt. Es gewährt einen eigenen Reiz, diesem Schauspiel der badenden und betenden Gangespilger zu folgen. Starr ist ihr Blick auf den Brahminen gerichtet, der sie durch die große Zeremonie hindurchführt. Jede Bewegung wird mit einer Regelmäßigkeit nachgeahmt, die fast ans Komische streift. Es stört sie nicht, während unsere Gondel zwischen ihnen hindurchgleitet. Der Blick der Mlecchas — Outcasts — „Aus-

würflinge", das sind wir ja in ihren Augen — kann sie nicht mehr entweihen, seitdem das Wasser des Ganges sie geheiligt. Dieses Glückes jetzt endlich — vielleicht nach vielen Entbehrungen — teilhaftig zu sein ist der einzige Gedanke, der sie in diesem Augenblick beherrscht. Ein unleugbarer Ernst ruht auf ihren Zügen. Der „heilige" Strom begreift ja alles in sich, was ihr religiöses Empfinden suchte, Reinigung und Erhebung. Das gibt dem Ganges in den Augen des Hindu die unvergleichliche Heiligkeit. Darum steigt man in die Flut, schneidet sich ein Haarbüschel ab, zerstreut die Haare in den Wogen. Und die Welle spült mit jedem Haar, das die läuternde Flut benetzt, ein ganzes Bündel schwerer Vergehen hinweg.

Langsam treiben wir in den Fluten weiter. Kaum weniger fesselnd sind die farbenreichen Gruppen auf den Stufen und auf der Terrasse. Überall zeigt sich der mächtige, in einer Breite von drei Metern ausgespannte weiße Sonnenschirm. Darunter thront im vollen Bewußtsein seiner göttlichen Abkunft majestätisch der Brahmine mit übergeschlagenen Beinen. Es gibt wohl kein stolzeres Geschlecht auf Erden als das Geschlecht dieser Abkömmlinge der alten Weisen Indiens. Wie leibhaftige Götter lassen sie sich verehren. Vor sich haben sie die verschiedenen Reinigungsgefäße und Opfergeräte hingestellt, größere und kleinere Kupfergefäße, Schalen, Teller, Löffel mit den verschiedenen Ingredienzen, wie sie die Gebräuche für die häuslichen und öffentlichen Opfer vorschreiben. Daneben befindet sich ein kleines Bild von Wischnu oder Schiwa. Diese thronenden „Gottheiten" im leichten weißen Gewand, geben dem Strombild so recht das brahminische Gepräge. Sie sind hier von Schülern, dort von Pilgern umgeben. Mit lautloser, ehrfurchtsvoller Stille nehmen die Pilger die Belehrung des Guru entgegen. Ohne diese Belehrung ist es ja unmöglich, sich mit den Vorschriften und Gebeten vertraut zu machen, welche die heilbringende Wirkung des Gangesbades verbürgen. Nur die peinlichste Beobachtung der Vorschriften gibt den Besprengungen und Bespülungen ihren Wert. Daß das Volk daran glaubt, nimmt man deutlich wahr an dem Ernst, mit dem es sich der Belehrung überläßt, die es um einen hohen Preis erkaufen muß. Ob wohl auch der Brahmine daran glaubt? Wer vermag sein Inneres zu ergründen?

Immer neue Gestalten tauchen am Ufer und im Strome auf. Mittlerweile ist die Sonne emporgestiegen. Eine Flut von Licht ergießt sich über die wuchtigen Steinmassen am Ufer. Die palastähnlichen Bauten, welche die Terrasse des Ufers einsäumen, erheben sich in monumentaler Pracht über den zum Wasser hinabführenden Stufenanlagen. Es ist ein Bild von unbeschreiblicher Farbenwirkung im Glanze der lichterfüllten Atmosphäre. Die Fürsten Indiens bauten nicht bloß die breiten Stufenanlagen, um ihre Verehrung für die „heiligste" Stätte der indischen Welt zu bezeugen. Sie errichteten großartige Paläste, die ihren Namen verewigen sollten. In unregelmäßigen Gruppen sich verteilend folgen diese Denkmäler den Falten des meistens steil abfallenden Abhanges, bald nach dem Strome hin vorspringend, bald zurücktretend. In dem steten Wechsel ihrer Lage liegt ein gutes Stück der malerischen Wirkung, die

sie vom Strome aus gesehen auf das Auge ausüben. Während wir den Strom hinabgleiten, entrollt sich vor uns das Ufergelände in der ganzen Schönheit dieser architektonischen Staffage. Es entwickelt sich dabei eine große Mannigfaltigkeit von der einfachsten Anlage bis zur reichsten Gliederung. Das Äußere baut sich in ernsten geschlossenen Massen auf. Den Mittelpunkt der Fassade bildet das Hauptportal. Zu beiden Seiten schließen Türme wie mit kräftigem Rahmen das Hauptportal ein. Während die Steinmassen des Turmes, durch Bogenfriese und ornamentale Bänder anmutig belebt, leicht und frei emporsteigen, entfaltet sich am Portal die volle Pracht des plastischen Schmuckes. Der Skulptur bietet hier die Architektur schön umrahmte Flächen an den Friesen und Wandfeldern, an den Blendbögen und Balkonen. Den Abschluß nach oben bildet bald ein schöner Zinnenkranz bald ein tempelartiger Pyramidenturm. In diesen wenigen Grundzügen, die einen großen Wechsel zulassen, prägt sich ein streng und klar gegliederter, reichentwickelter Fassadenbau würdevoll und mächtig aus. Durch die lebendige Anlage der Türme erheben sich die Massen zu prachtvoller Gruppierung.

Das Ufergelände würde durch seine architektonische und plastische Schönheit unstreitig einen hohen Genuß gewähren, wenn sich nicht damit ein Bild der Zerstörung verbände, das einen befremdenden Gegensatz wachruft. Man kann sich von dem Bilde der Vernachlässigung und Verwüstung, in das sich große Partien der berühmten Ghats von Benares verwandelt, keine Vorstellung machen, wenn man nicht mit eigenen Augen diese zusammenbrechenden Quadern und auseinanderfallenden Mauerflächen gesehen hat. Da erhebt sich uns gegenüber eine imposante Gruppe von Palästen und bekrönt in einer Länge von 600 Fuß den steilen Uferrand. Nach unten dehnt sich ein wahres Chaos von mächtigen Terrassen und Steinstufen aus. Die Palastbauten neigen schon ganz bedenklich ihre Fassade über das abfallende Ufer. Langsam bereitet sich hier eine Katastrophe vor. Die „heilige" Flut hat keine Scheu vor dem „heiligen" Boden. Sie macht dem festen Grund die Herrschaft streitig. Das Wasser hat den Uferrand unterwühlt, und das steile Ufer, auf welches sich die gewaltigen Steinmassen der Bauwerke stützen, ist zum Teil eingestürzt. Immer mehr zieht es die Bauten mit sich ins Verderben. Ein wenig weiter gibt der Boden schon ganz bedenklich nach, und Uferwand und Bau vermögen kaum noch der unwiderstehlichen Anziehungskraft des Ganges zu widerstehen. Das Ufer macht einen geradezu beängstigenden Eindruck. Und wenn man die dichtgedrängten Volksmassen gewahrt, welche die Stufen hinabfluten, so beginnt man fast zu fürchten, es könnte die ganze Masse mitsamt dem Ufer in die Flut hinabstürzen. Aber im Strome begraben werden unter dem Sande des heiligsten Bodens von Indien wäre ja für den Hindu der begehrenswerteste Tod. Das Bild der Verwüstung scheint in unserer Vorstellung unvereinbar mit der erhabenen Weihe, die der Hindu dieser Stätte beilegt, an der alles ihm heilig ist, Erde, Wasser, Luft, hier, wo jeder Fuß breit Landes ein durch Jahrtausende geweihter Boden für ihn ist. Aber gerade darum macht er sich wenig aus diesem chaotischen Wirrwarr von Granit und Marmorblöcken, von gebrochenen Stufen und zerrissenen Quadern. Zwischen

den Trümmern und Treppen klettern die Pilger herum, als sähe ihr Auge nichts von dieser Zerstörung. Es ist ja die heilige Flut selbst, welche im Kampfe mit dem Ufer die Zerstörung bewirkt. Und diese Flut ist ihm alles. Neben dem Pilger steigt der „heilige" Stier mit gemessenem Schritt zum Wasserrand hinab.

Wir gleiten am Man Mandir-Ghat vorbei. Hier errichtete der für Kunst und Wissenschaft begeisterte, in ganz Hindustan gefeierte Rajputfürst Jai Singh eines seiner berühmten Observatorien vor 200 Jahren. Es ist ein fürstlicher Bau und sticht in seinem gut erhaltenen Zustand vorteilhaft von dem Bilde der Zerstörung ab, das die anliegenden Ghats bieten. Mit seiner vornehmen Fassade beherrscht er den Fluß und gibt dem Bilde ein prunkvolles Gepräge.

Aber dicht daneben machen sich schon wiederum die zerstörenden Wirkungen des verrufenen „Kali-Zeitalters" bemerkbar. Wir nähern uns dem Asshi-Ghat. Er zählt zu den fünf heiligsten Plätzen in dem heiligen Benares. Aber sein künstlerisches Gepräge steht im umgekehrten Verhältnis zu der Heiligkeit, die dem Orte beigelegt wird. Wenn man diese verwahrloste, schräggeneigte Steinmasse der Stufen sieht, die zum Teil tief ins Wasser herabhängen, so sollte man es kaum für möglich halten, daß es sich in den Augen des Hindu um eine der fünf heiligsten Stätten seines „unvergleichlichen" Benares handelt. Die mächtigen Steinplatten der Stufen sind auseinandergesprengt; die kolossalen Granitblöcke, welche die Brüstung bilden, sind in die Flut gestürzt. Das Fundament ist vom Wasser unterwühlt. An Zerfall tut es aber dem Asshi-Ghat der anstoßende Tulsi-Ghat kaum nach, den wir eben erreichen. Unter der Wucht der Steinmassen hat der Boden nachgegeben. Blöcke und Platten haben sich in die Flut gesenkt und nehmen ein heiliges Gangesbad. Wie lange noch? Doch den Hindu scheint's wenig zu kümmern, ob der Strom immer zerstörender vordringt.

Vorteilhaft hebt sich von diesem Bild des Verfalls der Chivala-Ghat ab. Das ist wieder einmal ein schöner Bau. Zählt die Stufenanlage und der sie krönende Palast auch nicht zu den heiligsten Plätzen, so darf man den Ghat doch zu den künstlerisch bedeutsamsten Werken rechnen. Er hat sich so gut erhalten, daß man meinen könnte, der Bau wäre erst gestern aufgerichtet worden. Immer neue Menschenmassen drängen sich auf den Stufen zum Rande des Wassers. Ein Heer von Pilgern belagert die Anlagen des Chausathi-Ghat. Aber die „Heiligkeit" dieses Ghat reicht doch nicht an die des Dashaçvamedha-Ghat heran. Welchem Umstand der Ort seine Weihe verdankt, verrät der Name „Zehn Pferde-Opfer". Brahma brachte hier ein „zehnfaches Pferdeopfer" dar. Mehr als dieses mythologische Wahnbild fesselte mich die herrliche Gruppe schöner Paläste, die den Rand der Terrasse schmückt. Eines der eindrucksvollsten Gebäude ist das des Fürsten von Nagpore. Die Kunst schwelgt hier in der kraftvollen Beherrschung der Massen. Aber sie würde noch übertroffen werden durch die majestätische Schönheit, die der Palast des Scindia von Gwalior in seiner bewundernswerten Gliederung und Gruppierung entfaltet, wenn nicht gerade dieser Bau unter der

Wucht der Steinmassen mehrere Fuß tief in den Boden schon hinabgesunken wäre. Seltsam sticht von diesen wuchtigen, echt indischen Denkmälern das Palais des Fürsten von Nepal mit seinem in mehreren Stockwerken pyramidenartig emporsteigenden Holzdache und dem phantastischen Schnörkelwerk ab.

Eben ging es am Dandi-Ghat vorbei. Er ist ein Hauptsammelplatz der büßenden Fakire. In den mächtigen Quadermauern sind Nischen angebracht und wie kleine Felsenhöhlen sehen diese vom Wasser bespülten Vertiefungen aus. Büßer haben sich eingenistet. Gleich Statuen aus Bronze gegossen oder in Stein gehauen stehen und hocken die zur Unmenschlichkeit entstellten nackten Menschengestalten da, wüste, widerliche Gesellen mit struppigem Haar und stierem Blick. Ehrfurchtsvoll nahen sich vom Strom aus die Badenden. Das ganze Bild ist ein psychologisches Rätsel, das menschenentwürdigende Büßertum und die Verehrung, die es im Schoße des Volkes genießt. Befremdend wirken die Gegensätze: dort die Gangesflut, aus der der Fromme zur höchsten Höhe des geistigen Seins emporsteigt, hier die tiefste und schmutzigste Erniedrigung alles dessen, was edel im Menschen ist. Jede Rücksicht auf Adel und Würde des Menschen fällt weg, um durch grauenhafte Selbstpeinigung reinigend und läuternd zu wirken. Man sollte meinen, nur auf ganz verschiedenem Boden könnten solche Gegensätze gewachsen sein. Daß sie demselben Boden entstammen, beleuchtet grell ein anderes Strombild, das in diesem Augenblick in Sicht kommt. Wir sind am Mantaranika-Ghat angekommen. Es ist das Sanctum Sanctorum von Benares, der Ort, wo beständig die Scheiterhaufen auflodern und aufqualmen. Hier werden die Körper derjenigen, denen das glückliche Los beschieden war, ihre Tage in der heiligen Stadt zu beschließen, dem Feuer übergeben, um darauf als angekohlte Leiche dem Ganges überliefert zu werden. Die Glücklichen! Ihr innerstes Wesen, das wahre „Selbst", um in der Sprache des indischen Idealismus zu reden, findet sich im göttlichen Sein des Brahma wieder. Die Gnade des Ganges hat sie vollkommen gereinigt, und von allem befreit, was nur als ein Schein des wahren „Selbst" sie einst auf der irdischen Wanderung begleitet, steigen sie zur lichten Höhe des absoluten Seins empor. Waren es im Leben große Verbrecher, so geht die Seele der Dahingeschiedenen zunächst durch die Gnade des Ganges in den Körper eines höheren Wesens ein. Der Verbrecher wird aus der Gangesflut als Brahmine oder gar als eine der zahlreichen Gottheiten wiedergeboren. Denn auch die niedern und mittleren Gottheiten befinden sich noch auf dem Wege zum beseligenden Nirwana im Schoße des Brahma.

Unter den ständigen Bewohnern von Benares ist die Zahl derer nicht gering, welche sich für ihre letzten Jahre hierhin zurückziehen, um die Gewißheit zu erlangen, daß ihre Leichen einst hier verbrannt und in den geweihten Strom geworfen werden. Reiche Leute lassen sich in schwerer Krankheit nach Benares tragen, um nur des Verbrennens auf dem durch mehrtausendjährige Asche „geweihten" Boden sicher zu sein. Werden sie auf dem Wege dahin vom Tode überrascht, so ist Fürsorge getroffen, daß die Leiche ihren Weg nach Benares findet. Was eine solche Leichenüberführung unter den Strahlen der die Verwesung so unheimlich schnell fördernden indischen Sonne früher bedeutete, mag man sich vorstellen. Die

sanitären Vorschriften haben heute diese Überführung derart eingeschränkt, daß sie kaum mehr durchführbar ist.

Man sollte nun erwarten, daß gerade dieser Ort, der für den Hindu sozusagen die Paradiesespforte, die Eingangspforte in das göttliche Sein bildet, auch in einem entsprechend würdigen Zustand gehalten werde. Aber wenn es eine Stelle den Ghats entlang gibt, die der unwürdigsten Verwahrlosung preisgegeben ist, so ist es dieses Heiligste vom Heiligen der Hinduwelt. Der krasseste Materialismus könnte das, was in den Augen des Hindu das Heiligste ist, nicht unwürdiger behandeln. Ist es Absicht?

Das in den Fluß steil abfallende Ufer entbehrt jedes monumentalen Schmuckes. Der ganze Grund der Terrasse ist mit Asche und Kohle bedeckt. Der widerwärtige Eindruck wird erhöht durch die mächtigen Holzstöße, die links und rechts angehäuft sind. Ganze Schiffsladungen der zum Verbrennen reservierten Holzklötze sieht man an diesem Ghat sich stauen, um abgeladen und zu kleinen Holzscheiten zersägt und aufgetürmt zu werden. Es bedarf zum rituell gültigen Verbrennen einer ganz bestimmten Holzart. Für dieses Holz werden so hohe Preise gezahlt, daß nur Begüterte sich jener Gangesseligkeit teilhaftig machen können. Und nun das geradezu scheußliche Bild der fast ganz entblößten, von Kohle und Asche bedeckten schwarzen Hindu aus einer der untersten Kaste, die den Scheiterhaufen auftürmen. Die Scheiterhaufen mögen etwa anderthalb Meter hoch sein. Wir können von unserem Boote aus eben beobachten, wie die in ein weißes Tuch gehüllte Leiche von den schwarzen Gesellen herbeigebracht und gleich einem Holzklotz auf den schon qualmenden Holzstoß gelegt wird.

Sich von einer der untersten und schmutzigsten Hindukasten dem „beseligenden" Feuer übergeben lassen, ist ein weiterer Zug in diesem befremdenden Bilde der höchsten sittlichen „Läuterung". Wie es eines besondern Holzes bedarf, so auch eines besondern „heiligen" Feuers, um die Leiche zu verbrennen. Das Feuer, so belehrte man mich, muß immer aus dem Hause eines Domrah geholt werden. Domrah: ich dachte dabei an eine bevorzugte Brahminenfamilie, in der die Obhut des heiligen Feuers erblich ist. Was wäre auch natürlicher? Das Gegenteil trifft zu. Diese Domrah sind eine sehr niedrige Kaste, und sie bleiben es, obschon das Monopol des heiligen Feuers ihnen eine Quelle des Reichtums geworden. Es werden Summen wie 1000 Rupien gefordert und bezahlt. Welcher mystische Sinn mag wohl dahinterstecken, daß einem Glied der untersten Kaste, einem Menschen, dessen Berührung den „Zwiegebornen" verunreinigt, die Obhut jenes Feuers anvertraut wird, in dessen Glut der Leichnam geläutert wird, bevor man ihn dem Ganges überliefert? Die schroffsten Gegensätze stoßen da aufeinander.

Unser Boot legte an dieser „Himmelspforte" an. Es kostete mir einige Überwindung, um den Boden zu betreten. Eine schmutzige Schicht, ein Gemisch von Kohle und menschlicher Asche, bedeckt den aufgewühlten und ausgehöhlten Grund. Hier und dort lodern die Scheiterhaufen auf, und aus dem Qualm schauen die angebrannten oder angekohlten Leichen hervor. Daneben stehen die

schwarzen Leichenkulis; nackt, von Schweiß triefend, mit Kohle befleckt, schüren sie das Feuer. Es ist das denkbar düsterste Bild. Aber diese Elemente des Grauens genügen noch nicht. Im Hintergrunde lauern Fakire. Wie Dämonen halten sie die Leichenwache und stoßen dabei wilde Klagelaute aus. Eine unehrerbietigere Behandlung des entseelten Körpers läßt sich kaum vorstellen. Eine Bestie könnte nicht bestialischer bestattet werden.

Wir hatten wiederum unsere Gondel aufgesucht. Mein Begleiter wies mich auf einen schwarzen Klotz hin, der herangeschwommen kam. Es war eine halbverkohlte Leiche. Auf der Leiche reckte sich stolz ein Aasgeier, und während er sich weitertreiben ließ, hackte er seinen langgezogenen Schnabel tief in die Brust der Leiche und holte sich unter der verkohlten Oberfläche einen Brocken nach dem andern in aller Behaglichkeit hervor, ohne sich von der badenden Umgebung stören zu lassen. Dicht dabei geben sich die Frommen im Strome den religiösen Waschungen und Besprengungen hin. Die Leichenverehrung wandelt sich in eine Leichenschändung um und unwillkürlich wendet man den Blick von diesem Bilde des Grauens ab. Aber je abstoßender das Bild wirkt, um so lebhafter drängt sich die Frage auf: Worauf beruht das Geheimnis des religiösen Zaubers, den dieser Strom auf die indische Kulturwelt ausübt? Was gab den Fluten des Ganges in den Augen des Hindu ihre läuternde und vergöttlichende Kraft?

Die Alten verkörperten sich die Flüsse als Götter und sprachen unter diesem Bilde die Ehrfurcht aus, welche sie vor den großen völkerbewegenden und völkerfesselnden Strömen hegten. Es liegt dies tief im Wesen des Volkes begründet. Der Strom erscheint ihm als Vater des Volkslebens, welches sich so eigenartig an seinem Ufer entwickelt. Die mannigfache Verkettung historischer Ereignisse, welche fort und fort dem Strome folgt, verwebt sich in seiner Vorstellung mit dem Laufe des Stromes selbst als dem nie versiegenden Quell, aus dem sich des Volkes Leben unausgesetzt weiterbildet. Aber die Stellung, die sich der Ganges im Bewußtsein des Hindu erobert hat, bedeutet mehr. Der Ganges wurde persönlich in des Volkes Geschichte als eine lebendige und göttliche Macht, deren geheimnisvolle Herrschaft über das Volk von allem Wandel der Zeiten unberührt geblieben ist. Es hängt dies aufs engste mit den Wandlungen zusammen, die das Volk im Laufe jener Wanderungen durchmachte, welche die altindischen Stämme aus der ursprünglichen Heimat des Fünfströmelandes allmählich in das Herz Indiens führten. Während noch im Fünfströmeland jene kindlich frommen Lieder zum Preise Varunas und Mitras erschallen, die wie die Zeugen einer poesievollen Kindheit der Nation uns anmuten, ziehen bereits von Nordost zwei Ströme mit unwiderstehlicher Gewalt die am weitesten vorgeschobenen Stämme zu sich herüber. Es sind die Zwillingsströme Ganges und Jamuna. Solange sie die Vorberge des Himalaja durchströmen, fließen sie einander parallel. Von dem Augenblicke an, da sie die Ebene erreichen, bilden beide einen ostwärts geöffneten Bogen und wie zwei mächtige Arme umspannen sie ein mit der höchsten Fruchtbarkeit gesegnetes Tiefland. Dem Laufe dieser beiden Ströme folgten die in jugendlicher Vollkraft vorandrängenden Stämme. Einladend öffnet sich ihnen das fruchtbare Land zur Besiedelung. Aber die nachdringenden

Stämme gönnen ihnen keine Ruhe und Rast. Immer tiefer schiebt sich die Wanderung gegen Osten ins Land hinein. Ein geheimnisvoller Drang treibt die Stämme dem Mittelpunkt eines noch vor ihnen verhüllten Erdteils zu. Und je weiter sie vorrücken, um so bezaubernder tut sich die tropische Welt in ihrer unvergleichlichen Fülle und Fruchtbarkeit auf. Eine andere Sonne scheint über ihnen zu glühen. Ihre Glut beginnt das Volk dem Boden, auf dem es sich ansiedelt, zu akklimatisieren. Eine neue Lebenskraft strömt aus der tropischen Glut hervor und wandelt des Volkes innerstes Wesen um. Unaufhaltsam wälzt sich der Strom der Wanderung dem Ufer der beiden Ströme entlang gegen Osten weiter. Und in dem Maße, als das einwandernde Volk ihrem Laufe folgt, entwickeln sich Kultus und Kultur reicher und eigenartiger. Jeder Schritt vorwärts in der Besiedelung des Tieflandes zwischen Ganges und Jamuna bedeutet einen Schritt vorwärts in der Entwicklung zum Hinduismus. Ein neuer Organismus bildet sich. Es ist der Organismus der brahminischen Staats- und Gesellschaftsordnung. In seinem Mittelpunkte steht die Religion, und diese gipfelt in dem einen absoluten göttlichen Sein, in Brahma, dem Urquell aller Einzelwesen. Alles, was Staat und Gesellschaft, Recht und Sitte, Kunst und Wissen an geistigen Gütern gewinnen, empfängt in der Religion seinen sammelnden und bewegenden Mittelpunkt. Die beiden Ströme aber werden gleichsam die Hauptadern, durch die das junge, kräftig pulsierende Leben dem neuen Organismus des Volkes zuströmt. So kam es, daß Ganges und Jamuna immer enger die Entwicklung des geistigen Lebens an sich fesselten. Als die Arier in ihrem Vordringen gegen Osten dort ankamen, wo beide Ströme zu einer einzigen gewaltigen Flut zusammenfließen, war eine Entwicklung zum Abschluß gelangt, die in einem mächtigen Strome alles zusammenfaßte, was unter dem neuen Himmel an geistigen Schätzen gewonnen worden. In den Fluten des Ganges und der Jamuna war jenes Volk, das den Inder mit dem Griechen und Römer, mit dem Germanen und Slaven einst zu einer Familie verbunden, zu Grabe getragen. Als Hindu wurde es aus den vereinten Fluten wiedergeboren.

Heute erhebt sich an der Stelle des Zusammenflusses Allahabad. Wenn man von den Wällen des Akbar-Forts, das den Zusammenfluß beherrscht, den Blick über die beiden Ströme gleiten läßt, wie sie einander von Nord und Süd allmählich näher rücken, noch einen Augenblick durch die weißleuchtende, spitzzulaufende Sandfläche, die sich zwischen beide schiebt, getrennt und gleich darauf zu einer einzigen majestätischen Wassermasse vereint, dann begreift man die Bewunderung, welche die Einwanderer erfaßte, als sie an diesem Punkte anlangten. Eine weithin schimmernde, zu einem See sich ausbreitende Flut rollte vor ihnen ihre Wogen zum Meere. Von jenem Augenblicke an gab es nur mehr einen einzigen heiligen Strom, nur eine einzige religiöse Überlieferung. Strom und Kultus flossen in eines zusammen. Erfüllt von der Herrlichkeit jener neuen geheimnisvollen Welt, die sich dem staunenden Auge aufgetan, als die Stämme den beiden Strömen entlang vorgedrungen waren, übertrugen sie alles, was sie an heiligen Überlieferungen erworben hatten, auf den einen Strom, als gäbe es ohne Ganges keinen Hinduismus, ohne Hinduismus keinen Ganges. Während der Ganges dem

Boden, den seine Wogen berühren, die unerschöpfliche Triebkraft mitteilt, nimmt er selbst das gesamte Leben des Hinduismus, das an seinen Ufern in tropischer Fülle erblüht, in sich auf, um es aus den Fluten heraus wiederum in das Volksleben hineinzutragen. Und da dieser Hinduismus nichts anderes ist als das von dem einen absoluten „göttlichen“ Brahma erfüllte Leben des Volkes in Religion und Recht, in Sitte und Sage, in Kunst und Wissen, so ließ die weiterbildende Phantasie des Volkes den Strom als heiligen, göttlichen Strom aus dem dunkeln Schoße des Brahma hervorgehen, indem sie den Zusammenfluß von Ganges und Jamuna zu einem einzigen heiligen Strome, als eine geheimnisvolle Verbindung mit einem dritten aus dem Himmel herabströmenden Flusse darstellte. Dieser geheimnisvolle Fluß heißt Saraswati. In Saraswati verkörpert sich dem Inder der Inbegriff alles Wissens. Daher wird der Fluß als aus Brahma, dem Urquell alles Seins hervorspringend angesehen. Erst in dem Zusammenfluß der beiden irdischen Ströme mit dem aus Brahmas Schoß hervorgehenden himmlischen Strom empfängt der Ganges seine volle Weihe.

Was da Mythus ist, wenn Brahma als jenes phantastische göttliche Sein betrachtet wird, in dem die religiöse Vorstellung der Inder gipfelt, das ist Wirklichkeit, wenn in Brahma alles das zusammengefaßt wird, was dem indischen Kulturleben das ureigenste Gepräge gibt. Als Inbegriff des dem Hinduismus eigenen Geisteslebens ist der heilige Strom aus Brahma hervorgegangen, um die Glut des den Menschen vergötternden Idealismus in das Leben des Volkes zu ergießen. Das Wahngebilde dieses Idealismus trieb das religiöse Empfinden immer tiefer in die Bahn eines von den ausschweifendsten Vorstellungen erfüllten Kultus. Um nur ein einziges göttliches Sein als das wahre und ausschließliche Wesen aller Dinge zu begründen, löst der Idealismus das sichtbare und persönliche Sein in ein Trugbild auf. In demselben Augenblick aber schlägt der idealistische Wahn in den krassesten Materialismus um. Der Mensch sinkt auf eine Stufe der tiefsten Erniedrigung herab. Der Verbrennungsghat ist die augenfälligste Verkörperung dieser Erniedrigung. Der krasseste Zynismus einer materialistischen Weltanschauung könnte das menschliche Wesen nicht tiefer herabdrücken, nicht herausfordernder es seiner Würde entkleiden, als die von der Gangesflut „geweihte“ Leichenschändung. Das unheimliche Bild der rauchenden Leichen, der dämonische Fakir im Hintergrund und der auf dem verkohlten Toten behaglich schwimmende Aasgeier im Vordergrund, unter uns ein Pfuhl verpestender Unreinlichkeit: das ist das Sanctum Sanctorum der indischen Welt. Das innerste Wesen des Hinduismus erscheint hier als das Gemisch eines ebenso abstoßenden Idealismus wie Materialismus. Da zeigt sich, wohin eine Spekulation treibt, die in dem Streben, den Menschen loszulösen von den Banden des Leidens und Lebens, des Menschen persönliches Sein zerschlägt, und dann, berauscht von der brahminischen Zauberformel: „Du bist Brahma“, alles individuelle Sein in einem einzigen göttlichen Sein aufgehen läßt. Das Bild des Mankaranika-Ghat beleuchtet in den abstoßendsten Zügen des Materialismus die vergötternde Zauberformel des Monismus. Wer denkt beim Anblick dieser grauenhaften Illustration des verführerischen Wortes nicht an ein anderes ver-

führerisches Wort: „Ihr werdet sein wie Gott“, und an den Fluch, der diesem vergötternden Worte folgte?

Vor uns steigt mit einem Male ein ganz anderes Bild empor. Es ist Aurangzebs imposante Moschee. Seltsam sticht sie von der umgebenden Pracht des Hinduismus ab und wie eine fremde Welt ragt sie in das Leben und Treiben der Hindugläubigen herein. Die Moschee ist eine monumentale Schöpfung, das mächtigste Bauwerk, das sich im Vordergrund des Flußbildes erhebt, Strom und Stadt im weiten Umfang beherrschend. Wer lediglich die architektonischen Umrisse ins Auge faßt, wird zugestehen, daß dieser kühne Bau dem Ufer seinen herrlichsten Schmuck verleiht. Eine weithin sichtbare Fassade breitet sich majestätisch gegen den Strom aus. Darüber zeigt sich die gewaltige Kuppel. Das Mittelportal mit seiner tiefliegenden Nische im Spitzbogen und die beiden Seitenportale steigern den wuchtigen Eindruck. Die wunderbar schlanken, hoch über das Häusermeer hinausragenden Minarets vollenden das Bild.

Die kühnen Türme winkten von ihrer Höhe zu verlockend zu uns herab. Der Aufstieg war zwar etwas mühsam auf den hohen Treppenstufen. Aber ein unvergleichliches Bild bot sich dem Blick von der schwindelnden Höhe dar: Bis tief an den Horizont breitete sich nach allen Seiten die Ebene des Ganges aus, unter uns lag das Häusermeer; turmartig reckten sich die flachen Häuser empor; dazwischen glitzerten und funkelten die grotesken Spitzen der phantastisch ausgeschmückten Tempeltürme. Am wirkungsvollsten aber hob sich aus dieser Szenerie der majestätische Stromlauf heraus. Weithin leuchteten seine Wassermassen im hellsten Lichte des Tropenhimmels. Aurangzeb hätte sich keinen glücklicheren Punkt zur Ausführung seines Gedankens wählen können, der ihm beim Bau der Moschee vorschwebte. Monumental verkörpert sollte die siegreiche Macht des Mohammedanismus hoch von der Uferterrasse herab das ganze Treiben des Hinduismus unten am Strome beherrschen. Keine Zeremonie sollte der Hindu im Strome vornehmen können, ohne daß sein Blick auf die Moschee fiel; keine heiligende Woge des Stromes sollte vorüberfließen, ohne von dem Schatten der Moschee verunreinigt zu werden. Die Toten durften nur mehr im Angesichte des Mohammedanismus aus den Gangeswogen in den Schoß Brahmas zurückkehren.

Das stolze Bauwerk ist Aurangzebs einzige hervorragende Kunstschöpfung. Der wilde Heerführer hatte wenig Neigung zu der monumentalen Kunst, die so glänzende Triumphe unter seinen drei Vorgängern in den gigantischen Schöpfungen von Agra und Delhi gefeiert hatte. Aber wo es galt, hier im Herzen des Hinduismus das, was dem Hindu am heiligsten ist, mit Füßen zu treten, da bot dieser furchtbarste Hasser und Bedrücker des Hinduismus alles auf, um an der heiligsten und schönsten Stelle des Stromes ein Werk zu schaffen, das alle Herrlichkeit von Vischnu und Schiwa in den Schatten stellte. An einem Punkt, der den Strom in seiner ganzen Ausdehnung beherrscht, stand einst das Heiligtum des Vischnu. Hier ließ der Mythus Vischnu herabsteigen, um sich in seiner Glorie der Menschheit zu offenbaren. Eine mächtige Stufenanlage führte vom Strom zum Heiligtum empor, und nur auf den Knien wagten die Pilger

diese Stufen hinanzusteigen. Darum sollte an dieser Stelle triumphierend die Moschee im Angesichte des Stromes ihre Türme emporrecken. Das Heiligtum des Vischnu verschwand, und noch einmal erwachte die titanenhafte Baulust der großen Mogulkaiser. Das Fundament des Baues wurde in riesigen Quadern tief in die Terrasse gesenkt. Wie eine jedem Einfluß des Stromes unzugängliche Felsenbastion richtete sich die enorme Brustwehr gegen den Ganges. Von den beiden Minarets aber schaute der Mohammedanismus mit sieghafter Verachtung auf das Treiben der betenden und badenden Hindumassen herab.

Doch selbst der höhnende, gewalttätige Übermut eines Aurangezeb vermochte das Strombild nicht zu ändern. Mögen die Ghats noch so zerfallen und verwahrlost im Angesichte der majestätischen Kuppel der Moschee dreinschauen, Benares lebt als heiligste Stätte des Stromes fort. In dieser Unverwüstlichkeit seines sakralen Charakters erscheint die Stadt als das Urbild des allen Einflüssen trotzenden Hinduismus.

Zweimal ist dem Hinduismus seine Vorherrschaft streitig gemacht worden, das erste Mal durch den Buddhismus. Einen Augenblick schien es, als solle er das religiöse, in Brahma gipfelnde Wahngebilde durch das nicht weniger phantastische Wahnbild einer beseligenden Erlösung im Nirwana ersetzen. Unter den Fittichen fürstlicher Gunst breitete sich die buddhistische Gemeinde über Indien aus. Allenthalben erhoben sich ihre Heiligtümer, mächtige, in Kuppelgestalt sich wölbende Reliquienschreine, in denen die Gewißheit der Erlösung im Nirwana sinnbildlich zur Erscheinung gebracht wurde. Es läßt sich nicht bestreiten, daß der Buddhismus eine Zeitlang eine außerordentliche Anziehungskraft auf den Hindu ausübte. Dann aber trat der Rückschlag ein. Der Brahminismus setzte die ganze Wucht seiner in Kultus und Kunst ausgebauten religiösen Macht ein, um dem Buddhismus den Boden streitig zu machen. Seine Überlieferung erwies sich als die stärkere Macht. Zur selben Zeit, da sich der buddhistische Kultus über die chinesische Kulturwelt erobernd ausbreitet, verliert sein Ideal auf dem Mutterboden selbst den festen Halt. Mochte er noch so gewaltige Anstrengungen in seinen Riesenbauten machen, um sich in das innere Leben des Volkes ebenso hineinzubauen wie in die Felsen, die er in prachtvolle Tempel umwandelte, so brach er doch unter der brahminischen Zwingherrschaft zusammen. Und als der Buddhismus am äußersten Punkte des Ostens auf japanischem Boden angelangt war und dort seine größten Triumphe zu feiern begann, war sein Kultusideal in der Mitte des Hinduismus bereits so gut wie vernichtet. Die religiöse und soziale Macht der im Strombild des Ganges verkörperten und in Benares aufs höchste gesteigerten Überlieferung hatte gesiegt. Nur mehr in Ruinen spricht der Buddhismus zu uns auf indischem Boden. Und zu den bedeutendsten Ruinen zählen jene von Benares. Die Stätte, wo Buddha auf dem Boden von Benares zum ersten Male seine Lehre verkündete, bedeckt heute das Trümmerfeld von Sarnath.

Um dieselbe Zeit aber, da der stolze Baum des Buddhismus aus dem Boden Indiens entwurzelt wurde, pochte von *außen* eine neue Angriffsmacht an den Toren Indiens. Mit den erobernden Stämmen, die von Afghanistan

aus sich über das Gangestal ergießen, dringt der Mohammedanismus ein. Doch auch er vermag nichts. Der Hinduismus läßt äußerlich die Gewalt über sich ergehen. Er beugt sich unter den zermalmenden Tritten der im wilden Flug über das Gangestal hinbrausenden mohammedanischen Heeresmassen. Um so zäher hält er innerlich an den durch Jahrtausende gefestigten Überlieferungen fest. Wohl hat auch der Mohammedanismus seine Eroberungen auf indischem Boden gemacht. Es war zu natürlich, daß dort, wo seit Jahrhunderten der politische Schwerpunkt des Mohammedanismus lag, die Bevölkerung in ihrer Mehrheit sich zur Religion des Herrschers bekannte, unter dessen Augen sie lebte. Aber allen Eroberungen zum Trotz hält der Hinduismus die breite Masse in dem Wahnbilde von Benares gefangen.

Aus dunkler Vorzeit ragt diese religiöse Grundmacht in die lebendige Gegenwart hinüber, so unwandelbar und unverwüstlich, daß keine religiöse und sittliche Macht im stande zu sein scheint, ihren Einfluß zu erschüttern. Es ist eine seltsame Erscheinung, daß Indien es im Laufe der Jahrhunderte niemals fertig gebracht hat, sich staatlich und politisch in seiner Einheit zu behaupten wie China. Während China allen Angriffen und Eroberungen zum Trotz immer wieder den Weg zur staatlichen Einheit und Geschlossenheit zurückgefunden hat, vermochte sich Indien niemals in der Einheit und Geschlossenheit eines staatlichen Organismus zu erhalten. Die großen Reiche, die gegründet wurden, fielen wiederum schnell auseinander. Anders steht es mit der religiösen Widerstandskraft. Alles prallt an der Festigkeit und Hartnäckigkeit der tief eingewurzelten religiösen Überlieferung ab. Die gewaltigsten politischen Umwälzungen bewegten die indische Welt. Die religiöse Überlieferung büßte nichts von ihrem Einfluß auf das Volk ein: Die Zwingherrschaft des Hinduismus blieb unberührt.

Worauf gründet das Geheimnis seiner zäh beharrenden Macht und seines allen inneren Einfluß abstoßenden Widerstandes? Diese Frage drängt sich mir in dem Augenblick auf, wo ich im Begriffe stehe, von Benares aus meine Wanderungen durch Indien anzutreten.

Wanderungen durch die indische Kulturwelt besitzen zwar nichts mehr von dem Zauber jener Fahrten, die durch das Dunkel einer unbekannten Welt, durch die Wüsten und Steppen Zentralasiens, über neuentdeckte Bergpässe und eisige Schneefelder führen, um dem Herzen Asiens seine tiefsten verborgensten Geheimnisse von Land und Leuten abzulauschen. Die Tore der indischen Kulturwelt haben sich bereits so weit geöffnet, daß das geographische und ethnologische, das literarische und künstlerische Bild klar und bestimmt in seinen Grundzügen vor uns steht. Und doch rollt dieses Bild gerade in diesem Augenblicke ein großes Problem vor uns auf. Von allen Problems of the Far East ist es das größte und bedeutendste, aber auch das dunkelste und folgenschwerste.

Auf ein Jahrhundert eines unter dem belebenden Einfluß abendländischer Zivilisation sich vollziehenden Fortschrittes schaut heute Indien stolz zurück. Aber während die alte Kulturwelt auf allen andern Gebieten zu Grabe getragen wird, lebt sie in ihrer religiösen Überlieferung mit ungeschwächter Kraft fort.

Woher dieser seltsame Gegensatz? Ungeahnter Aufschwung auf der einen, starres Festhalten auf der andern Seite, Empfänglichkeit für alle Anregung auf materiellem Gebiet, Unempfänglichkeit für alles andere, was darüber hinausliegt.

Einen Blick in die geheimnisvollen Triebkräfte des Hinduismus eröffnet der gewaltige Ringkampf, in dem sich einst der Brahminismus zuerst mit dem Buddhismus und dann mit dem Mohammedanismus gemessen hat, um seine Vorherrschaft über Indien zu behaupten. Die Geschichte dieses gigantischen Ringens ist im Steine geschrieben, in den Denkmälern, welche Kultus und Kunst des Brahminismus auf der einen, der Buddhismus und Mohammedanismus auf der andern Seite mit dem Aufgebot aller ihnen zur Verfügung stehenden Kräfte geschaffen haben. In ihnen sind Ziele und Wege meiner Wanderungen durch die indische Kulturwelt gegeben: Sie sollen dem Auge des Wanderers Indiens religiöse Grundmacht im Kampfe mit dem Buddhismus und dem Mohammedanismus auf dem Boden des Kultus und der Kunst näher rücken.

8. Dezember 1904.

Auf dem weiteren Erdenrund gedenkt heute die Kirche Gottes des Tages, an dem vor fünfzig Jahren die Hand Pio Nonos der Krone der reinsten Gottesmutter die kostbarste Perle einfügte. Auch am Ganges ist dieser Tag ein Jubeltag, und nach Kräften hat das Kirchlein sich geschmückt. Mag der Festschmuck noch so bescheiden, die Festgemeinde noch so klein erscheinen, so liegt doch etwas Ergreifendes in dem Gedanken, daß auch hier im Herzen jener furchtbaren religiösen Riesenmacht, die in den Fluten des Ganges so grell sich widerspiegelt, die Verheißung sich zu verwirklichen beginnt von der Jungfrau, die der Schlange den Kopf zertritt. Die Eindrücke, die sich mit diesem Jubelfest am Ganges verweben, werden nie aus der Erinnerung schwinden. Es ist ein erhebendes Gefühl, sich in dieser weihevollen Stunde in lebendiger Gemeinschaft mit Millionen zu wissen. Ein großes, hehres, liebes Familienfest vereint alle in der dankbaren Erinnerung an jene tröstende Verheißung, aus der sich der erlösende und heiligende Strom der Gottesgnade zuerst über das zur Mutter des ewigen Wortes auserkorene Menschenkind ergoß, um danach sich der ganzen erlösten Menschheit mitzuteilen. Wann wird die indische Welt, die heute zum Ganges flutet, zu diesem Strome pilgern, der aus dem Herzen eines erbarmenden Gottes strömt. Was hilft es, mit allen Errungenschaften des Abendlandes die indische Welt zu durchdringen, wenn das, worauf die wahre Überlegenheit des Abendlandes ruht, der unvergängliche Schatz der religiösen und sittlichen Güter, ohne Einfluß auf die zu neuem Leben erwachende Völkerwelt bleibt. Es gibt nur eine Kulturmacht, die im stande ist, diese mit so reichen Anlagen ausgestattete, durch ein so fortgeschrittenes Kulturleben ausgezeichnete Völkerwelt, bis ins Innerste zu erneuern. Wird es dieser Macht gegeben sein, ihre ewig junge und verjüngende göttliche Kraft im Herzen eines von so üppigem Aberglauben wild überwucherten Volkslebens zu bewähren? Dem blutigen Vordringen des Islam hat der Hinduismus widerstanden. Wird er dem friedlichen Vordringen des Christentums widerstehen?

Man möchte einen Augenblick verzagen, wenn man die zahllosen Tempel sieht, die stolz auf das bescheidene Kirchlein von Benares herabschauen; aber auch nur einen Augenblick. Von dem Zentrum der indischen Welt schweift das Auge in den Mittelpunkt der antiken Welt zurück. Das Bild, das die indische Kulturwelt bietet, ist in mancher Hinsicht mit demjenigen verwandt, das damals die antike Welt auf der Höhe ihrer geistigen Entwicklung bot; auf der einen Seite die höchste Entfaltung der geistigen Kräfte in Philosophie und Recht, in Literatur und Kunst, auf der andern Seite das wilde, verwirrende Babel des buntfarbigsten Götzenkultus, dort ein Bild, das überall den Charakter der Macht und Größe in der unvergänglichen Schönheit der antiken Kunst ausprägt, hier ein Bild der tiefsten religiösen und sittlichen Erniedrigung.

Und doch im Anblick dieses Bildes wagte der Apostel zu rufen: „Dies ist der Sieg, der die Welt überwunden, unser Glaube.“

Mitten im Schoße der antiken Welt regen sich die Keime eines neuen Lebens. Unter Druck und Verfolgung beginnt das Christentum seinen welterobernden Lauf. Arm und verachtet steht es einer von der höchsten Kunst verherrlichten religiösen Macht gegenüber. Bewundern wir nicht in den Tempeln von Athen und Rom die glänzendste Verwirklichung der Ideale des Schönen und Erhabenen? Und doch langsam, aber unwiderstehlich dringt die beseligende Wahrheit des Christentums in die Gemüter der Menschen ein, um ihnen das Unterpfand der wahren Erlösung zu bringen. Kaum sind vier Jahrhunderte vergangen, da hat der jugendliche, weltbewegende Gedanke des Christentums aus der antiken Welt eine christliche Welt gemacht. Die morsche Schale des heidnischen Lebens ist zerbrochen, und groß und herrlich entfaltet sich der Baum des christlichen Lebens. Aus dem Blute eines für uns gekreuzigten Gottes emporwachsend, mit aller Schmach des Kreuzes bedeckt, breitet er sich über das römische Weltreich aus, und vor dem Zeichen der Schmach beugen sich die Cäsaren und mit ihnen die ungezählten Völker ihrer Herrschaft. Dieses Bild trat mir vor die Seele, als ich in der Feiertagsstille des heutigen Festes die Eindrücke der letzten Tage sammelte.

Was der göttliche Gedanke des Christentums inmitten des religiösen und sittlichen Verfalles der antiken Welt an den Ufern des Tiber zustande gebracht, warum soll er nicht dasselbe im Herzen der indischen Welt an den Ufern des Ganges durch jene apostolischen Männer vollbringen, in deren heroischem Wirken die weltgeschichtliche Mission der von Christus gestifteten Kirche sich fortpflanzt?

Joseph Dahlmann S. J.

Rezensionen.

Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance und der Glaubensspaltung von der Wahl Leos X. bis zum Tode Klemens' VII. (1513—1534.) [Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. IV.] 2. Abteilung: **Adrian VI. und Klemens VII.** Von **Ludwig Pastor.** gr. 8⁰ (XLVIII u. 800) Freiburg 1907, Herder. *M* 11.—

Mit mehr als gewöhnlicher Spannung hat man von vielen Seiten dieser zweiten Hälfte von Bd IV der „Papstgeschichte" entgegengesehen. Stand man ja einerseits unter dem frischen Eindruck von Pastors Leo X., der wieder so viel Neues und zu tieferer Geschichtsbetrachtung Anregendes gebracht, anderseits sollte nun das Pontifikat des letzten deutschen Papstes folgen, dessen tragisches Geschick ebenso wie die Fleckenlosigkeit seines Wandels und die Heiligkeit des Strebens alle Sympathien zu ihm hinneigen macht. Die unmittelbar sich anschließende Regierungszeit Klemens' VII. ist für den Deutschen kaum minder denkwürdig und gewiß nicht minder traurig; es ist das Pontifikat des Unglücks, das die nördliche Hälfte Europas und damit blühende Länder im Herzen Deutschlands, fast die Hälfte der herrlichen deutschen Kirche, von der Mutterkirche sich losreißen sah. Seitdem knüpft an das Andenken dieses Papstes sich etwas wie nationale Trauer, um nicht zu sagen nationaler Groll, und noch die fesselnde Schilderung der religiös-politischen Verwicklungen jener Zeit im III. Band von Janssens Geschichte des deutschen Volkes hat dazu beigetragen, Person und Regierung dieses Papstes mit trübem Schatten zu umgeben. Er war der Schicksalspapst.

Pastor hat, wie nicht anders zu erwarten, wieder ganze Arbeit getan. Bei weise bemessenem Umfang hat er die mannigfaltigsten Gebiete mit Gründlichkeit neu, schön und klar zu behandeln gewußt und sozusagen alles vereint geboten, was die heutige Forschung aufweist. Auch der Anhang von Dokumenten bietet unter 150 Nummern wieder sehr wertvolle und viele interessante Stücke, von welchen die Reformvorschläge Kardinal Schinners und die Untersuchung über die Papstbriefe Bembos besonders hervorgehoben seien.

Adrians kurzes Pontifikat liegt in drei Hauptabschnitten vor dem Leser entfaltet. Der erste, welcher die Vorgänge der Wahl, die Zustände in Rom und die Vorbedingungen des Wirkens für den Neugewählten zu schildern hat, gibt dessen bisherige Lebensgeschichte, gewährt Einblick in seine durchaus reinen und hohen Absichten und sein Programm der neutralen Stellung über den sich bekämpfenden Großmächten und politischen Parteien. Der zweite erzählt von dem vergeblichen

Bemühen, dem Verderben in Deutschland Einhalt zu tun, und stellt das Wenige zusammen, was dem wohlmeinenden Papst zur Aneiferung des kirchlichen Lebens zu versuchen möglich war. Der dritte Abschnitt zeigt seine vom Kreuzzugsgedanken beherrschten Friedensbestrebungen, die leider auslaufen mußten in den Bruch mit Frankreich und den politischen Anschluß an die Kaisermacht, bevor noch des Papstes früher Tod denselben das Ende gebracht. Der Verfasser läßt es sich dabei nicht entgehen, die einfache, fromme Lebensweise des deutschen Papstes hervorzuheben, seine selbstlose, edle, gänzlich uneigennützige Geistesrichtung, sein hohes Pflichtbewußtsein, seinen redlichen Sinn. Er rühmt seine Sparsamkeit und seinen unermüdlichen Arbeitsfleiß. Er feiert in ihm den Papst von ganz geistlicher Gesinnung, dem die eigentlich kirchlichen Angelegenheiten seines Amtes, das Wohl der Religion und das Heil der Seelen über alles gehen. Er glaubt, daß Adrian richtiger als Leo X. und Klemens VII. Ernst und Tragweite der deutschen Kirchenspaltung erkannt habe, und rühmt ihn wegen der besondern Sorge, die er um die Rettung Deutschlands getragen.

Bei all dem war Adrians Pontifikat ein sehr unglückliches; auf allen Gebieten sind fast nur Mißerfolge zu verzeichnen. Als er die Augen schloß, war von allem, was er anstrebte, nichts erreicht; wider seinen Willen war er in die politischen Parteihändel verstrickt, mehr als einmal hatte er in der Praxis von seinen strengen Grundsätzen zurückweichen müssen. Und dabei war die Unzufriedenheit in Rom auf dem Höhepunkt, die Türkenmacht, nachdem Belgrad und Rhodos gefallen, im siegreichen Vordringen, Frankreich stand vor dem Schisma, und in Deutschland hatte sich seit Leo X. die Lage namhaft verschlimmert.

Pastor unterläßt es denn auch nicht, auf diejenigen Seiten im Wesen Adrians hinzudeuten, die ihn zu seiner hohen Stellung in so sturmbewegter Zeit ungeeignet, zur Lösung der überwältigenden Aufgabe unzulänglich machten. Ohne jede Vorbereitung, ahnungslos von seiner Wahl überrascht, kam Adrian als Fremdling auf einen ihm völlig unbekannten Boden, in fremde Umgebung mit fremder Sprache. Er kam wie in eine andere Welt, für die ihm das Verständnis abging, gegen die er Vorurteil und Abneigung im Innern trug. Die Gabe, taugliche Werkzeuge seiner Absichten und zuverlässige Organe seines Willens rasch herauszufinden und die guten, gesunden Elemente um sich zu scharen, fehlte ihm. Neulinge und Fremde wie er selbst waren zum großen Teil seine Berater und die Vollstrecker seines Willens, daher Langsamkeit und Stockung des Geschäftsganges, daher Verstimmung und Entmutigung auch der Gutgesinnten. Verschlimmert wurde dies durch kleinbürgerliche Kargheit, weltfremdes, unverbindliches Wesen selbst bis zur Schroffheit, Unvermögen, den neuen Verhältnissen und dem Gesichtskreis der Römer sich anzupassen und eine gewisse Pedanterie, welche die scharfblickenden Römer alsbald den deutschen Stubengelehrten erkennen und als den „Schulmeister" verspotten ließ.

Auch selbst die deutschen Verhältnisse hat Adrian damals nicht mehr richtig überblickt, zu lange war er schon Deutschland ferngerückt und an fremde Umgebung gewohnt. Wohl erfaßte er den Ernst der Lage und wollte Schritte tun, zu helfen, seine Gesinnung war groß und gut, und insofern ist das begeisterte Lob gerechtfertigt, das Pastor ihm spendet. Desungeachtet war Chieregatis

Mission in Nürnberg ein beklagenswerter Mißgriff, der den Römischen Stuhl herabwürdigte, nach mancher Seite verletzte, nach keiner nützte und nur die Feinde der Kirche anmaßender und zuversichtlicher machte. Wert hat der Schritt nur insofern gehabt, als er den verhärteten Willen der Widersacher offenbar machte und für den bereits vollzogenen inneren Abfall zum Gradmesser wurde. Er hat den Gegnern der römischen Kirche für immer den Vorwand genommen, daß durch Nachgiebigkeit und Entgegenkommen die Spaltung noch wäre zu heilen gewesen.

Mit vieler Feinheit weist Pastor wiederholt hin auf Adrians „hochidealen Sinn"; das Lob ist nicht unvermischt. Es war bei Adrian ein Idealismus, der in die tatsächlichen Verhältnisse zu wenig sich einzufügen verstand. Dies würde nur eine neue Beleuchtung erfahren, wenn Adrian wirklich sich mit dem Gedanken getragen haben sollte, den Venetianern ein von ihnen widerrechtlich beanspruchtes Stück des Kirchenstaates zu überlassen, im Widerspruch mit dem von ihm geleisteten Eide. Hergenröther (Konziliengeschichte IX 283) hat die Nachricht für unzuverlässig und das tatsächliche Vorhandensein einer ernsten Absicht in diesem Sinn bei dem gewissenhaften Papste für „mehr als zweifelhaft" erklärt. Sollte Adrian als Idealist für sich persönlich auch dahin geneigt haben, in einem Länderbesitz der römischen Kirche ein Übel zu sehen, so konnte er doch für die Notwendigkeit eines Kirchenstaates bei der damaligen Lage das Auge nicht verschließen. Nach Pastor wäre es auch nur ein großer Kirchenstaat gewesen, vor dem er Scheu gehegt. Wenn aber ein Kirchenstaat notwendig war, so konnte ein Papst nicht daran denken, denselben noch wehrloser, schwächer, von Hilfsmitteln entblößter zu machen; er mußte vor allem das Rechtsprinzip heilig wahren, kraft dessen er bestand. Am allerwenigsten durfte er selbst den streitenden Mächten das böse Beispiel vor Augen stellen des willkürlichen Schaltens mit dem, was der Kirche gehörte. Ein Wunsch oder gar ein Bestreben nach Verkleinerung des Kirchenstaates würde seinem Weitblick so wenig Ehre gemacht haben wie seiner Gewissenhaftigkeit.

Einen ganz andern Anblick gewähren die Person und die Amtsführung des zweiten Mediceerpapstes. Ist Adrian der stille Geistesmann, den die Macht der Verhältnisse wider seinen Willen in die Netze der Politik hineingezwängt hat, so ist Klemens der Laufbahn und Geistesrichtung nach Politiker, den die Not der Zeit und der Ernst der Schicksalsschläge zum Förderer einer geistlichen Neubelebung der Kirche hat werden lassen. Zutreffend stellt daher Pastor den Verlauf der Klementinischen Politik an die Spitze seiner Darstellung und räumt ihr das Hauptgewicht und den Hauptanteil ein.

Einige wenige entscheidende Momente können in dem vielverschlungenen Gang zu Marksteinen dienen: Klemens, zum Anschluß an Franz I. hingetrieben, teilt mit diesem die Folgen der Schlacht bei Pavia. Maßlose Ausbeutung des Sieges von seiten des Kaisers drängt den unglücklichen Papst abermals in die Arme Frankreichs, aber die Liga von Cognac findet furchtbare Rache im sacco di Roma. Die endliche Annäherung an den Kaiser wird besiegelt durch die Zusammenkunft und Kaiserkrönung zu Bologna und gelohnt durch die Wiedergewinnung von Florenz.

Die zweite Kaiserzusammenkunft zu Bologna 1533 dient hingegen nur zur zeitweisen Verhüllung der neu eingetretenen Schwenkung in der päpstlichen Politik, die ihren Ausdruck findet durch die Zusammenkunft mit Franz I. zu Marseille.

Besondere Kapitel sind sonst noch ausgeschieden für die deutsche Kirchenspaltung (VIII), die Abwehr der Türkengefahr (IX), das englische Schisma (XI), den Abfall des skandinavischen Nordens und die häretischen Regungen im Süden (XII), endlich die schönen Abschnitte über Klemens' Stellung zur Literatur und Kunst (XIII).

Zur Abwehr der Türkennot hat Klemens VII. redlich das Seine getan; um die Rettung Ungarns hat er sich unendliche Mühe gegeben und große Opfer gebracht; für König Ferdinand ist er manchmal der einzige Helfer gewesen und unter allen der ausdauerndste und zuverlässigste. In Bezug auf Wissenschaft und Kunst hat Klemens den Mediceer nicht verleugnet; trotz aller Bedrängnisse seines Pontifikats, trotz beispielloser Heimsuchungen seiner Länder war er in Wahrheit Mäcen. Bei all seiner Armut und Sparsamkeit war er ein großer Bauherr. Er war der unwandelbare Gönner Michelangelos; ihm verdankt die Welt das Zustandekommen der Konstantinsschlacht durch den Pinsel Giulio Romanos und Michelangelos Jüngstes Gericht. Das sagt genug.

In Bloßlegung der Fäden, die zur Vollendung des englischen Schismas zusammengewirkt haben, konnte Pastor sich wieder einmal recht als Meister bewähren. Nicht leicht wird man sonst irgendwo so klar, so sicher und so kurz die verschiedenen Phasen der großen Tragödie gezeichnet finden. In Bezug auf weiter zurückliegende Verhältnisse der englischen Kirche wie auf das Verhalten des Klerus im ganzen gegenüber den Anmaßungen und Neuerungen des tyrannischen Königs mußte der Geschichtschreiber der Renaissancepäpste sich natürlich mit summarischen Andeutungen begnügen; es konnte auch nicht seine Aufgabe sein, an dieser Stelle allen glänzenden Seiten an der Persönlichkeit Kardinal Wolseys Aufmerksamkeit zu schenken, aber sein Urteil über diesen einflußreichen Staatsmann ist zutreffend und gerecht; die Darstellung der Hauptaktion ist nach Möglichkeit vollständig, sehr zuverlässig und im ganzen vorzüglich. In Bezug auf das Endurteil freilich, das über des Papstes Haltung zu fällen wäre, dürften die Ansichten wohl immer auseinandergehen. Wenn jemand sich einreden wollte, ein Tudorkönig, ein Heinrich VIII. hätte durch brüske Behandlung im ersten Stadium seines Ehehandels zur Besinnung gebracht werden können, so würde er sich kindlich täuschen. In einer viel minder gefährlichen Sache hat Adrian VI. Gustav Wasa gegenüber es mit dem „festen Auftreten“ versucht. Er hat dadurch Schwedens offenen Abfall nur beschleunigt, und Pastor selbst zeiht ihn deshalb eines „unklugen Schrittes“. Klemens hat wandellos und unerschütterlich festgehalten an den kirchlichen Grundsätzen, ist dabei aber in Geduld, Liebe und Langmut bis zum äußersten gegangen, eingedenk seiner Pflichten gegen die Kirche und die Seelen und geleitet wohl auch durch die anererbte Liebe der Medici für England und sein Königshaus.

Was die deutschen Religionswirren angeht, so mußten die Zerwürfnisse des Papstes mit dem Kaiser von den verhängnisvollsten Folgen sein, und man begreift es, daß manche der treuesten katholischen Zeitgenossen wie Georg von Sachsen über des Papstes ganze Politik den Stab gebrochen haben. Den Zeitgenossen lag eben das innere Getriebe der politischen Werkstatte noch nicht offen. Heute ist es wohl nicht mehr zu bestreiten, daß an den Schicksalen, die sich über der deutschen Kirche vollendet haben, ein weitaus größerer Teil der Schuld der kaiser-

lichen Diplomatie zugemessen werden muß. Wenn Doppelzüngigkeit, maßlose Selbstsucht, Rücksichtslosigkeit und Unehrlichkeit der Sprache wie der Mittel in Frage kommen, hat das Kabinett Karls V. nicht Ursache, den Mediceern einen Vorwurf zu machen.

Daß während der unheilvollen Jahre, welche der Plünderung Roms unmittelbar vorausgingen und nachfolgten (1526—1529), die den Papst zum Gefangenen und Bettler machten, Klemens außer stande war, für Deutschland etwas zu tun, ist allzu klar und kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen. Aber was er bis dahin getan hatte, ist aller Anerkennung wert. Es gelang seinem persönlichen klugen Bemühen, Erasmus zu gewinnen und gegen Luther ins Feld zu führen. Er wählte für Deutschland den trefflichen Lorenzo Campegio, der auf der Regensburger Zusammenkunft die vorhandenen katholischen Kräfte zum Widerstand einte — das erste Aufleuchten einer Wendung zum Besseren. Er hört den Rat von Johann Eck und Albert Pighius, in seiner unmittelbaren Umgebung hat er einen Deutschen, Joh. Ingenwinkel, in der wichtigen Stellung des Datars und einen andern, den Dominikaner Nikolaus von Schönberg, als Vertrauten. Nach der Niederwerfung des Bauernaufstandes schreibt der Papst glückwünschend und um Freundschaft werbend an die einzelnen deutschen Fürsten. Kaum sind dann in dem verwüsteten und entvölkerten Rom die Verhältnisse notdürftig hergestellt, so gehen fast jedes Jahr auserlesene Männer als des Papstes Mandatare nach dem bedrohten Deutschland: Pico von Mirandula 1529, Campegio abermals 1530, Aleander 1531; es fehlte diesen Männern weder an Einsicht noch an Rührigkeit. Die Freundschaft mit den Bayernherzogen wurde während des ganzen Pontifikates mit beflissener Sorgfalt gepflegt, König Ferdinand mit großer Zuvorkommenheit behandelt und in Vielem und Wichtigem unterstützt. Das aufmunternde Breve an die Stadt Köln vom 29. März 1531 war von wohltätigster Wirkung. Noch während der Königszusammenkunft in Marseille im Herbste 1533 fand Klemens Zeit, einen der katholischen Vorkämpfer Deutschlands, den Minoriten Nikolaus Herborn, bei sich zu empfangen, und dieser rühmt die Güte, mit der er vom obersten Hirten aufgenommen worden sei. Daß der Papst, von den deutschen Landsknechten ausgeplündert und der Einkünfte aus Deutschland großenteils beraubt, vielfach von der bittersten Not gedrückt, nicht immer im stande war, die stets wiederkehrenden Geldforderungen König Ferdinands zu erfüllen, ist doch wohl aus den Verhältnissen erklärlich. Hat ihn in der württembergischen Sache die Arglist Franz' I. getäuscht, so kann doch ein Vorwurf der Pflichtverletzung darauf nicht gegründet werden, der einer Vernachlässigung Deutschlands aber um so weniger, da Klemens VII. sich sonst König Ferdinand durchweg günstig erwies und auch große pekuniäre Opfer für ihn brachte.

Man ist leicht geneigt, Klemens VII. zum Vorwurf zu machen, wie vieles unter ihm der Kirche verloren ging. Pastor betont dagegen sehr richtig, daß „Klemens in vieler Hinsicht für die Sünden seiner Vorgänger büßen mußte, und nur zu oft das Opfer von Verhältnissen wurde, an deren Entstehung er unschuldig war". Über dem Schmerzlichen des Verlustes vergißt man, was Klemens für die Kirche noch gerettet hat. Wie die Dinge lagen, war es ein

gut Teil Verdienst des „Mediceischen Zauderers“, daß Italien und Spanien, daß Frankreich und ein Teil der Schweiz, daß Bayern und Österreich bei der katholischen Einheit erhalten worden sind. Die Gefahr war bedenklich groß, und Frankreich stand wiederholt am äußersten Rande des Abgrundes. Jedenfalls hat trotz der vielfachen und furchtbaren Katastrophen seines Pontifikates, trotz Pest, Krieg und Hungersnöten Klemens VII. den wankenden Boden für seine Nachfolger wieder so weit gesichert, daß für neuen Aufbau Möglichkeit und Hoffnung war. So hat er auch mit unleugbarer Regentenweisheit und großer Tatkraft nach der Verwüstung Roms und der Aussaugung des Kirchenstaates die Zustände binnen weniger Jahre wieder in Ordnung gebracht. Daß er durch seine Vermittlung den Johannitern statt des verlorenen Rhodos die Insel Malta verschafft und den Deutschherren nach dem großen Verrate ihres Großmeisters zur Neuorganisation und zur kaiserlichen Anerkennung verhalf, sind gewiß nebensächliche Verdienste, aber sie sind typisch für die Wiederkonsolidierung der katholischen Interessen, wie sie unter Klemens VII. ihren Anfang nahm.

Die letzten zwei Kapitel, an Reichtum und Schönheit keineswegs die geringsten, sind der unmittelbar kirchlichen Tätigkeit des Papstes gewidmet. Seiner Sorge für die auswärtigen Missionen, seiner Bemühungen um die Union mit den Orientalen wird gedacht, des Jubiläums von 1525, das trotz des geringeren Glanzes für Klemens ein großes Verdienst bedeutet, endlich der Kanonisationen. Die Bestätigung des Kultus für den seligen Jakob von Venedig O. Pr. 1526 hätte noch hinzugefügt werden können. Kirchenpolitische Differenzen mit Venedig und Portugal gehören gleichfalls hierher, die Verhandlungen und Beratungen über Berufung des Konzils und die eigentlich reformatorische Tätigkeit. Klemens hatte solche als Erzbischof von Florenz mit Eifer entfaltet und ist derselben auch als Papst nicht uneingedenk gewesen. Manches ist unter ihm wirklich besser geworden. Die Kriegsstürme und Verwicklungen seines unheilvollen Pontifikats machten aber eine Reform in großem Umfange schlechterdings unmöglich, selbst die Kardinalsernennungen waren zum größten Teil ihm abgezwungen. Gleichwohl machen bereits unter ihm die „Anfänge der katholischen Reformation“ hoffnungsreich sich bemerkbar. Pastor hat denselben nicht nur im Schlußkapitel (XV) eine bevorzugte Stelle angewiesen, sondern über zwei der bedeutungsvollsten Erscheinungen dieser Art Neues und Ausgezeichnetes beigebracht. Wer je mit der Entstehung des „Oratoriums der göttlichen Liebe“ oder mit den Anfängen des Kapuzinerordens sich zu beschäftigen Veranlassung hatte, wird Pastor Dank wissen und an der ausgiebigen Neubehandlung seine Freude haben. Aber nicht nur äußerlich und der Zeit nach gehören diese trostreichen Erscheinungen in das „Unglückspontifikat“ Klemens’ VII. Wenn unter ihm das Oratorium der Liebe und die Confraternità della Carità aufblühen und für Rom und ganz Italien zum Segen werden konnten, wenn rasch nacheinander Theatiner, Kapuziner, Somasker, Barnabiten ins Leben und Wirken eintraten, so geschah es unter der Gunst und Ermutigung und unter dem Schutze des Papstes. Von Klemens persönlich hat ja auch Angela von Merici Stärkung und Aufmunterung für ihr in der Folge so gesegnetes Lebenswerk erhalten.

Trotz mancher streng lautenden Verdikte über den unglücklichen Mediceerpapst hat denn auch Pastor seiner Frömmigkeit, Pflichttreue und Arbeitsfreudigkeit gewissenhaft Zeugnis gegeben. Er erzählt von der auferbauenden Haltung des

gefangenen Papstes in der Engelsburg und von der Wallfahrt nach Loreto, die damals gelobt, bei der Rückkehr von Bologna ausgeführt wurde, und von den Bauten und Kunstwerken, die der Papst zur Zierde von Loreto unternahm; er rühmt des Papstes Würde bei Vollziehung der kirchlichen Funktionen, seine Fasten, seinen Mut während der verheerendsten und ansteckendsten Seuchen, seine Standhaftigkeit in der Aufrechterhaltung kirchlicher Grundsätze. Der Hauptvorwurf des Geschichtschreibers gegen den „eminent politischen Papst" trifft nicht so sehr Klemens persönlich als die Weltlage, in die er hineingestellt war. Im Italien von damals, das jeden Augenblick auf dem Punkte stand, von den Herrschaftsgelüsten des Auslandes verschlungen oder zwischen Franz I. und Karl V. in Stücke gerissen zu werden, konnte ein unabhängiger Papst nicht anders als Politiker sein, und nur darum darf es sich fragen, ob seine Politik eine kluge, eine redliche, eine weitschauende gewesen, ob sie aus Not und Zwang, ob aus höherer Pflicht oder aus eigensüchtigen Plänen entsprungen. Wenn Klemens auch in schwerer, ja verzweifelter Lage darauf bestand, den Kirchenstaat in seiner Unversehrtheit zu wahren, so entsprach er damit seiner Pflicht gegen die Kirche und löste den Eid ein, den er bei seiner Thronbesteigung geschworen. Das größte, in seinen Folgen am weitesten reichende Interesse der Kirche, die Freiheit ihres Oberhauptes und die Unabhängigkeit ihrer Regierung, stand auf dem Spiel, und das hat Klemens VII. gewahrt auch gegen Karl V. Die Zumutung des venetianischen Gesandten, auf den gesamten weltlichen Besitz der Kirche zu verzichten, wäre daher etwas Ungeheuerliches gewesen, hätte man sie nicht leicht erkennen können als eine Ausflucht der Verlegenheit, einen Versuch, den von seiner Republik am Kirchenstaat begangenen Raub zu beschönigen. Klemens kannte seine Venetianer zu gut, um solches ernst zu nehmen, den idealistischen Abstraktionen des Diplomaten stellte er nüchtern die Wirklichkeit der Dinge entgegen. Die Wahrung des Kirchenstaates war, was Vernunft und Pflicht von ihm verlangte, und dies war ganz und gar „untergeordnet dem übernatürlichen Ziel der Kirche". Der Vorwurf S. 349, „das Amt des Statthalters Christi hätte doch eine höhere und christlichere Auffassung und Haltung erfordert", kann daher nur verständlich sein, wenn man ihn nicht auf die Sache, sondern lediglich auf die im Gespräch gebrauchten Wendungen bezieht. Es ist aber doch klar, daß in der vertraulichen Unterredung mit dem Diplomaten nicht der Platz für eine Programmrede war, sondern der Papst die vermessene Zumutung mit solchen Momenten kurz zurückwies, die dem klugen Venetianer den Mund schlossen. Ebenso klar ist auch, daß der Diplomat in seinem nachfolgenden unkontrollierbaren Berichte die stattgehabte mündliche Unterredung in seiner Weise und nach seinem Sinn wiedergab. Ein „gewisses Streben nach weltlicher Macht", das übrigens auch Pastor a. a. O. als „vollkommen gerechtfertigt" erklärt, kommt hier gar nicht in Frage, sondern die einfache klare Pflicht, die Klemens für sich erkannte, die Integrität des Kirchenstaates zu wahren.

Neben manchen harten Urteilen von Zeitgenossen wie von Späteren hat Pastor nicht versäumt, auch Zeugnisse voll Einsicht und Billigkeit über den unglücklichen Papst gelegentlich einzufügen, wie das Urteil des gewiß unverdächtigen Kardinals

Loaysa 464 oder den Ausspruch Vettoris 545. Pastor selbst hält mit seinen Urteilen über Klemens nicht zurück, ja die direkte Urteilsabgabe ist etwas häufig, und im Durchschnitt lautet sie streng und schonungslos. Ein Historiker von solcher Bedeutung, von solch immensem Wissen und solcher Vertrautheit mit allen Seiten des kirchlichen Lebens durfte nach so vielen hochverdienstlichen und glänzenden historiographischen Leistungen sich ein Urteil wohl zutrauen, und immer, auch wenn es sich zuweilen etwas aufzudrängen scheint, beansprucht es die volle Beachtung. Für eine richtige Bemessung und Einschränkung desselben ist vorgesehen durch den vielseitigen Reichtum des vorgelegten Tatsachenmaterials. Ungeachtet aller Strenge des Urteils hat Dr Pastor um das Andenken Klemens' VII. sich überaus verdient gemacht, man dürfte fast sagen, er hat es wiederhergestellt. Es kann nicht ausbleiben, daß auf Grund seiner vorzüglichen und allseitigen Darstellung Person und Pontifikat dieses Papstes gerechter als bisher gewürdigt werden wird. Hat es bis heute an Mut gefehlt, der Regierung Klemens' VII. eine monographische Darstellung zu widmen, und ist auffallenderweise diese bedeutende Papstgestalt seit mehr als 370 Jahren ohne Biographie geblieben, so scheinen jetzt die Wege geebnet. Eine groß angelegte, alle Seiten umfassende und alle Quellen erschöpfende Darstellung dieses verhängnisvollen Pontifikates stellt sich von nun an als eine Art Bedürfnis dar. Nur wird der Biograph reichlich große Mühe haben, etwas Besseres, Zuverlässigeres und Vollendeteres zu stande zu bringen, als was der hochverdiente Verfasser der Papstgeschichte hier bereits geboten hat.

Otto Pfülf S. J.

Die liturgische Gewandung im Occident und Orient nach Ursprung und Entwicklung, Verwendung und Symbolik. Von ***Joseph Braun*** S. J. Mit 316 Abbildungen. Lex.-8° (XXIV u. 798) Freiburg 1907, Herder. *M* 30.—; geb. *M* 33.50

Durch mehrere beifällig aufgenommene Werke und viele Aufsätze in angesehenen Zeitschriften hat der Verfasser eine ausgebreitete Kenntnis der liturgischen Gewänder bewiesen. Er faßt in dem großen vorliegenden Bande alles zusammen, erweitert es und behandelt in fünf Abschnitten die liturgischen Untergewänder (Amikt, Fanone, Albe, Cingulum, Subcinctorium, Rochett und Superpelliceum), die Obergewänder (Kasel, Dalmatik, Tunicella und Pluviale), die Bekleidungsstücke der Hände, der Füße und des Kopfes (Mitra, Tiara, Pileolus und Biret), dann die Insignien (Manipel, Stola, Pallium und Rationale), endlich Symbolik, Farbe und Segnung der liturgischen Gewänder. Ein Schlußabschnitt vereint dann das über die bisher behandelten Einzelheiten Gesagte, um es in seiner zusammenhängenden historischen Entwicklung zu zeigen. Während also alle vorhergehenden Abschnitte stets die heutige Praxis als Grundlage der Untersuchung benutzten und vom gegenwärtigen Gebrauch zurückgingen bis zur Entstehung, wird nun in aufsteigender Folge und zusammenfassend gezeigt, wie die Kulttracht des Alten Testaments sich zur christlichen verhält, welche liturgische Gewandung in der vor-

konstantinischen Zeit zur Anwendung kam, dann im Mittelalter bis zum 9. Jahrhundert, bis zum 13., endlich von da ab bis in die Neuzeit. Eingehende Verzeichnisse erleichtern den Gebrauch des Buches. Sein Wert liegt hauptsächlich darin, daß der Verfasser nicht nur alle literarischen Quellen, die Schriften der alten Liturgiker, Chroniken und Schatzverzeichnisse in ausgiebigstem Maße verwertet, sondern auch den monumentalen Quellen, mehr als bis dahin geschehen ist, ihren gebührenden Platz anweist. Nur ausgedehnte Reisen und ebenso geschickte als beharrliche Benutzung der photographischen Apparate konnten ihn in den Stand setzen, ein so ausgedehntes Material zu sammeln und zu ordnen. Schon ein Blick auf die 316 Abbildungen lehrt, wie viele neue, ganz oder fast ganz unbekannte Gewandstücke ans Licht gezogen und für die Forschung verwendbar gemacht sind. Das Werk ist also eine auf der Höhe der heutigen wissenschaftlichen Forschung stehende Leistung. „Wenn auch der Verfasser", wie er im Vorwort ausführt, „trotz aller Sorgfalt, mit der er vorgegangen ist, keineswegs erwartet, daß seine Aufstellungen in allem und jedem die Zustimmung des Lesers finden werden", so dürfte sich doch im Bereiche seines Stoffes kaum eine wichtige Frage finden lassen, für die er nicht ausreichende Antwort brächte. Wegen Kleinigkeiten, wegen Nebensachen oder neuer Funde aber, welche noch beizufügen sein werden, wird kein Verständiger dem Ganzen seine Anerkennung versagen. Es ist hauptsächlich für die Liturgik, dann aber auch für die Kenntnis der mittelalterlichen Textilien und Stickereien, für die Archäologie und für die Geschichte der Kunst und Kultur von hohem Werte.

Steph. Beissel S. J.

Im Zauber der Wartburg. Roman von **Gustav Adolf Müller.** Deckelzeichnung von Oskar Höppner in Berlin. Mit Titelbild in Dreifarbendruck. 8° (400) Leipzig o. J., Müller & Mann. *M* 6.50

In dem Artikel „Zwanzig Jahre ‚Dichterstimmen'" (Bd LXXI 197 dieser Zeitschrift) erwähnten wir des Verfassers als eines begabten, aber in seinen Prosawerken nicht einwandfreien Dichters. Dieses Urteil bestätigt der vorliegende Roman, obwohl Müller hier in mancher Hinsicht Besseres bietet als bisher und der Verlag im Prospekt von dem Werke geradezu behauptet: „Es entwirft ein gewaltiges Zeit- und Menschenbild aus den letzten Glanztagen der Wartburg, aus dem leidvollen letzten Jahre des Aufenthalts der von ihrem Schwager Heinrich Raspe samt ihren Kindern vertriebenen hl. Elisabeth." Der Inhalt ist kurz folgender: Gertrud, die Tochter des Henkers von Eisenach, wird den Anschauungen der damaligen Zeit gemäß wegen ihrer unrühmlichen Abkunft von allen gemieden. Nur Elisabeth und Walther von der Vogelweide erheben sich über diese Vorurteile, indem sie das arme Mädchen ehren und schützen. Später flüchtet Gertrud, empört über die selbst von den eigenen Eltern ihr widerfahrene schmachvolle Behandlung, auf ein benachbartes Schloß, wo sie als Gesellschafterin freundliche Aufnahme findet. Hier trifft die Henkerstochter mit einem jungen Ritter zusammen, der sich schon früher für sie warm interessierte. Unter dem Schutze Elisabeths wird nun mit den Vor-

urteilen der Zeit wenigstens so weit aufgeräumt, daß sich die beiden Liebenden unter einigen Fährlichkeiten kriegen.

Neben dieser Haupthandlung spielen sich auch die Schicksale der Landgräfin, die Vorbereitungen zum Kreuzzug, die Ketzerprozesse und andere zeitgeschichtliche Ereignisse ab. Ein Fehler ist es indes, daß Haupt- und Nebenhandlungen nicht zu organischer Einheit verbunden sind. Sie laufen fast nur parallel nebeneinander; wo sie wirklich ineinander greifen, da erscheint es viel zu sehr als äußerlich bestimmt und gesucht. Betrachtet man ferner die Haupthandlung an sich, so muß diese Liebesgeschichte doch als etwas gar zu gedankenarm und schablonenhaft bezeichnet werden. Eine ergiebige Verwicklung und kunstgerechte Schürzung des Knotens fehlt. Der Fortschritt der Erzählung wird überhaupt nur erreicht, indem Gertrud entweder flieht (geschieht mehrmals und durchweg schlecht motiviert) oder doch erfolglos zu fliehen versucht (passiert auch zwei- oder dreimal) oder, wenn alle Stricke reißen, mit Notlügen sich durchhilft und schließlich in Ohnmacht fällt. Das sind aber armselige technische Mittel.

Dagegen muß anerkannt werden, daß Müller den richtigen Ton, ja die feinste Klangfarbe in der Zeichnung der Minnesänger nach Sprache und Ausdruck findet. Besonders ist es die Figur des gereiften Walther von der Vogelweide, die ungemein ansprechend und mit historischer Treue vom Verfasser gezeichnet wird. Auch von Elisabeth gilt Ähnliches. Sie ist mit sichtlicher Vorliebe, ja mit einer Art Verehrung als wirkliche Heilige geschildert. Müller ist Dichter, das zeigt sich in diesen Fällen klar und unzweideutig. Seine Phantasie spielt ihm aber übel mit, wo er auf den Hexenwahn und die Ketzerverfolgungen zu sprechen kommt. Hier verfällt er in die sonderbarsten philanthropischen Deklamationen und Entrüstungsrufe, die mehr den herkömmlichen protestantischen Mythenbildungen als den geschichtlichen Tatsachen entsprechen. Zunächst, was hat Konrad von Marburg und was haben jene Zeiten, die Müller uns schildert, mit Hexenprozessen zu tun? Die erste Hexenverbrennung ist für das Jahr 1275 verbürgt und zwar für Frankreich, von wo sich dies Strafverfahren erst allmählich nach Deutschland ausbreitete. Die eigentlichen Blüteperioden der Hexenangst sind das 15. und 17. Jahrhundert. Und nun kommt unser Verfasser und deklamiert S. 262 wie folgt: „Damals (zur Zeit Elisabeths) brach die große Nacht des schlimmen Aberglaubens der Hexenverfolgung an, jene Nacht, in welcher der schwälende Rauch der Pechpfannen qualmte und nur das Licht der Scheiterhaufen leuchtete, die gleich brennenden Wäldern um die Städte und Dörfer flammten usw." Mögen auch immerhin damals schon Ansätze jener merkwürdigen geschichtlichen Erscheinung vorhanden gewesen sein, es bleibt doch der Hauptsache nach ein arger Anachronismus, in dem sich Müller etwa 150 Seiten hindurch bewegt.

Sodann ist auch die Charakteristik der Inquisition unter Konrad von Marburg allzusehr von Romanphrasen durchsetzt, als daß der Dichter uns hier als objektiver Zeichner gelten könnte:

„Ihm (Konrad) kam des Papstes Botschaft nicht unerwartet. Er wußte, daß die getreuen Raben der Inquisition gestern vor der Stadt bei St Michaelis genächtigt hatten, wußte auch, was sie brächten, warum sie von Toulouse, aus den

rauchenden Tälern der Provence, über den Wasgau und den Rhein, von der Lahn und der Mosel geflogen kamen und nun über der Wartburg ihre Fittiche senkten. — (Es) ertönte der Stundenschlag einer neuen Zeit.

„Auf die oberste Stufe des Altares stieg einer der Legaten und redete, den Blick auf den vor ihm knieenden Frater Konradus, in lateinischen Worten also: Heil dir, Konradus, brennender Dornbusch in der Wüste des Ketzertums! — Ich verkündige dir eine heilverbürgende Freude. Siehe, du sollst sein der Schrecken der Gottlosen, das Verderben der Irrlehrer und Ketzer, der rächende Häscher des strafenden Gottes! Zauberei und Götzendienst schleichen in den Tiefen, Aufruhr wider die Herrschaft der Kirche lodert auf den Höhen! Du sollst Sucher und Finder, Wächter und Rächer sein! Siehe, in Hispania und Gallien schlagen göttliche Brände gen Himmel: die verzehren das unreine Gezücht der Hölle. Bann und Interdikt schüren das Feuer. Die Dämonen sind nach Germanien gedrungen, heimlich verführen sie das Volk des Herrn." (S. 259 f.)

Vielleicht wollte Müller, der übrigens Konrad wenigstens als ehrlichen Fanatiker gelten läßt (S. 396), durch derartige Dithyramben nur dem modernen Leser seinen sonst stark romantisch gehaltenen Roman etwas angenehmer machen, verstößt aber geradeso immer und immer wieder gegen einen heutzutage, in der Theorie wenigstens, allgemein anerkannten Grundsatz: Man soll die Anschauungen seines Jahrhunderts nicht in vergangene Zeiten als Maßstab für die Beurteilung hineintragen. Müller ist Katholik, das würde man freilich aus diesem Roman kaum ersehen, da manche Verirrungen der damaligen Zeit dem Papst und der Kirche als ziemlich selbstverständlich auf die Rechnung geschrieben werden.

In der Behandlung des erotischen Elementes zeigt der Verfasser, wo nicht die Zeichnung gegebener historischer Personen in Betracht kommt, einen Mangel fester Grundsätze betreffs des in einem Roman sittlich und ästhetisch Zulässigen. Vielleicht fehlt es übrigens mehr an dem feineren Taktgefühl, da man wenigstens nicht den Eindruck bekommt, als ob Müller nur gerade geschrieben habe, um den niedern Schichten des deutschen Lesepublikums zu schmeicheln. „Im Zauber der Wartburg" ist durchweg anständiger als die früheren Leistungen des Verfassers. Freilich deuten aber manche Stellen darauf hin, daß auch dieser Roman schwerlich das Produkt eines hohen sittlichen Ernstes sein kann:

„Vergeblich hatte Fulgentius wider die Heuchelei Gerhard Atzes und seiner Helfer vor dem Prior das Bedenken geäußert: ‚Wir mißdeuten die weisen Absichten der Kirche und tun nicht gut, friedliche Schwalben zu töten, indessen die gefräßigen Geier unsere Lämmer zerreißen. Reinmar Greif hat der Venus und dem alten Wuotan gesungen — einer ungefährlichen Sippe, an die er so wenig glaubt wie wir, die wir ihn richten. Schrieb nicht Hroswitha von Gandersheim, die Dienerin Gottes, zu des ersten Otto Zeiten lustig verwegene Verse, derb gewürzt von kräftigen Spässen, gleißend von Nacktheit in Sprache und Bildern? Und kein Richter hat die dichtende Sachsennonne verbrannt. Wir lachen noch heute über die spitzig treffende Feinheit ihrer schalkhaften Legenden. Das „Lied vom Danheuser", das Herr Reinmar gesungen, ist ein artiges Kinderlied wider den „Abraham", den die Tochter St Benediktti verfaßte.'" (S. 352 f.)

Solche Worte soll ein heiligmäßiger Mönch, als welcher Fulgentius vom Verfasser dargestellt wird, gesprochen haben? Wahrlich, das großartige Zeit- und

Menschenbild, welches nach der Anpreisung des Verlags unser Dichter in dem vorliegenden Roman entwirft, sieht mehr als sonderbar aus!

Nicht gerade einen geläuterten Geschmack verraten die gar zu vielen Romanphrasen und Übertreibungen, die Manieriertheit in der Technik und die Unklarheit im Ausdruck, welch letztere durch die häufige, pedantische Anwendung des Sperrdrucks nicht gehoben wird. Was aber dem Dichter unserer Ansicht nach in künstlerischer Hinsicht am meisten abgeht, das ist der ungekünstelte Wirklichkeitssinn. Gerade die Hauptfigur Gertrud hinterläßt beim Leser nur einen ganz vagen, nichts weniger als plastischen Eindruck, und der ganze Roman zeigt zwar durchweg den empfindenden Dichter, aber kaum irgendwo den wirklich gestaltenden Künstler. Schon der Umstand übrigens, daß keiner der vielen bisher erschienenen Romane und Erzählungen Müllers die zweite Auflage erreicht hat, dürfte den Verfasser mahnen, seine Lorbeeren künftighin nicht mehr auf diesem Gebiete zu suchen.

Aloys Stockmann S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

Carmina Scripturarum scilicet Antiphonas et Responsoria ex sacro Scripturae fonte in libros liturgicos sanctae ecclesiae Romanae derivata collegit et edidit Carolus Marbach, episcopus titularis Paphiensis. 8° (140 u. 596) Argentorati 1906, Le Roux. *M* 8.—

Das Buch ist für die verschiedensten Gebiete wertvoll. Dem Apologeten liefert es den Beweis, daß die Kirche die Bibel in ausgiebigster Weise verwertet und dem Klerus nahe bringt; dem Exegeten bietet es wichtige Anhaltspunkte, um zu finden, wo und wie einzelne Stellen der Heiligen Schrift von der Kirche verwendet werden; dem Liturgiker hilft es zur Erkenntnis des Aufbaues der einzelnen Offizien im Missale, Brevier oder Antiphonale, Pontifikale und Rituale. Es gibt überdies ein wichtiges Hilfsmittel zur Kritik des Bibeltextes, zur Kenntnis der Itala und anderer alter lateinischen Übersetzungen. Es erleichtert bei Behandlung der Geschichte der Liturgie die Arbeit ungemein, indem es nachweist, wohin ältere Texte in den heutigen Ausgaben gekommen sind, und welchen Veränderungen sie unterworfen wurden. Der Verfasser hat sich damit begnügt, in übersichtlicher Weise zu zeigen, welche Texte heute in den Antiphonen, Responsorien und Versikeln vorkommen. Sehr wichtig wäre gewesen, auch zu zeigen, welche zu den Kapiteln und Lektionen, zu den Episteln und Evangelien verwendet worden sind. Dadurch würde einerseits die jetzt gegebene Zusammenstellung vollständig, anderseits auch vertieft, indem doch die Episteln und Evangelien, ebenso wie die an bestimmten Tagen gesungenen Psalmen seit der ältesten Zeit die Auswahl der Texte für die Antiphonen, Responsorien und Versikeln, d. h. für Gesangsstücke, bestimmt haben. Vielleicht wird er dies in einem weiteren Werke tun. Doch auch so ist das vorliegende ein wertvolles Nachschlagebuch für jede liturgische oder exegetische Bibliothek.

Casus conscientiae ad usum confessariorum compositi et soluti ab Augustino Lehmkuhl S. J. Editio tertia ab auctore recognita. gr. 8° (X, 572 u. 592) Freiburg 1907, Herder. M 12.80

Diese moraltheologischen Übungsbeispiele erschienen zum erstenmal 1902/03. Daß heute schon die dritte Auflage vorliegt, ist ein schlagender Beweis ihrer Vortrefflichkeit und überhebt uns der Pflicht einer weiteren Empfehlung. Desto merkwürdiger ist es, daß einige allzu ängstliche Hüter des Gesetzes die Welt vor P. Lehmkuhl und seiner zu freien Moral — unter besonderem Hinweis auf eine Stelle dieser Casus mit einem feierlichen Caveant consules bange machen wollten. Das gibt dem verdächtigten Theologen Anlaß, im Vorwort zur obigen dritten Auflage die Besorgnisse zu entkräften. Diese kurzen vier Seiten des neuen Vorwortes sind ein Meisterstück ruhiger sachlicher und überzeugender Abwehr; sie dürften für die meisten Leser völlig genügen. Wer eine mehr ins einzelne gehende Begründung wünscht wird von Lehmkuhl auf seine im vorigen Jahre erschienene Schrift Probabilismus vindicatus (vgl. diese Zeitschrift LXX 458) verwiesen, auf die unterdessen eine stichhaltige Gegenrede trotz mehrerer Anläufe nicht erfolgt sei. Der alte Streit der Schulen wird zwar auch damit noch nicht aus der Welt geschafft sein, aber das ist auch weiter kein Unglück. Möge jedem Teil volle Freiheit gegönnt werden, seine von der Kirche nicht verworfene Ansicht nach Herzenslust leuchten zu lassen, wenn nur die Art des Vortrags ebenso sachlich und edel bleibt wie in der hier besprochenen Entgegnung. Denn, so dürfen wir mit dem hl. Alfons diese Bitte begründen, „jedermann weiß, daß gewisse allzu scharfe Deklamationen bisweilen mehr von einem Mangel als von einem Überfluß an Gründen herrühren". Was die Verbesserungen dieser Auflage betrifft, so beschränken sie sich auf eine Zugabe von sieben „Fällen" (drei im ersten und vier im zweiten Band), teilweise reizendster Aktualität, auf kleine Änderungen der Ausdrucksweise und Bezugnahme auf neue positive Erlasse: im ganzen ein Zuwachs von 15 Seiten.

Naturerkenntnis und Kausalgesetz. Von Dr Jos. Geyser. 8° (130) Münster 1906, Schöningh. M 1.80

Das Kausalgesetz ist jedem vernünftigen Menschen ebenso klar als sicher. Eine eigentliche Begründung dafür beibringen wollen käme ihm vor, als ob man mit Laternen nach der Sonne suche. Trotzdem haben sich seit Hume und Kant bis in die neueste Zeit Philosophen damit abgemüht, es durch Erklärungen zu verdunkeln. Gegen sie wendet sich die Schrift im ersten Teile. Eine ganze Reihe, Stuart Mill, Schopenhauer, Paulsen, Riehl, Lipps, Cornelius, Erdmann, kommt außer den oben genannten Koryphäen zu Wort. Ihre verschiedenen Ansichten werden klar zusammengefaßt und eingehend widerlegt. Im zweiten Teile wird sehr richtig auseinandergesetzt, daß es sich um ein selbstverständliches Urteil handelt, das sich aus dem Begriff von Ursache und Wirkung mit Notwendigkeit ergibt. Die Einwürfe, welche eine andere weitere Begründung nachweisen sollen, werden zurückgewiesen. Das bisher Gesagte würde aber nur den einen Teil des Titels rechtfertigen, daher schließt sich den Erwägungen über das Kausalitätsprinzip noch der Beweis dafür an, daß die Welt eine erste Ursache haben muß, welche nur Gott sein kann. Dieser Nachweis ist recht gut geführt. Auffallen könnte, daß die Seele nicht als Substanz, sondern als Kraft bezeichnet wird (S. 87 und 98). Wo der Verfasser die Undenkbarkeit einer ewigen Schöpfung bespricht, scheint es nicht seine Absicht gewesen zu sein, alle Einwände gegen diese Ansicht zu lösen, da sie, um die notwendige Ver-

ursachung der Welt durch den Schöpfer zu zeigen, nicht von ausschlaggebender Bedeutung ist. Allen, die sich für philosophische Fragen interessieren, kann die Studie als eine recht solide und klare Arbeit empfohlen werden.

1. **Attitude of Catholics towards Darwinism and Evolution** by H. Muckermann S. J. Mit 4 Tafeln. 8° (110) St Louis, Mo. und Freiburg 1906, Herder. *M* 3.50

2. **The Humanizing of the Brute or the essential difference between the human and animal soul proved from their specific activities** by H. Muckermann S. J. Mit 5 Tafeln. 8° (114) St Louis, Mo. und Freiburg 1906, Herder. *M* 3.50

1. Das Büchlein über Darwinismus und Entwicklungstheorie bietet in den drei ersten Teilen eine Widerlegung der Darwinschen Zuchtwahltheorie, des Haeckelschen Monismus und der Anwendung der Darwinschen Theorie auf den Menschen. Der positive vierte Teil behandelt kurz die naturwissenschaftliche Entwicklungstheorie, die der Verfasser für die Tier- und Pflanzenwelt annimmt; er beschränkt sich auf orientierende Gesichtspunkte über das Verhältnis dieser Theorie zum Glauben, zur Philosophie und zu den biologischen Tatsachen. Die vier Tafeln sind recht gut. Die Schrift ist klar und leicht verständlich gehalten.

2. In seiner zweiten Schrift führt der Verfasser nach einer anregend geschriebenen Einleitung über die moderne Vermenschlichung des Tierlebens im ersten Teile den Beweis für die wesentliche Verschiedenheit von Instinkt und Intelligenz. Die instinktiven Tätigkeiten sind zweckmäßig, aber ihre Zweckmäßigkeit fällt nicht in das Bewußtsein des instinktiv Handelnden; anderseits ist die Instinkttätigkeit jedoch kein bloßer Pflanzenmechanismus; auch das Vermögen, durch sinnliche Erfahrung mittels des Gedächtnisses die Handlungsweise umzuändern und zu „lernen", fällt noch in den Bereich des Instinktes. Intelligenz dagegen darf man nur die Einsicht in die Beziehung zwischen Mittel und Zweck nennen; daher sind nur die zweckbewußten Handlungen intelligent. Dies ist der recht treffend durchgeführte Inhalt der fünf Kapitel des ersten Teiles. Der zweite, kürzere Teil zeigt in zwei Kapiteln an einer Reihe von Tatsachen, daß weder den niedern Tieren noch den höheren Intelligenz im obigen Sinne zukommt.

Allgemeine Kulturgeschichte. Im Grundriß dargestellt von Dr Johannes Nikel, o. ö. Professor an der Universität Breslau. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. 8° (XVIII u. 622) Paderborn 1907, Schöningh. *M* 5.80

Die 1894 in erster Auflage veröffentlichte Kulturgeschichte (vgl. diese Zeitschrift XLIX 331) ist hier nicht nur um 120 Seiten vermehrt, sondern auch inhaltlich vervollkommnet worden. Sie berichtet in christkatholischem Geiste über den ungeheuern Stoff, belehrt über die vielfältige Bearbeitung desselben und legt ihre Ergebnisse in klarer, ansprechender Art dem Leser vor. Mancher wird hie und da über einzelne Sachen oder Personen anders denken, über einzelnes kürzere oder ausgiebigere Berichterstattung wünschen, z. B. mehr über die Stellung der Kirche zu unserer Zeit. Wer aber das Buch als Ganzes auffaßt, wird sich dem Schluß des Vorwortes zur zweiten Auflage anschließen: „Möge die neue Auflage eine

ebenso freundliche Aufnahme finden wie die erste.“ Daß „sie gegenüber der Hochflut einer der christlichen Weltanschauung nicht gerecht werdenden Literatur Nutzen stiften“ wird, ist sicher.

Historia de la Compañía de Jesús en la Asistencia de España. Por el P. Antonio Astrain S. J. Tomo II. gr. 8° (XVI u. 672) Madrid 1905, Sucesores de Rivadeneyra. 10 *Pesetas.*

Band I dieser Geschichte der spanischen Jesuiten ist in dieser Zeitschrift (LXVII 241 f) eingehend gewürdigt worden; die vorliegende Fortsetzung umfaßt die Zeit, da Jakob Lainez und Franz von Borja an der Spitze des Ordens standen (1556—1572). In Spanien wetteiferten damals Bischöfe, Adelige, Stadtbehörden in der Gründung von Jesuitenhäusern, zahlreiche, angesehene Männer in bereits gereiftem Alter schlossen sich hier dem Orden an, die als Lehrer oder Obere, in andere Länder geschickt, sich auch dort um die katholische Sache verdient gemacht haben. In Paris lehrten damals Johannes Maldonado und Johann Mariana, in Rom glänzten Franz Suarez und Franz von Toledo als Dogmatiker, Spanien selbst hatte seinen Balthasar Alvarez, Beichtvater der hl. Theresia, und Alfons Rodriguez als aszetische Schriftsteller. Auch über Europas Grenzen hinaus drangen die spanischen Ordensgenossen. Philipp II. wollte sie in Peru, den Boden von Florida begossen sie mit Märtyrerblut, man trifft sie in Japan und Abessinien. Da auch die oberste Leitung der Gesellschaft während dieser Periode in spanischen Händen lag, bietet das Buch ein gutes Stück Geschichte des gesamten Ordens. Die Entwicklung und Ausgestaltung der verschiedenen „Regeln“ wird anschaulich dargelegt. Die nachmals berühmt gewordene „Studienordnung“ wurde schon damals vorbereitet und grundgelegt durch den langjährigen Studienpräfekten des römischen Kollegs, den Spanier Jakob Ledesma. Verfassungskämpfe blieben dem jungen Orden nicht erspart. Der unruhige Bobadilla, einer der ersten Gefährten des hl. Ignatius, bekämpfte nach dessen Tod manche Anordnungen des Stifters. Anderseits trugen sich Päpste wie Paul IV. und Pius V. zeitweise mit dem Gedanken einschneidender Änderungen. Doch blieb Pius V. dem Orden stets ein warmer Gönner. Das Werk ist zum sehr großen Teil aus Quellen erster Güte geschöpft, von denen viele bisher nie verwertet waren. Des Verfassers Urteil wird man, auch wenn man nicht überall beipflichtet, als durchweg besonnen und maßvoll anerkennen müssen. Als Bedauern bleibt, daß das Werk, in spanischer Sprache geschrieben, deutschen Lesern nur in beschränktem Maße zugänglich ist.

La Russie et le Saint-Siège. Études Diplomatiques. Par le P. Pierling. IV. 8° (VIII u. 464) Paris 1907, Plon. *Fr.* 7.50

Wer dem Laufe dieser fesselnden Erzählungen folgt, so reich an wunderlichen Situationen und abenteuerlichen Gestalten, wo die feinste politische Berechnung mit toller Phantasterei, die höchste religiöse Begeisterung mit niedrigem Strebertum bald einander jagen, bald ineinander sich verschlingen, ahnt wohl kaum etwas von der umfassenden Forschung und der unendlich mühevollen Kleinarbeit, die diesem kunstvollen Gewebe zu Grunde liegen. Selbst eine Nachprüfung des Verzeichnisses der erfolgreich durchsuchten Archive und benutzten Literaturen gibt noch nicht die erschöpfende Darstellung von den Anforderungen, die P. Pierling an sich gestellt hat, um auf dem von ihm gewählten Gebiete wirklich Neues und dabei Zusammenhängendes und Vollständiges zu Tage zu fördern. Es sind die bewährten Forscher-

eigenschaften und die wissenschaftlichen Leistungen des Verfassers bereits bei Anzeige der früheren Bände in dieser Zeitschrift (L 573, LII 589, LXI 216) hervorgehoben worden. Der vorliegende Band führt die Darstellung weiter vom Untergang des falschen Demetrius bis zum Regierungsantritt Katharinas II. mit all den schroffen Gegensätzen, Enttäuschungen und Wechselfällen, die dazwischen liegen. Wenn auch die Kolossalgestalt Peters d. Gr. in diesem Zeitraum alles andere überragt und die Hoffnungen, die an seinen kühnen Geistesschwung sich knüpften, an erster Stelle die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, so ist doch noch vieles andere, bei dem der Leser seine Rechnung findet. Hingewiesen sei nur auf die ehrenvolle Rolle der aus Schottland flüchtigen katholischen Jakobiten, auf den Einfluß der Protestanten am Hofe Peters I., die Beteiligung der verschiedenen religiösen Orden an den Missionsbestrebungen für Rußland und den propagandistischen Eifer der jansenistischen Pariser Professoren. Ein starkes und nicht uninteressantes Kontingent zum Heere der Abenteurer wie zur geordneten Schlachtreihe der Missionäre stellt die deutsche Nation. Der erste Begründer einer geordneten Seelsorge in Moskau, P. de Boye († 1685), war ein geborner Kölner. Im Durchschnitt waren die katholischen Seelsorger Deutsche oder Schweizer. Der anmutige Plauderton, mit Anflügen eines feinen Sarkasmus nicht selten gewürzt, könnte fast vergessen machen, daß es geschichtliche Vorgänge und geistige Bewegungen von der höchsten Bedeutung sind, die am Blick vorüberziehen. Tatsächlich dreht sich alles um eines der größten und ernstesten kirchlichen Probleme, dessen Lösung der Zukunft noch aufbehalten scheint und dessen Dringlichkeit heute mehr als je in die Augen fällt. Hoffentlich ist mit diesem IV. Band das hochinteressante Geschichtswerk noch nicht endgültig abgeschlossen. Hat doch der gelehrte Verfasser durch sein Problème Historique (vgl. diese Zeitschrift LXIV 110) bereits in die letzte Lebensperiode Alexanders I. mit seiner Forschung einen herzhaften Schritt gemacht.

Kirchenmusikalisches Jahrbuch. Zwanzigster Jahrgang. Herausgegeben von Dr Fr. X. Haberl. Lex.-8° (266) Regensburg 1907, Pustet. M 3.—

Der Löwenanteil an den kirchenmusikalischen Aufsätzen, welche das diesmalige Jahrbuch bringt, ist P. G. Gietmann zugefallen, dessen Beiträge über Fragen des Choralgesanges nicht weniger denn 70 Seiten umfassen. P. Gietmann steht auf dem Standpunkt, den P. Dechevrens in der Choralfrage einnimmt, d. i. auf dem Standpunkt des Mensuralrhythmus. Von den sechs Artikeln Gietmanns beziehen sich denn auch fünf auf die Mensur des Chorals; einer ist dem offiziellen Choral, wie er jetzt im Kyriale vorliegt, gewidmet. Alle zeugen von voller Beherrschung des Gegenstandes. Anzuerkennen ist die ruhige, sachliche Art, mit welcher sich der Verfasser der Polemik gegen die Antimensuralisten entledigt. Von den übrigen Arbeiten seien besonders hervorgehoben K. Walter, Beiträge zur Glockenkunde, Schwester Hildegarda Tepe, Der Einfluß Klopstocks und seiner Schule auf das katholische Kirchenlied, Dr Herm. Müller, Der tractatus musicae scientiae des Gobelinus Person und namentlich auch J. Quadflieg, Über Textunterlage und Textbehandlung in kirchlichen Tonwerken. Der Verfasser der Studie über Leonhard Paminger, die manches Interessante bringt, scheint an einigen Stellen in seiner Begeisterung für seinen Helden etwas zu sehr vergessen zu haben, daß dieser ein katholikenfeindlicher Apostat war. Sehr wohltuend berührt der warme Nachruf, den Dr H. Bäuerle dem um die Regensburger Musikschule hochverdienten Domdekan Dr Georg Jakob widmet. Im Vorwort klagt der Herausgeber über das mit jedem Jahr ab-

nehmende Interesse des Lesepublikums für das kirchenmusikalische Jahrbuch. Ob es sich vielleicht nicht zur Hebung der Anteilnahme wenigstens versuchsweise empfehlen sollte, die Aufsätze auf einen etwas gemeinverständlicheren, für weitere Kreise berechneten Ton zu stimmen?

Formularium legale practicum in parochorum, vicariorum foraneorum necnon curiarum episcopalium usum compositae, cui binae documentorum appendices accedunt. Edidit Marianus Nassalski M. S. Th. Editio altera aucta et emendata. 8° (XLVIII u. 560, [214] LIV) Wladislaviae 1905, Redaction „Homiletique".

Das Werk, welches 1895 in erster Auflage unter dem Titel Formularium parochiale erschien, enthält eine Zusammenstellung von Formularen und Schemata, wie sie in der kirchlichen Praxis verwendet zu werden pflegen. Es umfaßt zwei Teile. Der erste ist dem Eherecht gewidmet; der zweite betrifft die sonstigen im geistlichen Forum vorkommenden Geschäfte und gliedert sich in Formulare für das pfarramtliche Wirken, für die Dechanten und für die bischöfliche Kurie. Ein Anhang enthält eine Anzahl für die seelsorgliche Tätigkeit wichtiger Entscheidungen und Bestimmungen der römischen Behörden. Die Sammlung ist eine der reichhaltigsten ihrer Art. Dabei sind die einzelnen Formulare so geordnet, daß ein Auffinden derselben sehr leicht ist. Im zweiten Teil sind sie alphabetisch nach Materien zusammengestellt. Ein besonderer Vorzug des Werkes sind die demselben eingestreuten kürzeren oder längeren kirchenrechtlichen Ausführungen, durch die es in einzelnen Teilen fast zu einem Kompendium des kanonischen Rechtes wird. Die Sammlung ist zunächst für polnische Diözesen bestimmt, doch kann sie auch anderswo gute Dienste leisten.

Die frühmittelalterliche Portraitmalerei in Deutschland bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Von Dr Max Kemmerich. Mit 68 Abbildungen. 8° (VIII u. 168) München 1907, Callwey. M 8.—

Bildnisse nennt der Verfasser Darstellungen einer Persönlichkeit, bei denen „die Absicht der authentischen Wiedergabe fehlt", Porträts solche, welche beabsichtigen, durch genügende Ähnlichkeit eine bestimmte Person in einer Wiedergabe erkenntlich zu machen. Schon in der karolingischen Zeit bestrebten Künstler sich für Porträts einerseits Kleidung und Attribute, anderseits Bart und Haupthaare, die Form des Gesichts und der Nase so zu geben, daß zwischen dem Original und dem Bilde genügende Merkmale betont waren, um einen bestimmten Menschen erkennen zu lassen. Die Porträtmerkmale wuchsen an Zahl und Deutlichkeit, schon im 11. Jahrhundert zeigte sich „das Zenith frühmittelalterlicher Porträtierungskunst". Fast 350 im Anhange nachgewiesene Porträts des deutschen Mittelalters bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts, zwei gute Inhaltsverzeichnisse und viele treffliche, teilweise noch nicht veröffentlichte Abbildungen begleiten und ergänzen den inhaltreichen Text. Hinsichtlich mancher Einzelheiten wird nicht jeder dem Verfasser beistimmen, z. B. in der Zuweisung der Bibel von San Paolo an Karl den Kahlen, des Evangelienbuches von Aachen von Otto III. Letzteres soll erst nach 996 gemalt sein, obwohl es doch sicher die älteste Handschrift der großen Gruppe aus Reichenau-Trier ist. Den Hauptzweck hat jedoch der Verfasser sicher erreicht, den Beweis zu erbringen, „daß das frühe deutsche Mittelalter in den Fällen, in denen es malerische Porträts schaffen wollte, es auch konnte". Er begründet seinen Satz

besonders durch Hinweis auf fünf Porträts, worin er Karl den Kahlen, sechs, worin er Otto III., sieben, worin er Heinrich II. erkennt. So bahnt er neue und sichere Pfade zu einer Geschichte der Porträtmalerei. Manche wichtige Ausführungen schließen sich naturgemäß an die Behandlung der Hauptsache an, besonders treffliche Bemerkungen über das Verhältnis der Federzeichnung zur Deckmalerei.

Geschichte der Schweizer Glasmalerei. Bearbeitet von Dr Heinrich Oidtmann, Leiter der Linnicher Werkstätte. Mit 14 Tafeln. 8° (VI u. 304) Leipzig 1905, Duncker. *M* 10.—

„Schweizer Scheiben" gehören zu den gesuchtesten Stücken der Antiquitätensammlungen. Sie sind meist rund oder viereckig, enthalten Wappen und wurden von den Obrigkeiten als Ehrengaben verliehen. Die Hauptstädte der einzelnen Kantone ließen sich dieselben in größerer Anzahl herstellen und verteilten sie dann nach und nach. Auch Geistliche und Laien stifteten für Kirchen, Gildenhäuser und Wohnungen ihrer Freunde solche „Scheiben". Die besten Meister, z. B. Dürer, Baldung Grien, Hans Holbein d. J., lieferten Zeichnungen dazu. Oidtmann hat die vielen Nachrichten gesammelt über die Stifter solcher Scheiben, Art und Verlauf ihrer Vergabung, ihre Form und Verwertung, Technik, Zeichnung und Herstellung, dann ein Verzeichnis der noch vorhandenen „Denkmäler der schweizerischen Glasmalerei" zusammengestellt. Die einzelnen Kapitel sind als Artikel in der Fachzeitschrift „Diamant, Glas-Industrie-Zeitung" erschienen, hier aber weiteren Kreisen dargeboten. Sie sind reich an bemerkenswerten Einzelheiten, lesen sich leicht und führen ein zu gründlicher Kenntnis dieses besonders im 16. und 17. Jahrhundert so blühenden Zweiges der deutschen Kunstindustrie.

Die Vereinigung der Seele mit Jesus Christus. Geistliche Abhandlungen vom hl. A. Rodriguez. Übersetzt von Max, Prinz von Sachsen. 16° (XVI u. 288) Freiburg 1907, Herder. *M* 1.50; geb. *M* 2.20

Der Erwartung des hochwürdigen Übersetzers, daß das Rodriguezbüchlein auch in Deutschland Gutes wirken werde, stimmen wir von ganzem Herzen bei. Der Heilige bietet in den kurzen und wenigen Abhandlungen gediegene geistliche Hausmannskost. Man kann mit seinen Weisungen (Kap. 13 14) schon zur Vollkommenheit gelangen, wie es das Beispiel des Heiligen selbst lehrt, der in den Fingerzeigen seine eigene Marschlinie zeichnet. — Die Wahrheiten trägt der Heilige in sehr anmutiger, einfacher, klarer und gleichnisreicher Sprache vor. Selbst über hohe Dinge des geistlichen Lebens, wie über das beschauliche Gebet (Kap. 5) weiß er mit Kinderredeweisheit einfach und allen verständlich zu reden. Grundsätze von hoher Wichtigkeit, die ein ganzes Leben von Erfahrungen aufwiegen, streut er so einfach dahin, wie das Bergwasser Granaten aus dem Gestein zu Tal führt. So sagt er (S. 83): „Ich wußte nicht, was Beschauung ist, bis ich keine Sorge mehr um mich selber mir machte." Und: „Sie (d. h. die Seele, er meint damit sich selbst) fand, daß die Frucht, welche sie aus der Übung der Selbstüberwindung schöpfte zweifellos viel bedeutender sei als die Früchte aus den wonnevollen Betrachtungen (der Beschauung) S. 142. Endlich: „Die Liebe zum Wohlsein verblendet und richtet jede Weisheit zu Grunde. Infolge dieser Liebe zum Wohlbehagen machen wir so wenig Fortschritte in der Tugend und in geistlichen Dingen (S. 126 127). Das Büchlein sei allen gottliebenden Seelen aufs wärmste empfohlen.

Erste Unterweisungen in der Wissenschaft der Heiligen. Der Mensch, so wie er ist. Von Rudolf J. Meyer S. J. Aus dem Englischen übersetzt von J. Jansen S. J. kl. 8° (XIV u. 358) Freiburg 1907, Herder, *M* 2.20

Das vorliegende Buch ist der erste Teil eines Werkes, das die Wissenschaft der Heiligen in ihren Grundlehren bezüglich des Menschen, der Welt und Gottes behandelt. Dieser erste Teil handelt über den Menschen. Von der Erkenntnis des gegenwärtigen Zustandes der Verderbnis ausgehend, lehrt der Verfasser, wie der Mensch seinen bösen Leidenschaften und seines Charakterfehlers Herr werden kann durch Selbstüberwindung, durch Herstellung eines richtigen Gewissenszustandes, durch Gebrauch der Gewissenserforschung und durch Anbildung von Tugenden, namentlich der Liebe, um zum letzten und höchsten Ziel, zur Verähnlichung mit Gott, zu gelangen. So schließt der mühevolle Weg mit einem erhebenden Ausblick, der alle Anstrengungen des Strebens wett macht. Die Vorzüge des Buches sind gediegenes, philosophisches und theologisches Wissen, Bekanntschaft mit der aszetischen Literatur, deren Blüten uns in reicher Auswahl aus geistreichen Gedanken und Bemerkungen der geistlichen Schriftsteller geboten werden, und endlich nicht gewöhnliche Welt- und Menschenkenntnis. Aus jeder Abhandlung spricht der erfahrene Jugenderzieher, der erprobte Seelenführer und scharfsinnige aber auch mildgesinnte Weltbeobachter. Besonders wichtig und zeitgemäß sind die 19 Abhandlungen über die Krankheit unserer Zeit, die Unruhe, und die 18 Unterweisungen über die Energielosigkeit, den Schaden der Männerwelt. Das Buch wird allen, die ernstlich nach der Vollkommenheit streben, als sicherer und milder Führer empfohlen.

Schwester Maria vom göttlichen Herzen Droste zu Vischering, Ordensfrau vom Guten Hirten. Von Louis Chasle. Nach dem Französischen unter Benutzung deutscher Originaltexte frei bearbeitet von P. Leo Sattler aus der Beuroner Benediktiner-Kongregation. 8° (XVI u. 352) Freiburg 1907, Herder. *M* 3.40

Das ergreifend schöne Lebensbild der heldenmütigen Ordensfrau, die unsern Tagen und unserem Volke angehört, wurde bald nach dem Erscheinen der Originalschrift einläßlicher in dieser Zeitschrift (LXX 450 f) besprochen. Dem Übersetzer war es vergönnt, durch manche weitere Mitteilungen teils des inzwischen durch Tod abberufenen Verfassers, teils von seiten der Familie der Frühvollendeten das Werk noch mehr zu bereichern. Er hat mit großer Wärme seiner Aufgabe sich angenommen.

Beichtbüchlein für jung und alt. Kurze Belehrungen über das heilige Sakrament der Buße. Von Dr Höhler. kl. 8° (164) Mainz 1907, Kirchheim & Co. 30 *Pf.*; geb. 40 *Pf.*

In 96 Fragen und Antworten gibt der hochwürdige Verfasser ganz vortreffliche, praktische Winke für nutzbringenderen Empfang des heiligen Bußsakramentes. Beigefügt sind außer Buß- und Kommuniongebeten einige wertvolle Winke über Zerstreuungen im Gebet und eine Gedenktafel zur Besserung des Lebens. Das kleine Büchlein kann jung und alt warm empfohlen werden.

Brentano, Klemens, Ausgewählte Schriften. Von Jos. Bapt. Diel S. J. Zweite Auflage, neu durchgesehen von Gerhard Gietmann S. J. Mit dem Bildnis Brentanos und 6 Illustrationen von Eduard von Steinle in Lichtdruck. 2 Bde. 12° I. Ausgewählte Poesie. (VIII u. 524) II. Ausgewählte Prosa. (VI u. 512) Freiburg 1906, Herder. M 5.60; geb. M 7.—

Durch schöpferische Phantasiefülle, Sprachreichtum und meisterhafte Versgewandtheit ragt Brentano weit über die andern Romantiker empor. Wie die phantastische Zügellosigkeit seiner Jugendzeit ihm zugleich die Verehrer eines ausgereiften Klassizismus und manche Katholiken ernsterer Richtung abwendig machte, so hat seine spätere entschlossene Umkehr zu den katholischen Idealen starke konfessionelle Vorurteile und Abneigungen gegen ihn wachgerufen. Er ist von den meisten Literaturhistorikern vernachlässigt, mißgünstig beurteilt, teilweise geradezu mißhandelt worden. In neuerer Zeit ist es hiermit etwas besser geworden. Die „Romanzen vom Rosenkranz“ haben an Morris, die „Märchen“ an H. Cardauns vortreffliche Erklärer gefunden. Bei den nach allem Verschrobenen, Gärenden und Perversen lüsternen „Modernen“ hat der Dichter des „Godwi“ jedoch mehr Interesse erweckt als der poesievolle Chronist des „Fahrenden Schülers“ und der „Ahnfrau“. Es ist darum sehr erfreulich, daß die vorliegende Auswahl, welche für Schule und Haus das Beste des Dichters bietet, nach 34 Jahren zu einer neuen Auflage gelangt ist. Der als vielseitiger Gelehrter bekannte neue Herausgeber hat die Arbeit seines poetischen Vorgängers im wesentlichen intakt gelassen und meist nur neuere Forschungsergebnisse mit weisem Maßhalten in den Anmerkungen hinzugefügt. Die köstlichen Bilder Steinles vereinen sich mit dem poetischen Text zu einem überaus erquickenden Ganzen. Möge die treffliche Ausgabe dieses Mal raschere Verbreitung finden; sie verdient es in allen Stücken.

Das katholische Kirchenjahr. Eine Gedichtsammlung von Philomena (Prinzessin Elis. Radziwill). Lex.-8° (254) Wien 1906, St Norbertus. M 4.—

Wie die Dichterin im Vorwort bemerkt, übergibt sie die vorliegenden Dichtungen der Öffentlichkeit weniger aus dem Bestreben, damit Ruhm einzuernten als vielmehr ein doppeltes praktisches Ziel zu erreichen. Der Ertrag soll einem wohltätigen Zweck dienen und der Inhalt „manchen Seelen, welche bisher dem Geiste der kirchlichen Liturgie nicht gefolgt sind, das Verständnis derselben zu vermitteln oder den Wunsch danach anzuregen“. Von diesem Standpunkt aus betrachtet wird die Sammlung ihrem Zwecke vollauf gerecht. Sie führt in den Geist der kirchlichen Zeremonien ein und ist in diesem Sinne ein poetisches Kirchenjahr. Von dem bekannten dichterischen Kranze gleichen Namens unserer Annette von Droste unterscheidet es sich durch den lehrhaften Charakter, der selbstverständlich eine mehr in die Breite gehende Darstellung erheischt und rechtfertigt. Damit soll nun aber keineswegs der poetische Gehalt des Werkchens geleugnet werden. Steht es auch nicht auf der Höhe der Dichtungen einer Droste, so kann ihm doch eine poesievolle Stimmung und Behandlung nicht abgesprochen werden. Einzelne freiere Übersetzungen von kirchlichen Hymnen sind geradezu mustergültig, und über dem Ganzen schwebt durchweg eine wahrhaft religiöse Weihe.

Wanderbüchlein. Von Karl Domanig. 8° (58) Kempten und München 1907, Kösel. M 1.20

Mehr als die rein lyrischen Teile muten uns die Stücke epischen Charakters an. Hervorragend sind unter letzteren besonders „Zum Geburtstag der 80jährigen Mutter“, sodann „Hochwild“ und „Allerseelen“, vor allem aber „Marco“. Man hat Domanig mit Defregger zusammengestellt, um damit anzudeuten, daß dieselbe echte aber schlichte Kunst, wie sie in den Gemälden Defreggers erscheint, sich auch in den Gedichten Domanigs offenbart. Der Gedanke ist zweifellos richtig und treffend, wie ein auch nur oberflächlicher Vergleich der Leistungen der beiden gottbegnadeten Künstler lehrt. In diesem Urteil ist aber auch zugleich das höchste Lob enthalten, das man einem Dichter wie Domanig spenden kann.

Miszellen.

Die Umrechnung der Temperaturgrade verschiedener Skalen. (Von Jos. Rompel S. J. [Feldkirch].) Es muß als sehr wünschenswert bezeichnet werden, daß jeder Gebildete sich bei Messung und Angabe von Temperaturen ausschließlich des Thermometers mit hundertteiliger Skala, welches gewöhnlich nach Celsius benannt wird, bediene. Leider sind wir von diesem Ideal ziemlich weit entfernt. Deshalb müssen auch gegenwärtig noch häufig genug verschiedenartige Umrechnungen vorgenommen werden, welche bei völlig allgemeiner Anwendung einer einheitlichen Thermometergraduierung lediglich theoretische und historische Bedeutung beanspruchen könnten.

1. Für die Bewohner des europäischen Kontinents kommt in erster Linie die Umwandlung der C.° in R.° und die der R.° in C.° in Betracht. Zwar haben unsere Zimmerthermometer oft eine doppelte Graduierung, so daß die C.° und die R.° abgelesen werden können. Aber nicht alle Thermometer zeigen diese Einrichtung. Zudem wird eine Umwandlung notwendig, wenn man in Büchern, Zeitschriften und Zeitungen die Temperaturangaben nur nach einer Skala findet, etwa in C.°, während man sich infolge frühester Angewöhnung vielleicht nur bei Anführung von R.° die angegebene Temperaturhöhe richtig vorstellen kann.

Da 4° R. und 5° C. gleichwertig sind und mithin

$$1^\circ\ \text{R.} = \tfrac{5}{4}{}^\circ\ \text{C.} \qquad\qquad 1^\circ\ \text{C.} = \tfrac{4}{5}{}^\circ\ \text{R.}$$

zu setzen ist, erfolgt die Umrechnung nach den Formeln

$$\text{R.} = \tfrac{4}{5}\ \text{C.} \qquad\qquad \text{C.} = \tfrac{5}{4}\ \text{R.}$$

und bietet keinerlei Schwierigkeit. Für rasche Ausführung dieser Rechnungen im Kopf hat man vorgeschlagen, die Multiplikation mit $\frac{5}{4}$ bez. $\frac{4}{5}$ in eine Addition bez. Subtraktion umzuwandeln, und die Regeln aufgestellt: Man verwandelt

a) R. in C., indem man den 4. Teil der gegebenen Zahl addiert,
b) C. in R. „ „ „ 5. „ „ „ „ subtrahiert;

z. B. 25° R. $= (25 + 6{,}25)^\circ$ C. $= 31{,}25^\circ$ C.,
30° C. $= (30 - 6)^\circ$ R. $= 24^\circ$ R.

Eine ebenfalls recht bequeme Rechnung, worauf meines Wissens noch nicht hingewiesen wurde, beruht darauf, daß man $\frac{5}{4} = \frac{10}{8}$ und $\frac{4}{5} = \frac{8}{10}$ setzen kann. Man erhält die Formeln:

$$\text{R.} = 10\ \text{C.} : 8 \qquad \text{C.} = 0{,}1\ \text{R.} \times 8,$$

bei welchen die Ausrechnung nur eine Division durch 8 bzw. eine Multiplikation mit 8 verlangt. Es ergibt sich die Regel: Man verwandelt

a) R. in C., indem man den 10fachen Celsiuswert durch 8 dividiert,
b) C. in R., „ „ „ 0,1 „ Réaumurwert mit 8 multipliziert;

z. B. 45° R. $= (450 : 8) = 56{,}25^\circ$ C.,
39° C. $= (3{,}9 \times 8) = 31{,}2^\circ$ R.

Bei dieser Art der Rechnung erhält man die Bruchteile der Grade sofort als Dezimalstellen, was von Vorteil ist. Die Anwendung dieser Rechnungsart erscheint besonders bequem, wenn *genaue* Temperaturangaben, die noch Hundertel der Grade enthalten, umzuwandeln sind, wie aus den zwei folgenden Beispielen ersichtlich ist:

$35{,}26^\circ$ R. $= (352{,}6 : 8) = 44{,}075^\circ$ C.,
$26{,}15^\circ$ C. $= (2{,}615 \times 8) = 20{,}92^\circ$ R.

Was bei den vier letzten Beispielen in Klammer gesetzt wurde, wird jeder geübte Rechner nicht zu Papier bringen, er wird also sofort das Resultat der Umrechnung niederschreiben. Nach unserer Ansicht wird durch die beiden Formeln R. $=$ 10 C. : 8 und C. $=$ 0,1 R. $\times$ 8 die leichteste Art der Umwandlung von R.° in C.° und von C.° in R.° angegeben.

2. Etwas ausführlicher ist auf die Umrechnung der F.° in C.° und R.° einzugehen. Wenn auch die Fahrenheitskala auf dem europäischen Festlande nur selten in Anwendung ist, so wird immerhin jeder Gebildete manchmal in die Lage kommen, sich die F.° in die Celsius- oder Réaumursprache übersetzen zu müssen. Bekanntlich wird das Fahrenheitthermometer vor allem in England und in Nordamerika gebraucht, weshalb man den F.° besonders in englischen und nordamerikanischen Werken, Zeitschriften und Zeitungen begegnet. Deutsche Schriften nehmen aber oft genug die F.° aus den englischen und amerikanischen Berichten herüber, ohne sie zu verdolmetschen, indem sie es dem Leser überlassen, sich damit abzufinden. Wir sind indes so an die Zahlen der Celsius- und Réaumurskalen gewöhnt, daß wir geneigt sind, bei 50° F. oder bei 120° F. an tropische Hitze und an die Temperatur des Dampfkessels zu denken. Will sich demnach der deutsche Leser in einem solchen Falle eine auch nur angenähert richtige Vorstellung von der mitgeteilten Temperaturhöhe verschaffen, so muß er notwendig rechnen, es sei denn, er trage die gedruckten Reduktionstabellen stets bei sich in der Rocktasche, was auch nicht angenehm ist. Demnach ist es wünschenswert, daß die F.° auf eine *bequeme* und *rasche* Art in C.° und R.° umgewandelt

werden können, ferner, daß diese Umrechnung womöglich im Kopf wenigstens zur Erreichung eines brauchbaren Näherungswertes ausführbar sei.

Bekanntlich haben wir die Gleichungen:

$+32$ F. $= 0^\circ$ C. $= 0^\circ$ R. $\qquad +212^\circ$ F. $= 100^\circ$ C. $= 80^\circ$ R.,

so daß sich 9, 5 und 4 bzw. 1, $\frac{5}{9}$ und $\frac{4}{9}$ Einheitsstrecken der verschiedenen Skalen entsprechen. Daraus ergibt sich die gewöhnliche Art der Umrechnung, die an folgendem Beispiel für C.° in Erinnerung gebracht sei:

125° F. $= (125 - 32) \times \frac{5}{9}{}^\circ$ C. $= (93 \times \frac{5}{9})^\circ$ C. $= (465 : 9)^\circ$ C. $= 51{,}67^\circ$ C.

Bei Umwandlung der F.° in R.° ist $\frac{4}{9}$ statt $\frac{5}{9}$ zu setzen. Man wird diese Umrechnung nicht gerade bequem finden und durchweg wenig geneigt sein, sie im Kopfe auszuführen; sie vollzieht sich nur dann glatt und leicht, wenn (F. — 32) eine durch 9 teilbare Zahl ist, was man aber auch erst während der Rechnung, nicht gleich zu Anfang erkennt. Als Beispiel sei angeführt:

95° F. $= (63 \times \frac{5}{9})^\circ$ C. $= 7 \times 5 = 35$ C.

Kürzlich hat nun G. Hellmann (Berlin) auf eine Rechnungsweise hingewiesen, durch welche die Umwandlung der F.° in C.° wesentlich erleichtert wird[1]. Er geht davon aus, daß sich der gemeine Bruch $\frac{5}{9}$ in die Reihe $\frac{1}{2} + \frac{1}{2} \cdot \frac{1}{10} + \frac{1}{2} \cdot \frac{1}{100} + \cdots$ entwickeln läßt. Das ist selbstverständlich richtig; da aber die Rechnungsweise Hellmanns im übrigen so einfach ist, daß sie jeder Schüler, der die heutige Volksschule oder einige Gymnasialklassen absolviert hat, bequem ausführen kann, so hätte er es wo möglich vermeiden müssen, dieselbe gerade durch Einführung einer „Reihe“ zu begründen. Diese formelle Einführung einer Reihe wird aber vermieden und eine auch den genannten Schülern verständliche Begründung erreicht, indem man den gemeinen Bruch $\frac{5}{9}$ in den Dezimalbruch $0{,}555\cdots$ umwandelt, also statt (F. — 32) $\times \frac{5}{9}$ schreibt (F. — 32) $\times 0{,}555\cdots$. Wer das Rechnen auf der Volksschule gelernt hat, versteht die genannte Umwandlung und weiß auch, daß in $0{,}555\cdots$ jede 5 von der zweiten an einen zehnmal kleineren Wert hat als die vorausgehende, was auch für die durch Multiplikation jeder 5 mit (F. — 32) erhaltenen Teilprodukte gilt. Das erste Teilprodukt (F. — 32) $\times$ 0,5 ist aber gleich der Hälfte von (F. — 32); demnach repräsentieren die folgenden Teilprodukte der Reihe nach den 10., 100., 1000. rc. Teil dieser Hälfte. Sollen die F.° nur näherungsweise in C.° verwandelt werden, also im Kopf, so genügt 0,55; ist ein genaueres Resultat erwünscht, so nimmt man 0,555. Auch im letzteren Fall wird jeder geschulte Rechner die Rechnung im Kopf ausführen können, wie die folgenden Beispiele zeigen.

Es sollen a) 100° F. und b) 165° F. in C.° umgewandelt werden; man bildet (F. — 32) und rechnet dann:

a) $68 \times 0{,}55 = 34 + 3{,}4 = 37{,}4^\circ$ C.,

genauer: $68 \times 0{,}555 = 34 + 3{,}4 + 0{,}34 = 37{,}74^\circ$ C.

b) $133 \times 0{,}55 = 66{,}5 + 6{,}65 = 73{,}15^\circ$ C.,

genauer: $133 \times 0{,}555 = 66{,}5 + 6{,}65 + 0{,}67 = 73{,}82^\circ$ C.

---

[1] Verwandlung von Fahrenheitgraden in Centesimalgrade und umgekehrt. Naturw. Rundschau XXI (1906) 487.

Aus diesen Beispielen geht auch hervor, daß bis zu 100° F. bei Anwendung von 0,55 der Fehler $\frac{1}{3}$° C. nicht übersteigt, daß also die Anwendung von 0,55 für *gewöhnlich* vollständig ausreicht. Für diese einfachste Form lautet also die Regel: *Man vermindert F. um 32 und fügt zur Hälfte der erhaltenen Zahl den 10. Teil dieser Hälfte hinzu.* Es sei nochmals betont, daß sich die hier gegebene Anleitung nur formell von derjenigen Hellmanns unterscheidet, indem statt der Reihe $\frac{1}{2} + \frac{1}{2} \cdot \frac{1}{10} + \frac{1}{2} \cdot \frac{1}{100} + \cdots$ der Dezimalbruch $0{,}555 \cdots$ gewählt ist. Die Formel für die Umwandlung lautet bei Hellmann:

$$C. = \left(\tfrac{1}{2} + \tfrac{1}{2} \cdot \tfrac{1}{10} + \tfrac{1}{2} \cdot \tfrac{1}{100}\right)(F. - 32),$$

während die unsrige ist:

$C. = 0{,}555\,(F. - 32)$, also eine weit kürzere Schreibweise gestattet und ein leichteres Verständnis ermöglicht.

Die Umrechnung der F.° in R.° wird von Hellmann nicht behandelt. Ich habe mir die Frage vorgelegt, ob sich für diese Umrechnung nicht eine der vorigen ganz analoge Formel aufstellen lasse. Wie wir oben sahen, ist hier mit $\frac{4}{9}$ statt mit $\frac{5}{9}$ zu multiplizieren. Der gemeine Bruch $\frac{4}{9}$ ist aber $= 0{,}444 \cdots$, also ist

$$R. = (F. - 32) \times \tfrac{4}{9} = (F. - 32) \times 0{,}444 \cdots$$

Durch einfachste Überlegung ergibt sich, daß

$$0{,}444 \cdots = 0{,}5 - 0{,}05 - 0{,}005 - \cdots$$

oder $0{,}444 \cdots = 0{,}5 - 0{,}0555 \cdots$ gesetzt werden kann. Damit kommen wir aber zu einer ganz ähnlichen Rechnungsweise wie bei der Umwandlung von F.° in C.°. Es seien beispielshalber 84° F. in R. umzuwandeln. Man bildet (F. — 32) und rechnet dann:

$$52 \times (0{,}5 - 0{,}05) = 26 - 2{,}6 = 23{,}4^\circ \text{ R.},$$

genauer $52 \times (0{,}5 - 0{,}05 - 0{,}005) = 26 - 2{,}6 - 0{,}26 = 23{,}1^\circ$ R.

Das angeführte Beispiel zeigt, daß auch hier für *gewöhnlich*, namentlich wenn die F.° nicht über 100 hinausgehen, eine einmalige Subtraktion genügt. Für diesen gewöhnlichen Fall ergibt sich also die einfache Regel: *Man vermindert F. um 32 und nimmt von der Hälfte der erhaltenen Zahl den 10. Teil dieser Hälfte weg.*

Es ist kaum nötig, nach der vorausgehenden Darlegung noch eigens darauf hinzuweisen, daß man also die F.° sozusagen durch dieselbe Rechnung gleichzeitig in C.° und in R.° umzuwandeln vermag; dieselbe Zahl, welche bei der Umwandlung in C. addiert wird, ist bei der Umwandlung in R. zu subtrahieren. Rechnen wir, um dies zu veranschaulichen, 154° F. in C. und R. um. Man erhält:

$61 + 6{,}1 = 67{,}1^\circ$ C., genauer $61 + 6{,}1 + 0{,}61 = 67{,}7^\circ$ C.,

$61 - 6{,}1 = 54{,}9^\circ$ R., „ $61 - 6{,}1 - 0{,}61 = 54{,}3^\circ$ R.

Wer eine *negative* Zahl nicht fürchtet, findet auch keine Schwierigkeit, wenn die F.° negativ oder kleiner als + 32 sind. Nehmen wir noch + 8° F. Für (F. — 32) erhält man hier — 24, also:

$$-24 \times 0{,}555 = -12 - 1{,}2 - 0{,}12 = -13{,}32^\circ \text{ C.},$$

$$-24\,(0{,}5 - 0{,}055) = -12 + 1{,}2 + 0{,}12 = -10{,}68^\circ \text{ R.}$$

Auf jeden Fall ergibt sich also bei der Umwandlung in C. eine Addition, bei der Umwandlung in R. eine Subtraktion.

3. Noch einige Worte über die Umwandlung von R. und C. in F. Zunächst sei hervorgehoben, daß wir Deutsche selten in die Lage versetzt sein werden, eine solche Umrechnung für praktische Zwecke vornehmen zu müssen. Es lohnt sich aber kaum, für Rechnungen, die nur höchst selten auszuführen sind, das Gedächtnis mit Erleichterungsregeln zu belasten. Der Deutsche wird sich also in unserem Falle am besten an die gebräuchliche Schulregel halten, d. h. C. (bzw. R.) mit $\frac{9}{5}$ (bez. $\frac{9}{4}$) multiplizieren und 32 addieren. Anders verhält sich die Sache für Engländer und Amerikaner. Ihnen muß, falls sie sich von einer in C. oder R. angegebenen Temperatur keinen rechten Begriff machen können, eine einfache Methode der Umrechnung von C. und R. in F. sehr willkommen sein, wenn sie ausländische Schriften lesen.

Hellmann (a. a. O.) hat eine solche Methode für die Umwandlung von C. in F. angegeben, nicht aber für die Umwandlung von R. in F. Da $\frac{9}{5} = 2 - \frac{2}{10}$ ist, so erhält man

$$\tfrac{9}{5}\ \text{C.} + 32 = (2 - \tfrac{2}{10}) \times \text{C.} + 32,$$

d. h. man multipliziert C. mit 2, subtrahiert den 10. Teil dieses Produktes und addiert 32. Für 73° C. erhält man 146 — 14,6 + 32 = 163,4° F. Diese Ausführung nach Hellmann ist einfach und verständlich. Vielleicht dürfte aber eine andere Art den Vorzug verdienen, wenn sie bei gleicher Einfachheit noch den Vorteil bietet, daß ihr eine analoge Methode für die Umwandlung von R. in F. an die Seite gestellt werden kann. Ein solches Formelpaar wird aber leicht gewonnen, wenn

$$\tfrac{9}{5} = 1 + \tfrac{8}{10}, \qquad \tfrac{9}{4} = 1 + \tfrac{10}{8}$$

gesetzt wird. Für die Umwandlung von C. in F. ergibt sich die Formel:

$$\text{F.} = \text{C.} + 0{,}1\ \text{C.} \times 8 + 32,$$

während man für die Umwandlung von R. in F. die Formel erhält:

$$\text{F.} = \text{R.} + 10\ \text{R.} : 8 + 32.$$

Beide Formeln weisen gegenüber derjenigen Hellmanns

$$\text{F.} = (2 - \tfrac{2}{10})\ \text{C.} + 32$$

auch noch den Vorzug auf, daß nur Addition notwendig ist, während bei letzterer Addition und Subtraktion vorkommt. Zudem ist ersichtlich, daß die beiden von uns vorgelegten Formeln sich in ihrem Aufbau an die oben im 1. Teil dieser kleinen Arbeit aufgestellten Formeln anschließen.

Es möge auch diese Umwandlung von C. und R. in F. an je einem Beispiel erläutert werden; wir wählen 73° C. und 73° R. Man findet:

$$73^\circ\ \text{C.} = (73 + 58{,}4 + 32)^\circ\ \text{F.} = 163{,}4^\circ\ \text{F.},$$
$$73^\circ\ \text{R.} = (73 + 91{,}25 + 32)^\circ\ \text{F.} = 196{,}25^\circ\ \text{F.}$$

Sollen die vorausgehenden Darlegungen noch kurz zusammengefaßt werden, so dürfte dies am besten durch Zusammenstellung der gewonnenen Formeln zu erreichen sein. Wir erhielten folgende Formeln für eine bequeme Umrechnung:

a) von C. in R. R. = 10 C. : 8,
b) von R. in C. C. = 0,1 R. × 8,
c) von F. in C. C. = (F. — 32) × 0,555,
d) von F. in R. R. = (F. — 32) × (0,5 — 0,055),
e) von C. in F. F. = C. + 0,1 C. × 8 + 32,
f) von R. in F. F. = R. + 10 R. : 8 + 32.

Erinnerungen an Prof. Dr Ritter v. Schulte. In den 1906 ans Licht getretenen Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe heißt es II 109 gelegentlich eines Empfangsabends bei Bismarck 1874: „Herr v. Schulte, der echte deutsche Professor, ist immer unzufrieden, daß man ihn nicht mehr konsultiert, daß er überhaupt nicht so zur Geltung kommt, wie er gehofft zu haben scheint. Er bewegt sich immer in alten Geschichten über das Konzil, um die sich jetzt kein Mensch mehr kümmert, und hat allerhand Skandalgeschichten über die deutschen Bischöfe, die auch niemand mehr interessieren, wenn sie auch wahr und bedauerlich bleiben." Das war eine bittere Pille für einen Mann, der auf seine Rolle im öffentlichen Leben, vor allem seinen Einfluß als Ratgeber der Großen in kirchlichen Angelegenheiten sich schon so viel zu gute getan. Hatte er doch schon 1887 in seinem Werk über den „Altkatholizismus" seine staatsmännischen Verhandlungen mit Bismarck und Falk so wohlgefällig zur Schau zu stellen gewußt und dann noch 1899 über seine kirchenpolitischen Machenschaften in Berlin 1874 und seine erste Bismarckaudienz 1873 in den Heften der „Deutschen Revue" hochwichtige Mitteilungen nachzutragen gefunden. Aber trotzdem hat selbst ein Hohenlohe die bedeutsame Stellung Dr v. Schultes zu Bismarck so unbegreiflich unterschätzen können! Da hielt der achtzigjährige Überlebende es für geboten, neuerdings mit „Erinnerungen" hervorzutreten. Die ersten galten dem Fürsten Bismarck, solche über Windthorst folgten, weitere über Falk stehen noch in Aussicht.

Die „Erinnerungen an Fürst Bismarck" umfassen 14 Seiten der „Deutschen Revue", von denen über 5 auf Abdruck eines alten Zeitungsartikels von fraglichem Geschmack, etwa 2 auf eine Unterredung mit dem Großherzog von Baden, über 2 auf amtliche Eingaben und Entwürfe des Altkatholikenbischofs und, nach Abzug der entfernteren Einleitung, kaum 4 Druckseiten auf Dinge entfallen, die Bismarcks Persönlichkeit irgendwie berühren. Auch diese sind ganz geringfügiger Art und noch weit weniger besagend als die alten Mitteilungen im „Altkatholizismus" von 1887. Es kommt im Grunde auch nur darauf an, gegenüber der wegwerfenden Bemerkung Hohenlohes festzustellen, daß es Dr v. Schulte „vergönnt war, sich jederzeit schriftlich an den Fürsten zu wenden ... und er auch zu mündlichen Besprechungen Aussicht hatte", daß es ihm an den gewöhnlichen Empfangsabenden wirklich durch früheres Eintreffen zuweilen gelang, mit Bismarck einige Komplimente zu wechseln, und daß er einige Male — oft kann es nicht gewesen sein, denn er erwähnt eigentlich nur eine Gelegenheit — im Reichstagsgebäude während der Dauer der Sitzungen zur Audienz beim Reichskanzler zugelassen wurde. Ein Hauptschlager ist aber bis zum Schluß verspart. Bismarck rühmt sich in seinen „Gedanken und Erinnerungen", er habe sich in die „Ressorts" der

andern Minister für gewöhnlich nicht eingemischt, außer wo er „sah, daß ein großes öffentliches Interesse Gefahr lief, unter Sonderinteressen zu leiden". Da ist nun „bewiesen", meint Schulte triumphierend, „daß Fürst Bismarck etwas vergessen hat". In dem letzten Jahre der Ära Bismarck (1889) gelang es nach vergeblich wiederholten Eingaben und Versuchen, den Reichskanzler zum Eingriff in das Ressort des Kultusministers zu vermögen, und dies gelang allein der großen Geschicklichkeit des Prof. Dr v. Schulte, und zwar in einer Altkatholikenangelegenheit. Der Triumph war um so größer, da bis dahin gerade Bismarck einer günstigen Lösung sich widersetzt hatte und da „es sich hier wahrlich nicht um ein großes öffentliches Interesse, sondern um eine gar einfache Sache handelte", nämlich nur um einen Generalvikar für den Altkatholikenbischof.

Von diesen ganz und gar bedeutungslosen „Erinnerungen" wurde alsbald auch in den katholischen Blättern Aufhebens gemacht; die „Deutsche Revue" aber „freute sich, zur Feier des 23. April, des 80. Geburtstages des hervorragenden Gelehrten und Politikers, durch Veröffentlichung so interessanter Bismarckerinnerungen beitragen zu können". Der Feier dieses 80. Geburtstages ist ja auch in Zentrumsblättern große Aufmerksamkeit zugewendet worden, die fast als Sympathiebezeigung hätte angesehen werden können, und von den vielen tausend Lesern dieser Tagesblätter dürfte nur wenigen eine dunkle Erinnerung daran aufgestiegen sein, daß derselbe Ritter v. Schulte von den bejubelten 80 Jahren fast die Hälfte dazu verwendet hat, die katholische Kirche, der er von Kindheit alles, auch in zeitlicher Hinsicht verdankt, zu schmähen und tödlich zu befehden. Es ist bekannt, daß er, nach einigen verdienstlichen Arbeiten in einer von Glück und Prälatengunst auffallend geförderten Laufbahn, im Anschluß an Döllinger für viele der Führer des Abfalls geworden ist. Ihm verdankt der Altkatholizismus seine Ausgestaltung zur Sekte, Reinkens seine Wahl zum Bischof und Weber die Ernennung zum Generalvikar, die ihm die Nachfolge als Seltenbischof sicherte. Professor v. Schulte war der Präsident fast aller „altkatholischen Kongresse" und blieb nebst dem „Bischof" das Haupt der Synodalrepräsentanz, d. h. der Vorsitzende der aus fünf Laien und vier Geistlichen bestehenden altkatholischen obersten Religionsbehörde. Es ist keine Übertreibung, wenn in dem traurig öden „Lebensbild", das über Jos. Hubert Reinkens 1906 erschien, neben andern Lobeserhebungen bezeugt wird: „Es ist Ehrenpflicht, ganz besonders die großen Verdienste des Geheimrats Professor Dr v. Schulte hervorzuheben, der unermüdlich seine Kenntnisse und seine diplomatische Geschäftskenntnis und Geschäftsgewandtheit in den Dienst der Sache stellte, der immer die Verhandlungen mit den Berliner Ministerien führte und dessen eifrigem Wirken die großen Erfolge für Befestigung der rechtlichen Lage der Altkatholiken oft in erster Linie zu verdanken sind." Mit diesen Worten ist jedoch noch keine Vorstellung gegeben von der Glut der Feindseligkeit und der Flut der Gehässigkeit, die von diesem Manne seit dem Tage seines inneren Abfalls gegen die Kirche und ihr Oberhaupt ausgegangen sind. Dem entsprechen auch ganz die 5 Seiten im Juniheft der „Deutschen Revue", welche von ihm mit „Erinnerungen an Ludwig Windthorst" betraut worden sind. Im Grunde sollen sie eigentlich nur die Welt darüber belehren,

daß Staatsminister Dr Windthorst dem Prager Kirchenrechtslehrer Ritter v. Schulte einst manche freundliche Aufmerksamkeit erwiesen hat, die dieser sich nun bemüht, durch nachträgliche Herabsetzung und Verdächtigung nach Rittersitte zu lohnen. Er trägt dabei auch die Anschuldigung wieder zu Markte, die er schon 1872 in der Schlußrede der zweiten Sitzung des Kölner Altkatholikenkongresses 22. September gegen „den bedeutendsten Chef der Ultramontanen im Reichstag" öffentlich auszubeuten versucht hat. Er vergißt nur zu bemerken, daß bereits sein Kampfgenosse, Dr Petri, im Januar 1873 im Deutschen Reichstag jene angeblichen Konfidenzen Windthorsts zur allgemeinsten Kenntnis gebracht und daß Windthorst dieselben 31. Januar 1873 als Entstellungen charakterisiert und richtiggestellt hat. Die große Anschuldigung, die letzte Quelle aller übrigen in den „Erinnerungen" versteckten Spitzen und Verdächtigungen, führt sich darauf zurück, daß Windthorst nach der Lehrentscheidung des Allgemeinen Konzils im Vatikan früheren Bedenken und Unklarheiten entsagt und als gläubiger Katholik der höchsten Lehrautorität der Kirche sich unterworfen hat. Schulte wirft ihm deshalb vor, er habe seine Haltung geändert, „seiner Überzeugung Gewalt angetan"; Schulte dagegen blieb unverändert derselbe, und — selbst Windthorst „achtete die Charakterfestigkeit bei mir". Es könnte ersprießlich sein, den „Erinnerungen" in der „Deutschen Revue" andere „Erinnerungen" an die Seite zu stellen, ausgehoben aus den Originalschreiben eines Kollegen, der nach dem Zeugnis seines Biographen mit Schulte „durch einträchtiges Wirken jahrelang verbunden war, bis der Tod den Bund für dieses Leben trennte". Was folgt, sind lediglich wortgetreue Auszüge aus den Briefen des Breslauer Professors der katholischen Theologie Joseph Hubert Reinkens an seinen Bruder Wilhelm, römisch-katholischen Pastor in Bonn, aus den Jahren der Auflehnung, insoweit sie auf die Person v. Schultes einigen Bezug haben.

Breslau, 8. Juli 1870. An Döllinger und Michelis schrieb ich auch gestern; wir müssen wo möglich eine Einigung erzielen.

Breslau, 16. Juli 1870. Du wirst durch Knoodt oder durch Hilgers erfahren haben, daß die katholischen Gelehrten verschiedener Universitäten bemüht sind, einen Protest gegen Konzil und Infallibilität zu vereinbaren. Nach vorläufigen Vorlagen von Schulte und mir verhandeln jetzt Döllinger, Kuhn und Schulte.

Breslau, 5. August 1870. 90 Gelehrte hatten Schultes Beitrittserklärung zu dem Protest der Minoritätsbischöfe unterzeichnet. Als derselbe bekannt wurde, zogen die meisten ihre Unterschrift zurück, weil die Erklärung der Bischöfe zu mattherzig sei. Wir sind nun wieder beim Überlegen. Könnten wir nur bald eine Zusammenkunft bewerkstelligen! Ich bleibe vorläufig bis über die Mitte des August in Breslau, um weitere Ereignisse abzuwarten, dann gehe ich nach München und von da wohl in die Schweiz.

Breslau, 18. August 1870. Nachdem die Laienprofessoren vorangegangen (sie haben übrigens nur einen Auszug aus der von mir aufgeschriebenen Nullitäts-Erklärung gebracht), hat Döllinger uns auch berufen, und zwar auf den 25. August (d. i. heute über acht Tage) nach Nürnberg. Dorthin geht also meine Reise zunächst . . . Von hier gehen wahrscheinlich nur Baltzer, Weber und ich nach Nürnberg, da die

Laien unter unsern katholischen Dozenten sich der Münchener Erklärung anschließen, was auch hinreicht.

Lindau, 29. August 1870. Mit der Konferenz in Nürnberg bin ich zufrieden. Döllinger war es auch. Vielleicht siehst Du Knoodt, Langen oder Reusch in diesen Tagen. Dann wirst Du das Nähere erfahren. Unsere Erklärung, die juristisch und theologisch fest ist, wird erst am 10. September veröffentlicht, weil unterdessen noch Unterschriften gesammelt werden sollen .... Schulte hat ein ungeheueres Material zum Kampfe gegen das verderbliche kurialistische System gesammelt. Er sagte ausdrücklich: „Peccavi" in Beziehung auf seine früheren Darstellungen. Doch hat er die Infallibilität nie gelehrt.

Breslau, 14. November 1870. Erst gestern nachmittag von Berlin zurück, wo ich seit Donnerstag früh weilte. Morgens, mittags und abends immer bei Stieve[1]. Zuerst wehmütiges Wiedererleben des Leids, dann ernste Unterhaltung über die Kämpfe der Gegenwart .... Das Gutachten v. Mühlers [über das Gnadengesuch Dr Watterichs an den König] ist nun, vielfach dank unserem Freunde Stieve, durchaus günstig ausgefallen .... Der Minister ist jetzt korrekt[2]. Die missio canonica existiert ihm juristisch nicht; er wird uns in Amt und Gehalt schützen, mit keinem vor den Disziplinarhof gehen und neue Professoren an unserer Stelle nicht ernennen, resp. nicht ernennen lassen. Er war mir sehr freundlich wie auch Lehnert [der Unterstaatssekretär]. Mit jedem hatte ich über fünfviertel Stunden Unterredung. Schulte hat an Baltzer geschrieben über das turbulente Verfahren des Förster gegen uns[3]. Es ist ihm unglaublich. Über die ganze Lage ist er mißmutig, auch mit Döllinger gar sehr unzufrieden. Erst nach dem Kriege will er mit Schriften hervortreten. Mein Buch „über die päpstliche Unfehlbarkeit" nennt er „vortrefflich".

Breslau, 29. November 1870. Schulte steht fest; was er früher geschrieben, bereut er. Bedenke, daß er aus einer ganz ultramontanen Familie stammt, die jetzt, wie er gestern an Baltzer schrieb, in Westfalen „Andachten" für ihn hält. Er wird auch literarisch alles gut machen.

Breslau, 29. Dezember 1870. Das Schriftchen von Schulte (Das Verhalten des Erzbischofs von Köln gegen Bonner Professoren. Cohen) scheint nach einem Referat in der Augsburger Allgemeinen von gestern ausgezeichnet zu sein[4].

---

[1] Geheimrat Fritz Stieve, Vater des Historikers Felix Stieve, seit Breslau mit Reinkens intim befreundet, benutzte seine amtliche Stellung im Ministerium des Kultus und des Unterrichts, um in jeder Weise die altkatholische Bewegung zu fördern.

[2] Einige Wochen zuvor hatte der geistliche Professor der Hochschule zu Breslau über diesen seinen Ressortminister, Kultusminister v. Mühler, aus Breslau 29. August 1870 geschrieben: „In Bezug auf die Breslau-Berliner Geschichte habe ich die Aktenstücke bei mir. Sie sind interessant. Stieve schrieb mir unmittelbar vor meiner Abreise vertraulich, der Minister sei in der größten Verlegenheit. Das glaube ich, der Esel! Man sieht, daß ein hausbackener Jurist und frommer Pietist noch nicht ausreicht für einen solchen Ministerposten".

[3] Einschreiten des Fürstbischofs von Breslau gegen die kirchliche Auflehnung der geistlichen Professoren.

[4] Das Vorgehen des Herrn Erzbischofs von Köln gegen Bonner Professoren, gewürdigt von einem katholischen Juristen. Bonn 1870. Cohen u. Sohn. Vgl. Beilage zur Allgem. Ztg. 27. Dez. 1870 Nr 361, S. 5758.

Breslau, 14. Januar 1871. Die Schrift von Schulte (89 Seiten), „Die Macht der römischen Päpste über Fürsten, Länder, Völker, Individuen nach ihren Lehren und Handlungen, zur Würdigung ihrer Unfehlbarkeit" heißt sie — in Prag erschienen, habe ich gestern gelesen. Ich konnte nicht umhin, ihm sofort einige Zeilen zu schreiben und Glück zu wünschen. Sie ist ganz kapital. Man sollte meinen, ein abgefallener Oppositionsbischof könnte keinen Spiegel mehr ertragen und müßte sich schämen vor seinem Kammerdiener. Die Schrift kostet nur 12 Sgr. Jeder, der mit seinem Gewissen bei der Frage beteiligt ist, muß sie besitzen. Schulte verspricht noch zwei andere Schriften; in der zweiten will er „den kanonistischen Beweis liefern, daß jene Dekrete (vom 18. Juli v. J.) nicht als Dekrete eines ökumenischen Konzils anzusehen sind"; in der dritten verspricht er zu zeigen, „welche Harmonie zwischen päpstlichen Lehren und Akten einerseits und anerkannten Glaubenssätzen anderseits die Geschichte aufweist". Ich sagte in Nürnberg zu Baltzer und Weber: „An Schulte haben die Infallibilisten ihren gefährlichsten Gegner." In Bezug auf seine früheren Schriften erklärte er S. 13: „Ich habe in einer tiefen Täuschung gelebt."

Breslau, 26. Mai 1871. Mein kleiner Koffer steht wieder gepackt da; in einer Stunde reise ich nach München. Man hat mich bestürmt mit Briefen und Telegrammen (Cornelius), dann Erwartung in der Zeitung ausgesprochen. Die hiesigen Freunde treiben auch. Nun denn, wieder vorwärts!

München, 31. Mai 1871. Auf dem Perron in Bamberg bin ich heftig gefallen und habe mir dabei eine ziemlich lange, aber nicht tiefe Wunde über dem rechten Knie zugezogen. So habe ich die drei Tage unter Schmerzen den Konferenzen, deren beide ersten (Sonntag) bei Döllinger, die andern beim Grafen v. Moy stattfanden, beigewohnt. Heute habe ich zwar bei Cornelius zu Mittag gegessen (mit Knoodt und Stumpf), im Augenblicke aber schreibe ich auf dem Sopha liegend, indem ich die Wunde mit nassen Umschlägen kühle. Bis Samstag bleibe ich jedenfalls hier. Michelis und Schulte und der Bruder von Knoodt, den dieser sich von Boppard mitgebracht, sind schon abgereist, Knoodt will morgen fort. Lord Acton ist noch hier. Die hiesigen Komitee-Mitglieder sind vortreffliche Männer. Die Schwierigkeit der Situation brachte es mit sich, daß wir auch nur schwer zu einem Entschluß kamen. Die Hauptsache war die gegenseitige Aussprache und Stärkung. Gegen sofortige Organisation des Kultus waren Döllinger und Michelis; sie fürchteten, man werde eine Separation darin sehen. Wir haben beschlossen, uns, wenn es nötig scheint, Anfang August wieder zu versammeln, jetzt aber eine Art Manifest an die treuen Katholiken Deutschlands zu richten. Über den Inhalt hat zuerst ein Komitee beraten, zu dem auch ich gehörte. Gestern wurden von der Versammlung (23 Personen) die von uns aufgestellten Punkte genehmigt und auf meinen Vorschlag dem Döllinger die Redaktion übertragen. In die Öffentlichkeit soll nichts gelangen von unsern Konferenzen, bis die Ansprache mit unsern Namen selbst durch das hiesige Komitee publiziert wird.

Breslau, 23. Juni 1871. In Berlin scheint nach Artikeln der Kreuzzeitung gegen die katholische Fraktion im Reichstage eine entschiedene Wendung zu unsern Gunsten eingetreten zu sein.

Breslau, 11. Juli 1871. Wenn im August eine Zusammenkunft der Altkatholiken, ähnlich wie die um Pfingsten, stattfinden soll, muß ich jedenfalls dabei sein. Auch wenn sonst etwas von allgemeinem Interesse unternommen wird, werde ich mich danach richten.

Breslau, 28. Oktober 1871. Seit gestern abend bin ich hier. In Berlin fand ich Stieve und Familie wohl. Die Familie steht nach dem Tode Rohdens und v. Zur Mühlens in dem Kampfe für die Wahrheit allein, hält sich aber tapfer. Mit Herrn v. Keudell hatte ich wohl eine Stunde lang Unterredung. Oben ist guter Wille, nur noch einige Unsicherheit im Handeln. Einen von Herrn v. Mühler präsentierten Seminardirektor (für Habelschwerdt in der Grafschaft Glatz) hat der König, da er erfuhr, der Präsentierte sei Infallibilist, zurückgewiesen. v. Mühler war in gedrückter Stimmung wegen Lehnerts Tod, 40 Jahre sei er mit ihm befreundet gewesen. Die Stelle wird wohl so bald nicht besetzt werden.

Breslau, 6. November 1871. v. Mühler habe ich besucht. Er hatte gegen den Rat des Stieve jenen Religionslehrer für Habelschwerdt vorgeschlagen. Die Staatsregierung wird noch dahin kommen, daß sie nur Laien in den Seminarien und auch bei den Regierungen (Schulräte) anstellt. Das alles ist der Erfolg, den der wahnsinnig provozierte Konflikt haben muß.

Breslau, 6. November 1871. Die Münchener drängen mich fast täglich, selbst über Prag (durch Schulte). Auch Döllinger und Cornelius haben mir geschrieben. Döllinger hat sehr liebenswürdig geschrieben. Ich werde also wohl nach 8—10 Tagen Breslau für den ganzen Winter verlassen. Von München gebe ich bald Nachricht. Die Konferenzen dort sind beschlossen. Moriz und ich, wir werden auch Vorträge halten.

Breslau, 7. Mai 1872. Ich bin in Berlin drei Tage geblieben, habe außer Stieve die Herren v. Keudell, Achenbach und Falk — alle drei wohl eine Stunde gesprochen. Die beiden letzteren, welche ich noch nicht kannte, haben einen sehr guten Eindruck auf mich gemacht. In ihrer Stellung gegenüber dem Ultramontanismus ist bis jetzt kein Schwanken. Daß der Papst den Hohenlohe ablehnen würde, habe ich ihnen vorausgesagt mit der Bemerkung, daß auch nur unter dieser Voraussetzung in der Ernennung Vernunft liege. Das Korrekte sei: kein Botschafter bei dem Unfehlbaren. Durch die Ablehnung Hohenlohes sei dann freilich hierzu der Weg geebnet.

Breslau, 4. November 1872. In Berlin war ich vier Tage, doch ging ich am letzten erst zu Achenbach, mit dem ich wohl eine Stunde sprach. Der Minister war in den Tagen unwohl, so daß ich nur eine Karte abgab und mich gar nicht melden ließ. Man ist noch immer unsicher, möchte den Ultramontanen das Geständnis abzwingen, daß die Regierung gerecht sei, was aber nimmer gelingen wird. Die Herren sind auch selbst der Überzeugung, daß die Zeit, wo alle Rücksichten fallen müssen, kommen werde. Noch wird aber durch Unentschlossenheit viel gefehlt. Die Ernennung Schultes, die schon gewiß schien, ist wieder zweifelhaft geworden. Es gehen in unglaublicher Weise noch immer ultramontane Einflüsse neben der Staatsregierung her ins Kabinett hinein.

Breslau, 22. November 1872. Schulte ist — nach einigem durch ultramontanen Einfluß erzeugten, dann aber überwundenen Widerstand im Kabinett — auf Beschluß des Gesamtministeriums definitiv ernannt mit 2500 Rtlr Gehalt. Falk hat es ihm vor etwa 14 Tagen telegraphisch angezeigt. Das ist endlich einmal ein entschiedener Schritt.

Breslau, 27. Januar 1873. Meine Reise verlief nach Vorsatz. Am Mittwoch abend 9 Uhr war ich schon bei Stieve. Außer diesem habe ich nur noch den Minister Falk gesprochen. Falk ist in Bezug auf den Weg der Gesetzgebung entschieden, verhehlt sich aber die Schwierigkeiten nicht. Er erkundigte sich infolge

seiner Unterredung mit Schulte ausdrücklich nach Dir und fragte, ob Hoffnung sei, daß Du Dich offen erklärtest und die Pfarre halten wolltest, was er sehr zu wünschen schien. Ich sagte ihm, daß ich darüber selbst keinerlei Gewißheit habe, da bei Dir innere Bedenken über die Loslösung von den gegenwärtigen Vertretern des Episkopats vorhanden seien und Du über die Notwendigkeit unserer Gemeindebildung noch nicht klar seiest oder vielmehr glaubtest, Dich dagegen entscheiden zu müssen. Darauf erwiderte er: „Ja, wo Gewissensskrupel dieser Art vorhanden sind, da können wir freilich nichts machen." Die Gesetze werden wohl durchgehen, und „durchführen" werde er sie ganz gewiß, sagte der Minister.

Breslau, 2. Mai 1873. Montag abend in Leipzig, wo ich Dienstag blieb, Mittwoch nachmittag hier. Ritschl, der Dich wieder grüßt, fand ich ungemein interessiert für die Bewegung. Er und Frau waren ganz glücklich über meinen Besuch. Er ist stolz darauf, daß ich sein Schüler bin. Natürlich sähen sie auch Dich gerne in der Bewegung. Die Erkundigung nach Deiner Stellung wird für mich immer eine peinliche Verlegenheit. Auch Friedberg, der vor acht Tagen wieder in Berlin war, erkundigte sich nach Dir. Mit Friedberg und Stobbe war ich bis 1/212 abends zusammen, was äußerst interessant war. Das den Studenten der Jurisprudenz bis dahin so langweilige Studium des Kirchenrechts ist jetzt für sie das interessanteste geworden. Friedberg hat 300 Zuhörer! Von Berlin brachte er die Überzeugung mit, daß man den altkatholischen Bischof dotieren werde. Er war aber auch ganz der Erwartung, ich würde der Erwählte sein, worauf ich ihm erwiderte, daß eine solche Wahl an meinem Willen scheitere.

Was folgt, ist bekannt; in Schultes „Altkatholizismus" oder im Reinkensschen „Lebensbild" steht es zu lesen. Im Januar 1873 weilte Schulte in Berlin, um Ostern siedelte er von Prag als ordentlicher Professor an die Universität Bonn über, trat an die Spitze des von ihm geschaffenen „Bischofskomitees" und brachte 4. Juni 1873 die Wahl seines Freundes Reinkens zu stande. Er hatte für dieselbe in Berlin bereits die nötigen Verabredungen getroffen und erwirkte nun mit Leichtigkeit die staatliche Anerkennung. Von da an blieb er der „juristische Berater" der neuen Sekte, der „als zweiter Vorsitzender der Synodalrepräsentanz und Vertreter des Bischofs bei den Verhandlungen mit den staatlichen Behörden seine Tätigkeit und sein großes juristisches Wissen ununterbrochen in den Dienst der Sache stellte" und „ohne den der Ausbau der inneren Gesetzgebung der Altkatholiken nicht in so energischer Weise hätte gefördert werden können".

Das glückliche Gedächtnis des Herrn v. Schulte wird vielleicht auch noch einmal Erinnerungen zu Tage fördern an die guten Ratschläge und Impulse, die er einst am Vorabend des kirchenpolitischen Sturmes und während der schmerzlichsten Zeit der preußischen Kirchenverfolgung den damaligen Machthabern des Tages für die Züchtigung der „Hierarchie" zu geben Gelegenheit fand. Reinkens, der minder streitbare der beiden gleichgesinnten Freunde, der „Liebesprediger", hatte schon 22. Nov. 1872 seinem Bruder geschrieben: „Du hast recht, daß die Reichensperger, Mallinckrodt usw. ‚prügelsüchtig' zu sein scheinen, ihre Verblendung ist unbegreiflich", und 20. Febr. 1873 sprach er sich aus: „Von den kirchenpolitischen Gesetzen hoffe ich, daß sie indirekt die gesunderen Zustände der Kirche herbeiführen; tun sie das, dann können sie für diese keine Zwangs-

jacke werden. Aus der Hierarchie heraus ist eine Rückkehr zum Christentum nicht möglich, solange nicht das kirchenpolitische System der römischen Kurie aufgegeben wird, und gibt diese das auf, dann hebt sie sich selbst auf. So ist der Karren verfahren."

Es ist bezeichnend, daß die „Deutsche Revue", die schon 1899 verschiedene „Erinnerungen" Prof. v. Schultes und jetzt neuerdings die „interessanten" Erinnerungen an Fürst Bismarck und an Windthorst veröffentlicht hat, dabei v. Schulte feiert als „den hervorragenden Gelehrten und Politiker, der in der Zeit des Kulturkampfes eine besonders wichtige Rolle gespielt hat". Das hatte schon vor mehr als 30 Jahren inmitten des Kampfes Bischof v. Ketteler richtig durchschaut, als er auf die Frage: „Wie ist Bismarck ein Feind der Kirche geworden?" für sich die Antwort niederschrieb (Pfülf, Bischof v. Ketteler III 164). Nachdem er die landläufigen Anklagen der liberalen Presse und parlamentarischen Wortführer aufgezählt, fährt er fort:

„Alles das ist nur Vorwand, um die feindliche Haltung gegen die Kirche äußerlich zu rechtfertigen .... Ganz so verhält es sich mit dem Unfehlbarkeitsdogma. Da hatten die falsi fratres vorgearbeitet. Sie hatten die Staatsgefährlichkeit dieses Dogmas und die Urheberschaft seitens der Jesuiten zu einem Hauptgegenstand ihrer Polemik gemacht. Dadurch hatten sie für ihre ganze Sache den Staat gewinnen wollen. Um diese Staatsgefährlichkeit zu beweisen, hatten sie nicht nur den Sinn des Dogmas entstellt, sondern auch die schmählichste Entstellung der Tendenz der opponierenden Bischöfe systematisch betrieben. Das alles genügte vielleicht, um einen Lutz und seine Trabanten aus Bayern hinter das Licht zu führen; der Fürst Bismarck würde sich aber nicht dadurch haben täuschen lassen, wenn diese Täuschung nicht in seinem Interesse gelegen hätte. Jetzt aber war es sein höchstes Interesse, immer neue Gründe für eine Feindschaft der Kirche gegen das Reich aufzusuchen."

Sacrae Romanae et Universalis Inquisitionis

Decretum

Feria IV, die 3 Iulii 1907.

Lamentabili sane exitu aetas nostra freni impatiens in rerum summis rationibus indagandis ita nova non raro sequitur ut, dimissa humani generis quasi haereditate, in errores incidat gravissimos. Qui errores longe erunt perniciosiores, si de disciplinis agitur sacris, si de Sacra Scriptura interpretanda, si de fidei praecipuis mysteriis. Dolendum autem vehementer inveniri etiam inter catholicos non ita paucos scriptores qui, praetergressi fines a patribus ac ab ipsa Sancta Ecclesia statutos, altioris intelligentiae specie et historicae considerationis nomine, eum dogmatum progressum quaerunt qui, reipsa, eorum corruptela est.

Ne vero huius generis errores, qui quotidie inter fideles sparguntur, in eorum animis radices figant ac fidei sinceritatem corrumpant, placuit SSmo D. N. Pio divina providentia Pp. X ut per hoc Sacrae Romanae et Universalis Inquisitionis officium ii qui inter eos praecipui essent, notarentur et reprobarentur.

Der heiligen römischen und allgemeinen Inquisition

Erlaß

vom Mittwoch, den 3. Juli 1907.

Ein beklagenswertes Verhängnis ist es fürwahr, daß unsere Zeit, jedes Zügels überdrüssig, in ihrem Streben nach den Höhen der Erkenntnis nicht selten in der Weise dem Neuen nachjagt, daß sie mit Preisgabe dessen, was als Geisteserbe der Menschheit zu betrachten ist, in die schwersten Irrtümer hineingerät. Solche Irrtümer müssen aber um so verderblicher sein, wenn es sich um die heiligen Wissenschaften handelt, um die Auslegung der Heiligen Schrift, um die Hauptgeheimnisse des Glaubens. Da ist es überaus betrübend, daß es auch unter den Katholiken nicht wenige Schriftsteller gibt, welche mit Überschreitung der von den Vätern und von der Kirche selbst gezogenen Grenzlinien unter dem Scheine eines tieferen Verständnisses und unter dem Vorwande einer historischen Auffassung einen solchen Fortschritt der Glaubensdogmen suchen, der in Wirklichkeit deren Untergrabung gleichkommt.

Damit nun Irrtümer dieser Art, wie sie tagtäglich unter den Gläubigen ausgestreut werden, nicht in den Geistern Wurzel fassen und die Reinheit des Glaubens verfälschen, hat Se Heiligkeit unser Heiliger Vater Papst Pius X. bestimmt, daß durch das Tribunal der heiligen römischen und allgemeinen Inquisition die hauptsächlichsten derselben verzeichnet und verurteilt würden.

Quare, instituto diligentissimo examine, praehabitoque RR. DD. Consultorum voto, Emi ac Rmi Dni Cardinales, in rebus fidei et morum Inquisitores Generales, propositiones quae sequuntur reprobandas ac proscribendas esse iudicarunt, prouti hoc generali Decreto reprobantur ac proscribuntur:

Demzufolge haben die Generalinquisitoren für Sachen des Glaubens und der Sitten, Ihre Eminenzen die hochwürdigsten Herren Kardinäle, nach sorgfältiger Untersuchung und nach Anhörung der Gutachten der hochwürdigsten Herren Konsultoren ihr Urteil dahin abgegeben, daß folgende Sätze zu verwerfen und zu verbieten seien, wie sie in vorliegendem Erlaß verworfen und verboten werden:

1. Ecclesiastica lex quae praescribit subiicere praeviae censurae libros Divinas respicientes Scripturas, ad cultores critices aut exegeseos scientificae librorum Veteris et Novi Testamenti non extenditur.

1. Das kirchliche Gesetz, welches vorschreibt, Bücher über die Heilige Schrift einer vorausgehenden Zensur zu unterwerfen, erstreckt sich nicht auf die Vertreter der Bibelkritik und der wissenschaftlichen Exegese der Bücher des Alten und Neuen Testamentes.

2. Ecclesiae interpretatio Sacrorum Librorum non est quidem spernenda, subiacet tamen accuratiori exegetarum iudicio et correctioni.

2. Die von der Kirche gegebene Auslegung der heiligen Bücher ist zwar nicht zu verachten, unterliegt jedoch der genaueren Beurteilung und Berichtigung von seiten der Exegeten.

3. Ex iudiciis et censuris ecclesiasticis contra liberam et cultiorem exegesim latis colligi potest fidem ab Ecclesia propositam contradicere historiae, et dogmata catholica cum verioribus christianae religionis originibus componi reipsa non posse.

3. Aus den kirchlichen Verurteilungen und Zensuren gegen eine freie und mehr ausgebildete Exegese ergibt sich, daß der von der Kirche vorgestellte Glaube mit der Geschichte im Widerspruch steht und die katholischen Glaubenslehren mit dem wahren Ursprung der christlichen Religion tatsächlich nicht in Einklang zu bringen sind.

4. Magisterium Ecclesiae ne per dogmaticas quidem definitiones genuinum Sacrarum Scripturarum sensum determinare potest.

4. Das Lehramt der Kirche vermag den wirklichen Sinn der Heiligen Schrift auch selbst durch dogmatische Entscheidungen nicht festzustellen.

5. Quum in deposito fidei veritates tantum revelatae contineantur, nullo sub respectu ad Ecclesiam pertinet iudicium ferre de assertionibus disciplinarum humanarum.

5. Da in der Hinterlage des Glaubens nur geoffenbarte Wahrheiten enthalten sind, so steht es der Kirche unter keiner Rücksicht zu, über Behauptungen rein menschlicher Wissenschaften ein Urteil zu fällen.

6. In definiendis veritatibus ita collaborant discens et docens Ecclesia, ut docenti Ecclesiae nihil supersit nisi communes discentis opinationes sancire.

6. Bei der Entscheidung von Glaubenswahrheiten wirken die lernende und die lehrende Kirche in der Weise zusammen, daß der lehrenden Kirche nichts weiter zusteht, als die allgemein herrschenden Anschauungen der lernenden gutzuheißen.

7. Ecclesia, cum proscribit errores, nequit a fidelibus exigere ullum internum assensum, quo iudicia a se edita complectantur.

8. Ab omni culpa immunes existimandi sunt qui reprobationes a Sacra Congregatione Indicis aliisve Sacris Romanis Congregationibus latas nihili pendunt.

9. Nimiam simplicitatem aut ignorantiam prae se ferunt qui Deum credunt vere esse Scripturae Sacrae auctorem.

10. Inspiratio librorum Veteris Testamenti in eo constitit quod scriptores israelitae religiosas doctrinas sub peculiari quodam aspectu, gentibus parum noto aut ignoto, tradiderunt.

11. Inspiratio divina non ita ad totam Scripturam Sacram extenditur, ut omnes et singulas eius partes ab omni errore praemuniat.

12. Exegeta, si velit utiliter studiis biblicis incumbere, in primis quamlibet praeconceptam opinionem de supernaturali origine Scripturae Sacrae seponere debet, eamque non aliter interpretari quam cetera documenta mere humana.

13. Parabolas evangelicas ipsimet Evangelistae ac christiani secundae et tertiae generationis artificiose digesserunt, atque ita rationem dederunt exigui fructus praedicationis Christi apud iudaeos.

14. In pluribus narrationibus non tam quae vera sunt Evangelistae retulerunt, quam quae lectoribus, etsi falsa, censuerunt magis proficua.

15. Evangelia usque ad definitum constitutumque canonem continuis additionibus et correctionibus aucta fuerunt: in ipsis proinde doctrinae Christi

7. Die Kirche kann, wenn sie Irrtümer verwirft, von den Gläubigen nicht eine innere Zustimmung zu diesem ihrem Urteile verlangen.

8. Von aller Schuld sind jene frei zu erachten, welche über die Verurteilungen der heiligen Kongregation des Index oder der andern heiligen Kongregationen sich hinwegsetzen.

9. Allzu große Einfalt oder Unwissenheit geben jene zu erkennen, welche glauben, daß Gott wirklich der Urheber der Heiligen Schrift sei.

10. Die Inspiration der Bücher des Alten Testamentes besteht darin, daß israelitische Schriftsteller religiöse Lehren in einer besondern, den Heiden wenig oder gar nicht bekannten Auffassung überliefert haben.

11. Die göttliche Inspiration erstreckt sich nicht in der Weise über die gesamte Heilige Schrift, daß sie alle ihre einzelnen Teile vor jedem Irrtum bewahrt.

12. Der Exeget muß, sofern er mit wirklichem Nutzen die biblischen Studien betreiben will, jede vorgefaßte Meinung von einem übernatürlichen Ursprung der Heiligen Schrift beiseite setzen und diese nicht anders auslegen als andere Bücher rein menschlichen Ursprungs.

13. Die im Evangelium enthaltenen Parabeln haben die Evangelisten selbst und die Christen der zweiten und dritten Generation künstlich gestaltet und damit die geringe Frucht der Predigt Christi bei den Juden erklärt.

14. Bei mehreren Erzählungen haben die Evangelisten nicht so sehr berichtet, was der Wahrheit entspricht, als was ihnen, wenn auch falsch, für ihre Leser nutzbringender schien.

15. Die Evangelien wurden bis zur endgültigen Feststellung des Kanon durch beständige Zusätze und Verbesserungsversuche erweitert: deshalb ist in ihnen

non remansit nisi tenue et incertum vestigium.

16. Narrationes Ioannis non sunt proprie historia, sed mystica Evangelii contemplatio: sermones, in eius evangelio contenti, sunt meditationes theologicae circa mysterium salutis historica veritate destitutae.

17. Quartum Evangelium miracula exaggeravit non tantum ut extraordinaria magis apparerent, sed etiam ut aptiora fierent ad significandum opus et gloriam Verbi Incarnati.

18. Ioannes sibi vindicat quidem rationem testis de Christo; re tamen vera non est nisi eximius testis vitae christianae, seu vitae Christi in Ecclesia. exeunte primo saeculo.

19. Heterodoxi exegetae fidelius expresserunt sensum verum Scripturarum quam exegetae catholici.

20. Revelatio nihil aliud esse potuit quam acquisita ab homine suae ad Deum relationis conscientia.

21. Revelatio, obiectum fidei catholicae constituens, non fuit cum Apostolis completa.

22. Dogmata quae Ecclesia perhibet tamquam revelata, non sunt veritates e coelo delapsae, sed sunt interpretatio quaedam factorum religiosorum quam humana mens laborioso conatu sibi comparavit.

23. Existere potest et reipsa existit oppositio inter facta quae in Sacra Scriptura narrantur eisque innixa Ecclesiae dogmata; ita ut criticus tamquam falsa reiicere possit facta quae Ecclesia tamquam certissima credit.

von den Lehren Christi nur eine schwache und unbestimmte Spur zurückgeblieben.

16. Die Erzählungen bei Johannes sind nicht eigentlich Geschichte, sondern eine mystische Kontemplation über das Evangelium; die in seinem Evangelium enthaltenen Reden sind theologische Betrachtungen über das Geheimnis des Heiles, ohne jede historische Wahrheit.

17. Das vierte Evangelium hat die Wunder aufgebauscht, nicht nur damit sie mehr außerordentlich erscheinen, sondern auch damit sie geeigneter seien, das Werk und die Herrlichkeit des fleischgewordenen Wortes erkennen zu lassen.

18. Johannes legt sich zwar den Charakter eines Zeugen für Christus bei; in der Tat aber ist er nur ein vorzüglicher Zeuge für das christliche Leben oder das Leben Christi in der Kirche um die Zeit des ausgehenden ersten Jahrhunderts.

19. Die andersgläubigen Exegeten haben den wahren Sinn der Heiligen Schrift treuer wiedergegeben als die katholischen Exegeten.

20. Die Offenbarung konnte nichts anderes sein als das vom Menschen gewonnene Bewußtsein seines Verhältnisses zu Gott.

21. Die Offenbarung, welche den Gegenstand des katholischen Glaubens ausmacht, war mit den Aposteln noch nicht abgeschlossen.

22. Die Dogmen, welche die Kirche als geoffenbarte hinstellt, sind nicht vom Himmel gefallene Wahrheiten, sondern eine Art Auslegung religiöser Tatsachen, zu welcher der menschliche Geist mit Mühe und Anstrengung gelangt ist.

23. Zwischen den in der Heiligen Schrift erzählten Tatsachen und den Glaubenssätzen der Kirche, welche sich auf dieselben stützen, kann ein Gegensatz bestehen und besteht wirklich, so daß der Kritiker Tatsachen als falsch verwerfen kann, welche die Kirche als völlig sicher glaubt.

24. Reprobandus non est exegeta qui praemissas adstruit, ex quibus sequitur dogmata historice falsa aut dubia esse, dummodo dogmata ipsa directe non neget.

25. Assensus fidei ultimo innititur in congerie probabilitatum.

26. Dogmata fidei retinenda sunt tantummodo iuxta sensum practicum, id est tanquam norma praeceptiva agendi, non vero tanquam norma credendi.

27. Divinitas Iesu Christi ex Evangeliis non probatur; sed est dogma quod conscientia christiana e notione Messiae deduxit.

28. Iesus, quum ministerium suum exercebat, non in eum finem loquebatur ut doceret se esse Messiam, neque eius miracula eo spectabant ut id demonstraret.

29. Concedere licet Christum quem exhibet historia, multo inferiorem esse Christo qui est obiectum fidei.

30. In omnibus textibus evangelicis nomen *Filius Dei* aequivalet tantum nomini *Messias*, minime vero significat Christum esse verum et naturalem Dei Filium.

31. Doctrina de Christo quam tradunt Paulus, Ioannes et Concilia Nicaenum, Ephesinum, Chalcedonense, non est ea quam Iesus docuit, sed quam de Iesu concepit conscientia christiana.

32. Conciliari nequit sensus naturalis textuum evangelicorum cum eo quod nostri theologi docent de conscientia et scientia infallibili Iesu Christi.

33. Evidens est cuique qui praeconceptis non ducitur opinionibus, le-

24. Ein Exeget, welcher Vordersätze aufstellt, aus welchen folgt, daß Dogmen historisch falsch oder zweifelhaft seien, ist nicht zu verurteilen, solange er die Dogmen selbst nicht direkt leugnet.

25. Die Glaubenszustimmung gründet sich endlich und letztlich nur auf einer Summe von Wahrscheinlichkeiten.

26. Die Dogmen des Glaubens braucht man nur festzuhalten nach ihrer praktischen Bedeutung, d. h. als gebietende Norm des Handelns, nicht aber als Norm des gläubigen Fürwahrhaltens.

27. Die Gottheit Jesu Christi läßt sich aus den Evangelien nicht beweisen, sondern das christliche Bewußtsein hat aus der Messiasidee dieses Dogma abgeleitet.

28. Jesus hat bei Ausübung seines Amtes nicht in der Absicht gesprochen, um von sich zu lehren, daß er der Messias sei, noch auch hatten seine Wunder den Zweck, dieses zu beweisen.

29. Man kann zugeben, daß der geschichtliche Christus um vieles tiefer stehe als der Christus, welcher Gegenstand unseres Glaubens ist.

30. In allen Texten des Evangeliums ist der Name „Sohn Gottes" lediglich gleichbedeutend mit dem Namen „Messias", keineswegs aber besagt er, daß Christus wirklich und wesenhaft der Sohn Gottes sei.

31. Die Lehre von Christus, so wie Paulus, Johannes und die Konzilien von Nizäa, Ephesus, Chalcedon sie darbieten, ist nicht jene, die Jesus gelehrt hat, sondern die, welche das christliche Bewußtsein in Bezug auf Jesus sich gebildet hat.

32. Der natürliche Sinn der evangelischen Texte läßt sich mit dem, was unsere Theologen über das Bewußtsein und das unfehlbare Wissen Jesu Christi lehren, nicht in Einklang bringen.

33. Für jeden Vorurteilslosen liegt es klar zu Tage, daß entweder Jesus über

sum aut errorem de proximo messianico adventu fuisse professum, aut maiorem partem ipsius doctrinae in Evangeliis Synopticis contentae authenticitate carere.

die nahe bevorstehende messianische Ankunft einen Irrtum ausgesagt hat, oder daß der größere Teil seiner in den synoptischen Evangelien enthaltenen Lehren der Authentizität entbehrt.

34. Criticus nequit asserere Christo scientiam nullo circumscriptam limite nisi facta hypothesi, quae historice haud concipi potest quaeque sensui morali repugnat, nempe Christum uti hominem habuisse scientiam Dei et nihilominus noluisse notitiam tot rerum communicare cum discipulis ac posteritate.

34. Der Kritiker kann Christus ein schrankenloses Wissen nicht zuschreiben, außer in der geschichtlich undenkbaren, dem moralischen Sinne widerstrebenden Voraussetzung, Christus habe zwar als Mensch das Wissen Gottes gehabt, nichtsdestoweniger aber die Kenntnis so vieler Dinge seinen Jüngern und der Nachwelt nicht mitteilen wollen.

35. Christus non semper habuit conscientiam suae dignitatis messianicae.

35. Christus hatte nicht immer das Bewußtsein seiner messianischen Würde.

36. Resurrectio Salvatoris non est proprie factum ordinis historici, sed factum ordinis mere supernaturalis, nec demonstratum nec demonstrabile, quod conscientia christiana sensim ex aliis derivavit.

36. Die Auferstehung Christi ist nicht eigentlich eine Tatsache geschichtlicher Ordnung, sondern eine weder bewiesene noch auch beweisbare Tatsache rein übernatürlicher Ordnung, welche das christliche Bewußtsein aus andern allmählich abgeleitet hat.

37. Fides in resurrectionem Christi ab initio fuit non tam de facto ipso resurrectionis, quam de vita Christi immortali apud Deum.

37. Der Glaube an die Auferstehung Christi galt anfangs nicht so sehr der Tatsache der Auferstehung als vielmehr dem unsterblichen Leben Christi bei Gott.

38. Doctrina de morte piaculari Christi non est evangelica, sed tantum paulina.

38. Die Lehre vom Versöhnungstode Christi ist nicht evangelisch, sondern nur paulinisch.

39. Opiniones de origine sacramentorum, quibus Patres Tridentini imbuti erant quaeque in eorum canones dogmaticos procul dubio influxum habuerunt, longe distant ab iis quae nunc penes historicos rei christianae indagatores merito obtinent.

39. Die Meinungen über den Ursprung der Sakramente, von denen die Väter auf dem Konzil von Trient beherrscht waren und welche ohne Zweifel auf ihre dogmatischen Kanones Einfluß geübt haben, sind weit verschieden von den Ansichten, welche heute bei den Erforschern der christlichen Vorzeit mit Recht obwalten.

40. Sacramenta ortum habuerunt ex eo quod Apostoli eorumque successores ideam aliquam et intentionem Christi, suadentibus et moventibus circumstantiis et eventibus, interpretati sunt.

40. Die Sakramente sind daraus entstanden, daß die Apostel und ihre Nachfolger unter Einwirkung von Umständen und Vorkommnissen eine Idee oder eine Absicht Christi ausgelegt haben.

41. Sacramenta eo tantum spectant ut in mentem hominis revocent praesentiam Creatoris semper beneficam.

41. Die Sakramente haben eigentlich nur den Zweck, daß sie dem Menschen die allzeit wohltätige Gegenwart des Schöpfers ins Gedächtnis rufen.

42. Communitas christiana necessitatem baptismi induxit, adoptans illum tamquam ritum necessarium, eique professionis christianae obligationes adnectens.

42. Die christliche Gemeinde hat die Notwendigkeit der Taufe eingeführt, indem sie dieselbe zu einem unerläßlichen Ritus annahm und damit die Verpflichtungen des christlichen Bekenntnisses verknüpfte.

43. Usus conferendi baptismum infantibus evolutio fuit disciplinaris, quae una ex causis extitit ut sacramentum resolveretur in duo, in baptismum scilicet et poenitentiam.

43. Der Gebrauch, auch Kindern die Taufe zu spenden, war eine Weiterentwicklung auf disziplinarem Gebiet, welche Mitursache war, daß dieses Sakrament in zwei, nämlich Taufe und Buße, geschieden wurde.

44. Nihil probat ritum sacramenti confirmationis usurpatum fuisse ab Apostolis: formalis autem distinctio duorum sacramentorum, baptismi scilicet et confirmationis, haud spectat ad historiam christianismi primitivi.

44. Nichts beweist, daß das Sakrament der Firmung schon von den Aposteln in Anwendung kam; eine ausdrückliche Scheidung der beiden Sakramente, Taufe und Firmung, hat in der Geschichte des Urchristentums keinen Anhaltspunkt.

45. Non omnia, quae narrat Paulus de institutione Eucharistiae (1 Cor 11, 23—25), historice sunt sumenda.

45. Nicht alles, was Paulus (1 Kor 11, 23—25) über die Einsetzung der Eucharistie erzählt, ist historisch zu nehmen.

46. Non adfuit in primitiva Ecclesia conceptus de christiano peccatore auctoritate Ecclesiae reconciliato, sed Ecclesia nonnisi admodum lente huiusmodi conceptui assuevit. Imo etiam postquam poenitentia tanquam Ecclesiae institutio agnita fuit, non appellabatur sacramenti nomine, eo quod haberetur uti sacramentum probrosum.

46. In der Urkirche wußte man nichts von einer Versöhnung des christlichen Sünders durch die Autorität der Kirche, sondern nur äußerst langsam hat die Kirche an eine solche Auffassung sich gewöhnt. Selbst nachdem die Buße als kirchliche Einrichtung anerkannt war, wurde sie nicht mit dem Namen „Sakrament“ belegt, da man sie als entehrendes Sakrament betrachtete.

47. Verba Domini: *Accipite Spiritum Sanctum; quorum remiseritis peccata, remittuntur eis, et quorum retinueritis, retenta sunt* (Io 20, 22 et 23), minime referuntur ad sacramentum poenitentiae, quidquid Patribus Tridentinis asserere placuit.

47. Die Worte des Herrn: „Empfanget den Heiligen Geist; welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen, und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten“ (Jo 20, 22—23), beziehen sich gar nicht auf das Sakrament der Buße, was immer die Väter von Trient darüber behauptet haben mögen.

48. Iacobus in sua epistola (V. 14 et 15) non intendit promulgare aliquod sacramentum Christi, sed commendare pium aliquem morem, et si in hoc more forte cernit medium aliquod gratiae, id non accipit eo rigore, quo ac-

48. Jakobus beabsichtigt in seinem Briefe (5, 14 15) keineswegs, ein Sakrament Christi zu verkündigen, sondern will nur einen frommen Gebrauch empfehlen; und sollte er auch vielleicht in diesem Gebrauch ein Mittel der Gnade erblicken

ceperunt theologi qui notionem et numerum sacramentorum statuerunt.

so nimmt er dies doch nicht in dem strengen Sinne der Theologen, welche Begriff und Zahl der Sakramente festgestellt haben.

49. Coena christiana paullatim indolem actionis liturgicae assumente, hi, qui Coenae praeesse consueverant, characterem sacerdotalem acquisiverunt.

49. Indem das christliche Abendmahl allmählich die Gestalt einer liturgischen Handlung annahm, erlangten die, welche dem Abendmahle gewöhnlich vorzustehen pflegten, den priesterlichen Charakter.

50. Seniores qui in christianorum coetibus invigilandi munere fungebantur, instituti sunt ab Apostolis presbyteri aut episcopi ad providendum necessariae crescentium communitatum ordinationi, non proprie ad perpetuandam missionem et potestatem Apostolicam.

50. Die Ältesten, welche bei den Versammlungen der Christen die Aufsicht führten, wurden von den Aposteln als Presbyter oder Bischöfe aufgestellt, um in den anwachsenden Gemeinden für die nötige Ordnung zu sorgen, aber nicht eigentlich, um die Mission und Vollmacht der Apostel fortzusetzen.

51. Matrimonium non potuit evadere sacramentum novae legis nisi serius in Ecclesia; siquidem ut matrimonium pro sacramento haberetur necesse erat ut praecederet plena doctrinae de gratia et sacramentis theologica explicatio.

51. Erst spät konnte die Ehe in der Kirche ein Sakrament des Neuen Bundes werden; denn der Auffassung der Ehe als Sakrament mußte die volle Entfaltung der theologischen Lehre über Gnade und Sakramente vorausgehen.

52. Alienum fuit a mente Christi Ecclesiam constituere veluti societatem super terram per longam saeculorum seriem duraturam: quin imo in mente Christi regnum coeli una cum fine mundi iamiam adventurum erat.

52. Im Sinne Christi lag es nicht, die Kirche als eine Gesellschaft zu begründen, die eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch auf Erden bestehen sollte; vielmehr stand nach der Meinung Christi das Himmelreich zugleich mit dem Weltende unmittelbar bevor.

53. Constitutio organica Ecclesiae non est immutabilis; sed societas christiana perpetuae evolutioni aeque ac societas humana est obnoxia.

53. Die organische Verfassung der Kirche ist nicht unveränderlich, sondern die christliche Gesellschaft ist, gleichwie die menschliche, einer steten Entwicklung unterworfen.

54. Dogmata, sacramenta, hierarchia, tum quod ad notionem tum quod ad realitatem attinet, non sunt nisi intelligentiae christianae interpretationes evolutionesque quae exiguum germen in Evangelio latens externis incrementis auxerunt perfeceruntque.

54. Dogmen, Sakramente, Hierarchie, sowohl ihrem Begriff wie ihrer Tatsächlichkeit nach, sind nur Ausdeutungen und Weiterentwicklungen des christlichen Gedankens, die den winzigen im Evangelium verborgenen Keim durch äußere Zutat wachsen und sich vervollkommnen ließen.

55. Simon Petrus ne suspicatus quidem unquam est sibi a Christo demandatum esse primatum in Ecclesia.

55. Simon Petrus hat sich niemals auch nur den Gedanken beikommen lassen, als sei ihm von Christus der Primat der Kirche übertragen.

56. Ecclesia Romana non ex divinae providentiae ordinatione, sed ex mere politicis conditionibus caput omnium Ecclesiarum effecta est.

56. Die römische Kirche ist nicht durch Anordnung der göttlichen Vorsehung, sondern durch Umstände rein politischer Art das Haupt aller Kirchen geworden.

57. Ecclesia sese praebet scientiarum naturalium et theologicarum progressibus infensam.

57. Die Kirche stellt sich dem Fortschritt der natürlichen und theologischen Wissenschaft feindlich entgegen.

58. Veritas non est immutabilis plusquam ipse homo, quippe quae cum ipso, in ipso et per ipsum evolvitur.

58. Die Wahrheit ist nicht unveränderlicher als der Mensch selbst, da sie mit ihm, in ihm und durch ihn zur Entfaltung kommt.

59. Christus determinatum doctrinae corpus omnibus temporibus cunctisque hominibus applicabile non docuit, sed potius inchoavit motum quemdam religiosum diversis temporibus ac locis adaptatum vel adaptandum.

59. Christus hat einen festbegrenzten Lehrinhalt, der für alle Zeiten und alle Menschen Geltung haben sollte, nicht gelehrt, sondern vielmehr eine gewisse religiöse Bewegung eingeleitet, die den verschiedenen Zeiten und Orten sich anpaßte oder angepaßt werden sollte.

60. Doctrina christiana in suis exordiis fuit iudaica, sed facta est per successivas evolutiones primum paulina, tum ioannica, demum hellenica et universalis.

60. Die christliche Lehre war in ihrem Ursprunge jüdisch, wurde aber auf dem Wege verschiedener Entwicklungsstufen erst paulinisch, dann johanneisch, zuletzt hellenisch und allgemein.

61. Dici potest absque paradoxo nullum Scripturae caput, a primo Genesis ad postremum Apocalypsis, continere doctrinam prorsus identicam illi quam super eadem re tradit Ecclesia, et idcirco nullum Scripturae caput habere eumdem sensum pro critico ac pro theologo.

61. Ohne Widerspruch kann behauptet werden, kein Kapitel der Heiligen Schrift vom ersten der Genesis bis zum letzten der Apokalypse enthalte eine Lehre völlig gleichförmig mit der, welche über dieselbe Sache die katholische Kirche lehrt, und es habe daher kein Kapitel der Heiligen Schrift den gleichen Sinn für den Kritiker und für den Theologen.

62. Praecipui articuli Symboli Apostolici non eamdem pro christianis primorum temporum significationem habebant quam habent pro christianis nostri temporis.

62. Die Hauptartikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses haben für die Christen der ersten Zeiten nicht denselben Sinn gehabt wie für die Christen unserer Tage.

63. Ecclesia sese praebet imparem ethicae evangelicae efficaciter tuendae, quia obstinate adhaeret immutabilibus doctrinis quae cum hodiernis progressibus componi nequeunt.

63. Die Kirche erweist sich unvermögend, die Ethik des Evangeliums wirksam zu schützen, weil sie hartnäckig Lehren als unabänderlich festhält, die mit den heutigen Fortschritten nicht zu vereinigen sind.

64. Progressus scientiarum postulat ut reformentur conceptus doctrinae christianae de Deo, de Creatione, de

64. Der wissenschaftliche Fortschritt verlangt, daß die Auffassungen der christlichen Lehre von Gott, Schöpfung, Offen-

Revelatione, de Persona Verbi Incarnati, de Redemptione.

65. Catholicismus hodiernus cum vera scientia componi nequit nisi transformetur in quemdam christianismum non dogmaticum, id est in protestantismum latum et liberalem.

Sequenti vero feria V die 4 eiusdem mensis et anni, facta de his omnibus SS^mo D. N. Pio Pp. X accurata relatione, Sanctitas Sua Decretum E^morum Patrum adprobavit et confirmavit, ac omnes et singulas supra recensitas propositiones ceu reprobatas ac proscriptas ab omnibus haberi mandavit.

Petrus Palombelli
S. R. U. I. Notarius.

barung, Person des fleischgewordenen Wortes, Erlösung reformiert werden.

65. Der heutige Katholizismus läßt sich mit der wahren Wissenschaft nicht in Einklang bringen, wenn er nicht umgewandelt wird in ein undogmatisches Christentum, d. h. einen weitherzigen und freisinnigen Protestantismus.

Nachdem am darauffolgenden Tage, Donnerstag den 4. Juli, Sr Heiligkeit unserem Heiligen Vater Pius X. über alles dies genauer Bericht erstattet war, hat Se Heiligkeit den Erlaß der vorbezeichneten Eminenzen gutgeheißen und bestätigt und befohlen, daß alle und jede der oben bezeichneten Behauptungen von allen als verworfen und verboten zu betrachten seien.

Petrus Palombelli
der heil. röm. und allgem. Inquis. Notar.

* * *

Die 65 verurteilten Sätze lassen sich leicht in Einzelgruppen scheiden. Zunächst umfassen die Sätze 1—8 eine Reihe von Angriffen auf das kirchliche Lehramt und dessen bindende Kraft. Sie gehen alle aus von der sog. freieren und fortgeschrittenen Bibelkritik und suchen dieser eine Unabhängigkeit und Superiorität gegenüber der kirchlichen Lehrautorität zu erringen. Satz 9—19 bieten ein ziemlich klares, scharf umgrenztes Bild der falschen exegetischen Grundanschauungen, wie sie sich in Frankreich unter der Führung Loisys verbreitet haben und leider auch in Italien, Deutschland, England und Amerika sich Eingang zu verschaffen suchten. Zunächst wird die göttliche Urheberschaft der heiligen Schriften rundweg in Abrede gestellt, sodann der rein menschliche Ursprung der heiligen Schriften, namentlich auch der Evangelien, in kühnster Weise behauptet.

Satz 20—26 fordern in Gemäßheit dieser falschen exegetischen Grundanschauungen eine Umdeutung des Offenbarungsbegriffes, welche einer gänzlichen Entwertung desselben vollständig gleichkommt. Es handelt sich nach ihnen nicht um eine übernatürliche göttliche Tat, sondern um rein natürliche Entwicklungsstufen in der religiösen Erkenntnis der Menschheit.

Geschichte und Dogma können in Widerstreit sein, dem religiösen Glauben steht als Grundlage bloß ein Haufen von Wahrscheinlichkeiten zu Gebote. Satz 27—38 leugnen, gestützt auf jene höhere, freie und fortgeschrittene Bibelkritik, daß die Dogmen von Christi Gottheit, von seinem übernatürlichen Wissen, von der stellvertretenden Sühnekraft seines Sterbens, von seiner glorreichen Auferstehung in der Heiligen Schrift begründet seien. Das Bild von Jesus Christus und seiner Lehre, wie es die historischen Dokumente liefern, soll ganz verschieden sein von dem Bilde, welches der christliche Glaube sich von ihm geschaffen hat und tief unter demselben stehen.

Satz 39—51 leugnen in gleicher Weise die Einsetzung der Sakramente durch Christus; diese sind bloße Schöpfungen der Kirche, leere Erinnerungszeichen. Alle Sakramente, von der Taufe bis zur Ehe, sind entwertet.

Es erübrigte dem Modernismus noch, mit der Kirche aufzuräumen. Er hat dies versucht in Satz 52—63. Nach ihm lag die Idee einer Kirche, die als Gesellschaft Jahrhunderte auf Erden dauern sollte, dem Geist Christi fern. Die Kirche ist wie die menschliche Gesellschaft auch in ihrem organischen Aufbau einer stetigen Entwicklung unterworfen, der Primat stammt nicht von Christus, sondern ist ein Ergebnis politischer Verhältnisse. Die Kirche ist nicht die Lehrmeisterin unveränderlicher göttlicher Wahrheit; denn Christus selber hat keine eigentliche Lehre hinterlassen, sondern nur eine religiöse Bewegung angebahnt; die Wahrheit selbst ist dem Wechsel unterworfen, und die christliche Lehre hat derartige Wandlungen durchgemacht, daß nicht einmal die apostolischen Glaubensartikel jetzt für uns den gleichen Sinn haben wie für die ersten Christen. Die Kirche ist endlich nach dem Modernismus infolge ihres starken Dogmenzwanges unfähig geworden, die Ethik des Evangeliums wirksam zu schützen. Sie ist auch in dieser Beziehung entwertet. Daher gibt die Moderne in den beiden Schlußsätzen 64 und 65 der Kirche Rat und Mahnung, alle Hauptpunkte des katholischen Dogmas zu revidieren oder am besten auf alle Dogmen Verzicht zu leisten.

In den genannten Gruppen von irrigen Sätzen ragen drei Grundirrtümer über die andern empor: die Geringschätzung der kirchlichen Lehrautorität, die stolze Selbstüberhebung der modernen Wissenschaft, besonders der freiheitlichen Bibelkritik, die Behauptung einer rein natürlichen Entwicklung des katholischen Dogmas aus schließlich ebenso rein natürlichen Keimen. Dem Gange der Ereignisse der letzten Jahre und Jahrzehnte zufolge nahm der Irrtum seinen Ausgang von der fortgeschrittenen, den kirchlichen Schranken sich entreißenden Bibelkritik. Das ist wohl auch der

Grund, warum exegetische Seitenblicke bei jeder Gruppe der genannten Irrtümer uns wieder begegnen. Gehen wir jedoch den Quellen jener irrigen bibelkritischen Grundanschauungen nach, so finden wir dieselben in der rationalistischen Methode der protestantischen Dogmengeschichte. Die aprioristische Leugnung des Übernatürlichen, die stillschweigende Annahme, bei der Entstehung des Christentums könne es sich bloß um eine rein natürliche Entwicklung handeln, wurde zum Ausgangspunkt auch der Untersuchungen über die heiligen Schriften gemacht.

Wenngleich nun die Irrtümer in jener ausgeprägten Form, in welcher sie vom Heiligen Stuhl verurteilt wurden, Gott sei's gedankt, nur zum geringsten Teil im katholischen Deutschland sich Eingang zu verschaffen wußten, so dürfen wir doch die ernsten Zeichen der Zeit auch für unser Vaterland nicht verkennen. Die Leugnung des Übernatürlichen ist auf deutschem Boden heimisch, keine etwa bloß exotische Pflanze. Die Gefahr ist da, daß das Unkraut weiter wuchert und die Marken des katholischen Glaubens nicht verschont. Die gefahrvolle Bewegung der freisinnigsten Bibelkritik hat ihre Wellen, wenn auch nur schwächer, nach Deutschland herübergeworfen, und leider vermehrten sich in den letzten Jahren auch bei uns die Stimmen, welche dem kirchlichen Lehramt sehr wenig günstig klangen und immer lauter und lauter alles vor das Tribunal der Wissenschaft forderten. Also auch für uns Grund genug, um so treuer zu Rom zu stehen und um so dankerfüllter der Stimme des obersten Hirten zu lauschen.

Was die Stunde heischt.

„Wie man auch über den gegenwärtigen Konflikt zwischen dem Staat und der Kirche in Frankreich denken mag", schreibt ein freigeistiger Italiener im Juliheft der „Deutschen Revue", „jene Art ‚Sperre', zu der sich der französische Klerus im Gehorsam gegen das Wort Roms rüstet, ist immerhin ein großartiges Beispiel von Disziplin und ein bewunderungswürdiges Schauspiel von Festigkeit." Das Wort versetzt den deutschen Leser zurück in eine Zeit verwandter Kämpfe im eigenen Vaterland. Mehr als dreißig Jahre sind es her; vieles, nur allzu vieles ist seitdem vergessen. Hoch stieg damals die Bedrängnis, aber es war eine große, eine schöne Zeit; strahlende Ruhmeskränze von makelloser Reinheit hat sie um die deutsche Kirche des 19. Jahrhunderts geschlungen.

Mannhaft, ein geordnetes Schlachtheer, standen die Katholiken Gesamtdeutschlands; an ihrer Spitze, hochverehrungswürdig und hochverehrt, der Episkopat, einig wie ein Mann; vertrauend, gehorsam, opferwillig, Hand in Hand mit ihm der Klerus; überquellend von Begeisterung und Kampfesmut, um sie her das Volk, die treue Schar der Laien hoch und niedrig. Alle fanden sich zusammen in einer rührenden Ehrfurcht und Anhänglichkeit für den Papst. Selten hatte die Liebe zum Statthalter Christi in Deutschland so allgemeine und tiefe Wurzeln gefaßt wie zu Pio nono, dem standhaften Kreuzträger, dem mutigen, entschiedenen Bekämpfer der großen Zeitverirrungen. Kaum daß hie und da vereinzelt staatskatholische Diplomatennaturen sich abgesondert hielten, daß ein paar Nikodemusseelen im Schatten sich verbargen. Die Stimme des Gewissens, der geheime Zug der Sympathie ließ auch sie verstohlen hinneigen zur bedrängten Kirche. Dunkel und hoffnungslos, undurchdringlich lag die Zukunft, die Schläge folgten rasch und die Opfer waren groß, aber doch lebte Zuversicht und Mut, die Freudigkeit des Kampfes in den Herzen der deutschen Katholiken. Schon das Gefühl der Gemeinsamkeit machte stark. Auserwählte Führer lenkten ihre Reihen. Wie waren sie aber auch bewundert, gefeiert und verehrt, die Lieblinge und der Stolz des Volkes! Katholische

Preßorgane, die damals sich Bahn brachen oder zu Bedeutung emporstiegen, begrüßte ein fast unbegrenztes Vertrauen, ein wahrer Heißhunger, ein stets sich erneuerndes Verlangen der katholischen Lesermassen. Wissenschaftliche Leistungen gelehrter Katholiken und ihre Erfolge erschienen wie das Gemeingut der Gesamtheit. Namen wie eines Kardinal Hergenröther, Johannes Janssen waren mit einer Art freudiger Ehrfurcht genannt. Was galten uns damals unsere katholischen Künstler, ein Deger, ein Steinle, ein Ph. Veit! Mit welchem Enthusiasmus wurde ein Epos wie Dreizehnlinden begrüßt! Die Katholiken Deutschlands bildeten eine geistige Einheit, einen Bruderbund, und zu der Widerstandskraft, welchen ein solcher Zusammenschluß gewährt, kam höheres Licht und belebende Wärme durch das Bewußtsein, daß das Recht auf ihrer Seite und die ganze, die echte — die göttliche Wahrheit.

Und heute? Zwar wie damals sehen sie sich im Kampf begriffen, umdroht von allen Seiten. Die Blockmajorität im deutschen Reichstag, aus dem leidenschaftlichsten Wahlkampf hervorgegangen auf offen zentrumsfeindliche Parole hin, erinnert einigermaßen an die gewitterschwülen, bangen Reichstagssessionen zurück von 1871 und 1872. Im weiten Umkreis des nationalen Lebens starren heute wie damals Verneinung, Irrtum, Gleichgültigkeit und Haß der Kirche feindselig entgegen, gefährden ihre Rechte, ihre Freiheit, ihre Lebensäußerungen, bedrohen selbst den ihr anvertrauten Schatz göttlicher Belehrung. Aber in den eigenen Reihen ist leider manches anders geworden. An Stelle der Eintracht scheinen Entfremdung und Zerklüftung, an Stelle der Freudigkeit Mißbehagen, an Stelle des Vertrauens Argwohn und Parteigetriebe allmählich sich einfressen zu wollen. Es ist, wie wenn in einer kriegeübten Armee die Manneszucht zu erschlaffen beginnt.

Ein paar Jahre ist es her, da erschien eine kleine Schrift, die rasch mehrere Auflagen erlebte; sie führte den Titel: „Gefahren der gedanklichen Anarchie". Sie enthielt manches Beherzigenswerte auch für uns Katholiken. Das beste aber an ihr war der Titel, er wog einen Folianten auf. Einige Zeit danach folgte eine andere Schrift, ein ernstes Buch aus angesehener Hand, es ging die Katholiken Deutschlands noch um vieles näher an, es trug die Aufschrift: „Die religiöse Gefahr" [1]. Mancherlei hat man gegen

[1] Von Albert Maria Weiß O. Pr., Freiburg 1904. Vgl. diese Zeitschrift LXVII 207.

das Buch einwenden zu können geglaubt; daß es viel Unleugbares und Zutreffendes enthielt, mußten aber alle gestehen, und den Kern der Sache genommen, sprach das Buch die Wahrheit. In Frankreich hat 1901 eine achtungswerte Stimme sich erhoben, um die Kreise des dortigen Klerus zu warnen vor einer unmerklich, aber stetig sich vollziehenden „Infiltration protestantischen Geistes“ in die dermalen beliebte Art der Bibelforschung (Fontaine, Les Infiltrations Protestantes et le Clergé Français). Was er befürchtet hat für eine bestimmte Klasse und ein abgegrenztes Gebiet der Wissenschaft, das hat für die sog. „gebildeten Kreise“ der Katholiken Deutschlands schon in großem Umfange Platz gegriffen. Diese leise, allmählich, allerorts und in aller Richtung, immer allgemeiner und immer stärker sich vollziehende Infiltration protestantischer Auffassungen im Geistesleben der gebildeten Katholiken Deutschlands, eine unschwer erklärbare Folge der politischen und materiellen Vormacht des Protestantismus und ihrer konsequenten, zielbewußten Ausnutzung, die ist im Grund das Übel, an dem wir leiden und das für die Zukunft die schwersten Gefahren droht.

Doch wäre es weder nützlich noch gerecht, nur bei den trüben Erscheinungen und beunruhigenden Symptomen zu verweilen. Noch immer setzt unsere katholische Gemeinschaft sich zusammen aus kerngesunden Elementen unseres Volkes, geistig und sittlich vielfach vom Verderben noch unberührt. Eine Fülle guter Kräfte ist vorhanden, auf den verschiedensten Gebieten regen sich hoffnungsreiche Keime. Wir brauchen nicht erst den schwierigen Anfang zu versuchen; er ist gemacht, und die schlimmsten Schwierigkeiten sind siegreich überwunden. Die Katholiken im heutigen Deutschland verfügen über einen Schatz großer Errungenschaften, eine jahrzehntelange Schulung, eine treffliche Organisation. Unser Vereinswesen, soweit wenigstens die äußeren Umrisse erkennen lassen, steht in hoher Blüte. Auf charitativem wie auf sozialem Gebiet, für Wissenschaft und Kunst, für Geselligkeit und Frömmigkeit wird so mit geeinten Mitteln das Gute erstrebt. Unsere Presse ist weithin verbreitet und viel gelesen, wir haben eine Anzahl gut besorgter und manche einflußreiche Blätter, die auch in fremden Lagern sich Gehör zu verschaffen wissen. Wir zählen auch heute noch angesehene und hervorragend tüchtige Parlamentarier, deren Name Klang hat und deren Stimme Widerhall findet von einem Ende des Vaterlandes bis zum andern. In mehr als einer Wissenschaft stellen die Katholiken Deutschlands Vertreter von anerkannter Kompetenz und haben Leistungen aufzuweisen von all-

gemeiner und bleibender Bedeutung. Gediegene Einzelarbeiten auf enger umgrenzten Gebieten sind aus ihren Reihen häufig und mehren sich noch von Jahr zu Jahr. Es hieße geflissentlich die Augen verschließen, wollte man die Tatsache unbeachtet lassen, daß allenthalben an den katholischen Bildungsstätten Deutschlands große Strebsamkeit herrscht, und die jüngere Generation wahrhaft von Eifer brennt, ihre Kräfte zu möglichst reicher Entfaltung und sich selbst im Leben zu voller Geltung zu bringen. Der Zug zur Religion ist darüber noch keineswegs erkaltet. Noch manch reiche Ader echten Christentums ruht in den Tiefen unseres Volkes. Die Herzen vieler, auch in den gebildeten und höheren Klassen, durchzieht ein wahres Sehnen nach Glauben, sittlicher Erhebung und innerem Frieden. Die Opferwilligkeit, wo Angelegenheiten der Religion, Verteidigung der Kirche oder christliche Liebestätigkeit in Frage kommen, ist auch in Laienkreisen oft bewunderungswürdig. Beispiele von Überzeugungstreue, Muster katholischer Pflichterfüllung lassen sich verfolgen bis zu den höchsten Stufen gesellschaftlichen Ranges oder der öffentlichen Stellung; einer warmen und tiefen Liebe zur Kirche und zum katholischen Glauben begegnet man nicht nur vielfältig in den Heimstätten unseres guten schlichten Volkes, sie lebt auch noch in Geistern, die über die große Menge hoch emporragen, und beseelt noch Kreise, die in ihrer Umgebung zu den führenden gerechnet werden. Unser katholischer Klerus im großen hat ganz gewiß nicht aufgehört, des Vertrauens und der dankbaren Anhänglichkeit des Volkes wert zu sein. Welche Summen von Geistesarbeit und Willenskraft, von Entsagung und sittlichem Heldenmut diese Schar von deutschen Priestern nicht müde wird, unaufhörlich einzusetzen für ihre Herde und für ihren heiligen Beruf, das ermessen, ja das *ahnen* jene freilich nicht, deren Blick nur am Äußern haftet und die eine Rechtfertigung für sich selbst darin suchen, daß sie darauf aus sind, an den Dienern des Heiligtums Mängel zu beklagen. Mit einem vielfach recht eifrigen und tüchtigen Seelsorgeklerus vereinigen die Klöster und Ordensgenossenschaften ihre Bemühungen, und es wäre undankbar, zu verkennen, daß auch hier viel Gutes vorhanden ist und Großes geleistet wird.

Welch ein Aufschwung für die katholische Sache wäre möglich, welcher Blüte müßten wir in Deutschland entgegengehen, welch schöne Tage reich entfalteten Geisteslebens würden anbrechen, wären diese verheißungsvollen Elemente, diese Fruchtkeime alle getragen von dem gleichen Geist katholischer Wärme und katholischer Einmütigkeit, deren die Kirche Deutschlands vor

30 Jahren sich zu erfreuen hatte! Wie wäre es Gewinn, wenn wechselseitiges Vertrauen mit einem Bande von Achtung und Liebe alle wichtigeren Zentren geistigen Lebens freundschaftlich geeint hielte, wenn etwa widerstrebende Sonderinteressen oder unfügsame Einzelanschauungen heilsame Schranken fänden an höheren Rücksichten der Gerechtigkeit und der Gemeinschaftlichkeit! Gar manche schmerzliche Erfahrung könnte dadurch dem katholischen Deutschland erspart, mancher tiefe Schaden verhütet werden. Und würde eine klare, feste Bahn vor jedem Katholiken sich auftun, der ins öffentliche Leben tritt, und würde der nutzlosen Vergeudung edler Kraft für falsche Ziele, dem Irregehen des redlichen Willens dadurch vorgebeugt, wie Großes wäre dadurch errungen!

Sollte es wirklich so ganz unmöglich sein, den Weg zu jener Einmütigkeit noch einmal zu finden und den Eingang zu entdecken zu jener sichern Bahn des wahren Heils? Nicht so weit noch ist die Entfremdung geraten. Nicht unerreichbar scheint es noch, in Bezug wenigstens auf gewisse Hauptanschauungen und Hauptgrundsätze sich zu verständigen. Von jedem Katholiken, der des Namens wert sein will, darf erwartet werden, daß er den folgenden Axiomen unumwunden zustimmt:

1. Die Religion, das, was unsere Seelen mit dem Ewigen und Göttlichen verbindet, ist wie das Höchste und Heiligste, so das praktisch Wichtigste, das es für den Menschen gibt. Ihrem Vollbegriffe nach, als Schatz des geoffenbarten Glaubens wie als Mitteilung übernatürlicher Gnade, wird sie uns aber dargeboten von unserer katholischen Kirche, im Auftrag Christi, ihres göttlichen Stifters, vollverbürgt und unvermindert.

2. Nur dann wahrt diese Religion Halt und Macht über den einzelnen im Getriebe des Lebens und wird ihm zum Heil, wenn sie ihn tief im Innern erfaßt und durchdrungen hat und folgerecht sein äußeres Tun beherrscht. Nur dann vermag die Zugehörigkeit zur Kirche und die Teilnahme an ihren Gnadenmitteln zu stählen und im Kampf zu feien, wenn ihr Geist rückhaltlos aufgenommen, wenn ihr angehangen wird ganz und unzweideutig und ohne Kompromiß.

3. Ganz und unverfälscht der Kirche angehören heißt aber, sie so hinnehmen und ihr so sich unterordnen, wie sie von dem Sohne Gottes für uns auf dem Felsengrund gebaut worden ist, als Hüterin des festumgrenzten Schatzes übernatürlicher Offenbarung und mit der ewig unabänderlichen Verfassung, wie Christus sie ihr gegeben hat. Auf dem Fundament, das gelegt war durch die Apostel und Propheten, hat er

„durch den Heiligen Geist die Bischöfe hingestellt, die Kirche Gottes zu regieren" (Apg 20, 28), alle geeint unter ihrem Haupte, dem er die Schlüssel übertragen, und der berufen ist, „seine Brüder im Glauben zu stärken" (Lk 22, 32).

Hettinger[1] hat einmal von sich bekannt, daß er dieser katholischen Kirche „sein bestes Besitztum verdanke, alle Nahrung seines Geistes, allen Aufschwung seiner Seele, allen Trost seines Herzens". Er nahm die Kirche ganz so, wie sie ist, er fühlte sich, wie er rühmt, als „Sohn der katholischen Kirche" und er fand infolgedessen, daß „ihr göttlicher Charakter sich ihm in allen Erscheinungen des Lebens immer mehr und immer überzeugender bewährte". Aber Hettinger war gewiß kein enger Geist, er zählte nicht zu den Zurückgebliebenen, sein Leben und Wirken ist weder ein unfruchtbares gewesen für den Mitmenschen noch ein ruhmloses für ihn selbst. Frei konnte er sich rühmen, und jeder, den das Leben in seine Nähe führte, wird es ihm bestätigen:

„Nichts wahrhaft Schöne in Natur und Kunst sollte mir fremd bleiben; den Erscheinungen echter Humanität bin ich nachgegangen, wo immer sie sich mir darboten, und keine finstere, krankhafte Weltflucht hat mein Auge vor ihnen verschlossen. In allem Großen, Edeln, Menschenwürdigen, das mir je im Leben begegnet ist, habe ich immer wieder einen Widerschein jenes Lichtes erkannt, das jeden Menschen erleuchtet, und das Walten des Geistes, der da weht, wo er will, über unsere Kirche aber seine Gaben in reichster Fülle ausgeschüttet hat. Wie der Pilot nach dem Polarsterne, habe ich zu ihr darum aufgeblickt in diesen Zeiten, da die sittliche Welt tief von Stürmen aufgeregt ist, damit ich einen festen Halt gewänne inmitten der Bewegung, nicht preisgegeben dem Spiel von Wind und Wellen."

Das also ist das untrügliche Heilmittel, das ist, was die Stunde heischt, heute mehr und dringender als jemals: Treu zur Kirche und darum treu zu Papst und Bischof! Derselbe einst gefeierte Lehrer hat darüber wahr geschrieben:

„Der Katholik besitzt an seiner Kirche eine Art objektiver, übernatürlicher Vernunft, die ihn leitet in den großen Fragen des Lebens, der er sich vertrauensvoll hingeben kann, ohne fürchten zu müssen, irre zu gehen. Es ist eben die Vernunft Gottes selbst, im Evangelium offenbar geworden und von der Kirche erklärt, die ihn leitet. Man nennt solches Bevormundung . . . Kinder haben seinen Vormund nötig. Und wenn ich denn doch einmal nicht alles erforschen kann, wenn das meiste und gerade das Höchste und Beste unerforschbar ist, dann

[1] Aus Welt und Kirche, Freiburg 1886, Vorwort.

gebe ich mich doch lieber dem Worte der Kirche hin, deren Blick die Welt umspannt, deren Alter nach Jahrtausenden zählt, als menschlicher Autorität."

Versöhnung mit der modernen Kultur gilt heute als der Zaubertrank, vor dem alle Übel weichen sollen. Deshalb das ungestüme Rufen nach „Reform", d. h. nach Umgestaltung dessen, was gerade jedem kleinen Geiste als veraltet scheint. Allein die katholische Kirche braucht mit der Kultur der Menschheit sich nicht erst zu versöhnen, sie ist die größte Kulturmacht, von allen die werktätigste und die segensvollste. Was den Menschen wahrhaft emporhebt, was sein Leben zu verklären und dauernd zu beglücken im stande ist, hat sie nie feindlich von sich gestoßen. Wo Zeit und Platz für die rechte Reform, schrecken die Hüter der Kirche nicht vor ihr zurück. Zu gesundem Leben gehört ja zeitgemäße Erneuerung der Kräfte und Überwindung des schadhaft Gewordenen. Aber es muß Reform sein im Sinne und Geist der Kirche, in Übereinstimmung mit ihrer Lehre und Verfassung. Bischof v. Keppler in seiner denkwürdigen Ansprache vom 1. Dezember 1902 hat sich treffend hierüber ausgesprochen:

„Die wahre Reform ist immer eine Reform von Grund aus, von innen heraus nach außen, nicht von außen nach innen. Reformieren heißt zurückbilden. . . . Reform des Katholizismus bedeutet eine Vertiefung, Reinigung, Verstärkung des Charakters der Katholiken nach der katholischen Seite hin. Das ist die Hauptsache. . . .

Katholische Reform kann nur mit den Bischöfen gemacht werden. ‚Wer nicht durch die Tür in den Schafstall eingeht, sondern anderswo hineinsteigt, ist ein Dieb und ein Mörder' (Jo 10, 1). Dieser Spruch Jesu erledigt alle falschen Reformversuche.

Der Kirche selbst ist von Natur aus ein Reformdrang eingeboren; an die grandiose Reformation ihrer zahlreichen Ordensstifter sowie diejenige vieler Päpste braucht nur erinnert zu werden. Und eben dieser Reformdrang wirkt heute noch fort. Die Kirche hat jetzt an ihrer Spitze einen großen Reformator. Die katholische Kirche reformiert immer, dazu ist sie da; der Papst reformiert immer, die Bischöfe, die Priester sind immer mit Reformieren beschäftigt. . . .

Am Katholizismus ist nichts zu reformieren, am Katholikentum ist viel zu reformieren. Von dieser Distinktion hat jede echte Reform auszugehen. Wer sie nicht inne hält, wird damit anfangen, daß er stolpert, und damit enden, daß er fällt."

Auch Papst Pius X. ist ein Freund echter Reform, und die wenigen Jahre seines Pontifikates haben eingreifender Reformen bereits viele gesehen. Aber nicht in Umsturz und Gewaltsamkeit sucht er die Heilung, sondern in weiser Förderung des Gesundens von innen heraus. So wirkt der Geist

Gottes, von dem geschrieben steht, daß er „Neues schaffe" (Is 43, 19), daß er „alles erneuere" (Offb 21, 5). Menschenwerk hingegen wird immer nur den alten Menschen widerspiegeln mit seiner Beschränktheit, seinem Hochmut, seiner Leidenschaft, und statt zu verbessern, das Gute zerstören.

Der mächtige demokratische Zug, der unsere Zeit beherrscht, bringt es mit sich, daß man auch das Leben der Kirche ohne Umsetzung ins Demokratische, ohne eine gute Dosis Massenherrschaft und „Volksrechte" sich nicht mehr zu denken vermag. Es ist nicht neu, daß man an der von Christus gesetzten Verfassung seiner Kirche sich zu vergreifen versucht fühlt. Im Lauf der Kirchengeschichte hat sich gar manches schon zugetragen. Domkapitular Röhm[1] in Passau hat davon einmal mit wenig Federstrichen eine überraschende Skizze entworfen:

„Was folgte auf die Verwerfung des Papsttums? Erst hieß es bei den Byzantinern: nur Patriarchen, deren jeder ein Stück der Kirche regiert, erkennen wir an, aber keinen Papst, kein Haupt der Patriarchen. Dann kam die englische Kirche und sagte: weder Papst noch Patriarchen, bloß Bischöfe. Ihrerseits erklärten die Protestanten des Kontinents: auch keine Bischöfe, bloß Pfarrer und über ihnen den Landesfürsten. Später kamen die neuen protestantischen Sekten in England und anderwärts mit der Erklärung: Pfarrer können wir nicht brauchen, bloß Kanzelprediger. Endlich erschienen die Quäker und andere neue Genossenschaften und hatten die Entdeckung gemacht: auch die Prediger sind vom Übel; jeder sei sein eigener Prophet, Lehrer und Priester. Einen Schritt noch weiter hinab zu tun, ist bis jetzt noch nicht gelungen. . . ."

Fast scheint es, als ob in unsern Tagen Bestrebungen im Werke seien, diese „Schritte weiter hinab" auch noch zu wagen.

In anderer Wellenlinie bewegten sich die Versuche, an der katholischen Kirchenverfassung zu rütteln, innerhalb der kirchlichen Gemeinschaft selbst. Gewöhnlich war es der Gegenstoß einer Parteirichtung nach erlittener Niederlage auf dem Gebiete der Lehre. So folgte auf die Verurteilung des Jansenismus durch den Papst jene bekannte Bewegung, die für Deutschland ihren Ausdruck fand in der Emser Punktation. Der Verwerfung Wessenbergs in Rom folgten auf dem Fuße die demokratisierenden Umtriebe unter dem Klerus im südwestlichen Deutschland während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der Verurteilung der Lehre des Georg Hermes die Adreßbewegung unter der Geistlichkeit der Sprengel von Köln

[1] Aufgaben der protestantischen Theologie, Augsburg 1882, 73.

und Trier um ein Recht der Einflußnahme auf die Handhabung der Kirchenzucht und Verwaltung in ihren Diözesen. Die Niederlage der Januspartei auf dem Vatikanischen Konzil zeitigte endlich als Gegenwirkung eine ganz neue Erscheinung, das „Aufsteigen des Laientums“ im Kirchenregiment. Einen ersten Anlauf dazu verriet freilich bereits die anmaßende Koblenzer Laienadresse im Juni 1869, die auch an einigen andern Orten der rheinischen Diözesen damals Nachahmung fand. Es war eine ebenso verständnislose wie unbefugte Einmischung einzelner bunt zusammengewürfelter Gruppen von Laien in rein kirchliche Angelegenheiten von höchster Tragweite, suchte jedoch in der äußeren Form den Schein einer ehrerbietigen Aussprache der kirchlich Untergebenen gegenüber ihrem Diözesanbischof aufrecht zu erhalten. Aber so lauter war damals noch in Deutschland der Sinn für das kirchlich Geziemende, daß dieses Unterfangen einer nahezu allgemeinen Mißbilligung in kirchentreuen Kreisen begegnete. In katholischen Tagesblättern wie in besondern Schriften wurde entschieden Protest dagegen erhoben, und Dr Jörg sprach in den Historisch-politischen Blättern (LXIX 882) geradezu von „dem frechen Auftreten der sog. Koblenzer Adresse“. Als katholische Mitglieder des Zollparlamentes angesichts des bevorstehenden allgemeinen Konzils damals in Berlin zusammentraten, um wegen ihrer Besorgnisse für die Zukunft der Kirche eine gemeinsame vertrauliche Äußerung ihren Oberhirten zu unterbreiten, war es ihr ausgesprochener Wille, zu dem von ihnen verurteilten Vorgehen der Koblenzer sich in geradem Gegensatz zu halten. Jene „Laienbewegung“ aber wirkte sich folgerichtig aus zum Abfall mancher ihrer Teilnehmer und zur Entfaltung von Theorien und Verbreitung von Ideen, die auch auf die innerhalb der Kirche verbliebenen Freundeskreise unheilvollen Rückeinfluß ausüben sollten. Kein geringerer als Windthorst war es, der zuerst von öffentlicher Stelle aus diese Richtung als unkatholisch gebrandmarkt hat. Es war bei der Altkatholikendebatte im preußischen Abgeordnetenhaus 3. Mai 1875, daß er ausführte:

„Die Herren kamen in München zusammen, es handelte sich darum, etwas klarer zu stellen, was von nun an der katholische Glaube für die versammelten Herren sein solle. . . . Man ging im allgemeinen schon recht weit. Es wurde nämlich behauptet, daß ein Ausspruch des Papstes auch mit Zustimmung der Bischöfe nicht ausreiche, um einen Glaubenssatz festzustellen — das war bis dahin von allen Katholiken immer geglaubt worden — denn der katholischen Laienwelt, dem Klerus und der wissenschaftlichen Theologie gebühre das Recht des Zeugnisses und der Einsprache. Überdies ward erklärt, daß man eine Reform der

Kirche anstrebe, welche die heutigen Gebrechen und Mißbräuche aufhebe und insbesondere die berechtigten Wünsche des katholischen Volkes auf verfassungsmäßig geregelte Teilnahme an den kirchlichen Angelegenheiten erfüllt werde." [1]

Allein so weit die altkatholischen Kirchenhäupter in München damals 1871 auch gehen wollten, sie hielten doch das Laienregiment noch in gewissen Schranken zurück. Als Bild der „echt kirchlichen Regeneration" proklamierten sie (Stenogr. Bericht, Einleitung XIII) „einen Zustand, in welchem die Kulturvölker katholischen Bekenntnisses ohne Beeinträchtigung ihrer Gliedschaft an dem Leibe der allgemeinen Kirche, aber frei von jedem Joche unberechtigter Herrschsucht, jedes sein Kirchenwesen, entsprechend seiner Eigenart und im Einklang mit seiner Kulturmission und einträchtiger Arbeit von Klerus und Laien ausbildet".

Dank mancherlei Durchsickerungen aus solchen und andern außerkirchlichen Kreisen, ist es heute nicht mehr bloß die „einträchtige Arbeit von Klerus und Laien", durch die unser eigenes Kirchenwesen gebildet werden soll. Das Laientum erscheint sich hier und dort schon viel weiter „aufgestiegen". Es droht beinahe auf kirchlichem Gebiete sich wiederholen zu sollen, was unser Vaterland im Mittelalter erlebt hat auf dem ökonomischen mit den Laienvögten der Stifter und Klöster: erst deren Beschützer, dann Gebieter, zuletzt Bedränger. Noch sind wir nicht so weit, aber die Zeichen der Zeit deuten doch nach dieser Richtung. Papst,

---

[1] Was Windthorst bei dieser Rede vor Augen hatte, war das „Programm", das der Altkatholiken-Kongreß zu München (22.—24. Sept. 1871) veröffentlicht hatte, wo es (II—IV) u. a. heißt:

„Wir wahren der katholischen Laienwelt und dem Klerus wie der wissenschaftlichen Theologie bei Feststellung der Glaubensregeln das Recht des Zeugnisses und der Einsprache.

„Wir erstreben unter Mitwirkung der theologischen und kanonistischen Wissenschaft eine Reform in der Kirche, welche im Geiste der alten Kirche die heutigen Gebrechen und Mißbräuche heben und insbesondere die berechtigten Wünsche des katholischen Volkes auf verfassungsmäßig geregelte Teilnahme an den kirchlichen Angelegenheiten erfüllen werde — wobei, unbeschadet der kirchlichen Einheit in der Lehre, die nationalen Anschauungen und Bedürfnisse Berücksichtigung finden können.

„Wir betrachten die künstliche Abschließung des Klerus von der geistigen Kultur des Jahrhunderts (in Knabenseminarien und einseitig von Bischöfen geleiteten höheren Lehranstalten), bei dessen großem Einflusse auf die Volkskultur, als gefährlich und höchst ungeeignet zur Erziehung und Heranbildung eines sittlich frommen, wissenschaftlich erleuchteten und patriotisch gesinnten Klerus.

„Wir verlangen für den sog. niedern Klerus eine würdige und gegen jede hierarchische Willkür geschützte Stellung."

Bischöfe und Priester mögen ferner ihre Titel tragen und am Altar dienen, mögen beten und Sakramente spenden, doch sollen sie dabei nie vergessen, daß sie im Grunde eigentlich von Gemeindes Gnaden sind. Der Papst möge sich wohl hüten, etwas zu lehren oder etwas als Irrtum zu brandmarken oder ein Buch zu verbieten im Widerspruch mit der augenblicklich vorherrschenden oder wenigstens bemerkbarer sich kundgebenden Ansicht der Hochschulprofessoren und publizistischen Wortführer. Hat man doch bereits im Herzen des katholischen Deutschland eine geheime „Laienorganisation" sich bilden sehen, um dem Papste über die Zweckmäßigkeit des kirchlichen Bücherverbotes Belehrungen zu erteilen. Und sie geht damit um, an den Papst das Ansinnen zu stellen, daß das Oberhaupt der katholischen Kirche künftig der Ausübung eines so wichtigen Teiles seiner Lehrgewalt und Hirtenpflicht sich am besten ganz zu enthalten habe! Die Koblenzer Laienadresse, die sich ja schon recht eingehend mit der kirchlichen Büchergesetzgebung beschäftigt hat, ist hier fast noch übertrumpft.

Wie der Papst, mögen die Bischöfe sich bescheiden und friedfertig schicken nach dem, was die leitenden „katholischen" Preßorgane ihnen gestatten oder oktroyieren. Die Pfarrer mögen sich bewußt bleiben, daß sie außer für Gottesdienst und Sakramentenspendung in der Gemeinde eigentlich nichts zu sagen haben, sie mögen nur die Laienwelt in ihren Vereinen und Versammlungen ruhig gewähren lassen und gebührend in Ehren halten. Das ist jene „Bewegung gewisser Laienkreise für ein sog. ‚Laienapostolat'", von welcher der „Westfälische Merkur" Nr 341, 12. Juli 1907 feststellen muß, daß sie „alle schärfer Blickenden schon lange mit großer Sorge erfülle" und von seiten „der berufenen Hirten, vom Papste bis zum letzten Seelsorger, eine verdoppelte Wachsamkeit" verlange.

Nicht so kennt es der deutsche Katholik von altem Schrot und Korn. Er hält sich an das Wort des Herrn, an die berufenen Träger seiner Vollmachten: „Gehet hin und prediget den Völkern und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe, und siehe, ich bin bei euch." „Wer euch höret, der höret mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich." „Wenn einer die Kirche nicht hört, der sei dir wie ein Heide und öffentlicher Sünder" (Mt 18, 17).

Aber man verlangt geistigen Fortschritt, man will „Weiterentwicklung auch in der Glaubenserkenntnis", auch in der Wissenschaft vom Göttlichen. Ja, im Katholizismus will man recht eigentlich „das Prinzip des Fortschrittes" neu entdeckt haben. In der Tat ist ein solcher Fort-

schritt möglich, und an ihm zu arbeiten ist niemand verwehrt. Ein solcher Fortschritt ist sogar erwünscht, und er hat stattgefunden, solange die Kirche lebt. Aber gerade hier bedarf es der treuen, beharrlichen Versenkung in die Überlieferungen der Kirche und der festen Anlehnung an das kirchliche Lehramt, an Papst und Bischöfe. Nichts hat diesen Fortschritt so sehr gehemmt und gestört als das Abirren verwegener, allzu selbstvertrauender Geister. Ihr Studieren und Lehren war nutzlos vergeudete Kraft, waren mächtige Schritte außerhalb des Weges. Statt voran zu führen, brachten sie Verwirrung und Stillstand. Man braucht nicht zurückzugehen zu den Tagen eines Priszillian, eines Abälard oder Berengar von Tours. Deutschland im 19. Jahrhundert ist reich genug an warnenden Erfahrungen. Ein Hermes, ein Anton Günther, ein Schell, um nur die bekanntesten Namen zu nennen, was hätten sie für die Kirche werden können, und welch verhängnisvolle Saat haben sie hinterlassen! Hettinger als Theologe und als ergrauter Lehrer von reicher Erfahrung hat da überaus Zutreffendes ausgesprochen; seine Worte lauten wie die eines Sehenden[1]:

„Ein falscher Idealismus, oft gerade bei den Strebsamsten, welcher den Boden der nüchternen, praktischen Verstandestätigkeit verläßt und statt durch gründliches, mühsames, positives Studium sich in den Geist der Kirche hineinzuleben, sich fortwährend nur in dem Kreise der eigenen Anschauungen und poetisch-philosophischen Lukubrationen bewegt, macht sie subjektivistisch und unbrauchbar, wenn auch das Schifflein ihres Lebens, mit allerlei schiefen Ideen und falschen Vorstellungen beladen, am harten Felsen der unwandelbaren Kirchenlehre nicht scheitern sollte.“

Es gehört zu den großen Schlagwörtern des Tages: Vereinigung der Konfessionen, „Beseitigung des Trennenden“. Ohne Zweifel ist der durch ganz Deutschland klaffende Riß der religiösen Trennung ein überaus beklagenswertes Übel, unheilvoll für die Gesamtheit, ein unseliges Verhängnis für jeden einzelnen der Getrennten. Seitdem die Spaltung währt, hat es innerhalb der Kirche nie an edeln Christenseelen gefehlt, welche dafür gebetet und dahin gearbeitet haben, den Riß zu heilen oder zu überbrücken. Bis in unsere Zeit hinein haben Bestrebungen dieser Art ihren Gang genommen, bald in der Öffentlichkeit bald leise in der Stille, und haben Anteilnahme gefunden in und außerhalb der katholischen Ge-

[1] Aus Welt und Kirche II 112 113.

meinschaft. Immer aber ist von katholischer Seite wesentlich Nachdruck darauf gelegt worden, daß den Grundsätzen der Kirche nichts vergeben werde und daß alles geschehe unter der Billigung der Bischöfe und mit dem Segen des Papstes. Erst der neuesten Geistesepoche, die über die Katholiken hereingebrochen ist, war es vorbehalten, auch hier die alten Wege zu verlassen. Jeder Ungefragte und Unberufene weiß heute am besten, was zu geschehen hat, was preisgegeben werden muß, was anders werden soll, welche Konzessionen zugestanden werden können, damit den Protestanten die Lust geweckt werde, sich mit uns zu vereinigen. Daß alles Hindernis nur an der schroffen alten Kirche liegt, die so gar nicht modern werden, so gar nicht bequem mit ihren Lehren und Einrichtungen hantieren lassen will, ist selbstverständliche Voraussetzung, und begierig lauscht man auf die Einfälle protestantischer Wortführer, was sie etwa noch mehr beseitigt oder abgeändert zu sehen wünschen. Und so glaubt man, aus Gegnern der Kirche ihr gehorsame Söhne zu gewinnen! Welch ein Geschlecht halsstarriger Halbkonvertiten könnte man sich so im besten Falle heranziehen! Einigungsentwürfe in dieser Art bleiben verlorne Liebesmühe. Es bleibt dabei, was der große Völkervereiniger für Juden- und Heidenchristen niedergeschrieben hat: „Ein anderes Fundament kann niemand legen außer jenem, das schon gelegt ist" (1 Kor 3, 11). Hier erst recht sehen wir uns gewiesen an die kirchliche Lehre und Überlieferung, an Papst und Bischöfe als Träger der Autorität. Heute wie ehemals steht Petrus an der porta speciosa, die zum Tempel Salomos führt; Johannes harrt an seiner Seite (Apg 3, 6). Dem Petrus aber ist der Schlüssel anvertraut, er ist der Hüter jener Türe, von der ein Höherer verkündet hat: *Ego* sum ostium ovium. Führen wir die kranke Menschheit, tragen wir den lahmen Bettler herbei und legen wir ihn nieder zu den Füßen des Petrus. Lassen wir Petri Nachfolger die lösende und heilende Hand dem Armen entgegenreichen und ihm den tröstenden Gruß bieten: „Was ich habe, das gebe ich dir, im Namen Jesu Christi stehe auf und wandle."

Kaum anders steht es mit dem weitgetriebenen Bemühen, die konfessionellen Schranken, auch ohne ihren tieferen Grund zu heben, äußerlich verschwinden zu machen. Gerechtigkeit und christliche Liebe gegen den Nebenmenschen, in welchem Glauben auch immer er aufgezogen sei, und Achtung gegen ihn, wo immer er sie verdient, ist gewiß im Geist unserer Kirche. Zusammenwirken mit ehrenhaften Andersgläubigen, wo Staat

oder Gemeinde, hilfreiche Barmherzigkeit oder Bedürfnisse der Volkswohlfahrt dazu auffordern, entspricht durchaus der Lehre und Übung der katholischen Kirche in Deutschland. Verlangt doch die Kirche von jedem die volle bürgerliche Pflichterfüllung, preist doch gerade sie das Verdienst der guten Werke und predigt sie Friedfertigkeit, Sanftmut und Barmherzigkeit. Die katholischen Staaten Deutschlands, vorab die katholischen Provinzen und Kommunen Preußens haben durch die Tat und bis zum Übermaß den Beweis geliefert, wie man in der katholischen Gemeinschaft die Duldsamkeit versteht. Aber es gibt ein Zusammengehen mit Andersgläubigen, welches das innere Heiligtum bedroht, wo die berufenen Vertreter der Kirche, wo ihre Lehren und Vorschriften ein Halt gebieten. Hier gilt das Wort (2 Kor 6, 14): Nolite iugum ducere cum infidelibus. Kein anderer als der Apostel der Liebe, der Evangelist der Gottheit Christi, hat in diesem Sinne geschrieben (2 Jo 10): „Wenn einer zu euch kommt und diese Lehre nicht mitbringt, nehmet ihn nicht auf, bietet ihm nicht einmal den Gruß!" Auch hier ist es das Lehramt der Kirche, Papst und Bischöfe, welche die Schranken zu ziehen, den Weg zu weisen haben.

Gleichzeitig mit dem verschwommensten Interkonfessionalismus betont man aber heute in religiösen Dingen die weitestgehende „Berücksichtigung der nationalen Eigentümlichkeiten". Auch für Lehre und Kultus soll die Nationalität eine gewichtige, wenn nicht gar die entscheidende Rolle spielen. Ganz neu ist die Sache nicht. Die Nationalisierung der Religion hat Böhmen mit dem Hussitismus beglückt und Frankreich mit dem Elend der Gallikanischen Freiheiten bedacht. Die kirchliche Verurteilung des Amerikanismus war noch in frischem Gedächtnis, als man in Deutschland offen den „germanischen Katholizismus" zu proklamieren wagte. Man verlangt, wie es an anderer Stelle treffend ausgesprochen wurde, auch für Deutschland einen „Katholizismus eigener Prägung". Daher auch die ängstliche Scheu, die man davor hat, als „ultramontan" zu gelten, daher die Beflissenheit — eine Haupterrungenschaft der neuen Ära — zu betonen, daß man „gut katholisch" sei, aber beileibe nicht ultramontan. Dem ganzen, echten Katholiken ist solche Unterscheidung fern. Schlicht und recht blickt er auf Bischof und Papst hin als seine Führer und Lehrer in dem, was seiner Seele not tut. Ihre Unterweisungen oder Warnungen nimmt er hin mit der Ehrfurcht und mit dem Vertrauen des Sohnes, der sich zu Hause weiß in seiner Kirche und sich wohl fühlt unter ihrer Leitung. Der Papst ist ihm das von Gott bestellte Haupt der Kirche

und der lebendige Mittelpunkt ihrer Einheit, Grund genug, ihm anzuhangen und auf ihn zu horchen.

„Katholizität", schreibt Hettinger[1] unter Berufung auf Joh. Chrysostomus, „heißt Gemeinschaft, Gemeinschaft im Höchsten und Hehrsten, was der Mensch nur immer hat. Außer unserer Kirche ist sie nicht, kann sie nicht sein; denn außer ihr sind nur Bruchteile der Wahrheit, ist nicht die ganze volle Wahrheit; darum erscheint auch nicht die ganze volle Menschheit, sind nur vereinzelte Richtungen des menschlichen Strebens; einseitige Verstandestätigkeit — Rationalismus; einseitige Gefühlsrichtung — Pietismus, Mystizismus; einseitige Willensbildung — Moralismus."

Hätte der greise Theologe 20 Jahre später geschrieben, er hätte wohl hinzugefügt: außer der Kirche und nicht die volle Wahrheit, und daher auch nicht für die ganze Menschheit sind: Gallikanismus, Amerikanismus, germanischer Katholizismus und jedweder künftige „Katholizismus eigener Prägung". Statt dessen hat er ein anderes schönes Wort hinzugefügt[2]:

„Schon oft hat man seit den Anfängen des Christentums die Kirche mit der Arche verglichen. . . . Glücklich, wem immerfort ein heiliger Berg winkt, zu dem er aufblicken, auf den er sich flüchten mag aus diesen düstern Gründen, wo die Last des Lebens schwer auf uns drückt und so bald alle unsere Ideale befleckt und zerbrochen zu unsern Füßen liegen!"

Unsere Kirche heißt nicht nur, sie ist in der Tat „die streitende Kirche". Unablässig wogt ihr Kampf gegen die Feinde des Heils, die sichtbaren und die unsichtbaren. Das heiße Ringen wird erst enden, wenn Christus das Reich, das ihm übertragen, vollendet zurückgibt in die Hände des Vaters. Aber wohl selten seit den Tagen eines Decius oder Diokletian war der Kampf ein so allgemeiner und erbitterter wie heute. Es geht eben um die heiligsten und die wichtigsten Güter. Nicht einzelne Glaubenswahrheiten stehen auf dem Spiel, sondern der Besitz der ganzen übernatürlichen Offenbarung. Selbst die Grundlagen derselben werden bedroht, die notwendigen und vernünftigen Voraussetzungen zur Annahme des Glaubens. Niederlage in diesem Kampfe bedeutet für den einzelnen den geistigen und sittlichen Ruin, für die Völker den Verfall. Ernster Kampf, standhaft geführt mit allen Hilfsmitteln der Natur und Gnade, bleibt demnach unerläßlich. Der siegreiche Ausgang aber ist nicht möglich, es sei denn im treuen Anschluß an die von Gott bestellten Führer, Papst

[1] Aus Welt und Kirche II 330. [2] Ebd. II 470.

und Bischöfe. So war es in schwerer Zeit vor 30 Jahren. Damals hat im preußischen Abgeordnetenhaus 15. Mai 1876 der alte Windthorst den verbündeten Kirchenfeinden getrost entgegenrufen können:

„Nein, meine Herren, das Band in der katholischen Kirche zwischen Papst, Bischof, Klerus und Laien beruht nicht auf Zwang, es beruht auf der freien, festen Glaubenstreue und auf der gegenseitigen Liebe. Ein solches Band werden Sie nicht zerreißen können!"

Bischof v. Keppler aber mahnt in jener berühmten Kundgebung vom 1. Dezember 1902: „Im Gehorsam ruht das Heil der Kirche und des einzelnen. . . . Die Kraft der Kirche, des Katholizismus beruht auf ihrer Geschlossenheit." Was er daher vor allem verlangt gerade „in Zeiten wie die heutigen", ist: „Herzensanschluß an die Kirche durch ein Leben nach dem Glauben, durch willigen Gehorsam gegen die Autorität, durch wahrhaft innerliche Bescheidenheit."

Das haben einst unsere Väter recht verstanden, und das sollte unter uns wiederkehren. „Der Krieger, der zu gehorchen weiß, wird von Siegen reden", so ist an heiliger Stelle (Spr 21, 28) verheißen.

Dann werden die Katholiken Deutschlands geistige Triumphe feiern, wenn auch sie der ganzen Welt wieder darbieten, wie dereinst in schwerer Zeit, „ein großartiges Beispiel von Disziplin und ein bewunderungswürdiges Schauspiel von Festigkeit". Fest steht nur der, der ganz sich stellt auf den Boden der Kirche, die da ist „die Säule und Grundfeste der Wahrheit". Der Boden ist nicht schwer zu finden: Ubi Petrus ibi ecclesia.

Auf der schiefen Ebene zum Idealismus?

Gemeint ist die bekannte neuere philosophische Theorie, nach der Farben und Töne draußen im Universum ganz andersartige Wesen sind, als wie sie uns erscheinen, nämlich nur irgendwelche Kombinationen von Ausdehnung und Bewegung, die mit den schönen bunten Farben, den harmonischen Tönen usw. keine Ähnlichkeit haben. Ankläger sind einige Philosophen, die in letzter Zeit wieder häufiger als früher hierin ein äußerst gefährliches Zugeständnis an den Idealismus erblicken.

Gewiß, wenn die Anklage begründet wäre, wenn jene Theorie wirklich zum Idealismus führte, so wäre ihr Todesurteil gesprochen, nicht etwa bloß vor der scholastischen Philosophie, sondern auch vor jeder ehrlichen konsequenten Naturwissenschaft. Was vor dem Forum der exakten Wissenschaft immer am meisten Eindruck machte, ist die gänzliche Unvereinbarkeit dieser Weltanschauung mit einem folgerichtigen wissenschaftlichen Betrieb. Wenn die Existenz anderer Wesen, wozu doch auch die übrigen Forscher gehören, nicht für ausgemacht gelten kann, so fängt konsequent jede Wissenschaft mit dem denkenden Ich von vorne an; man hat kein Recht, irgend ein bisheriges Resultat auf Treue und Glauben hinzunehmen, außer allenfalls das Recht der Verzweiflung; es ist ja schließlich unmöglich, die Logarithmentafeln, die man benutzen will, erst selbst nachzurechnen, allen Fakta selbst nachzuspüren, alle Experimente zu wiederholen, um so erst den Boden für die eigenen Forschungen zu schaffen. Ganz abgesehen davon, daß das Interesse für die Wissenschaft denn doch gewaltig zusammenschrumpft, wenn auch die eigenen Forschungen schließlich nichts anderes bedeuten als Gesetzmäßigkeiten unserer Halluzinationen; wenn es sich folglich bei der Forscherarbeit bloß darum handelt, in die eigenen Halluzinationen Ordnung zu bringen; das wäre ja prinzipiell nichts Höheres als die krampfhaften Anstrengungen eines Paranoikers, sein Wahnsystem konsequent auszubauen.

Es macht denn in der Tat kein Naturforscher auf seinem Gebiet mit dem Idealismus Ernst; wenn er wegen philosophischer Trugschlüsse, die

er nicht zu lösen vermag, Idealist zu sein vorgibt, so ist er es in gewissen Stunden, die ihm immer einen traumartigen Eindruck zurücklassen, sobald er nachher an die reale Arbeit herangeht. In seiner Forscherarbeit ist er Realist wie jeder andere Mensch, arbeitet für den realen Fortschritt der realen Wissenschaft, für eine kommende Generation, die auf unsern Schultern stehend weiter strebt, oder jedenfalls für ein reelles lesendes Publikum.

Sollte also die sog. moderne Ansicht vom Wesen der Sinnesqualitäten schließlich auf einem derartigen öden Idealismus landen, so wäre es freilich schlimm um sie bestellt. Es scheint uns angesichts mancher neuerer Kontroversen darüber nicht uninteressant, auch einmal vor einem breiteren Publikum auf eine Frage einzugehen, die, auf der Grenzscheide von Physik, Physiologie und Psychologie gelegen, sie alle sehr wesentlich berührt; es ist zugleich eine Frage, die, je nachdem man sie entscheidet, entweder die Gesamtheit der Naturforscher mit Einschluß vieler und bedeutender katholischer Philosophen als Idealisten hinstellt und so dem Idealismus eine Anhängerschaft zuschreibt, die stutzig machen könnte, oder aber denen recht gibt, die meinen, in der praktischen Welt wie auf dem Boden einer wirklich voranschreitenden exakten Wissenschaft gebe es nur Realisten.

Worum handelt es sich eigentlich? Beispiele werden es anschaulich machen. Jedermann kennt das „stechende Gefühl" — wie man es nennt; psychologisch genauer wäre zu sagen, die Stichempfindung — das eine gute Dosis Ammoniak in unserem Geruchsorgan bewirkt; haben wir uns das als etwas Stechendes schon im Gas selbst vorzustellen? enthält die Flüssigkeit jene Nadeln, die sich uns so unangenehm bemerkbar machen? oder ist die Stichempfindung nur eine Wirkung des Ammoniaks, die als solche erst in unserem Bewußtsein, in unserer Seele — ich sehe hier davon ab, wie weit beim sinnlichen Akt auch der Körper, das Organ, beteiligt ist — zur Tatsache wird? Dieselbe Frage kehrt überall wieder. Ist das Süß oder Bitter, das meine Zunge empfindet, das Warm, Lau, Kalt an meiner Hand auch in gleicher Eigenschaft im süßen oder bittern Geschmacksstoff, im kalten, warmen Wasser vorhanden? Oder habe ich in allen diesen Fällen anzunehmen, wie die Physik es tut, daß in den Körpern draußen nur chemische Affinität, nur Vibration und Bewegung vorhanden ist, die erst als gänzlich unähnliche Wirkung auf meine Sinne jene Erlebnisse entstehen lassen, wie Wärmegefühl, Kältegefühl, die schöne Farbe, den dumpfen Ton? Wenn wir übrigens von „bloßer Wirkung" reden, meinen

wir damit freilich eine eindeutige, konstante Wirkung, die in gleichen Umständen immer in ganz gleicher, konstanter Weise vom Objekt ausgelöst wird und deshalb mir recht wohl dienen kann, das Objekt zu kennzeichnen. Also, um unsere Frage allgemein zu stellen: sind die (subjektiven) Sinnesqualitäten, wie ich zusammenfassend die Farben, Töne, Geschmäcke usw. benennen mag, getreue Abbilder ebensolcher Eigenschaften in den Außendingen, wie es die „Abbildungstheorie" seit alters behauptet, oder sind diese subjektiven Ereignisse nur Wirkungen in der Sinnesfähigkeit, denen draußen ganz andere Dinge (unähnliche, wenn auch vom Objekt abhängige) entsprechen, wie es die „Wirkungstheorie" annimmt? Haben wir Abbild oder bloße Wirkung in unsern Sinnesqualitäten? Das ist in einem Wort die ganze Kontroverse.

Um uns über die Festigkeit der beiderseitigen Positionen einen Überblick zu verschaffen, gehen wir auf zwei Fragen etwas näher ein. 1. Wie kam es, daß die neue Ansicht, die Wirkungstheorie, die alte von der Sinnesevidenz so mächtig unterstützte Ansicht verdrängte? Welche Gründe führten dazu? 2. Was die Hauptfrage unserer Arbeit bildet: widerstreitet diese neuere Ansicht nicht flagrant dem Wesen der Erkenntnis, ist sie nicht notwendig ein Stück Illusionismus? Befinden wir uns mit ihrer Annahme nicht „auf jener schiefen Ebene", die im Sumpf des Idealismus ausläuft?

I.

Wenn man an die Frage zum erstenmal herantritt, möchte man sich wundern, wie eine besonnene Naturwissenschaft, nicht in den Systemen des einen oder andern philosophischen Sonderlings, sondern in klarer, Jahrhunderte hindurch voranschreitender Entwicklung zu einer solchen Ansicht kommen konnte. In der ihm eigenen geistvollen Weise hat einmal Fechner [1] diesen „Widerspruch" ausgeführt.

„Ich blickte durch eine Lücke, welche das Gebüsch ließ auf die davor ausgebreitete schöne große Wiese . . .; die Sonne schien hell und warm; die Blumen schauten bunt und lustig aus dem Wiesengrün heraus, Schmetterlinge flatterten darüber und dazwischen hin und her, Vögel zwitscherten über mir in den Zweigen, und von einem Morgenkonzert drangen die Klänge an mein Ohr. . . . Seltsame Täuschung, sagte ich mir; im Grunde ist doch alles vor mir und um mich Nacht und Stille; die Sonne,

[1] Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht I, Eingang.

die mir so glänzend scheint, daß ich mich scheue, ihr mein Auge zuzuwenden, in Wahrheit nur ein finsterer, im Finstern ihren Weg suchender Ball. Die Blumen, Schmetterlinge lügen ihre Farben, die Geigen, Flöten ihren Ton. . . . — Aber wie konnte ich auf solche absurde Gedanken kommen? Ich kam auch nicht darauf; ich kam nur darauf, daß man darauf gekommen ist, und fand es seltsam, daß man so allgemein darauf gekommen ist."

Es läßt sich nicht leugnen — und die angeführte Stelle wäre wohl geeignet, es blendend klar zu machen, wenn es dessen überhaupt noch bedürfte — daß die Abbildungstheorie den Anschein für sich hat; da nun der Mensch nach einem durchaus weisen Gesetz der Natur immer zunächst den Anschein für Wirklichkeit nimmt, bis er durch entgegengesetzte Erfahrungen belehrt wird, so ist es leicht begreiflich, daß es auch hier so ging. Den Stab im Wasser sieht nicht bloß das Kind gebrochen, auch der Erwachsene sieht es so; aber das Kind wird auch wirklich dadurch getäuscht, und erst durch spätere Erfahrungen, besonders mit Hilfe des Tastsinnes, lernt es ein Urteil fällen, das den bleibenden Schein des Gesichtssinnes richtig stellt. Was Wunder, wenn wir die glänzenden Farben, die so klar und unauflöslich mit der Blume verbunden erscheinen, die dazu durch keine andern Sinne ein Dementi erfahren, für ebenso objektiv halten wie die Blume selbst, vielleicht unser ganzes Leben hindurch!

Aber schon eine aufmerksamere *psychologische* Analyse wäre wohl geeignet, darüber nachdenklich zu machen. Ist jenes Süß, das ich beim Zucker erfahre, jenes Sauer oder Scharf oder Stechend geradeso auch Eigenschaft der Körper draußen? Auch unentwegte Anhänger der alten Theorie wurden über diese Konsequenz stutzig und ließen hier den subjektiven Zutaten einen weiten Spielraum, ohne freilich zu verraten, wie weit das gemeint sei. Wenn gar diejenigen neueren Psychologen recht haben sollten, die den Schmerz als Empfindung, d. h. als Erkenntniselement, auffassen, dann wäre hier der gleiche Schluß noch viel klarer; niemand wird dem glühenden Eisen selbst den Schmerz zuschreiben, den es erregt. Wenn man aber so bei einigen Sinnen die Auffassung der Sinnesqualität als bloßer Wirkung einer ganz andersartigen objektiven Ursache naheliegend findet, dann kann man wohl mit Recht fragen: ist es bei den übrigen Sinnen wesentlich anders?

Weiter als auf diese gelegentlichen Bedenken würde man wohl nicht so bald gekommen sein, wenn nicht hier die *Entwicklung der Natur-*

wissenschaften einsetzte, welche von ihrem Anfang als exakter Wissenschaft an mit Konsequenz immer in diese Richtung drängte.

Dem alten Naturbeobachter schien eine Erklärung der unendlich mannigfaltigen Naturprozesse nicht möglich ohne Annahme einer großen Anzahl von spezifisch verschiedenen inneren Tendenzen, Kräften, welche die Bewegungen oder Umwandlungen regierten. Solche Wesen waren das Streben nach oben oder unten, das die natürliche Bewegung der Körper beherrschte, das Grundstreben jedes Körpers, jeden andern in sich umzuwandeln, die Wärme, die Kälte, die Trockenheit, die Feuchtigkeit und so viele andere. Jede sinnlich wahrnehmbare Eigenschaft war eben nach dem Wesen der herrschenden Abbildungstheorie notwendig geradeso draußen zu finden, wie sie drinnen im Sinnesbild sich gab. Wenn z. B. in der Erkenntnis des Temperatursinnes zuerst Kälte bemerkbar wird, die allmählich abnimmt, dann durch einen Nullpunkt hindurch in Wärme umschlägt, so wäre das ein unmittelbarer Beweis, daß auch draußen erst eine Qualität der Kälte geherrscht habe, die abnimmt und endlich durch die spezifisch davon verschiedene Wärme abgelöst wird.

Hier vollzog sich mit Begründung und Ausbau der modernen Physik eine grundsätzliche Wandlung. Immer klarer zeigten sich zunächst in den groben mechanischen Bewegungen der Materie die wenigen Agentien, die alles beherrschen, die fundamentale Eigenschaft der Trägheit, wonach die gleichförmige geradlinige Bewegung ebensowohl als Zustand gilt, der keine weitere erhaltende Ursache fordert als die Ruhe, ferner der Stoß in seiner universellen Bedeutung, die — in ihrem letzten Wesen noch unbekannte — allgemeine Massenanziehung. So gelang es schließlich in jener großartigen Wissenschaft der analytischen Mechanik, mit Recht dem Liebling und Meisterstück der exakten Naturwissenschaften, in überraschend einfachem Zusammenhang die Probleme vom Gleichgewicht und der Bewegung der Körper zusammenzufassen, aus wenigen leicht verständlichen Grundannahmen mit der überlegenen Sicherheit einer mathematischen Deduktion abzuleiten, ein Gebäude, das schon vor 100 Jahren im großen Zusammenhang fertig dastand.

Kein Wunder, daß man versuchte, diese einfachen und übersichtlichen Erklärungen auch auf die eigentlichen physikalischen Kräfte, Wärme, Licht, Elektrizität usw. zu übertragen. In keinem Gebiet ist das bis jetzt vollkommener gelungen als in der Wärmelehre durch die mechanische Wärmetheorie. Die scheinbar ruhige, homogene, nur in ihrer Intensität ver-

änderliche Kraft der Wärme, die durch einen sonderbarerweise schwankenden Nullpunkt in die konträre Kälte sich verwandeln kann, löste sich gemäß dieser Hypothese auf in „eine Bewegung der kleinsten Teilchen". Diese einfache Annahme erlaubte, die Unzahl der Tatsachen, welche von der Wärmeänderung herrühren, zu übersehen, zu gruppieren, nicht bloß qualitativ, sondern selbst quantitativ zu berechnen, ja vorauszusagen. Was Wunder, daß man auf diesem Gebiet den alten spezifisch verschiedenen Qualitäten den Abschied gab und Wärme und Kälte, wie wir sie nennen, nur mehr als Wirkungen der mehr oder weniger schnell auf das Sinnesorgan auftreffenden Massenteilchen betrachtete! Dann wäre es unter anderem leicht begreiflich, daß je nach dem subjektiven Zustand des Organs dieselbe äußere Temperatur bald als Wärme bald als Kälte erscheinen konnte oder sogar, wie es vorkommt, den verschiedenen Händen gleichzeitig als Kälte und Wärme erscheint: während es unbegreiflich bliebe, daß bei demselben Grad Celsius draußen bald Wärme bald Kälte herrschen sollte. Die Wirkungstheorie macht das leicht begreiflich, die Abbildungstheorie würde daran scheitern.

Es ist nicht nötig, auf die gleiche Entwicklung der Wissenschaft in ihren andern Gebieten, Licht, Elektrizität usw., näher einzugehen[1]. Überall wiederholt sich dasselbe Streben, das Geschehen der anorganischen Natur in gleicher übersichtlicher Weise aufzuklären aus den Grundannahmen der Mechanik kleinster Teilchen. Will man es nach den großartigen Erfolgen damit den Naturforschern verargen, daß sie in dieser Tendenz allein den wahren Fortschritt ihrer Wissenschaft erblicken und die Einführung von andern spezifisch voneinander verschiedenen Qualitäten, die nichts voraussagen lassen, als Scheinerklärung zurückweisen?

Gewiß ist es wahr: die Physik ist nicht die einzige Naturwissenschaft; was vom Standpunkt der Physik zweifellos als überflüssig sich erweist, könnte für Physiologie oder Psychologie noch immer notwendig sein, und dann könnte es durch die Physik zwar nicht bewiesen, aber auch nicht widerlegt werden.

Aber tatsächlich ist auch hier die Entwicklung dieselbe wie dort. Je tiefer Sinnesphysiologie und Psychologie das ganze Reich der Tatsachen überblicken, ordnen und kennen lernen, desto klarer wird ihr Schluß für die Sinnesqualitäten: „Wirkung und nicht Abbildung!"

---

[1] Man vergleiche darüber die ausgezeichneten Artikel von P. Linsmeier z. B. in Natur und Offenbarung 1902.

Daß für die Entstehung des sinnlichen Aktes, wie er in der normalen Wahrnehmung vorliegt, von psychologischem Standpunkte aus äußere Sinnesqualitäten nicht notwendig sind, sondern die reinen Bewegungszustände, welche die Physik in der Natur als Einziges annimmt, völlig genügen, zeigen uns manche Fälle abnormer Sinneswahrnehmungen. Solche Fälle sind vor allem die sog. „subjektiven Empfindungen", d. h. Empfindungen aus rein innerer Ursache. Damit sind nicht gemeint — eine Verwechslung, der man bisweilen begegnet — Geräusche, die innerhalb des Körpers ihren Grund haben, wie das Zischen der Lunge usw., sondern solche, die nirgendwo außer der erkennenden Seele als Geräusch vorkommen, die von keinem Nebenstehenden gehört werden können, wenn sie auch für den Hörenden bisweilen eine Stärke haben, welche dazu mehr als hinreichen würde: also die Halluzinationen von Farben, Gestalten, Tönen in voller sinnlicher Stärke, so daß der Betreffende sie aus bloßen inneren Kriterien nicht von der Wirklichkeit zu unterscheiden vermag.

Diesen gewöhnlich mehr seltenen Fällen reihen sich an die ungeheuer häufigen Erregungen der Sinnesnerven durch ungewöhnliche, nicht spezifische („inadäquate") Reize, z. B. die Erzeugung von Tönen, Farben durch Elektrizität, die ebenfalls einem Nebenstehenden unbemerkbar sind, die Lichterscheinung bei seitlichem Druck auf das Auge, die Flimmererscheinungen, welche bei rein körperlicher Erregung der Hirnrinde auftreten usw.

Gewiß wäre es voreilig, aus diesen Tatsachen ohne weiteres schließen zu wollen: da bei diesen abnormen Sensationen keine objektive Qualität mitwirkt, ist sie auch bei der normalen Sinneswahrnehmung nicht beteiligt. Denn derselbe Schluß ließe sich sofort drehen gegen die Rolle des Objektes draußen und der Wellenbewegungen, die es aussendet, welche doch unzweifelhaft die notwendige Vorbedingung für die normale Wahrnehmung sind. Aber ein anderer Weg führt uns zum Ziele. Niemand, wie gesagt, bezweifelt die Notwendigkeit der physikalischen Reize, z. B. der Wellenbewegungen für die Hervorbringung der normalen Sensation. Das bestätigt die wissenschaftliche Erfahrung beständig: solange die physischen Reize vorhanden sind und auf das intakte Sinnesorgan einwirken können, haben wir eine Empfindung; mit der verschiedenen Stärke der Reize wechselt auch ihre Intensität; Entstehen, Vergehen, Variationen der Qualität, Ausdehnung, Stärke werden bestimmt durch die äußeren Reize; mit einem Wort, es zeigt sich hier jene durchgängige Abhängigkeit zwischen Sinneserkenntnis und jenen physischen Größen, wie sie nur jemals zum Nachweis

eines kausalen Zusammenhangs verlangt werden kann. Es genügt ja, das Auge zu schließen oder durch ein buntes Glas zu sehen, wodurch in leicht zu übersehender Weise alle Ätherwellen oder diejenigen einer bestimmten Strahlengattung zurückgehalten werden, um sich sofort von dem maßgebenden Einflusse der physischen Reize auf die Empfindung zu überzeugen. Also, mag auch einmal eine Wahrnehmung aus inneren Ursachen ohne Mitwirkung ihrer äußeren Objekte entstehen, für die normale Wahrnehmung sind letztere die ganz unbestritten notwendige Ursache.

Dagegen sagen mir die genannten Erfahrungen nichts, ob bei der normalen Wahrnehmung daneben noch äußere Sinnesqualitäten eine Rolle spielen. Wie wollte man das auch durch Tatsachen beweisen? Man kann ja nicht wie bei den physischen Reizen Existenz und Eigenschaften jener objektiven Qualitäten unabhängig von den Sensationen nachweisen und so zeigen, daß sie denselben parallel gehen. Der einzige Grund — wenigstens von psychologischem Standpunkt — wäre etwa die Vermutung, eine Erkenntnis könne überhaupt nicht zu stande kommen ohne Mitwirkung einer objektiven Qualität, das liege etwa im Wesen des Erkenntnisprozesses. Wenn wir also Fälle aufweisen können, wo eine Sensation in ihrer ganzen inneren Vollkommenheit besteht, ohne daß eine derartige objektive Qualität dabei beteiligt war, haben wir offenbar diesen letzten Grund zerstört. Das geschieht aber eben durch die Existenz der Halluzinationen, wie vorher gezeigt. Also zeigen diese Tatsachen wirklich, daß die „objektive Sinnesqualität“ auch vom Standpunkt der Psychologie aus, zur Erklärung des Entstehens der Sinneserkenntnis, keine Existenzberechtigung hat, ein wahres ens superfluum ist.

Einige Gegner haben hiergegen die Antwort bereit, das seien Ausnahmefälle, aus denen man nichts schließen dürfe. Man darf wohl fragen, ob die pathologischen und experimentellen Isolierungen der Bedingungen in der Physiologie, Physik, überhaupt jeder experimentierenden Wissenschaft, auf denen sich diese ganzen Wissenschaften aufbauen, etwas anderes sind!?

Daß die Intensität der Empfindung kein Abbild der Intensität des Reizes ist, ist der eingestandene Schluß der gesamten Psychophysik. Die Intensität der Empfindung, die ich etwa definieren kann durch die Anzahl ihrer Merklichkeitsgrade, ist nämlich nicht proportional der Intensität draußen, sondern steht gerade innerhalb mittlerer Grenzen, welche für unsere Erkenntnis die Hauptrolle spielen, in einem ganz andern Verhältnis. Wie schon die Erfahrung uns nahe legt, nimmt die Schallstärke

bekanntlich nicht um das doppelte, zehnfache zu, wenn die Zahl der Instrumente oder Sänger sich verdoppelt, verzehnfacht, sondern weit weniger, als man erwartet hätte. Wie mancher war schon enttäuscht, wenn er einen Chor von Hunderten hörte, nicht jene überwältigende Tonfülle zu finden, die er nach seinen Erfahrungen mit 10 oder 40 sich herausgerechnet hatte! Ja wie die scharfsinnigen Untersuchungen neuerer Psychologen bewiesen haben[1], ist eben diese Übersetzung der Intensitäten in einen andern Maßstab ein teleologisches Meisterwerk, nämlich die notwendige Bedingung für das beste Wiedererkennen der Gegenstände trotz wechselnder Beleuchtung.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß nach dem Prinzip der Wirkungstheorie in all dem nichts Merkwürdiges liegt. Wirkungen brauchen ihren Ursachen nicht in allen ihren Abmessungen proportional zu sein und sind es gewöhnlich nicht. Eine Dampfmaschine produziert elektrisches Licht: zwischen dem Verbrennungsprozeß der Kohle, der oszillierenden Bewegung des Kolbens, der strömenden Elektrizität und schließlich dem Endprodukt des Lichtes besteht, von den Verlusten abgesehen, eine gewisse Äquivalenz der Energie, aber keine sonstige Ähnlichkeit. Noch viel weniger ist Ähnlichkeit oder selbst Proportionalität zu erwarten, wenn, wie das hier der Fall ist, weder die physischen Reize die Totalursache der Empfindung sind noch auch ihre ganze Wirksamkeit einzig in dieser Produktion erschöpfen.

Noch viel schlagender sind die Überlegungen, welche auf das Wesen und die gegenseitigen Relationen der Qualitäten selbst eingehen. Hier bietet schon der einzige Gesichtssinn eine Fülle von Tatsachen, welche der Abbildungstheorie in jeder Form widersprechen.

Unter Voraussetzung einer wahren Abbildung mußte man sagen: gleiche Empfindung — gleiche objektive Ursache, wenigstens unter normalen Umständen; sind Empfindungen voneinander mehr, weniger entfernt, so müssen es auch die abgebildeten objektiven Qualitäten sein; allgemein: der Verschiedenheit der objektiven Ursachen muß immer eine ähnliche Verschiedenheit der Empfindungen entsprechen. Das alles liegt unmittelbar im Begriff der Abbildung. Dort, wo nach allen wirklich Abbildung besteht, nämlich in der Erkenntnis der Ausdehnung, ist es deshalb völlig bewahrheitet. Ist die Fläche draußen groß, klein, die Mitte zwischen beiden, rund, eckig, so zeigt sich all das geradeso, groß, klein, mittel, rund, eckig im Erkenntnisbild des Sinnes.

---

[1] Vgl. G. E. Müller, Zur Grundlegung der Psychophysik § 125.

Nun aber zeigt sich bei der Qualität durchaus das Gegenteil. Die äußeren Ursachen (die Reize) sind hier nach der Physik die Wellenbewegungen des Äthers mit ihrer Verschiedenheit der Wellenlänge, die sich in kontinuierlichem, rein quantitativem Übergang von kürzeren zu längeren Wellen gruppieren lassen, Wellen von 800, 700, 600 $\mu\mu$ usw. Denen entspricht aber subjektiv, in der Erkenntnis dieser Reihenfolge eine Folge der größten Verschiedenheiten: anfangs haben wir Wärme als Erkenntnisäquivalent, etwas später beginnt auf einmal die spezifisch völlig verschiedene Farbe, und doch ist die Verschiedenheit der Wellenlängen zwischen beiden nicht größer, als sie es innerhalb der Farbenreihe ist; und weiter in dieser Farbenreihe selbst hat eine eingehendere Analyse die mannigfachsten Unterschiede festgestellt: es gibt Strecken, in denen die Farbe sich nur intensiv ändert, d. h. denselben Farbenton beibehält, andere, in denen sie den Farbenton stetig ändert; diese Änderungen des Farbentones wieder bewegen sich bald kontinuierlich zwischen zwei äußersten Gegensätzen, bald haben wir einen plötzlichen Wendepunkt, der zu einer neuen Qualität überleitet. Kurz, von einer Proportionalität zwischen Veränderung dieser äußeren Ursache und Veränderung der Qualität ist durchaus keine Rede; für eine Abbildung fehlt da jede Möglichkeit.

Was für Auswege könnten dieser offenbaren, lang bekannten Tatsache gegenüber noch möglich sein? Man kann theoretisch zwei erdenken: entweder man setzt neben die Wellenbewegungen der Physik noch in nicht weiter erklärter Weise eigene objektive Qualitäten, die den Wahrnehmungsprodukten ähnlich sind, bei 800 $\mu\mu$ etwa noch die objektive Wärme, bei 700 die objektive rote Farbe usw., und nimmt an (1.), daß diese objektiven Qualitäten, die allein die eigentlichen Ursachen der Empfindungen sind, mit den Wellenlängen nichts zu tun haben, von ihnen völlig unabhängig sind. Dann ist allerdings begreiflich, warum Wellenlängen und erkannte Qualitäten (gesehene Farben) so schlecht stimmen. Aber dann gelangt man in schönster Form auf eine harmonia praestabilita: es werden objektive Farben sonderbarerweise nur dann gesehen, wenn die zugehörigen und doch gänzlich von der Farbe unabhängigen Wellen in mein Auge gelangen; so oft den Wellen nach ihren physischen Gesetzen eine Änderung widerfährt, sie in neuem Medium ihre Schnelligkeit oder Richtung ändern, sie in einem Prisma in ein Büschel zerstreut werden usw., tun dasselbe in unbegreiflicher, unabhängiger (!) Gleichzeitigkeit die postulierten unabhängigen Qualitäten, was offenbar lächerlich ist.

Oder aber, wie es vorsichtigere Vertreter der Abbildungstheorie heute vorziehen, man macht (2.) objektive Qualität und Wellenbewegung voneinander abhängig; es wird z. B. die Qualität identisch erklärt mit der Bewegungsgröße, welche die Wellenbewegung beständig bewirkt; aber dann kehrt — von den physikalischen wunderlichen Folgen ganz abgesehen — mit verdoppelter Wucht die vorige Schwierigkeit wieder: wie kommt es dann, daß zwischen zwei Dingen, die so innig voneinander abhängen wie die Bewegung von der sie beständig verursachenden (?) Bewegungsgröße, absolut keine Proportionalität besteht, daß, während die Wellenlängen von 800 zu 400 $\mu\mu$ kontinuierlich übergehen, die disparate Qualitätenreihe warm — rot — grün . . . durchlaufen wird? Heißt das nicht, nach Bedürfnis mit sich gegenseitig ausschließenden Erklärungen operieren? Wird hingewiesen auf die ungeheure Unähnlichkeit, den Mangel an Parallelismus zwischen den Empfindungsqualitäten und ihren Ursachen, den Wellenlängen draußen, so heißt es: zwischen denen braucht auch keine Ähnlichkeit zu bestehen; die Empfindungen bilden ja nicht die Wellen ab, sondern die neben den Wellen draußen vorhandenen Farben; diese objektiven Farben und die Wellenlängen sind gänzlich verschiedene Dinge, die können untereinander beliebig unähnlich sein. Fragt man dann weiter: Wie kommt es dann aber, daß jene objektiven Farben für ihre Wirkung aufs Auge sich von den Wellen und ihren Schicksalen so gänzlich abhängig zeigen in allen ihren Einzelheiten? so werden die Farben mit den Bewegungsgrößen der Wellen geradezu identisch erklärt, was doch, wie man glauben sollte, den allergrößten Parallelismus zwischen beiden, zwischen der Wellenlänge und ihrer Totalursache, der Bewegungsgröße, einschließt. Heißt das nicht in der Tat, nach Bedürfnis bald eine Zweiheit und möglichste Verschiedenheit proklamieren, bald wieder, wo es besser paßt, möglichste Identität?

Übrigens ist dieser mangelnde Parallelismus, so beweisend er auch ist, nicht einmal das einzige, was der Abbildungstheorie widerspricht. Auf eine Fülle weiterer Tatsachen wollen wir hier nur kurz hindeuten.

Nach der Psychologie ist schwarz eine Farbe, ebenso reell im subjektiven Erkenntnisbild wie jede beliebige andere. Trotzdem entspricht ihr nach der Physik draußen nichts; sie wird ohne jeden äußeren Reiz subjektiv produziert, selbst bei geschlossenen Augen. Da versagt offenbar jede Abbildung.

Nicht besser für diese Theorie steht es mit der gewöhnlichsten aller Farben, dem Weiß. Wellenlängen, die Weiß geben, gibt es überhaupt

nicht, sondern nur bunte Farben, wie die im Spektrum voneinander isolierten Wellenlängen zeigen. Das Weißsehen besteht ausnahmslos darin, daß auf dasselbe Sehelement mehrere geeignete buntfarbige Strahlen zugleich oder kurz nacheinander einwirken. Also draußen im Körper haben wir nur die verschiedenen Wellenlängen nebeneinander, etwa die sog. grünen und roten; im Sinnesorgan heben sich die Wirkungen von Grün und Rot gegeneinander auf; statt beider erscheint innerlich das spezifisch von ihnen verschiedene Weiß. Es ist also tatsächlich hier zu sagen — und zwar in einem wahrhaftig „normalen" Fall, denn anders als so kann Weiß gar nicht gesehen werden —, hier wird immer notwendig gesehen, was nicht draußen ist, nämlich das reine Weiß; es wird nicht gesehen, was draußen ist, die beiden Farben. In der Wirkungstheorie ist das sehr leicht begreiflich, es ist in der Photochemie nichts Neues, daß die Wirkungen verschiedener Farben auf denselben chemischen Prozeß sich aufheben. Aber wie besteht damit eine Abbildungstheorie?!

Auch bei Weiß, wie übrigens bei jeder beliebigen Farbe, haben wir den schon betonten Widerspruch mit dem Prinzip der Abbildung, daß unzählig viele verschiedene Ursachen dasselbe Resultat erreichen: Weiß läßt sich bilden aus Rot und Grün, oder aber aus Blau und Gelb, oder aus jedem der beliebig vielen komplementären Paare; und doch haben wir in jedem Fall objektiv etwas gänzlich Verschiedenes, subjektiv immer das gleiche ununterscheidbare Weiß. Mit diesem mangelnden Parallelismus zwischen Empfindung und Objekt, der der Abbildungstheorie so verhängnisvoll ist, läßt sich übrigens, um das nebenbei zu erwähnen, eine wahre und eindeutige Abhängigkeit der Erkenntnis von den objektiven Eigenschaften recht wohl vereinigen. Mag das Weiß oder Rot auch keine Ähnlichkeit zu einem Außending haben, immer bleibt wahr, daß dasselbe äußere Objekt unter gleichen Umständen mir konstant weiß erscheint, ein anderes Objekt unter gleichen Umständen konstant rot. Die gesehene Farbe — und dasselbe gilt von jeder subjektiven Sinnesqualität — wird in der Tat völlig determiniert durch die objektiven Eigenschaften der Außendinge. Gewiß liegt es am Subjekt, an der Sinnesfähigkeit der Seele, daß wir überhaupt Farben sehen, Töne hören können; aber *welche* Farbe mir unter diesen Umständen erscheinen wird, das entscheidet nicht die Seele, sondern lediglich das Objekt.

Um endlich die schon allzulang gewordene Reihe der Widersprüche zu schließen, erwähne ich nur noch eine interessante Entdeckung der letzten

Jahre. Unser Auge besitzt zwei räumlich getrennte Sehapparate, den gewöhnlich wirksamen Hellapparat zum Sehen aller Farben bei Tageslicht und einen „Dämmerapparat“, dessen Organ die Stäbchen des Auges bilden (Parinaud-Kriessche Theorie); letzterer hat die Bestimmung, bei schwachem Licht in der Umgebung zu orientieren; er ist nicht etwa eine krankhafte Bildung, sondern von großer Bedeutung, sein Fehlen ein empfindlicher Mangel. Das Merkwürdige dieses Organs besteht nun darin, daß es uns sämtliche Farben in Weiß und Schwarz übersetzt, ähnlich einer Photographie. Es ist also da — wenn die Abbildungstheoretiker recht hätten — leibhaftig verwirklicht ein Apparat, der auf Täuschung angelegt ist, der uns nicht zeigt, was objektiv vorhanden ist, sondern etwas gänzlich Verschiedenes, und zwar konstant und als Natureinrichtung.

Das genügt wohl, um zu zeigen, daß in der Tat die ganze Entwicklung der neueren Wissenschaften, nicht nur der Physik, sondern auch der Sinnespsychologie nach dieser Auffassung drängt. Solange man die Gesamtheit der Tatsachen nicht übersieht, sondern den Eindruck hat, bloß einige schwer erklärliche Kuriosa vor sich zu haben, mag man Auswege suchen, um den Schein der Abbildung zu retten. Dagegen ist es sicher nicht zu verwundern, daß Philosophen, die sie in ihrer Geschlossenheit und Tragweite kennen gelernt haben, sich recht gut in diese neue Theorie hineinleben konnten. Mit Recht hat man hier auf das in mannigfacher Hinsicht ähnliche Beispiel des Kopernikanischen Weltsystems hingewiesen. Früheren Geschlechtern schien es geradezu undenkbar, ja absurd, sich auf einer Erde zu wissen, die nicht ruhig stände, wie es das Sinnenzeugnis doch so klar zeigte, sondern mit einer unglaublichen Geschwindigkeit durch den Weltraum geschleudert werden sollte; nachdem die wissenschaftlichen Beweise das über jeden Zweifel erhoben, hat sich längst jeder damit ausgesöhnt. Ganz so pflegt es denen zu gehen, die in der gegenwärtigen Frage die wissenschaftlichen Gründe überblicken. Sicher ihrer Position machen sie sich um die gegnerischen Behauptungen von Sinnestäuschung und Idealismus wenig Sorge, überzeugt, das werde sich ebenso befriedigend und sicher lösen lassen, wie einst die scheinbare Evidenz der Sonnenbewegung.

(Schluß folgt.)

Joseph Fröbes S. J.

Religion und Pädagogik.

Woher kommt es, daß trotz der großartigen Kulturfortschritte unserer Zeit, denen die vergangenen Epochen nichts Ähnliches an die Seite zu stellen haben, so wenige Menschen mit ihrer Lage zufrieden sind und so wenig wahres Glück zu finden ist? Ohne Zweifel daher, weil die sittliche Kultur mit der technischen nicht gleichen Schritt gehalten hat.

Fast jeder Tag bringt uns neue Mittel und Wege, uns die äußere Natur zu unterwerfen und es uns auf dieser kleinen Erde möglichst bequem zu machen. Aber zugleich mit diesen Erfindungen und Entdeckungen wachsen die Bedürfnisse und noch mehr die Begierden, und die Herrschaft über diese Begierden, die Selbstbescheidung, droht uns immer mehr verloren zu gehen. All die schönen technischen Fortschritte werden stets mehr in den Dienst der niedern sinnlichen Begehrungen gestellt, der Blick für die höheren Lebensziele verschleiert sich, und die rücksichtslose Selbstsucht wird immer ungescheuter zur tiefsten Triebkraft im gesellschaftlichen Leben gemacht.

Eine bloß äußere technische Kultur ohne entsprechende sittliche Kultur hat keinen dauernden Bestand. Das zeigt uns ein Blick auf die Geschichte. Wo sind jetzt die großen Kulturen der antiken asiatischen Völker: der Ägypter, Babylonier und Assyrier? Sie gingen an sittlicher Fäulnis zu Grunde. Ebenso fiel die noch herrlichere Kultur der Griechen und Römer der sittlichen Entartung zum Opfer. Auch unsere moderne Kultur wird demselben Schicksal nicht entgehen, wenn es nicht gelingt, sie auf eine sittliche Grundlage zu stellen.

Was man aber im Leben der Gesellschaft einbürgern will, muß man vor allem in die Erziehung einführen. Ohne eine Hebung der sittlichen Erziehung in Haus und Schule ist eine sittliche Reform der Gesellschaft unmöglich. Es darf uns deshalb nicht wundern, daß der Ruf nach einer gründlichen Reform und Hebung der sittlichen Erziehung immer allgemeiner und lauter wird.

Aber wie soll diese Reform beschaffen sein? Durch welche Mittel ist sie zu erzielen? Das ist nun das große Problem, an dem sich heute Unzählige abmühen. Und wem könnte dieses Problem gleichgültig sein?

Leider suchen sehr viele die Reform der sittlichen Erziehung auf Wegen, die absolut nicht zum Ziele führen können. Entweder wollen sie die Religion aus der Erziehung ganz ausschalten, oder wenn sie ihr noch eine Stelle einräumen, verflüchtigen sie dieselbe zu einem dogmenlosen, verschwommenen Schemen ohne Saft und Kraft.

Den ersteren Weg hat man schon seit Jahren in unserem Nachbarlande jenseits der Vogesen betreten, wo man nicht nur in den öffentlichen Schulen, sondern vielfach auch in der Familie jeden Einfluß der Religion auf die Erziehung fernhält. Eine ganze Flutwelle von „Lehrbüchern der Moral" überschwemmt das Land, in denen die Lehrer und Erzieher angeleitet werden, wie sie die Kinder ohne jede Religion zu sittlichen Menschen und zu guten Staatsbürgern heranziehen sollen. Die Früchte dieser religionslosen Erziehung zeigen sich schon jetzt und werden nur zu bald das schöne Land an den Rand des Verderbens bringen.

Auch in Deutschland haben wir nicht wenige, die in der Erziehung von der Religion ganz absehen wollen. Ich erinnere nur an die Sozialdemokraten, an die Freireligiösen und die Anhänger der sog. ethischen Bewegung. Glücklicherweise ist der Einfluß dieser Kreise auf das öffentliche Leben bis heute gering. Die große Masse des deutschen Volkes hängt noch an der Religion und will ihren Einfluß auf die Erziehung in Haus und Schule erhalten wissen.

Es darf uns deshalb nicht wundern, daß unter dem Druck der öffentlichen Meinung selbst radikale Lehrer und Pädagogen, die im Grunde jeder Religion abhold sind und die Entfernung des Religionsunterrichtes aus den öffentlichen Schulen fordern, dennoch ein bißchen Religion in der Erziehung erhalten zu wollen vorgeben, damit das Herz oder Gemüt nicht ganz leer ausgehe. Aber was ist das meistens für eine Religion!

Ein typisches Beispiel dieser Art bietet uns die „Denkschrift", welche die bremische Lehrerschaft der Schulbehörde vor zwei Jahren einreichte[1]. Darin wird die vollständige Beseitigung des Religionsunterrichts aus der Schule gefordert. Dann heißt es: „Das Recht und die Pflicht des Staates, Unterricht in den Sitten zu erteilen, wird durch die Abschaffung des Religionsunterrichts nicht berührt. Ein Sittenunterricht ist vielmehr ohne Zusammenhang mit dem Dogma sehr wohl durchführbar;

[1] Religionsunterricht oder nicht? Eine Denkschrift der bremischen Lehrerschaft, Bremen 1905.

ja er wird auf diese Weise planmäßiger und fruchtbarer gestaltet werden können. Die sittlichen Anschauungen und Grundsätze des bürgerlichen Lebens sind im wesentlichen von metaphysisch-dogmatischen Überzeugungen unabhängig. Sie werden vielmehr durch die natürlichen Lebensbedingungen und die kulturelle Entwicklung des Volkes bestimmt." [1] „Die sittlichen Grundsätze, die in den Schulen gelehrt werden müssen, sind jedenfalls so allgemein gültiger Art, daß sie des Zusammenhangs mit dogmatischen Vorstellungen entraten können. Ja eher ist die Anknüpfung der sittlichen Unterweisung an den Religionsunterricht dieser Unterweisung schädlich." [2] Die sittlichen Anschauungen des Alten Testamentes seien, heißt es weiter, unserer Zeit (d. h. der bremischen Lehrerschaft) fremd geworden. Außerdem leide der Sittenunterricht infolge des Anschlusses an den Religionsunterricht an einer völligen Planlosigkeit. Das mag bei den Protestanten angesichts der religiösen Zerfahrenheit wohl zutreffen.

Trotz alledem redet die Denkschrift noch von Religion. „In der pädagogischen Literatur wird vielfach die Forderung einer ‚sittlich-religiösen' Unterweisung aufgestellt. Wir können den Ausdruck ‚religiös' hier nur in dem Sinne anerkennen, daß er sich auf die religiöse Stimmung und Gesinnung im allgemeinen, nicht auf irgend eine besondere Religion mit bestimmtem dogmatischen Inhalt bezieht. Die religiöse Stimmung würde sich dann etwa in dem Gefühl der Ehrfurcht vor dem Erhabenen, weil über Menschenmacht und -maß Hinausgehenden, sowie in der Freude an allem Guten, Schönen und Wahren äußern, das Natur-, Geistes- und Kulturleben uns darbieten; die religiöse Gesinnung aber würde sich in dem festen und stetigen Willen betätigen, einen reinen und sittlichen Lebenswandel zu führen und alle in der eigenen Person vereinigten Kräfte und Anlagen zum eigenen Wohl und zum Wohl des Ganzen zu entfalten und auszubilden. Eine religiöse Bildung dieser Art läßt sich ebenfalls ohne einen dogmatischen Religionsunterricht besser erzielen als mit ihm." [3]

Hier ist doch der religiöse Nihilismus gar zu notdürftig mit religiösen Ausdrücken verdeckt [4].

---

[1] Religionsunterricht oder nicht? 8. [2] Ebd. 9. [3] Ebd. 10.

[4] Die Denkschrift ist unter andern auch von dem Lehrer W. Holzmeier unterzeichnet, der auf dem Allgemeinen deutschen Lehrertag in München (1906) die bezeichnenden Worte sprach: „Mit Riesengewalt lastet auf unserem Streben nach Licht, Freiheit und Wahrhaftigkeit der Druck der Kirche und des Christentums. Gegen

So weit gehen andere Pädagogen in Deutschland nicht. Sie möchten der Religion noch eine Stelle in der Erziehung erhalten wissen, sie schätzen dieselbe und preisen ihren wohltätigen Einfluß auf Herz und Gemüt des Menschen, besonders der Jugend. Leider weiß man oft nicht recht, was man sich unter der Religion vorstellen soll, von der sie in schönen und erhabenen Ausdrücken reden. Nur so viel wird einem meistens klar, daß diese Religion dogmenlos ist. Die Ethik, so hört man wohl sagen, soll nicht auf die Religion, sondern die Religion auf die Ethik gegründet werden. Die Religion besteht in geheimnisvollen Ahnungen, tiefsinnigen Symbolen und Deutungen der inneren Erlebnisse, welche geniale Männer geschaut und in ergreifender Weise zur Darstellung gebracht haben. Nicht aus dem Verstand, sondern aus dem Herzen stammen die religiösen Symbole, und darin liegt auch der Grund ihrer nachhaltigen Wirksamkeit auf Herz und Gemüt. Wie die sittliche Ordnung, so darf auch die sittliche Erziehung nicht auf die Religion gegründet werden, wohl aber muß die Religion die sittliche Erziehung ergänzen und vertiefen.

Derartigen Ausführungen kann man heute oft bei sonst wohlmeinenden und sehr achtenswerten Pädagogen begegnen, und ich halte diese Art, über die Bedeutung der Religion beim Werk der Erziehung zu reden, für gefährlicher als den offenen religiösen Nihilismus, weil viele Eltern und Erzieher, die noch an der Religion für ihre Kinder festhalten möchten, durch solche verschwommene bilderreiche Auslassungen allmählich und unvermerkt um jede wahre Religion gebracht werden.

Es dürfte deshalb unsern Lesern gewiß nicht unzeitgemäß erscheinen, wenn wir einmal die Frage untersuchen, welche Stellung nach katholischen Grundsätzen der Religion in der sittlichen Erziehung zukommt.

Zu diesem Zweck müssen wir uns aber zuvor über das Wesen der Religion und der Moral kurz Rechenschaft geben. Denn nur wer klare Begriffe über Religion und Moral hat, kann sich ein richtiges Urteil über die Stellung der Religion in der sittlichen Erziehung bilden.

I. Was ist Religion? Immer und überall hat man unter Religion die Art und Weise verstanden, wie die Menschen ihr Verhältnis zu Gott oder wenigstens zu überirdischen Wesen auffaßten und wie sie diese Auffassung durch Gebete, Opfer, Feste u. dgl. betätigten. Wenn uns die

diese Gewalt setze ich die Gewalt eines ebenso großen Gedankens: die Volksschule soll nicht christlich sein."

Geschichtschreiber über die Religion der alten Inder und Chinesen, der Ägypter, der Assyrier, der Griechen und Römer oder auch über die Religion der Naturvölker berichten, so erzählen sie uns von den Gottheiten, an die sie geglaubt, und von der Art und Weise, wie sie diesem Glauben durch die verschiedensten Kulthandlungen: Gebete, Tempel, Feste u. dgl. Ausdruck verliehen.

Es ist deshalb eine Begriffsfälschung und eine grobe Irreführung, wenn man von überirdischen Wesen nichts zu wissen vorgibt und die Etikette „Religion" auf allerlei Surrogate klebt, z. B. auf das Gefühl der Ehrfurcht vor dem Erhabenen, auf die Liebe zum Guten und Schönen, auf den Kult der Menschheit, die Rechtschaffenheit des Lebens u. dgl.

Die christkatholische Religion, an die wir Katholiken als an die einzig wahre Religion zuversichtlich glauben, ist die Gesamtheit der Lehren über das Verhältnis des Menschen zu Gott, die uns Christus, der Sohn Gottes geoffenbart und deren Verkündigung und Bewahrung er der von ihm gestifteten Kirche anvertraut hat.

Wie die gesunde Philosophie nachweist und das Vatikanische Konzil[1], gestützt auf die Aussprüche der Heiligen Schrift[2], ausdrücklich lehrt, vermag schon die bloße Vernunft aus der sichtbaren Welt mit Sicherheit das Dasein Gottes, des Einen und Wahren, unseres Schöpfers und Herrn, zu erkennen, und daraus ergeben sich von selbst die wichtigsten Pflichten des Menschen gegen Gott. Der Inbegriff dieser der bloßen Vernunft erkennbaren Wahrheiten und Pflichten ist die sog. natürliche Religion.

Gott hat sich aber dem Menschengeschlecht nicht nur durch die sichtbare Schöpfung, sondern auch auf höhere, übernatürliche Weise geoffenbart. Durch die Propheten und zuletzt durch seinen eingebornen Sohn hat er uns viele Wahrheiten und Geheimnisse mitgeteilt, welche die bloße Vernunft aus sich nicht zu erkennen vermag. Durch übernatürliche Zeichen und besonders durch Wunder und Weissagungen hat er die Sendung der Propheten und seines eingebornen Sohnes beglaubigt und besiegelt.

Aus dieser übernatürlichen Offenbarung wissen wir, daß Gott das gesamte Menschengeschlecht schon in seinem Stammvater Adam zu einem übernatürlichen, alle Kräfte und Bedürfnisse der menschlichen Natur weit übersteigenden Endziel berufen und dazu mit übernatürlichen Gnaden-

---

[1] Concil. Vatic. Constit. de fide c. 2, can. 1.

[2] Röm 1, 20. Weish 13, 1 ff

mitteln ausgerüstet hatte. Und als Adam durch seinen Sündenfall die übernatürliche Gnade verloren und alle seine Nachkommen mit sich ins Verderben gezogen hatte, ließ Gott das Menschengeschlecht nicht zu Grunde gehen, sondern verhieß ihm den einstigen Erlöser. In der Fülle der Zeiten wurde die zweite Person Gottes für uns Mensch, starb am Kreuze, um uns zu erlösen, uns das Anrecht auf den Himmel wieder zu verschaffen und unser Lehrer und Führer auf dem Wege des Heiles zu sein. Nach seiner glorreichen Auferstehung vom Tode stiftete er die heilige katholische Kirche, damit sie seine Lehre allen Völkern verkünde, alle Menschen zur Beobachtung seiner Gebote anhalte und sie durch die von ihm eingesetzten Gnadenmittel heilige und zur ewigen Seligkeit führe.

Alle diese Wahrheiten muß der Katholik fest und zuversichtlich glauben, d. h. er muß sie unerschütterlich für wahr halten, weil sie von Gott, der ewigen, untrüglichen Wahrheit bezeugt und verbürgt sind. Er muß mit den christlichen Märtyrern aller Jahrhunderte bereit sein, eher sein Leben hinzugeben, als den Glauben an diese geoffenbarten Wahrheiten zu verleugnen oder sein Leben nicht danach einzurichten.

Die katholische Religion besteht also nicht in bloßen Symbolen, Idealen oder wissenschaftlich nicht kontrollierbaren Annahmen und Ahnungen, die auf Grund rein subjektiver Erlebnisse und Bedürfnisse entstehen; nein, sie besteht objektiv in zweifellosen Tatsachen und Wahrheiten, die von Gottes unfehlbarer Autorität verbürgt sind, und subjektiv in dem zuversichtlichen Fürwahrhalten dieser Tatsachen und Wahrheiten und deren praktischer Befolgung.

Aus diesem Begriff der katholischen Religion folgt von selbst der Begriff der christlichen, katholischen Moral. Diese ist nichts als die Gesamtheit der sittlichen Gebote, die Gott den Menschen auferlegt hat, sei es durch das natürliche Licht der Vernunft oder die übernatürliche Offenbarung.

Wie die bloße Vernunft aus eigener Kraft zur sichern Kenntnis Gottes zu gelangen vermag, so bildet sie sich auch aus sich vermöge anerschaffener Anlage gewisse allgemeine sittliche Begriffe und Grundsätze. Sobald der Mensch zum Vernunftgebrauch gelangt und wenigstens praktisch erkennt, daß er mehr ist als ein bloßes Tier, bildet er sich naturnotwendig die Begriffe von gut und bös, d. h. von dem, was ihm als Vernunftwesen in seinem Betragen angemessen, geziemend und folglich begehrenswert oder aber ungeziemend und verabscheuenswert ist, und unmittelbar leuchtet es

ihm ein, daß er das Gute tun und das Böse meiden soll. Leicht erkennt er auch, sei es durch fremde Belehrung oder eigenes Nachdenken, daß in diesem Grundsatze der Wille eines höheren Ordners und Gesetzgebers, des Urhebers der Natur zum Ausdruck kommt. Ausgehend von diesem allgemeinsten Grundsatz, gelangt er ohne große Mühe durch eigene Schlußfolgerung oder fremde Belehrung allmählich zur Kenntnis alles dessen, was ihm als Vernunftwesen in seinen Beziehungen zu seinem Schöpfer und Herrn, zu sich selbst und zu seinen Mitmenschen gut und bös, und folglich zu tun oder zu unterlassen sei.

Der kurze Inbegriff aller dieser Pflichten sind die zehn Gebote Gottes oder der Dekalog, der in seinen allgemeinen Umrissen ein Gemeingut aller Menschen ist, welche den vollen Vernunftgebrauch besitzen. Das ist die klare Lehre des hl. Paulus. Nach dem Völkerapostel hat Gott das natürliche Sittengesetz einem jeden ins Herz geschrieben; es kündet sich im Gewissen aller Menschen an, auch derjenigen, die kein geschriebenes oder übernatürlich geoffenbartes Gesetz haben, und alle werden am Tage Christi nach diesem Gesetz gerichtet werden [1].

Diese natürlichen Sittengesetze, die in gewissem Sinne zur Natur des Menschen gehören, bleiben auch in der christlichen Religion bestehen. Die Gnade zerstört die Natur nicht, sondern erhebt und adelt sie. Christus hat diese Gebote von neuem ausdrücklich eingeschärft [2]. Aber das Christentum baut auf der Grundlage des natürlichen Sittengesetzes weiter und fügt ihm neue und vollkommenere Gebote hinzu. Diese letzteren sind die eigentümlich christlichen Gebote, welche die Christen von den Nichtchristen unterscheiden. Wir müssen an Jesus Christus als den für uns Mensch gewordenen Sohn Gottes und alles, was er uns gesagt, glauben und alles, was er geboten, beobachten. „Gehet hin", sagte er kurz vor seiner Himmelfahrt zu seinen Aposteln, „und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes; und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe, und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt." [3] Und nach Markus sagte er: „Predigt das Evangelium jeder Kreatur. Wer glaubt und sich taufen läßt, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden." [4]

---

[1] Röm 2, 14 ff. [2] Mt 19, 17 ff. [3] Mt 28, 19 20.
[4] Mk 16, 16.

II. Aus den dargelegten Begriffen ergibt sich von selbst die notwendige Folgerung, daß die ganze christliche Moral ihrem Wesen nach religiös oder unzertrennlich mit der Religion verknüpft ist, und daraus folgt weiter, daß eine wahrhaft sittliche (moralische) Erziehung ohne Religion ein Ding der Unmöglichkeit ist. Einige Überlegungen werden uns leicht davon überzeugen.

1. Die Religion ist vor allem die Grundlage der ganzen sittlichen Ordnung und deshalb auch die Grundlage der ganzen sittlichen Erziehung.

Gott hat den Menschen erschaffen, das ist der erste Artikel im christlichen Glaubensbekenntnis; und wozu hat er ihn erschaffen? Darauf antwortet uns der katholische Katechismus: damit er ihn erkenne, ihn liebe und ihm diene und dadurch zur ewigen Seligkeit im Himmel gelange. Also Gott dienen und dadurch seine Seele retten, das ist die große Aufgabe des Lebens, der sich alle andern Aufgaben unterzuordnen haben.

Und worin besteht der Dienst Gottes? In der Beobachtung der sittlichen Ordnung oder der sittlichen Gebote. Die sittlichen Gebote sind nicht bloße Menschensatzungen, sondern göttliche Gebote. Man kann zwar auch ohne Rücksicht auf Gott gewisse allgemeine Regeln aufstellen, die zu einem geordneten Gemeinschaftsleben notwendig sind. Selbst für eine Diebes- oder Falschmünzerbande lassen sich gewisse Regeln namhaft machen, die ihr zur Erreichung ihres Zweckes erforderlich sind, aber das ist nicht die wahre Moral, wie sie im Bewußtsein aller Menschen lebt, und noch viel weniger die christliche Moral.

Die Moral besteht wesentlich in Geboten Gottes. Das gilt nicht nur von den eigentümlich christlichen Geboten, die uns Christus gegeben, sondern auch von den Vorschriften des natürlichen Sittengesetzes. Denn auch diese sind göttlichen Ursprungs und haben vom göttlichen Willen ihre verpflichtende Kraft. Sie sind der Willensausdruck des Schöpfers oder der uns durch die Natur selbst und die angebornen Neigungen kundgetane Wille Gottes. Man kann deshalb diese natürlichen Gebote, ebensowenig wie die spezifisch christlichen, übertreten, ohne Gott den schuldigen Dienst und Gehorsam zu verweigern und sich gegen ihn aufzulehnen. Jede Übertretung derselben ist eine Sünde, eine Beleidigung Gottes.

Wie die sittlichen Gebote ohne Ausnahme von Gott ihre Verpflichtung erhalten, so erhalten sie auch von ihm ihre Sanktion. Ihre Be-

obachtung entscheidet über unsere ganze Ewigkeit; denn nach ihnen werden wir am großen Rechenschaftstage gerichtet werden.

Als der Jüngling fragte: „Was muß ich Gutes tun, daß ich das ewige Leben erlange?“ antwortete ihm Christus: „Willst du in das Leben eingehen, so halte die Gebote“[1], d. h. die Beobachtung der sittlichen, gottgesetzten Ordnung ist die notwendige Bedingung, der einzige Weg zur Seligkeit. Und wiederum: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber an seiner Seele Schaden litte?“[2] Worin besteht der Schaden, das Verderben der Seele? In der Sünde oder der Übertretung der göttlichen Gebote. Nur durch sie allein verliert man sein ewiges Seelenheil, auf das schließlich alles ankommt. Das ist der Grund, warum uns Christus so nachdrücklich die Lehre einschärft: Wenn dir etwas so lieb und teuer wäre wie dein Auge oder deine Hand, aber dir zum Ärgernis gereichte, d. h. dich zur Sünde verleitete, so reiße es aus oder haue es ab, denn es ist dir besser, mit einem Auge und einer Hand in das Leben einzugehen, als mit beiden in das ewige Feuer geworfen zu werden[3]. Und schon lange vorher mahnte der Heilige Geist durch den Prediger: „Fürchte Gott und halte seine Gebote, denn das ist der ganze Mensch.“[4]

Erst durch diese Auffassung erhält die sittliche Ordnung ihren erhabenen, alles Irdische unermeßlich überragenden Wert, ihre unverletzliche Heiligkeit und Majestät. Erst von diesem Standpunkt begreifen wir, warum alle wahren Christen mit den christlichen Märtyrern aller Jahrhunderte bereit sein müssen, lieber zu sterben als zu sündigen.

Ist nun, wie gezeigt, die Religion die Grundlage und Wurzel der sittlichen Ordnung, sind die sittlichen Gebote göttliche Gebote, die von Gott ihre Verpflichtung und Sanktion haben und deren Beobachtung über das ewige Heil des Menschen entscheidet, ist es dann nicht klar, daß *eine richtige sittliche Erziehung des Kindes ohne Religion eine bare Unmöglichkeit ist?*

Und wenn die Erziehung den Zweck hat, die Fähigkeiten und Anlagen des Kindes so zu entwickeln, daß es fähig und tüchtig werde, die Aufgaben zu erfüllen, welche das Leben ihm stellt, ist es dann nicht sonnenklar, daß sie das Kind vor allem zur Erfüllung der ersten und wesent-

[1] Mt 19, 17. [2] Mt 16, 26. [3] Mk 5, 30; 18, 8 9.
[4] Prd 12, 13.

lichsten Lebensaufgabe tüchtig machen muß? Und diese wichtigste und höchste Lebensaufgabe, der sich alle andern unterzuordnen haben, besteht darin, daß es Gott diene und dadurch sein ewiges Heil wirke.

Würde eine Erziehung dem Zöglinge sonst auch noch so viele und schöne Kenntnisse beibringen, es aber für die Lösung der wesentlichsten Aufgabe nicht tauglich machen, so hätte sie ihre erste und wichtigste Aufgabe verfehlt. Alle andern Kenntnisse und Fertigkeiten werden schließlich nur zum zeitlichen und ewigen Verderben des Kindes gereichen, wenn es nicht praktisch und theoretisch eingeschult würde, die Gebote Gottes zur obersten Richtschnur seines Lebens zu machen. Man muß deshalb von frühester Jugend dem Kind klar machen, daß es seine erste und wichtigste Aufgabe auf Erden ist, Gott zu dienen; man muß ihm die Überzeugung tief einprägen, daß die sittlichen Vorschriften Gebote Gottes, des allmächtigen, allwissenden sind, der uns einstens am Tage des Gerichtes über die Beobachtung derselben zur Rechenschaft ziehen wird.

Diese Überzeugungen machen auf das kindliche Gemüt auch einen viel mächtigeren und nachhaltigeren Eindruck als bloße Betrachtungen über die Schönheit der Tugend und ihre nützlichen Folgen für das irdische Leben, auch sie allein reichen für alle Lagen, Schwierigkeiten und Versuchungen aus.

Es mag ja sein, daß man bei besonders gut veranlagten Kindern durch den Hinweis auf die natürlichen Folgen des Handelns manche Erfolge erzielen kann, aber auch an sie treten Gefahren und Schwierigkeiten heran, wo solche Erwägungen machtlos sind. Und mit der großen Masse der Kinder wird man damit keinen nachhaltigen Erfolg haben.

Damit ist nicht ausgeschlossen, daß man auch an die Neigungen und unmittelbaren Interessen des Kindes anknüpft und die edleren Neigungen gegen die niedern mobil macht. Im Gegenteil, es ist nützlich und notwendig, daß man dem Kinde gelegentlich zeige, wie vernünftig die sittlichen Forderungen sind. Sie beruhen nicht auf einem äußerlichen, willkürlichen Machtgebot, sondern wurzeln in unserer eigenen Natur; sie entsprechen den tiefinnersten Neigungen und Bedürfnissen des Menschen als eines wesentlich vom Tier verschiedenen Vernunftwesens. Namentlich gilt dies vom natürlichen Sittengesetz, das nur der Ausdruck und Inbegriff dessen ist, was unserer wohlgeordneten, vernünftigen Natur nach allen ihren Beziehungen entspricht. Die Vernunft soll herrschen nicht nur über die äußere, vernunftlose Natur, sondern auch über die niedern sinnlichen

Triebe im Menschen selbst. Als von Natur gesellschaftliches Wesen soll der Mensch alles tun, was zum geordneten Zusammenleben vernünftiger Wesen notwendig ist, und alles meiden, was dasselbe verhindert oder unmöglich macht. Als Geschöpf soll er sich seinem Schöpfer und Herrn unterordnen und ihn als das höchste Gut über alles lieben. Die Einhaltung dieser Ordnung verleiht dem Menschen seine wahre Würde, erhebt, adelt und beglückt ihn schon in diesem Leben.

So wahr dieses alles aber auch ist, es ist doch nicht das Ganze; man darf dem Kinde nicht verschweigen, daß die sittlichen Forderungen nicht blos deshalb gelten, weil sie ihm einen Zuwachs an innerer Kraft und Selbständigkeit und mancherlei gesellschaftliche Vorteile versprechen, oder weil es sich ihnen freiwillig unterwirft, sondern weil sie göttliche Gebote, gottgesetzte Ordnung sind, der wir uns beugen müssen, mögen wir wollen oder nicht, und deren Beobachtung über unser ewiges Heil entscheidet.

Ja, wenn man dem Kinde auf den früheren Stufen, wie manche Pädagogen wollen, den göttlichen Ursprung und Charakter der sittlichen Gebote verschwiege und ihm nur von den natürlichen Folgen seines Handelns redete, würde man damit nicht in Gefahr kommen, ihm eine ganz ungenügende und abgeblaßte Auffassung der sittlichen Ordnung beizubringen? Und wenn man ihm dann erst später zur Vertiefung und Ergänzung der sittlichen Erziehung von religiösen Sanktionen reden wollte, käme es nicht leicht dahin, diese Sanktionen als blos äußere Macht- und Schreckmittel zu betrachten?

Wir wiederholen deshalb: immer und immer wieder muß man dem Kinde die Überzeugung einprägen, daß die sittlichen Gebote nicht bloße Menschensatzungen, sondern Gebote Gottes sind, und daß ihre Beobachtung die erste und entscheidendste Aufgabe des menschlichen Lebens ist. Diese Überzeugung muß die dauernde Grundstimmung seiner Seele, die unerschütterliche Grundlage seines sittlichen Wandelns werden. Sie muß das Kind auf allen seinen Kreuz- und Querzügen durch das irdische Leben unzertrennlich begleiten.

Wie oft mahnt uns der Heilige Geist durch die Propheten: „Die Furcht des Herrn ist der Anfang der Weisheit.“ [1] „Durchbohre mein Fleisch mit deiner Furcht“, betet der Psalmist [2]. Der hl. Paulus schreibt: „Wirket euer Heil mit Furcht und Zittern.“ [3] Durch Wort und Beispiel

---

[1] Spr 1, 7; 9, 10 usw. [2] Ps 118, 120. [3] Phil 2, 12.

haben uns die großen Heiligen dieselbe Lehre erteilt. In den „Geistlichen Übungen“ leitet der hl. Ignatius den Betrachtenden an, um die Gnade zu bitten, daß, wenn jemals die Liebe Gottes nicht mächtig genug sein sollte, ihn von der Sünde abzuhalten, ihn wenigstens die Furcht vor den göttlichen Strafgerichten davor bewahren möge.

Warum ist die Furcht Gottes der Anfang und die Grundlage der Weisheit, d. h. des sittlichen Lebens? Weil wir armselige, schwache, von Jugend auf zum Bösen geneigte Sünder sind. Für jeden Menschen ohne Ausnahme kommen oft Anfechtungen und Stürme, wo er alle Kräfte zusammenfassen, sozusagen die letzten Reserven aufbieten muß, um das Feld zu behaupten. Wenn der Zorn wild aufflammt, die Rachsucht tobt, wenn Wollust, Gaumenlust, Habsucht oder Ehrgeiz den Menschen mit fast dämonischer Gewalt in den Abgrund ziehen, dann genügen Erwägungen über das Edle, Schöne und Wohltätige der Tugend nicht. Nur die tief im Herzen wurzelnde Furcht Gottes ist ein in allen Lagen ausreichendes Bollwerk gegen das Böse. Diese Furcht Gottes wird aber nur dann im Herzen des Menschen feste Wurzel fassen, wenn sie ihm schon von frühester Jugend an eingepflanzt wurde.

Also soll man schon das Kind durch Schreckmittel, durch Strafandrohungen zum Guten anhalten? Keineswegs an erster Stelle. Es gibt eine doppelte Furcht: eine kindliche und eine knechtliche. Ein gutes Kind wird den Eltern gehorchen auch ohne Rücksicht auf Strafe, bloß deshalb, weil es fürchtet, sie durch Ungehorsam zu beleidigen und zu betrüben. Das ist die kindliche Furcht, die eine Wirkung der Liebe ist. So können und sollen wir auch die Gebote Gottes halten ohne Rücksicht auf Strafen, bloß deshalb, weil er unser Schöpfer und Herr, unser größter Wohltäter, unser liebender Vater, das höchste unendliche Gut ist, und weil die Übertretung seiner Gebote ihn beleidigt und betrübt. Wer Gott wahrhaft liebt, der wird das auch meistens tun. „Wer meine Gebote hat“, sagt Jesus, „und sie hält, der ist's, der mich liebt.“ [1]

Doch kann und soll man sich auch des Gedankens an die zeitlichen und ewigen Strafen der Sünde oder der knechtlichen Furcht bedienen. Auch diese Furcht ist heilsam und oft notwendig. Ja für viele ist die knechtliche Furcht die Vorstufe zu der Liebe und der kindlichen Furcht. „Die Frömmigkeit“, sagt der hl. Augustinus, „fängt mit der Furcht an

[1] Jo 14, 21.

und wird durch die Liebe vollendet." [1] Deshalb muß man auch das Kind frühzeitig und ernst auf die göttlichen Strafgerichte hinweisen. „In allen deinen Werken", sagt Jesus Sirach, „gedenk an deine letzten Dinge, und du wirst in Ewigkeit nicht sündigen." [2] Gott ist ein liebender Vater, aber auch ein heiliger und gerechter Richter, der die Tiefen des Herzens durchschaut, der nicht nur das Gute belohnt, sondern auch das Böse bestraft, und vor dem es kein Entrinnen gibt. Nur wenn das Kind frühzeitig und oft mit diesen Gedanken vertraut geworden, werden sie ihm in der Stunde der Gefahr als Hilfe und Stütze dienen.

Möchte nur jeder Erzieher das Beispiel des Tobias nachahmen, von dem es heißt, daß er seinen Sohn „von Kindheit auf lehrte, Gott zu fürchten und alle Sünde zu meiden" [3]. Und als er den Tod nahe glaubte, ermahnte er seinen Sohn: „Höre die Worte meines Mundes und lege sie wie eine Grundfeste in dein Herz. . . . Alle Tage deines Lebens habe Gott in deinem Herzen und hüte dich, je in eine Sünde zu willigen und die Gebote des Herrn, unseres Gottes, außer acht zu lassen. . . . Fürchte dich nicht, mein Sohn! wir führen zwar ein armes Leben, aber wir werden viel Gutes erhalten, wenn wir Gott fürchten und alle Sünden meiden und Gutes tun." [4]

---

[1] De vera relig. c. 17, n. 33: Pietas timore inchoatur, caritate perficitur.
[2] Sir 7, 40. [3] Tob 1, 10. [4] Tob 4, 2 6 23.

(Schluß folgt.)

Viktor Cathrein S. J.

Kennzeichen des Volkswohlstandes.

(Schluß.)

Von der Vergrößerung der nationalen Produktion, von der Vermehrung des Gesamtproduktes eines Landes wird der allgemeine Wohlstand des Volkes mitbestimmt, hängen die möglichen Fortschritte in der Verteilung der Güter unter den Volksgenossen wesentlich ab. Wo es an Produktion mangelt, ist Elend das Los des Volkes. Für jede an Zahl der Bevölkerung wachsende Nation heißt es darum: zuerst *mehr produzieren*, dann könnt ihr *mehr verteilen*[1].

Mit der Steigerung der Produktion ergibt sich aber die *Möglichkeit*, bei fortschreitender volkswirtschaftlicher Entwicklung auch das *Bedürfnis* des wechselseitigen Güteraustausches im Verkehr mit fremden Völkern. Nehmen wir die Verhältnisse, wie sie gegenwärtig sich finden bei den Kulturvölkern europäischer Zivilisation. Überall sehen wir eine mehr oder minder lebhafte Beteiligung am internationalen Verkehr. Dabei sind nicht etwa bloß die Großindustrie, die großen Handelshäuser und Schiffahrtsunternehmungen, sondern *alle sozialen Klassen* der Bevölkerung an der günstigen Gestaltung des *Außenhandels*, insbesondere des *Seeverkehrs*, in irgend einer Weise interessiert. Deutschland z. B. braucht heute für fast ein Sechstel seiner Bevölkerung Lebensmittelzufuhr aus der Fremde. Abgesehen von allen überseeischen Genußmitteln kommt ein Viertel des Brotgetreides vom Auslande. Für rund zwei Milliarden Mark Rohstoffe und Halbfabrikate liefern unserer Industrie fremde Staaten. Dabei sind 70 % des gesamten deutschen Außenhandels Seehandel. Nordamerika gibt uns Baumwolle, aus den La Platagebieten oder Australien erhalten wir Wolle, aus Rußland Lein, von Südbrasilien oder Uruguay Leder. Indien sendet Reis und Gewürze, Argentinien oder die Union Weizen, Brasilien oder Java Kaffee, China Tee, Norwegen Heringe, Sumatra Tabak usw.[2] Man

---

[1] A. *Wagner*, Grundlegung I³ 2, Leipzig 1893, 667.

[2] *Christian Eckert*, Die Seeinteressen Rheinland-Westfalens (1906) 32 ff.

nehme diese Zufuhren weg, welch eine Erschwerung und Verschlechterung der Lebensführung, Verteuerung des Lebensunterhaltes für das ganze Volk, in allen seinen Schichten und Klassen, würde das zur Folge haben!

Wir übergehen die besondern Vorteile, welche den Verkehrsgewerben, dem Land- und Wassertransport, dem Hafendienst, der Spedition, Kommission, dem Hotelwesen, der Schenk- und Speisewirtschaft usw. aus der industriellen und merkantilen Entwicklung erwachsen. Nur daran sei erinnert, wie gerade die Arbeiter in Lohn und Lebenshaltung von der Bewahrung und Ausdehnung des industriellen Absatzgebietes, von den internationalen Handelsbeziehungen abhängig geworden sind. Allein in der Textilindustrie und in den Bekleidungsgewerben Deutschlands würden nach Eckert, bei stockender Zufuhr von Baumwolle, Wolle, Seide, Flachs, Hanf, Jute bis zu 2 Millionen Menschen der Gefahr der Arbeitslosigkeit ausgesetzt sein.

Gehört ferner eine blühende Landwirtschaft zum sichersten Rückhalt der Industrie, so garantiert anderseits die hochentwickelte Industrie der Landwirtschaft höhere Preise, als sie heute bei der Ausfuhr irgendwo erwerben könnte. Die Kaufkraft der benachbarten Industrie, der gewisse, lohnende Absatz ermöglicht größte Intensität und Vielseitigkeit des Anbaues. Die Gemüsezucht, die landwirtschaftlichen Nebengewerbe der Viehzucht, Molkerei, Getreidemüllerei, Zuckerfabrikation und Brennerei gelangen dabei zu großer Blüte usw.

Es steht also ganz außer Frage, daß die Steigerung der Produktion, speziell der industriellen, ferner die Zunahme des Außenhandels für die Entwicklung des nationalen Wohlstandes von nicht geringer Bedeutung sind. Dennoch genügen die Angaben der Statistik über Mehrung der Produktion, wachsende Beteiligung am Welthandel noch keineswegs, um irgendwie über die materielle Lage des Volkes, die Wohlstandsverhältnisse der verschiedenen Klassen und Stände hinreichende Aufklärung zu geben.

Dasselbe gilt aber auch von den großen Zahlen der nationalen Vermögen und Einkommen[1], wie die Statistik sie bietet. Da hören wir, daß nach Giffen das englische Nationalvermögen 10 037 Milliarden Pfund Sterling, nach Mulhall (1896) 11 806 Milliarden Pfd. St. beträgt oder betragen soll. Foville schätzt den Wert des französischen Volksvermögens auf 225 Milliarden Franken, Turquan auf 212,8 Milliarden Franken. Pantaleoni berechnet für Italien 48,1 Milliarden Lire, Bodio 54,7 Milliarden Lire. Inama-Sternegg schätzt das österreichische Volksvermögen auf

---

[1] Vgl. Friedr. Fellner, L'évaluation de la richesse nationale, im Bulletin de l'Institut International de Statistique, t. XIII 2 (1903), 96 ff. Ders., Die Schätzung des Volkseinkommens (1904).

30 Milliarden Gulden, Fellner das ungarische auf 31,10 Milliarden Kronen. 1890 soll das amerikanische Volksvermögen 65 Milliarden Dollars betragen haben. Nach Becker belief sich das deutsche Volksvermögen 1886 auf 175 Milliarden mit jährlicher Zunahme um 5 Milliarden Mark. Das ergäbe für 1900 rund 250 Milliarden Mark. May rechnet für dasselbe Jahr 224 Milliarden Mark heraus. Neuhaus nimmt 140 Milliarden Mark deutsches Privatvermögen an, mit Ausschluß des gewinnabwerfenden Staatsvermögens und des Vermögens der andern öffentlichen Korporationen. May schätzt das deutsche Volkseinkommen 1900 auf 31165 Millionen Mark. Inama-Sternegg nimmt 1893 für Österreich ein Volkseinkommen von 2400 Millionen Gulden an, Fellner für Ungarn 3210 Millionen Kronen usw.

Wir stimmen übrigens Marshall bei, wenn er das nationale Einkommen einen besseren Maßstab der allgemeinen wirtschaftlichen Lage nennt als das nationale Vermögen[1]. „Denn das Einkommen besteht hauptsächlich aus Gütern, welche direkten Genuß gewähren, während der größere Teil des nationalen Reichtums aus den Produktionsmitteln besteht, welche der Nation nur insofern von Dienst sind, als sie zur Produktion genußbereiter Endprodukte beitragen." Der Vergleich zweier Nationen nach ihrem Geldeinkommen entscheidet aber nach Marshall noch nicht, welche von beiden Nationen die reichere sei. Es bleibt nämlich die Frage: „Ist hier das Gesamteinkommen der Einwohner oder das Durchschnittseinkommen maßgebend? Im ersteren Falle wäre Indien reicher als die Niederlande, sonst aber umgekehrt. Das Durchschnittseinkommen ist für die Zwecke der sozialen Wissenschaften der richtigere Maßstab, aber der Staatsmann interessiert sich meist mehr für das wirkliche Gesamteinkommen, das nach Abzug des Existenzbedarfs verbleibt."

Uns will scheinen, daß in der Frage nach den Kriterien des Volkswohlstandes auch die Kenntnis des Durchschnittseinkommens nicht genügt, welchen Wert man demselben für einen Vergleich des Güterreichtums verschiedener Nationen beimessen mag. Sehr richtig bemerkt nämlich A. Wagner[2], daß nicht die Größe des Volksvermögens und des Volkseinkommens, sondern die (reale) Verteilung darüber entscheide, in

[1] Handbuch der Volkswirtschaftslehre. Übersetzt von Ephraim und Salz I (1905) 125.

[2] Grundlegung I³ 2, 669.

welcher Lage sich die Mitglieder des Volkes, die Klassen, Berufsstände, Familien und Individuen, namentlich die große Masse des Volkes, die sog. unteren Klassen, befinden. Er sagt: „Bedeutende Höhe des Volksvermögens und Einkommens und zugleich eine solche Verteilung desselben, daß auch die in ungünstigerer ökonomischer Lage befindliche Masse der Bevölkerung ihr genügendes Auskommen aus eigenem Einkommen zur vollständigen Befriedigung aller notwendigen Bedürfnisse und zur Teilnahme an wichtigeren Kulturgütern eines Zeitalters fortdauernd gesichert weiß, ist daher das zu erstrebende Ziel der volkswirtschaftlichen Entwicklung, — wenigstens in jenen Perioden der Weltgeschichte, wo mit der Erklärung der persönlichen Freiheit aller Bewohner auch das letzte Individuum aufgehört hat, nur als Mittel für die Zwecke anderer in Betracht zu kommen.“ Mithoff (Schönberg) glaubt ergänzend hinzufügen zu müssen[1], „daß es für eine die Existenz und den Kulturfortschritt eines Volkes sichernde Verteilung des Einkommens vor allem auch auf den Zustand der mittleren Einkommensklassen ankommt. Sie müssen eine breite Schicht der Bevölkerung umfassen, und bei der Frage nach der Gestaltung ihres Einkommens ist es für die Volkswohlfahrt weniger wichtig, wenn auch wünschenswert, daß diese Schicht stetig zunimmt, als daß sie, der Mittelstand, sich behauptet und die gesicherte Basis ihres Einkommens habe.“ Vielleicht empfiehlt es sich, überdies ausdrücklich zu vermerken, daß die Abnahme speziell des ökonomisch selbständigen Mittelstandes und die Gefährdung der gesicherten Basis seines Einkommens als ein ungünstiges Zeichen der volkswirtschaftlichen Entwicklung aufgefaßt werden muß.

In der Landwirtschaft hat sich bei uns in Deutschland der kleine und mittlere Betrieb erhalten und sogar dem Großbetriebe in mancher Beziehung überlegen erwiesen. Der Handwerksmeister aber verschwindet von gar vielen Gebieten des gewerblichen Lebens, nicht von allen, und in der Stadt mehr als auf dem Lande. Bücher meint sogar: „Wenn das Handwerk auch die Städte jetzt verliert, so hat es dafür das Land erobert.“[2] Völlig untergehen wird das Handwerk nicht. Selbst in Ländern mit höchst entwickelter Großindustrie, in England, den Vereinigten Staaten, in Belgien sind die gewerblichen Klein- und Mittelbetriebe durchaus nicht völlig vernichtet worden. Auch die Lage des Kleinhandels ist heute mannigfach gedrückt und wird noch schlimmer durch eine weit verbreitete Entmutigung. Die Erhaltung des selbständigen Mittelstandes

---

[1] Die volkswirtschaftliche Verteilung. Schönbergs Handbuch I[4] (1896) 783.

[2] Schriften des Vereins für Sozialpolitik LXXVI 33.

bleibt das Problem, von dessen glücklicher praktischen Lösung die Beurteilung der Gesamtentwicklung in den nationalen Wohlstandsverhältnissen wesentlich abhängig ist.

Es gibt nun verschiedene Wege, um mittelbar oder unmittelbar, schlußweise oder durch ziffernmäßige Feststellung der Bezüge, einen mehr oder minder klaren Einblick in die Einkommensverhältnisse einer Bevölkerung zu erlangen. So hat man z. B. den zu bezahlenden Hauszins als Grundlage einer annähernden Schätzung der Wohlhabenheit gewählt. Im Augenblicke liegt uns gerade eine solche Bemessung für die Stadt Budapest vor[1]. Danach zeigt die Bevölkerung der ungarischen Hauptstadt folgende Gliederung (ausgedrückt in Prozenten der Gesamtbevölkerung):

	Kronen	%		Kronen	%
Arme . . .	bis 250	18,4	Bemittelte . .	1000—2000	9,7
Vermögenslose .	200—400	41,3	Vermögende .	2000—5000	2,2
Mäßig Bemittelte	400—1000	28,2	Reiche . . .	über 5000	0,2

Das Gesamtbild ist wenig günstig. Von je hundert Einwohnern sind bloß zwei vermögend. Dazu nebenbei bemerkt: 12827 Wohnungen entbehren der Küche, 81627 bestehen bloß aus einem Zimmer. Was aber die Zusammensetzung der Haushaltungen anlangt, so ergaben sich nur 97776 unter 152769, in welchen außer der Familie und den Dienstboten keine fremden Elemente (Aftermieter, Bettgeher) vorhanden waren. Erfreuliche Entwicklung des Volksvermögens und Volkseinkommens — dabei ein solches Wohnungselend in der Hauptstadt!

Das relativ beste Mittel, um einen allgemeineren Einblick in die Verteilungsverhältnisse zu erlangen, bietet die Steuerstatistik dort, wo eine allgemeine direkte Einkommensteuer besteht, wie in Preußen, Württemberg, Sachsen, Baden, Hessen usw., in Österreich, verschiedenen schweizerischen Kantonen, den Niederlanden. Auch eine gut durchgeführte Vermögenssteuer kann wertvolle Aufschlüsse geben. Muß im allgemeinen die Konzentration des Besitzes als ein ungünstiges Zeichen in der Entwicklung der Einkommens- und Vermögensverhältnisse betrachtet werden, so hat anderseits eine Änderung in der Verteilung als Verbesserung oder eine solche Schichtung der Bevölkerung nach Wohlstandsklassen als günstig zu gelten, bei welcher die Dezentralisation und Ausgleichung des Besitzes von oben nach unten hin auf der sozialen Leiter, mit allgemeinerer Teilnahme

[1] Vgl. Soziale Praxis XVI (1907), Nr 29, 762.

des gesamten Volkes am Volksvermögen und Volkseinkommen, Platz greift. Wenn wir unter diesem Gesichtspunkte z. B. die Endergebnisse der preußischen Steuerstatistik taxieren wollen, so ist mehr noch als das beträchtliche Wachstum des Volkseinkommens und Volksvermögens erfreulich die Abnahme der steuerfreien (mit unter 900 Mark Einkommen) und die Zunahme der steuerpflichtigen Bevölkerung. Erfreulich nicht etwa bloß aus fiskalischen Gründen, sondern weil dabei offenbar eine Hebung der Einkommensverhältnisse der unteren Klassen zu Tage tritt! Der einkommenssteuerpflichtige Teil der Bevölkerung ist stärker gewachsen, als es der Zunahme der Gesamtbevölkerung entsprechen würde. Erfreulich ist speziell auch die relativ starke Zunahme der Einkommens-Zensiten unter den gut gestellten Arbeitern und den verwandten Klassen. Damit soll freilich keineswegs die volle volkswirtschaftliche und soziale Gleichartigkeit des „neuen Mittelstandes“ behauptet werden, der nicht auf der ökonomisch-sozialen Unterlage des alten Mittelstandes sich aufbaut, sondern lediglich durch Besitz und Einkommen eine „mittlere“ Stellung einnimmt. Die Statistik der Vermögenssteuer beweist sodann, daß die besitzenden (vermögenssteuerpflichtigen, mit Vermögen über 6000 Mark) Klassen der Bevölkerung absolut zunehmen; relativ allerdings nicht in ganz gleichem Maße wie die Bevölkerung, was sich zum Teil aus Mängeln der Veranlagung (bei hier fehlender Deklarationspflicht), der starken Einwanderung besitzloser Personen usw. erklärt. Wenn auch nicht besonders stark, doch deutlich erkennbar ist eine gewisse plutokratische Entwicklung zu Tage getreten. Die größeren Einkommen und Vermögen wachsen relativ stärker als die kleineren. Milliardäre hat Preußen und Deutschland nicht wie Nordamerika. Aber die Zahl der Millionäre wuchs in Preußen von 5256 im Jahre 1895 auf 7409 im Jahre 1905. Zensiten von über 2 Millionen Mark fanden sich 1895 im ganzen 1830 innerhalb der preußischen Monarchie. 1905 waren es 2667. Das höchste besteuerte Vermögen betrug 1905 noch keine Viertelmilliarde, nämlich 214 Millionen Mark. Zensiten über 100 bis 214 Millionen Mark gab es in Preußen 1895 im ganzen 2. Bis 1905 kam noch ein dritter hinzu.

Mit jenem liebenswürdigen Optimismus, der unter den deutschen Wirtschaftsstatistikern R. E. May auszeichnet, bemühte sich der Nationalökonom Paul Leroy-Beaulieu uns davon zu überzeugen, daß gerade die unteren Klassen stärker als die mittleren und oberen eines Fortschrittes in ihrer Lage sich erfreuen, und daß dieser Fortschritt in Zukunft sich noch

verstärken werde. Er sagt[1]: Les progrès du bien-être de la classe inférieure de la population sont et surtout seront, dans un prochain avenir, plus rapides que ceux de la classe moyenne et de la classe élevée. Sans arriver à un nivellement des conditions, qui est impossible, à une uniformité des situations humaines, qui serait mortelle à la société, le mouvement économique actuel conduit à un plus grand rapprochement des conditions sociales à une moindre inégalité entre les fortunes. Für England speziell versucht Giffen[2] einen bedeutenden Fortschritt im Einkommen der arbeitenden Klassen zu erweisen. Lehrreich ist ebenfalls Sidney Webbs Vergleich zwischen „Englands Arbeiterschaft 1837 und 1897"[3]; dann noch Hans v. Nostitz' groß angelegtes Werk: „Das Aufsteigen des Arbeiterstandes in England"[4]. „Das Aufsteigen der arbeitenden Klassen Deutschlands im letzten Vierteljahrhundert" behandelt der durch die Objektivität seines Urteils ausgezeichnete Wirtschaftshistoriker W. J. Ashley[5].

Ob es sich nun in der Tat um ein „Aufsteigen" handelt im Sinne der Volkswohlstandsfrage, läßt sich namentlich aus der Lohnhöhe und der Lebenshaltung der arbeitenden Klasse erkennen[6].

Für die Beurteilung der Lohnverhältnisse kommt nicht bloß der nominelle Geldlohn, sondern auch der effektive Reallohn in Betracht. Es muß festgestellt werden, was der Arbeiter zu dieser oder jener Zeit, an diesem oder jenem Orte mit dem Geldlohne sich beschaffen kann, je nach dem Stande der Preise seiner Bedarfsartikel, und zwar der Detailpreise. So aufgefaßt, ist die zeitliche und örtliche Lohnbewegung wohl geeignet, einen Einblick in die wirklichen Lebensbedingungen der unteren Stände zu gewähren. Rodbertus legte bekanntlich noch ganz besondern Nachdruck auf den Vergleich der Bewegung des Gesamtbetrages der Löhne zu der jeweiligen Höhe des Renteneinkommens.

Ließen sich die zeitlichen und örtlichen Bedingungen einer „normalen" Lebenshaltung der unteren Klassen, mit genügender Rücksichtnahme

---

[1] Essai sur la Répartition des Richesses[4] 47 f.

[2] Journal of the Statistical Society XLVI (1883) 593 ff.

[3] Autorisierte Übersetzung von Dora Landé (1898).

[4] Ein Beitrag zur sozialen Geschichte der Gegenwart (1900).

[5] Übersetzt von P. Scharf (1906).

[6] Auf die Wiedergabe des Zahlenmaterials müssen wir an dieser Stelle ebenso verzichten wie oben bezüglich der Einkommens- und Vermögensverhältnisse.

auf die Teilnahme auch an den Gütern höherer Kultur feststellen, so würden die in der Regel nur annähernd genauen Angaben über Menge und Art der von den Bewohnern eines Staates, den Gliedern einer Klasse oder Gruppe konsumierten Gegenstände und Werte für die Beurteilung des Volkswohlstandes nicht wenig gewinnen. Jetzt begnügt man sich meist damit, Berechnungen über den Verbrauch von Mehl, Brot, Fleisch, Salz, Kartoffeln, Eiern, Branntwein, Zucker, Kaffee, Tee, Tabak u. dgl. vorzunehmen und die Kopfquote der jährlichen Konsumtion für die einzelnen Nahrungs- oder Genußmittel annähernd festzustellen. Eine solche Konsumtionsziffer hat schon deshalb keine volle konkrete Bedeutung, weil die Ernährung der Kinder, die von der Gesamtzahl der Bevölkerung einen beträchtlichen Bestandteil bilden, sich wesentlich anders gestaltet als die Ernährung der Erwachsenen[1]. Dennoch gibt es gewisse Nahrungs- und Genußmittel, deren Konsumtion einiges Licht auf die allgemeineren Wohlstandsverhältnisse eines Volkes wirft. Es sind dies Gegenstände, die der untersten Stufe des Luxus angehören, wie Zucker, Tee, Kaffee, Kakao u. dgl. Die Konsumenten aus den bemittelten Klassen werden von diesen Gegenständen stets so viel genießen, als jedem beliebt. Daher läßt sich voraussetzen, daß ihr Verbrauch an diesen Artikeln annähernd dem möglichen Maximum gleichkommt. Eine Vermehrung der jährlichen Kopfquote der Komsumtion eines dieser besseren Nahrungs- und Genußmittel darf darum als ein günstiges Symptom für den Fortschritt in der Lebenshaltung der Masse der Bevölkerung betrachtet werden.

„Wenn z. B. die Konsumtionsziffer des Zuckers steigt, so bedeutet das nicht, daß die Wohlhabenden mehr Zucker konsumieren, sondern daß solche, die sich vorher diesen Genuß nur selten oder gar nicht verschaffen konnten, jetzt einen größeren Anteil an demselben genommen haben. Dieser Schluß ist auch noch für gewöhnliches Fleisch gerechtfertigt, da nun einmal die Lage der Masse in den meisten Ländern so ungünstig ist, daß der Fleischkonsum wie ein Luxus beschränkt ist. Was dagegen das Brot (und in Bezug auf manche Länder die Kartoffeln) betrifft, so ist der ökonomische Fortschritt vielmehr in einer Verminderung der auf den Kopf kommenden Konsumtionsziffer zu erkennen, vorausgesetzt, daß gleichzeitig eine Steigerung der Kopfquote anderer Nahrungsmittel stattfindet. Denn je ärmer eine Bevölkerung ist, um so ausschließlicher ist sie auf Brot (Roggenbrot) oder Kartoffeln angewiesen.“[2]

---

[1] Vgl. Wilh. Lexis, Die volkswirtschaftliche Konsumtion, in Schönbergs Handbuch I⁴ (1896) 789 ff.

[2] Ebd. 800.

Was die Kleidung betrifft, so mag der stärkere Verbrauch gewöhnlicher Kleiderstoffe pro Kopf der Bevölkerung günstig gedeutet werden. Bezüglich der Wohnung wird deren Lage, Beschaffenheit, Mietpreis, die Zahl und Größe der Räume, die Anzahl der Personen usw. in Betracht zu ziehen sein.

Die Lebensweise der bemittelten Klassen wechselt oft von Familie zu Familie. Will man hierfür die Konsumtion feststellen, so bedarf es jedenfalls der Durchschnitte aus größeren Beobachtungsreihen. Anders bei den unteren Klassen. Hier findet sich eine viel geringere Individualisierung der Lebensgestaltung. Kennt man genau die gewöhnliche Lebensweise einer oder der andern normalen Familie, so hat man für gewöhnlich daran einen Typus gewonnen, der ein im wesentlichen getreues Bild der Lebensweise der ganzen Klasse unter gegebenen örtlichen oder zeitlichen Bedingungen und Sitten darstellt[1]. Die Untersuchungen des Haushaltungsbudgets der unbemittelten Familien, speziell der Arbeiterfamilien, wie sie zuerst von Le Play, Ducpétiaux, Engel angestellt wurden, sind darum wohl geeignet, allgemeineren Urteilen über die Lage der fraglichen Klasse zur Grundlage zu dienen.

In vielfacher Hinsicht belehrend für die Erkenntnis und Beurteilung der Gesamtlage der arbeitenden Bevölkerung, der Fortschritte und Ziele in der Entwicklung ihrer Verhältnisse ist der richtig durchgeführte Vergleich zwischen verschiedenen Ländern derselben Kulturstufe, namentlich wenn das eine zum Vergleich herbeigezogene Land diesbezüglich, mit Recht oder Unrecht, lange als Muster hingestellt zu werden pflegte. Mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Bedingungen glaubt nun z. B. Ashley[2], daß in Deutschland die industriellen Arbeiterklassen wirtschaftlich kaum schlechter gestellt seien als in England. Eine allen gerechten Anforderungen genügende vergleichende Lohnstatistik fehlt heute allerdings noch. Sorgfältige Untersuchungen, wie die Hasbachs[3], zeigen aber doch, daß in Deutschland die Löhne keineswegs mehr überall und in allen Branchen niedriger sind als in den gleichen englischen Industrien. So hat sich z. B. der Unterschied zwischen englischen und deutschen Löhnen im Maschinen-

[1] Lexis a. a. O. 814 f.

[2] Das Aufsteigen der arbeitenden Klassen Deutschlands im letzten Vierteljahrhundert 6 ff.

[3] Zur Charakteristik der englischen Industrie, in Schmollers Jahrbuch XXVII (1903) 349 ff, speziell 369 ff.

bau und im Schiffsbaugewerbe des Westens deutlich vermindert. Bezüglich der Wollspinnerei und Weberei ist Hasbach der Ansicht, daß, wenn auch die höchsten Durchschnittslöhne bei uns nicht gezahlt werden, dennoch „der Gravitationspunkt etwas höher zu liegen scheine als in England“ [1]. Ferner glaubt er annehmen zu dürfen, daß „die Löhne in den rheinisch-westfälischen Eisenhütten und Walzwerken durchschnittlich nicht geringer, sondern wahrscheinlich höher sind als die englischen“ [2]. Das ist aber um so bemerkenswerter, sagt Ashley [3], einmal, weil dieser Zweig am stärksten mit der englischen Industrie konkurriert, ferner, weil er im industriellen Leben Deutschlands tonangebend ist, und schließlich, weil er augenscheinlich eine bedeutend größere Anzahl Arbeiter beschäftigt als in England. Eine von der British Iron Trade Association 1896 zum Studium der deutschen Verhältnisse entsandte Delegation kam ferner zu dem Ergebnis, daß in Deutschland die Gesamtverteilung der Löhne gleichmäßiger sei, ohne die unter englischen Arbeitern herrschenden Extreme sehr hoher und anderseits relativ sehr niedriger Löhne [4]. Von großer Bedeutung ist dann namentlich noch die in Deutschland viel häufiger vorkommende Ergänzung des Lohneinkommens durch Nebenbeschäftigung, vorwiegend durch landwirtschaftlichen Nebenerwerb.

Die Art der Ernährung ist nicht die gleiche für den englischen und für den deutschen Arbeiter. Der englische Arbeiter verzehrt mehr Fleisch, der deutsche mehr Eier, Gemüse, Obst und mehlhaltige Nahrung. Sollte daraus mit Recht auf einen niedrigeren Standpunkt seines Komforts geschlossen werden dürfen? Wohl kaum. Ashley wenigstens folgert daraus nur, daß die Gewohnheiten der deutschen Bevölkerung, auch der industriellen, noch stark durch ländliche Gebräuche beeinflußt sind, und daß Deutschland noch ein weit weniger industrialisiertes Land sei als England. Seine Gewohnheiten erlauben es jedenfalls dem deutschen Arbeiter, billiger zu leben und doch im wesentlichen nicht schlechter, sowohl wegen der besondern Art seiner Ernährung, als auch wegen der in vielen Orten herrschenden

---

[1] Hasbach, Zur Charakteristik der englischen Industrie, a. a. O. 381.

[2] Ebd. 373. Vgl. auch W. zur Nieden, Die Arbeiterverhältnisse der Eisen- und Stahlhüttenindustrie Großbritanniens, in Schmollers Jahrbuch XX 531.

[3] Das Aufsteigen der arbeitenden Klassen Deutschlands 9.

[4] Eb. 10. In England ist auch das Zwischenmeistersystem viel mehr verbreitet als in Deutschland (der englische mill-contractor oder roller).

größeren Billigkeit der Lebensmittel. Dazu kommt noch, daß die deutsche Hausfrau sparsamer und schmackhafter zu kochen versteht[1].

Fragen wir ferner, in welcher Weise die Arbeiterbevölkerung gegen die wirtschaftlichen Folgen von Krankheit und Alter geschützt wird oder sich selbst schützt, so steht Deutschland sicher nicht hinter England zurück[2]. Angenommen, die neue Compensation legislation Englands vermöge so viel wie das System der deutschen Unfallversicherung, so werden doch die Leistungen der sog. Friendly-Society-Organisation, ergänzt durch Gesellschaften der Gewerkvereine usw., nach Ashley für Kranken-, Alters- und Invalidenversicherung der englischen Arbeiterschaft bei weitem nicht das bieten, was der deutsche Arbeiter an seiner Kranken-, Alters- und Invalidenversicherung hat[3].

Denn: 1. „Zwei Drittel aller deutschen Lohnarbeiter sind gegen Krankheit versichert und können im Bedarfsfalle mit fester Zuversicht auf ärztlichen Beistand und Geldunterstützung rechnen (seit dem 1. Januar 1904 für 26 Wochen, früher für 13 Wochen). 2. Einen beträchtlichen Teil (ein Drittel) der Kosten tragen zwangsweise die Arbeitgeber. 3. Von sechzehn Lohnarbeitern haben dreizehn den Anspruch auf eine kleine Rente im Falle dauernder Erwerbsunfähigkeit, oder wenn sie das Alter von 70 Jahren erreicht haben — eine weit größere Zahl als die wenigen, die in England durch eine Friendly Society Renten genießen. Die Rente ist klein und schwankt zwischen 2 und 5 Mark für die Woche; aber zusammen mit andern Unterhaltsmitteln wird sie oft eine kärgliche Existenz ermöglichen und vor absolutem Hunger schützen; auch ist nicht zu vergessen, daß man sie als ein Recht und nicht als ein Almosen zu betrachten hat. 4. Fast zwei Fünftel der Kosten werden hierzu ebenfalls zwangsweise von den Arbeitgebern getragen. (Das Reich steuert zu jeder Rente 50 Mark bei; der Rest der Last wird durch Arbeitgeber und Arbeiter getragen.)" [4]

Beim Vergleich der Arbeitszeit zwischen englischen und deutschen Verhältnissen sodann darf unter anderem nicht übersehen werden, daß eine Stunde Arbeit keineswegs ohne weiteres für beide Länder denselben Kraftaufwand, dieselbe Nervenanspannung bedeutet. Intensivere Arbeit, wenn auch in kürzerer Zeit, kann härter für den Arbeiter sein als eine längere Zeit ausfüllende „gemächliche" Arbeit. „Ein Handweber kann 13 Stunden den Tag arbeiten", schreibt Schulze-Gävernitz[5]. „Einen Sechsstuhlweber

---

[1] Ashley a. a. O. 22.

[2] Dückershoff, Wie der englische Arbeiter lebt (1898).

[3] Ashley a. a. O. 15 f. [4] Ebd. 16.

[5] Gerhart von Schulze-Gävernitz, Der Großbetrieb (1892) 167.

aber 13 Stunden arbeiten zu lassen, ist eine physische Unmöglichkeit. Die Natur der Arbeit ist eben eine andere geworden. An Stelle der Muskeltätigkeit tritt die Beaufsichtigung der Maschine, d. h. geistige Anspannung. Wer den Mulespinner zu Oldham beobachtet hat, umschwirrt von 2½ Tausend Spindeln, oder die Weberin zu Burnley, umtost von vier, ja sechs Weberschiffchen mit der Geschwindigkeit von 200 Schlägen in der Minute, der weiß, welch hohe geistige Anspannung hier erfordert wird." Zur Zeit, als in Deutschland die Arbeitszeit um zwei Stunden länger war, liefen in deutschen Fabriken die Spindeln um 10% langsamer, auch wegen der Pausen (um Fäden zu knüpfen, die Maschine auszubessern) nicht mehr als 80% der Zeit, während sie in England 92—95% liefern[1]. In manchen Fabriken, in Eisen- und Stahlwerken, Walzwerken ist ferner der einzelne Mann vermöge eines gewissen Ablösungssystems nicht während der ganzen Arbeitszeit angestrengt. Auch macht es einen großen Unterschied, ob der Arbeitsraum gesundheitlich gut oder schlecht eingerichtet ist usw. Fordern wir daher für den deutschen Arbeiter eine kürzere Arbeitszeit, so wollen wir dabei nicht vergessen, daß mit der englischen Arbeitszeit ohne gleichzeitige Wahrung so mancher Vorteile, deren wir uns schon erfreuen, kaum viel gewonnen wäre.

Kurz, Ashley will nicht an die so viel gepriesene Überlegenheit des britischen Volkswohlstandes glauben. Er hat seine Beobachtungen in verschiedenen deutschen Industriezentren (Berlin, Leipzig, Frankfurt, Chemnitz usw.) gemacht. Indem er die englischen und deutschen Verhältnisse vergleicht, kommt er zu dem Endurteile: „Es existiert in England keine derartig offenbare und auffallende Überlegenheit in Bezug auf die äußere Erscheinung des Volkes, wie man wohl erwarten könnte, wenn hinter derselben eine wesentliche Überlegenheit des Volkswohlstandes vorhanden wäre."[2] Auch andere Engländer nahmen aus der Beobachtung deutscher Arbeiterverhältnisse günstige Eindrücke mit. Erziehung und Familie, Pflichtbewußtsein, Ordnungssinn und Mäßigkeit, staatliche und städtische Fürsorge, die in jede Lücke springt — so urteilen sie —[3], haben in Deutschland Verhältnisse geschaffen, in denen namentlich die „unteren Klassen" besser gedeihen als bei dem englischen „Gehen- und Gewährenlassen".

[1] Ashley, Das Aufsteigen der arbeitenden Klassen Deutschlands 12 ff.

[2] Ebd. 48.

[3] Best, Davis und Perks, Berlin und seine Arbeiter. Deutsch von Waldemar Zimmermann. Mit einem Vorwort von Hans Delbrück (1907).

Gewiß fanden und finden sich zum Teil heute noch auch bei uns die allgemeinen Elendserscheinungen, welche die kapitalistische Entwicklung überall begleiteten: Kinderarbeit, Frauenarbeit, Nachtarbeit, überlanger Arbeitstag, ungesunde Arbeitsräume, Unfallgefahr, Lohndruck, Arbeitslosigkeit usw. „Will man jedoch der Wahrheit die Ehre geben", sagt Sombart[1], „so wird man bei einer Darstellung deutscher Arbeiterzustände immer hinzufügen müssen: daß bei uns die Elendserscheinungen nicht in gleichem Umfange und in gleicher Schärfe aufgetreten sind wie beispielsweise in England und Frankreich. Das hat wohl vor allem seinen Grund wiederum in der Tatsache, daß der Kapitalismus in Deutschland soviel später zur Entfaltung gelangt ist wie in jenen Ländern, und deshalb die Reaktionsbewegungen gegen die Ausbeutung der Arbeiter durch den Kapitalismus verhältnismäßig früher in die Erscheinung getreten sind als in den wirtschaftlich weiter fortgeschrittenen Staaten. Wir dürfen nicht vergessen, daß Deutschland seine kapitalistische Laufbahn erst antrat, nachdem die Erfahrungen der Chartistenbewegung, der französischen Revolten und Revolutionen der 1830er und 1840er Jahre vorlagen, nachdem der Carlylismus Gemeingut vieler Gebildeten geworden war, nachdem die Ideen des Arbeiterschutzes in jahrzehntelangen Kämpfen bereits sich siegreich zur Anerkennung durchgerungen hatten. Aber wenn das Bild von der Lage des Proletariats in Deutschland auch niemals ganz so düstere Töne aufzuweisen hat wie in andern Ländern, so bleibt es doch in seinen Grundlinien dasselbe wie überall."

Und nun ein anderer Vergleich, für die Lehre von den Kennzeichen des Volkswohlstandes besonders wertvoll, weil er unsere Aufmerksamkeit nicht bloß auf Lohnverhältnisse, Nahrungsspielraum u. dgl. hinlenkt. Werner Sombart hat in einer besondern Schrift die interessante Frage behandelt: „Warum gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus?"[2] Er führt hierfür drei Hauptgründe an:

1. Die ungleich bessere wirtschaftliche Lage der amerikanischen Arbeiter. Die Geld-Arbeitslöhne sind in den Vereinigten Staaten zwei- bis dreimal so hoch wie in Deutschland, mindestens doppelt so hoch[3]. Welchen Gebrauch macht nun der Amerikaner von seinen über-

[1] Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert (1903) 525 f.
[2] Tübingen 1906. [3] Sombart a. a. O. 93.

schießenden Einnahmen? spart er mehr? oder befriedigt er seine „notwendigen“ Bedürfnisse (Nahrung, Wohnung, Kleidung) ausgiebiger? oder verwendet er mehr auf „Luxusausgaben“? Nach Sombart macht er von der zweiten dieser drei Möglichkeiten Gebrauch[1]. Die Befriedigung der notwendigen Bedürfnisse ist eine bessere. „Der amerikanische Arbeiter ißt fast dreimal soviel Fleisch, dreimal soviel Mehl, viermal soviel Zucker als der deutsche (der hohe Konsum von Mehl, Eiern, Zucker deutet auf reichlichen Genuß von Mehlspeisen — Pies und Puddings — hin). . . . In Summa: in der Gestaltung seiner Nahrungsverhältnisse steht der amerikanische Arbeiter unsern besseren Mittelstandskreisen viel näher als unserer Lohnarbeiterklasse: er speist schon, er ißt nicht mehr bloß.“[2] Der amerikanische Arbeiter wohnt ferner behaglich; er kleidet sich gentlemanlike und sie ladylike. „Was der deutsche Arbeiter an den Ausgaben für Wohnung, Kleidung, Nahrung ‚erspart‘, das ver—trinkt er. Die ganze Differenz zwischen dem ‚freien‘ Einkommen des amerikanischen und deutschen Arbeiters — und mehr als sie — wird von den Ausgaben für alkoholische Getränke absorbiert.“[3] Die Unbehaglichkeiten, „die aus der Kreuzung von Kartoffeln mit Alkohol auf die Dauer mit Notwendigkeit sich einstellen müssen“[4], sind dem amerikanischen Arbeiter unbekannt. Er fühlt sich relativ wohl in der bestehenden Gesellschaftsordnung. „An Roastbeef und Apple-Pie wurden alle sozialistischen Utopien zu schanden.“[5]

2. Die soziale Stellung des Arbeiters — das ist nach Sombart der zweite Grund, warum es in Amerika keinen Sozialismus gibt. Der amerikanische Arbeiter fühlt sich als gleichberechtigter Vollbürger, nicht als Angehöriger einer Sonderklasse. „Dieser Ton der ‚Gleichberechtigung‘, auf den das gesellschaftliche und öffentliche Leben in den Vereinigten Staaten abgestimmt ist, herrscht aber auch innerhalb der kapitalistischen Unternehmung.“[6]

In ihrer Lebensführung außerhalb der Fabrik erscheinen die Arbeiter als „Bürger“, als working-gentlemen und working-ladies. „Rein äußerlich fehlt das Stigma der Sonderklasse, wie es fast alle europäischen Arbeiter an sich tragen. Auch im Auftreten, im Blick, in der Art der Unterhaltung sticht der amerikanische Arbeiter grell vom europäischen ab. Er trägt den Kopf hoch, geht elastischen

---

[1] Sombart a. a. O. 112 ff. Wie der Arbeiter (in Amerika) lebt.
[2] Ebd. 118. [3] Ebd. 121 ff. [4] Ebd. 125. [5] Ebd. 126.
[6] Ebd. 129.

Schrittes und ist frei und fröhlich in seinem Ausdruck wie nur irgend ein Bürgerlicher. Das Gedrückte, das Submisse fehlt ihm. Er verkehrt mit jedermann wirklich — nicht nur in der Theorie — wie mit ‚seinesgleichen'. Der Gewerkschaftsführer, der an einem Festbankett teilnimmt, bewegt sich ebenso sicher auf dem Parkett wie in Deutschland irgend eine Exzellenz. Er trägt aber auch einen brillant sitzenden Frackanzug, Lackstiefel, elegante Wäsche nach der neuesten Mode, so daß ihn auch äußerlich wiederum niemand vom Präsidenten der Republik zu unterscheiden vermag.... Das ganze öffentliche Leben trägt einen mehr demokratischen Zuschnitt. Dem Arbeiter wird nicht auf Schritt und Tritt vor Augen geführt, daß er einer ‚niedern' Klasse angehört.... Weil nicht das, was man ist, noch viel weniger das, was die Eltern waren, für die Wertung des einzelnen entscheidet, sondern das, was man leistet, so liegt es nahe, die ‚Arbeit' in ihrer abstrakten Form als ‚Arbeit' schlechthin zu einem Ehrentitel zu machen und somit auch dem Arbeiter respektvoll zu begegnen, ‚obwohl' oder vielmehr weil er nur Arbeiter ist." [1]

Und so verhält es sich auch in der Fabrik. Der Unternehmer kehrt nicht den „Herrn" hervor. Der rein geschäftliche Standpunkt beherrscht den Lohnvertrag. In der Arbeitsstätte sieht der Arbeiter sich mit Achtung behandelt. Es fehlen vielleicht die einfachsten Schutzvorrichtungen, aber für den „Komfort" (Badewannen, Schränke usw.) ist gesorgt. Auch versteht der Unternehmer es meisterhaft, seine Arbeiter für den Erfolg des Unternehmens zu interessieren [2].

3. Einen dritten Grund für die eigenartige friedsame Stimmung des amerikanischen Arbeiters erblickt Sombart in dem Umstande, „daß praktisch beliebig viele Menschen mit gesunden Gliedern ohne oder fast ohne jedes Vermögen durch die Ansiedlungen auf Freiland sich zu unabhängigen Bauern machen konnten" [3]. Die industrielle Reservearmee kann noch in unbesetztes Land abgeschoben werden.

„Alle diese Momente aber, die bis heute die Entwicklung des Sozialismus in den Vereinigten Staaten aufgehalten haben, sind im Begriffe, zu verschwinden oder in ihr Gegenteil verkehrt zu werden, so daß infolgedessen der Sozialismus in der Union im nächsten Menschenalter aller Voraussicht nach zu vollster Blüte gelangen wird." Das ist Sombarts Endurteil [4]. Warten wir ab, inwieweit es sich erfüllt. Daß auch

[1] Ebd. 128. [2] Ebd. 131 ff.

[3] Ebd. 135 ff. Vgl. dazu auch Max Sering, Die landwirtschaftliche Konkurrenz Nordamerikas in Gegenwart und Zukunft (1887).

[4] A. a. O. 141 f.

in Amerika (ungelernte Arbeiter!) großes, übergroßes Elend sich findet, bestreitet Sombart nicht, ebensowenig, daß ebenfalls schon lange der Kapitalismus von vielen Arbeitern als schwerer Druck empfunden wurde — mit seiner Abhängigkeit trotz aller „Gleichberechtigung" und aller „Demokratie", mit seinen Stockungen, mit Lohndruck, Arbeitslosigkeit usw.

Wenn ferner die Angaben über Zahl und Lage der Armen, über die Armenpflege usw. zu den wichtigeren Kriterien des Volkswohlstandes gerechnet werden müssen, dann kommt insbesondere Nordamerika nicht gerade gut weg. Nach Robert Hunter[1] nämlich beläuft sich die Zahl der unterhalb der Grenze der poverty lebenden Personen, also derjenigen, die in Nahrung, Kleidung und Wohnung nicht das Nötigste haben (underfed, underclothed and poorly housed) in den Vereinigten Staaten auf insgesamt 10 000 000 in Zeiten durchschnittlicher Prosperität, wovon 4 000 000 öffentliche Arme sind[2]. „Im Jahre 1897 empfingen in New York Armenunterstützung über 2 Millionen Menschen (?)[3]; 14 % der Bevölkerung derselben Stadt leben in Zeiten wirtschaftlichen Aufschwungs (1903), 20 % in schlechten Zeiten (1897), im größten Elend (distress), d. h. von ihnen weiß man es; zählt man die verschämten Armen hinzu, so wird die Zahl der in poverty Lebenden in New York und andern Großstädten selten unter 25 % sinken. In Manhattan (dem Hauptstadtteil New Yorks) wurden (1903, also in einem „guten" Jahre) 60 463 Familien, das sind 14 % aller Familien, aus ihren Wohnungen exmittiert. Jeder zehnte Tote wird in New York als Stadtarmer auf Potter's Field beerdigt." Man mag daher die rasche und vielseitige Entwicklung der Vereinigten Staaten preisen, als Muster und Ideal unter der Rücksicht des allgemeinen Volkswohlstandes können sie durchaus nicht in Betracht kommen. In England ist die Last der öffentlichen Armenunterstützung etwa doppelt so groß als in Deutschland. Bei der Komplikation der sozialen Zusammenhänge wird es allerdings schwer sein, aus diesem Umstande über die Wohlstandsverhältnisse ein richtiges Urteil zu fällen. Die Höhe der für Armenunterstützungen verausgabten Summen hängt

---

[1] Hunter, Poverty (1904).

[2] Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten mit Puerto Rico beträgt 81 171 000 Personen.

[3] Ermittlung des New York State Board of Charities. Sombart a. a. O. 16 f meint, es dürften in vielen Fällen Doppelzählungen vorliegen. So wäre die Ziffer ja geradezu ungeheuerlich.

ja, wie Ashley bemerkt[1], ebensosehr von dem Reichtum ab, der herangezogen werden kann, als von der Bedürftigkeit des Volkes. Allein daß auch in England viel Elend, schauerliches Elend in nicht geringer Ausdehnung sich findet, darüber lassen General Booths Berichte keinen Zweifel aufkommen. Soweit in Deutschland eine Verminderung der Armut (wie in Krefeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Mannheim, Hamburg) sich nicht erweisen läßt, greift die im ganzen vortreffliche Armenfürsorge ein, so daß diejenigen, die sich nicht selbst helfen können und für welche sonst niemand sorgt oder zu sorgen verpflichtet ist, wenigstens vor dem äußersten Elende geschützt bleiben.

Ganz kurz sei dann noch auf einige andere Kriterien des Volkswohlstandes hingewiesen.

Die Kriminalstatistik, die Zahl und Art der Verbrechen, speziell der Eigentumsdelikte, bietet einige Anhaltspunkte für die Beurteilung der materiellen Lage des Volkes. Doch sind dabei Änderungen in der Gesetzgebung, Rechtspflege, der Handhabung der Polizei wohl zu berücksichtigen, wie auch sonstige Ursachen (Volkscharakter, religiöse und sittliche Bildung usw.), welche auf die hierhin gehörigen Erscheinungen von Einfluß sind, in Anschlag gebracht werden müssen.

Auf den Volkswohlstand schließt man ferner aus der natürlichen Volksbewegung, insbesondere aus der Sterblichkeit bei den verschiedenen Altersklassen, unter Berücksichtigung der Todesursachen, aus der durchschnittlichen Lebensdauer, den Gesundheitsverhältnissen der Bevölkerung in ihren verschiedenen Klassen. Erfreulich ist für Deutschland der beständige Rückgang der Sterbeziffer; 1851/1860 kamen auf 1000 Einwohner jährlich im Durchschnitt 27,8 Gestorbene, 1891/1900 aber 23,5. Auch ist in Deutschland die durchschnittliche Lebensdauer für Männer und Frauen größer als z. B. in England. Nur für ältere Ladies von 60 und 70 Jahren scheint nach Ballod die Lebenserwartung ein klein wenig größer als für deutsche Matronen derselben Altersstufe zu sein.

Mit den Wohlstandsverhältnissen eines Landes hängt sodann die räumliche Volksbewegung zusammen, die Ein- und Auswanderung, speziell die Massenein- und -auswanderung, welche meist auf Gründe sozialer und wirtschaftlicher Art sich zurückführt. Das Volk verläßt das

[1] Das Aufsteigen der arbeitenden Klassen Deutschlands im letzten Vierteljahrhundert 45.

Land, wo es keine Nahrung findet, und sucht in der Fremde sein Brot. Die starken inneren Wanderungen, sofern es sich dabei um eine allgemeinere Landflucht und eine Zusammendrängung der Bevölkerung in den Städten handelt, erklären sich aus der modernen industriestaatlichen Entwicklung, finden daher eine sehr verschiedene Beurteilung.

Auch aus der Zahl und Art der Versicherungsverträge, namentlich über Feuer- und Lebensversicherungen, lassen sich mit Vorsicht richtige Schlüsse ziehen auf den Wohlstand eines Volkes bzw. auf Veränderungen in demselben. Dabei ist zu beachten, wie Lehr[1] betont, welchen Veranlassungen eine etwaige Mehrung verdankt werden muß. Ist sie allein auf neu angeordneten staatlichen Zwang, auf wachsende Einsicht und Vorsicht, rührigeren Betrieb durch die Versicherungsanstalten zurückzuführen, so läßt sich aus ihr kein Schluß auf eine Änderung im Volkswohlstande ziehen. Liegen aber Veranlassungen solcher Art nicht vor, oder sind sie offenbar nur von verhältnismäßig geringer Bedeutung, so darf eine Steigerung der Wohlhabenheit angenommen werden, und zwar ist eine solche Annahme um so eher berechtigt, je mehr sie mit andern Anzeichen im Einklang steht, je mehr etwa Neubauten zur Versicherung angemeldet wurden usw.

Wichtiger als das Vorkommen großer Zahlungen im Inlande oder solcher, die nach und von außen gemacht werden, lehrreicher als der Aufwand, den man sich für kostspielige, große, private und öffentliche Anlagen erlaubt, bedeutsamer als der Stand der allgemeinen Kreditverhältnisse, des Bankwesens usw.[2] erscheint sodann in unserer Frage die Entwicklung der Sparkassen, namentlich wenn feststeht, wie dies für Deutschland der Fall, daß gerade die mittleren und kleinen Leute ihre Einlagen in die Sparkassen vornehmen. Es ist gewiß ein günstiges Zeichen, daß z. B. die offizielle Sparkasse Luxemburgs über

---

[1] Grundbegriffe und Grundlagen der Volkswirtschaft[2] (1901) 216.

[2] Auch diese Zahlen haben für die Kenntnis und Beurteilung des Güterreichtums ihren Wert. So wenn Neymark für den Anfang des 20. Jahrhunderts den deutschen Besitz an Börsenpapieren auf 36 Milliarden Mark schätzt; oder wenn wir hören, der Gesamtumsatz der deutschen Reichsbank habe sich im Jahre 1876 auf 36,7 Milliarden Mark belaufen, 1900 auf 189,1 Milliarden Mark, 1904 auf 221,6 Milliarden Mark, 1905 auf 251,3 Milliarden Mark. Im deutschen Postanweisungsverkehr wurden 1905 21,9 Milliarden Mark ein- und ausgezahlt. Vgl. Ferd. Fischer, Die wirtschaftliche Bedeutung Deutschlands und seiner Kolonien (1906) 20.

49 Millionen Franken eingezahlte Beträge am 1. April 1907 aufweisen konnte, mit einem Zuwachs von nahezu 5 Millionen in einem einzigen Jahre.

Manche Leute stehen jedoch der ganzen Lehre von den Kriterien des Volkswohlstandes ziemlich skeptisch gegenüber[1]. Nicht mit Unrecht, insofern dabei nur zu oft ganz einseitig das Glanzvolle weit mehr als das Gediegene in der volkswirtschaftlichen Entwicklung betont wird, der düstere Schatten aber, welchen die gepriesenen Fortschritte der Produktion, des Handels, der Erfindungen, der Maschinen, der Arbeitsteilung usw. auf das Leben der Massen werfen, in lauter Licht sich verwandelt. Sind die großen produktiven Unternehmungen, die außerordentliche Entwicklung des Kreditwesens, nicht oft genug auf schwankender Basis aufgebaut, zum Teil vielleicht Ergebnis eines überspannten und schwindelhaften Voranschreitens? Die Löhne steigen. Gewiß! Ist aber ein gesichertes Arbeitsverhältnis mit mäßigem Lohn nicht weit besser als ein hoher Lohn, der, häufigen Schwankungen unterworfen, keine feste Unterlage einer menschenwürdigen, sich gleich bleibenden materiellen und sozialen Lage zu bieten vermag? Aus der Abnahme der Sterblichkeit will man auf Verbesserung in den Lebensverhältnissen der unteren Klassen schließen. Ist denn der heutige Zustand mit den schleichenden, langsamer tötenden Krankheiten eines schwächlichen und entnervten Geschlechtes so hoch erhaben über die früheren Zeiten, in denen akute Krankheiten den Kampf mit einem kräftigen Menschenschlage aufnahmen? Rückgang der Sterblichkeit! Gilt das für das ganze Volk, für die industriellen Fabrikarbeiter, für die Hausindustriellen in gleicher Weise wie für die Wohlhabenden? Und was bedeutet jener Rückgang der Sterblichkeit z. B. für die armen schlesischen und sächsischen Handweber am Ende des 19. Jahrhunderts?[2] Die Handweber werden alt! Welche Merkwürdigkeit bei ihrem kärglichen Leben! Sie betreiben eben das Hungern als Kunst. Die spärliche Nahrung ist ihnen zur zweiten Natur geworden. Nur vier Nahrungsmittel: Brot, Kartoffeln, Butter und Mehl, zu 90 % der Gesamteinfuhr, stehen ihnen zur Verfügung. Aber diese Nahrungsmittel sind „rationell" ausgewählt, wie es der heutigen wissenschaftlichen Einsicht in den Nährwert der Speisen entspricht[3].

---

[1] Vgl. Costa-Rossetti, Grundlagen der Nationalökonomie 34 ff.

[2] Vgl. Karl Jentsch, Weder Kommunismus noch Kapitalismus (1893) 153 ff.

[3] Karl von Rechenberg, Die Ernährung der Handweber in der Amtshauptmannschaft Zittau (1890). Julius Wolf, Sozialismus und kapitalistische

„Die Pest auf eine mit der Nahrungsmittelchemie verbündete Nationalökonomie", ruft da Karl Jentsch entrüstet aus [1], „eine Nationalökonomie, die uns lehren will, wie wir mit 400 Mark Familieneinkommen anständig leben können. Mögen diese Weber immerhin zufrieden, mögen sie sehr achtungswerte Staatsbürger und fromme Christen sein! Der ist des deutschen Volkes grimmigster Feind, der ihm eine Entwicklungsbahn empfiehlt, auf der es ein Volk von Schwächlingen werden soll, das weder den Pflug, noch den Schmiedehammer, noch die Muskete, noch das Schwert des Geistes zu führen vermöchte und nur eben noch dazu taugen würde, einem Nachbarvolke als Fabriksklaven zu dienen! Wäre ein mittelalterlicher Mensch auf einen heutigen Weberwochenlohn heruntergebracht worden, so würde er ihn am Sonntage aufgezehrt haben und dann vor Ablauf der Woche verhungert sein. Die Leute lebten damals für gewöhnlich in Fülle, nach einer Mißernte aber starben die Ärmeren den Hungertod sans phrase. Heute sterben die Menschen, wie Rogers sagt, zollweise, nach und nach Hungers."

Wir müssen darauf verzichten, noch andere Einwendungen vorzuführen. Die Art und Weise, wie heute mit Gewalt der „allseitige" Fortschritt „zahlenmäßig" erwiesen werden soll, reizt allerdings zum Widerspruch. Der Widerspruch aber führt leicht zu Übertreibungen. Beachten wir demgegenüber ein Doppeltes, das schon zu Eingang unserer Abhandlung hervorgehoben wurde. 1. Nicht von diesem oder jenem einzelnen Kriterium darf Aufschluß über die materielle Wohlfahrt des Volkes erwartet werden. Erst die rechte Verbindung sämtlicher Kennzeichen bietet für eine vorurteilsfreie Beurteilung die brauchbare Unterlage. 2. Verlangen und erwarten wir sodann von den Kennzeichen, wie der Nationalökonom sie behandelt, nicht zu viel. Was wir „Volkswohlstand" nennen, das ist in seinem formellen Sein, in seinen Bedingungen und Ursachen, ein so komplizierter Zustand, daß man ihn leichter in großen Zügen beschreiben, als mit einer Kriterienlehre g e n a u erfassen kann. Das gilt von der Kriterienlehre im ganzen wie von den einzelnen Momenten, aus denen sie sich zusammensetzt. Nehmen wir z. B. die Frage nach der „sozialen" Stellung des Arbeiters. Das ist schon etwas, was sich nicht so exakt mit Hilfe von Gesetzesparagraphen oder mit Hilfe von Ziffern bestimmen läßt, sagt Sombart [2],

Gesellschaftsordnung (1892) 325 f. S. 327 erklärt Wolf: „Wir haben bloß unserer wissenschaftlichen Pflicht genügt, indem wir die Dinge darzustellen unternahmen, wie sie s i n d." Ein Vorwurf gegen Wolf in dieser Sache ist ungerecht. Er hat nicht gebilligt, was der Billigung nicht würdig ist.

[1] Weder Kommunismus noch Kapitalismus 153 ff.

[2] Warum gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus (1906) 127 ff.

wie die Eigenart seiner politischen oder ökonomischen Lage: „Die Beweisführung muß dabei zum Teil auf Sentiments beruhen, muß sich mit der Wertung von Symptomen begnügen, darf Kleinigkeiten nicht unterschätzen und wird doch im ganzen lückenhaft bleiben.“ Oder nehmen wir die Frage der Güterverteilung. Jede tiefer greifende Beantwortung dieser Frage wird irgendwie, positiv oder negativ, wie schon v. Mangoldt[1] betonte, eine solche Art der Verteilung ins Auge fassen müssen, „welche nicht bloß der wirtschaftlichen Prosperität, sondern der Erfüllung der allgemeinen Lebensaufgabe der Völker am günstigsten ist; und man ist daher genötigt, zu dem großen Grundproblem des Existenzzweckes der Individuen wie der gesellschaftlichen Organismen seine feste Stellung zu nehmen und zu begründen“. Die Nationalökonomie ist eben eine zwar selbständige Wissenschaft mit besonderem Formalobjekt, allein sie kann die nationalökonomische Richtigkeit von Handlungen und Einrichtungen, deren Beziehung zum Volkswohlstande nicht behandeln, ohne sich gegenwärtig zu halten, daß der Wohlstand selbst wieder für Individuen und Volk lediglich die Basis ist für höhere Güter und Zwecke, ein höheres Leben und Streben.

Indem wir somit in dem materiellen Wohlstand nur einen allerdings wichtigen Bestandteil der Gesamtwohlfahrt, aber nicht die ganze Volkswohlfahrt in ihrem vollen Umfange erblicken, da diese auch Elemente geistiger, sittlicher, religiöser Art in sich enthält, die der nationalökonomischen und statistischen Feststellung unerreichbar sind, so lassen selbst die besten Angaben über die bloß materielle Seite des Lebens in uns notwendig den Eindruck des Unvollständigen zurück. Wir empfinden es ohne weiteres, daß mit jenen Kennzeichen des Volkswohlstandes in der Frage der Volkswohlfahrt noch lange nicht das letzte Wort gesprochen ist. Stärker als der Lobgesang auf den wachsenden Völkerreichtum, die Fortschritte der Technik, des Wissens und Könnens, bewegt uns vor allem immer wieder die Klage über das tiefe Elend des modernen Arbeiters[2], seine ewige Fron im Dienste Fremder, die Zerstörung der Häuslichkeit, der Familie, die oft so traurigen Wohnungsverhältnisse, die Zerreißung aller alten Bande des Berufes, der Heimat, die harte, monotone

---

[1] Volkswirtschaftslehre I (1868) 319.

[2] W. Sombart, Das Proletariat. (Die Gesellschaft, herausgegeben von M. Buber.) Paul Kampfmeyer, Das Proletariat.

Arbeit usw. Dazu noch die entsetzlichste, grausamste Tragik unserer Zeit: der Verlust des Glaubens an Gott, an Christus, an ein besseres Leben im Jenseits! Damit ist dem Volke der letzte Trost genommen. Kein angeblich noch so „starkes Vorwalten der intellektuellen Fähigkeit" kann „der proletarischen Psyche" dafür Ersatz bieten. Mit dem materialistischen Atheismus verbindet sich in der Seele des modernen Arbeiters jene verzweifelte Verbitterung, jener unruhige, unauslöschliche Haß gegen die bestehende Gesellschaft, den alle unsere Sozialreform nicht zu überwinden vermag[1]. Und wer trägt die Schuld? Die höheren Klassen! Überall Preisgabe der edelsten Güter um des Mammons willen, der ödeste Unglaube, der krasseste Materialismus im Leben der ganzen Gesellschaft! Kann man sich daher wundern, daß bei allem „Fortschritt" Glück, Zufriedenheit selten geworden sind unter den Menschen? Sie haben sich Zisternen gegraben, die ihren Durst nicht zu löschen vermögen! Materielle Güter genügen dem Menschen nun einmal nicht. Der Vogel, heimisch in freier Luft, trauert im schönsten Käfig, mit reichster Nahrung versehen. Er verlangt nach der Armut seiner Freiheit. Wie töricht, Völker deshalb allein schon glücklich zu wähnen, weil ihnen Reichtümer in Menge zufließen, weil ihre Kapitalkraft sich mehrt, der Anteil am Welthandel emporschnellt, bessere Löhne gezahlt werden, mehr Fleisch und Weizen verzehrt wird usw.! Materielle Wohlfahrt ist wahre menschliche Wohlfahrt nur da, wo sie harmonisch den Gütern höherer Ordnung des Geistes, der Seele, des Gewissens sich eint.

Mit dem schönen Worte der Heiligen Schrift, das der ebenso weise wie erfahrungsreiche Altmeister der Nationalökonomie, Wilhelm Roscher, in den letzten Jahren seines Lebens unter sein Bild zu setzen pflegte, schließen wir darum die Lehre von den Kennzeichen des Wohlstandes: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von jeglichem Worte, das durch den Mund Gottes geht."

---

[1] Man lese nur die Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters (Theodor Bromme), herausgegeben und eingeleitet von Paul Göhre (1905).

Heinrich Pesch S. J

Von Rom nach Valle di Pompei.

Einer dringenden Einladung zur Eröffnung einer Erdbebenstation am Fuße des Vesuv Folge leistend, machte ich mich am 18. Mai dieses Jahres auf den Weg nach dem Süden, in Begleitung des Ingenieurs unserer Sternwarte, eines gebornen Römers und willkommenen Cicerone. Die Fahrt bis Neapel dauert vier bis fünf Stunden und führt zuerst durch die Römische Campagna, so reich an Schönheit und Geschichte. Die Bahn schmiegt sich an die Albanerberge an und steigt bis zum Passe, der dieselben von den Sabinerbergen trennt, zwischen Colonna und Palestrina. Den südöstlich gelegenen Monte Cavo mit den anliegenden Ortschaften Castel Gandolfo und Rocca di Papa rechts liegen lassend, geht die Fahrt gegen Frascati hin, entlang der Via Appia mit ihren reichen geschichtlichen Denkmälern, und den von Paul V. wiederhergestellten altrömischen Wasserleitungen. Die Bahn bleibt jedoch noch mehrere Kilometer von der Stadt Frascati und dem über ihr liegenden Ciceronianischen Tusculum entfernt. Die unausgesetzten Fehden zwischen den italienischen Städten im Mittelalter brachten es mit sich, daß alle Ortschaften wie Festungen auf Bergkegeln liegen, jetzt unerreichbar von der Eisenbahn, wie einst unzugänglich für die Raubhorden. Die Stadt Colonna, auf der Höhe des Passes, deren Häuser wie Festungsmauern ringförmig und ansteigend um die Zitadelle liegen, ist ein Bild einer solchen Bergfeste. Nur das alte Rom liegt im Tale an der Tiber und ist mit seiner Peterskuppel bis hierher noch sichtbar.

Palestrina, die Wiege des gleichnamigen Sängers, von den Alten Präneste genannt, bleibt links liegen, und nun geht es abwärts bis Anagni durch spärlich bewohnte und noch spärlicher bebaute Prärien. Die Hohlwege, durch welche die Fahrt geht, zeigen deutlich genug, daß der Boden aus basaltischer Lava besteht und stellenweise nur einige Handbreit fruchtbare Erde trägt. Und auch diese ist so stark mit Miasmen durchsetzt, daß die Energie des Bebauers völlig erlahmt. Anagni, das der Kirche vier Päpste gegeben, unter diesen den großen Innozenz III., und selbst zeitweise päpstliche Residenz gewesen war, liegt 5—6 Kilometer von der Station entfernt, einst wohlbefestigt auf hohem Hügel und auch jetzt noch wenig berührt vom Fortschritte der Zeiten. Vor einem Jahre hatte ich Gelegenheit hier auszusteigen und auf schwankendem Fahrzeuge mich den Berg hinaufschleppen zu lassen. Der Gang durch die engen, steilen Straßen auf rauhem Pflaster zwischen dicken Mauern bis zur alten Kathedrale, die auf der Gasse lebenden Familien, die ländliche, bei Kindern vielfach mangelnde Tracht, die mit schweren goldenen Ohrringen geschmückten, vor der Haustür sitzenden

Frauen, manche neben ihrem Wagen auf dem Pflaster schlafende Fuhrleute, die uns so fremden Begriffe von Reinlichkeit hinterlassen dem Besucher ein Bild aus alten Zeiten, das er nie vergessen kann.

Unser Eisenbahnwagen war amerikanischer Konstruktion, vollständig offen, mit gepolsterten umlegbaren Sitzen beiderseits des Durchganges, und getrennter Abteilung für Raucher. Er erinnerte mich an den Mainzer Herrn, den ich auf der Fahrt von New York getroffen hatte, und der solche Wagen dort stückweise anfertigen läßt, um sie nach Italien und Frankreich zu verkaufen. Da er schon lange in Paris ansässig ist, so leistete er damals unserer amerikanischen Gesellschaft auf der Reise dahin die willkommensten Dienste.

Unser Schnellzug hielt zum erstenmal, halbwegs zwischen Rom und Neapel, an der kleinen Station Cassino. Schon vor der Ankunft daselbst hatte das alte Kloster links oben auf der Bergspitze unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Je weiter wir um den Berg herumfuhren, um so mehr erweiterten sich scheinbar seine Mauern. Erst von der Station aus gesehen zeigt es, hart am steilen Abhange, zwei lange Flügel und ein Türmchen seines quadratischen Baues. Wir konnten über den Bäumen noch vier Stockwerke zählen. Warum hat Monte Cassino mit seiner hohen freien Lage, unter dem reinen italienischen Himmel, nicht eine kleine Sternwarte wie seine jüngere Schwester Kremsmünster? Es ist wohl die Armut, welche den Mönchen diesen wissenschaftlichen Genuß verbietet.

Von da ab wurde die Gegend so fruchtbar, daß man vor den vielen Bäumen, die vielfach mit Weinreben wie mit Girlanden verbunden sind, die Übersicht über die Ebene ganz verlor. Um 3 Uhr nachmittags waren wir in Neapel, von vielen Freunden begrüßt und mittels Wagen auf die Station der elektrischen Bahn geleitet. Unter dem Schutze dieser Führer konnten wir mit aller Gemütsruhe durch die langen Reihen von Hotelbedienten, Packträgern und Fuhrleuten schreiten und deren polyglottes Geschrei und lebhaftes Gezänke anhören.

Nun ging's eine Stunde lang weiter südöstlich zwischen Golf und Vesuv, um den letzteren herum. Ohne uns weiter um Neapel zu kümmern, spähten unsere Augen nach links nach dem gefürchteten Vulkan. Da stand der Berg vor uns, fast gänzlich kahl und mit brauner Masse bedeckt, so verschieden von den andern mit grünen Wäldern geschmückten Höhen. Der Berg zeigt zwei Spitzen, die eine zackig zerrissen, die andere scheinbar rund, aber leicht rauchend wie von fernen Kaminen. Erstere bildet den alten erloschenen Krater, Monte Somma, letztere den tätigen. Die elektrische Bahn führt so nahe am Berge vorbei, daß sie vor einem Jahre von der Lava verschüttet wurde und jetzt in neuer Richtung über die Lava und teilweise durch dieselbe wie durch Hohlwege hindurch führt. Die Arbeiter waren noch mit Wegschaufeln der braunen leichten Massen beschäftigt. Wir waren eben zwischen dem Vesuv und der Stadt Torre Annunziata angelangt, nicht mehr weit von Valle di Pompei. Das Feld war weitum meterhoch mit Schlamm und Lava überdeckt. Es war ein Glück für die Stadt, daß der Strom hierher abgelenkt wurde. Die Einwohner verehren seit dem Aus-

bruche vom 7. bis 8. April 1906 das Terrakottabild der Madonna, welches sie dem Lavastrom in der Richtung der Stadt zu in den Weg gestellt hatten. Wir waren aber zu nahe am Berge, um uns eine Vorstellung vom natürlichen Laufe des Stromes zu machen.

Valle di Pompei, auch das Neue Pompei genannt, kann kaum ein paar tausend Einwohner zählen. Von der Station fuhren wir erst nach unsern Wohnungen am sog. Sanktuarium, und von da zum neuen Observatorium in einem Erziehungsinstitut, das den Vätern der scholae piae gehört und Hospiz genannt wird. Das Hauptinstrument, ein Erdbebenmesser, steht in einem Saale ebener Erde, der sich durch viel Licht und starke Mauern auszeichnet. Da er keinen Keller hat, so konnte der quadratische Mauerblock, auf welchem der Apparat steht, wie ein großer Tisch in der Mitte des Saales aufgerichtet werden. Der rings herum führende Zementboden ist vom Tische getrennt, damit nicht die Erschütterungen des Hauses unmittelbar auf das Instrument übertragen werden. Letzteres ist von japanischem Typus, eine Erfindung des Herrn F. Omori, aber bedeutend größer ausgeführt nach den Angaben des P. Alfani, Direktors der Ximenes-Sternwarte in Florenz. Den Eintretenden fallen zuerst zwei in der Luft hängende Mühlsteine auf, oder vielmehr schöne behauene Steinblöcke in Gestalt von altmodischen großen Kriegstrommeln. Sie hängen an merkwürdig dünnen Stahlstangen von je einem hohen Kran herab, jedoch nicht ganz vertikal, sondern durch eine zwischen Stein und Kran eingeschobene, mit scharfen Spitzen versehene Sperre aus der Lotlinie verdrängt. Die beiden Steine sind auf diese Weise aus Vertikalpendeln in Horizontalpendel verwandelt, indem sie horizontale Kreisbogen mit den erwähnten Sperren als Radien beschreiben. Die Steine sind so aufgehängt, daß der Schwingungsbogen des einen auf dem des andern senkrecht steht, der ganze Apparat also die beiden horizontalen Komponenten jeder Erschütterung anzeigen muß und folglich auch die Richtung, in welcher das Erdbebenzentrum liegt. Die vertikale Komponente wird von diesem Instrumente nicht angegeben. Die horizontalen Erschütterungen werden graphisch verzeichnet, indem die Schwingungsbogen der Steine durch feine Hebel auf gläserne Nadelspitzen übertragen werden, welche ihrerseits, bloß durch ihr Gewicht, auf einem geschwärzten Papierstreifen Linien ziehen. Zwischen den beiden Nadeln schreibt eine dritte, die von einer Uhr alle Viertelstunden einen kleinen Stoß erhält und so den andern beiden Nadeln als Zeitmesser dient. Der etwa zwei Hand breite Papierstreifen läuft mittels Uhrwerk drei Tage lang, wird dann abgenommen, gefirnißt und aufgerollt. Die so sich anhäufenden Papierrollen bilden dann eine Bibliothek im alten Sinne des Wortes.

P. Alfani hat schon fünf solcher Erdbebenmesser in Italien herstellen lassen. Von untergeordneter Bedeutung sind die meteorologischen Instrumente, welche in demselben Saale aufgestellt sind und gleichzeitig beachtet werden sollen. Ob ein physischer Zusammenhang zwischen Erdstößen und Luftzustand besteht, wird sich durch die gleichzeitigen Beobachtungen vielleicht ermitteln lassen.

Am folgenden Mittag, Sonntag den 19. Mai, fand die feierliche Eröffnung des Observatoriums statt, wobei die Musikbande der Zöglinge gute Dienste leistete. Den Glanzpunkt der Feierlichkeit bildete die Festrede des P. Alfani aus Florenz, der von Rom ab mit uns auf dem Zuge gewesen war. Der Redner behandelte die Geschichte und die Bedeutung der neuen Wissenschaft, Seismologie genannt, bezeichnete den Barnabiten Bertelli als ihren Begründer und Italien als ihr erstes Entwicklungsfeld. Bertellis erstes Tremometer funktionierte seit 1872 und fand in vierzig Privatobservatorien Eingang. Die mit dem Mikroskope beobachteten häufigen Erderschütterungen und ihr Zusammenhang mit fernen Erdbeben ließen allmählich die Überzeugung reifen, daß es sich hier um kosmische Erscheinungen handle, welche nur durch das Zusammenwirken der Regierungen vollständig untersucht werden können. Japan war das erste Reich, welches Erdbebenstationen errichtete und einer im Jahre 1885 gegründeten „Kaiserlichen Erdbeben-Untersuchungs-Kommission" unterstellte. Die Anregung zur Gründung einer internationalen Erdbebengesellschaft war vom Deutschen Reiche ausgegangen und wurde auch auf den internationalen Konferenzen, welche in den Jahren 1901 und 1903 in Straßburg tagten, ins Werk gesetzt. Bei der Konferenz von 1906, welche in Rom gehalten wurde, handelte es sich darum, über die einzuführenden Instrumente und Beobachtungsmethoden einig zu werden, wie auch über die Verwertung der Ergebnisse. Hinsichtlich der Wichtigkeit der Beobachtungen ist man nicht mehr im Zweifel, seit die in Japan aufgestellten Instrumente für die Umgebung dieses Reiches allein durchschnittlich zehn Erderschütterungen jährlich aufweisen, und die größeren Apparate von Vicentini und Alfani jährlich an zweihundert Erdbeben anzeigen, die von allen Teilen der Welt, bis von den Antipoden herkommen. Die junge Wissenschaft hat auch schon begonnen, aus der Gestalt der aufgezeichneten Wellen die Richtung und Entfernung des Erdbebenzentrums zu ermitteln. Entsteht irgendwo in der Erde eine Störung des Gleichgewichts, sagen wir ein Stoß, so pflanzt sich derselbe von seinem Ursprunge (dem Hypozentrum) aus strahlenförmig nach allen Richtungen bis zur Erdoberfläche fort[1]. Der Punkt der Erdoberfläche, welcher von diesen Wellen zuerst erreicht wird, hat den Hauptstoß auszuhalten und heißt Erdbebenzentrum (Epizentrum). Von ihm aus geht nun aber eine andere Art von Wellen *ringförmig* sich erweiternd aus, wie die Ringe auf einer Wasserfläche, die durch einen Steinwurf aus dem Gleichgewichte gebracht ist. Man nennt diese ringförmigen Wellen auch Oberflächenwellen, zum Unterschiede von den unterirdischen, welche strahlenförmig verlaufen. Die ringförmigen und strahlenförmigen Wellen werden auch als Transversal- und Longitudinalwellen unterschieden, aber nur der Anschauung halber, nicht um über die Natur der Schwingungen zu entscheiden. Ein innerer Unterschied zwischen diesen Wellengattungen besteht darin, daß die unterirdischen Wellen sich schneller fortpflanzen als die Oberflächenwellen, entsprechend der größeren Dichtigkeit der

---

[1] Theoretisch richtiger wäre es wohl zu sagen *kugelförmig* als *strahlenförmig*, aber vielleicht nicht so bezeichnend für den Leser.

unteren Erdschichten. Man kann sich nun aus diesen Erklärungen leicht vorstellen, wie ein Erdbebenmesser von allen diesen Wellen betroffen wird. Zuerst gelangt an ihn die unterirdische Longitudinalwelle und bewirkt, da sie fast vertikal an den Apparat stößt, nur eine kleine seitliche Ablenkung, dafür aber, entsprechend ihrer größeren Geschwindigkeit, sehr schnell aufeinanderfolgende Stöße: die Feder beschreibt ein schmales eng schraffiertes Band, solange als diese Welle andauert.

Aber noch bevor sie ausgeschwungen hat, beginnen schon die Oberflächenwellen anzukommen und seitliche Ausschläge zu verursachen, zuerst mit kleineren Amplituden, die sich allmählich vergrößern und bis zu einer Handbreit anwachsen können. Diese letzten großen Ausschläge kommen vom Erdbebenzentrum her. Was verursacht aber die dazwischenliegenden kleineren Ausschläge? P. Alfani hat zuerst die Erklärung gegeben. Die unterirdischen, strahlenförmig auslaufenden Wellen treffen nämlich nacheinander auch alle Orte zwischen dem Erdbebenzentrum und dem Apparate um so schwächer, je näher sie dem Apparate liegen. Alle diese Orte sind daher Mittelpunkte für ringförmige Oberflächenwellen, die sämtlich dem Apparat zuströmen. Da ihre Geschwindigkeit gering ist im Vergleiche zu den unterirdischen Wellen, so langen die schwächeren, dem Apparate näher liegenden zuerst an. Von den Interferenzerscheinungen solcher Wellen kann man sich eine Vorstellung machen, indem man eine Reihe von Steinchen ins Wasser wirft, die größeren in weiterer Entfernung.

Das Diagramm eines Erdbebens besteht so aus drei Teilen; es beginnt mit dem eng schraffierten, schmalen Bande, zeigt dann die von den Zwischenstationen kommenden, allmählich anwachsenden seitlichen Ausschläge und endlich die großen Transversalwellen vom Erdbebenzentrum. Alle diese Oszillationen sind aber, in zwei Komponenten zerlegt und von zwei Federn aufgefangen, in verschiedener Größe, je nachdem die Richtung von dem Erdbebenzentrum mehr gegen die eine oder die andere Komponente hin geneigt ist. Aus dem Verhältnis der Ausschläge der Federn läßt sich daher die Richtung, auf welcher das Erdbebenzentrum liegen muß, bestimmen. Die Geschwindigkeit der Oberflächenwellen ist aus früheren Beobachtungen bekannt. Da die dritte Feder die Zeit angibt, die zwischen dem schraffierten Bande und den großen Ausschlägen verstrichen ist, so weiß man auch die Entfernung des Erdbebenzentrums vom Apparate.

Wären nun die Beobachtungsstationen auf den Haupterdbebenzonen günstig verteilt, mit gleichen Instrumenten und mit telegraphischen Verbindungen ausgerüstet, so bekäme man unmittelbar nach jedem Stoße in der Erde ein Gesamtbild seiner Wellen auf der Oberfläche. Daß die Kenntnis dieser Erscheinungen für die Wissenschaft ebenso wichtig wäre wie diejenige des Luftzustandes oder des Schwankens der Erdachse, für welche bekanntlich schon internationale Beobachtungsstationen eingerichtet sind, liegt auf der Hand. Voraussagungen von Erdbeben werden wohl kaum je gelingen, weil eben die elastischen Wellen der Erdrinde viel schneller laufen als die eines Wirbelwindes. Aber die Kenntnis der Gesetze, nach welchen sich die Erdstöße fortpflanzen, wäre nicht nur für die strenge Wissenschaft, sondern auch für die allgemeine Bildung von Wichtigkeit. Das Märchen

von der terra firma muß der Anschauung weichen, daß die Oberfläche der Erde schwankt wie die des Wassers, durchkreuzt von Wellen verschiedener Richtung, die unter Bergen und Städten dahineilen wie die Meereswellen unter den Fahrzeugen, die sich zu Stürmen entwickeln und bis zu Orkanen anwachsen und gelegentlich ganze Städte verschlingen. Die Barometer dieser Stürme sind eben die Seismographen. Dieses ist das Bild, welches uns der Festredner von Valle di Pompei entwarf.

Der Eindruck der Rede war um so größer, als wir am Vormittag im alten Pompeji gewesen waren und die Wirkungen der unterirdischen Kräfte an den Trümmern dieser vor zweitausend Jahren begrabenen Stadt des römischen Weltreiches gesehen hatten. Es war ein Glück für die Einwohner Pompejis, ja vielleicht sogar für Rom gewesen, daß die damalige gewaltige Störung des Gleichgewichtes im Innern der Erde sich durch den Ausbruch des Vesuv Luft machen konnte. Denn sonst hätten nicht nur die umliegenden Städte leicht gezittert, wie uns der jüngere Plinius erzählt, sondern ganze Landschaften hätten in der geborstenen Erdrinde ihr Grab gefunden mit einer Schnelligkeit, die jede Flucht unmöglich gemacht hätte. Auch heute noch fühlen sich die Bewohner der Umgegend sicher, solange der Vesuv raucht; denn sie wissen, daß sie vor der langsam fließenden Lava wenigstens ihr Leben retten können. Daß dieses den Einwohnern von Pompeji großenteils gelungen sei, ergaben die Ausgrabungen, in welchen sich sehr wenige Überreste von Menschen und Tieren und nur wenige Kostbarkeiten fanden. Die gleiche allgemeine Flucht muß auch den Herkulanern gelungen sein, bevor die Lava Zeit hatte, ihre Stadt zu überschwemmen. Ob freilich alle, die aus der Stadt kamen, auch ihren Weg durch die dunkle Wolke und den Feuerregen bis zu einem Zufluchtsort fanden, darf man nach der Beschreibung, welche der jüngere Plinius von dieser Flucht gibt, bezweifeln.

Wir hatten nur etwa sieben Minuten weit zu gehen, um an das sog. Stabiätor zu gelangen. Mein Begleiter war schon früher in der alten Stadt gewesen und machte mich auf viele Einzelheiten aufmerksam. Trotzdem würde ich ein andermal ganz allein gehen; denn mein Eindruck war ganz verschieden von dem mancher Besucher, welche die Ruinen der ausgegrabenen Stadt „müde und ohne jedwede Genugtuung verlassen“ sollen. Es waren auch nicht die einzelnen Häuser, nicht die darin vorhandenen Reste von Säulen und Wandmalereien, von Kammern und Treppen, nein, es war die Stadt als Ganzes, mit ihren geraden, leicht ansteigenden, etwas engen Straßen, dem schweren Pflaster mit den tiefen Wagenspuren, den vielen Brunnen an den Straßenecken, es waren die schweren Mauern mit hohen, kleinen Fenstern, die Straßen- und Stadttore, die Tempel und Theater, die öffentlichen Plätze für Volksversammlungen, überhaupt das Wandeln durch die vielen Haupt- und Nebengassen einer vor zweitausend Jahren so lebhaften und jetzt in Todesstille gehüllten Stadt, welche den Haupteindruck machten. Stundenlang kann man so zwischen den alten dachlosen Häusern dahinwandeln, mit dem Wunsche, daß auch die übrigen zwei Drittel der Stadt noch ausgegraben werden, und daß endlich auch Herkulanum noch ans Tageslicht komme. Letzteres ist allerdings in Basaltlava eingebettet und von einer neuen Stadt überbaut,

während Pompeji nur vom Aschenregen überschüttet war und als unfruchtbares Land öde blieb. Mögen die langsam begonnenen Sprengungen in Herkulanum die Hoffnung erfüllen, daß die Stadt in der harten Lava um so besser erhalten sei. In den Straßen von Pompeji kommt einem der Zweifel, ob es überhaupt obere Stockwerke gegeben habe. Dächer und Stockwerke sind sämtlich verschwunden, auch von den griechischen Säulengängen sind nicht viele ganz erhalten geblieben. Die Rundbogengewölbe hielten am besten stand. Es war nicht unsere Absicht, die einzelnen Gebäude und Gassen, die alle schon ihre Namen erhalten haben, zu studieren, noch weniger, uns in Träume von „Pompeji sonst und jetzt“ zu vertiefen. Nur die beiden Briefe des achtzehnjährigen Plinius an seinen Freund Tacitus drängen sich dem Beschauer dieser Trümmerstadt auf. Dieser fragt sich im Geiste, ob das Erdbeben alle Häuser bis auf das unterste Stockwerk abgetragen, ob die brennenden Steine die ganze Stadt in Brand gesetzt, oder ob das Gewicht der fallenden Asche die Gebäude eingedrückt habe. Das letztere möchte man aus so vielen noch erhaltenen Gegenständen schließen.

Wir verließen die alte Stadt durch das sog. Marinetor, das einem langen, abschüssigen Tunnel gleicht und gegen jeden Angriff leicht verteidigt werden konnte, trotzdem aber in die Hände der alten Römer fiel.

Am Nachmittag machten wir noch einen Spaziergang in das benachbarte Örtchen Scafati und waren vielfach überrascht von der Ähnlichkeit seiner Häuser mit den gewöhnlichen Häusern Pompejis in Bezug auf die großen Türen und die hohen, kleinen Fenster, offenbar von den Einwohnern darauf berechnet, am Tage in der Haustüre zu sitzen und in der Nacht gegen Diebe gesichert zu sein. Von der Landstraße aus kann man die Gestalt des Vesuv erst recht erkennen, wie nämlich der noch rauchende Gipfel mit dem erloschenen, zackigen Monte Somma durch eine halbkreisförmige Bergwand verbunden ist. Nach den Beschreibungen meiner Begleiter ist der Kegel des Kraters im April 1906 eingestürzt und der Berg so um 300 m niedriger geworden. Die Katastrophe von Pompeji vor zwei Jahrtausenden muß ihn noch viel mehr verändert haben. Wie wertvoll wären jetzt Photographien aus jener Zeit!

Die Rückreise nach Neapel geschah mit dem Dampfroß, das näher am Ufer des Golfes geht und in größerer Entfernung vom Vesuv bleibt. Auf diese Weise erschienen die Richtungen der Lavaströme deutlicher als von der elektrischen Bahn aus. Von Torre Annunziata aus sieht man klar, wie beim Ausbruch von 1906 zwei Ströme nach Süden flossen. Der eine ging gerade auf die Stadt los, erlahmte aber halbwegs aus Mangel an Zufluß; der andere stärkere Strom kam, wenn man hinaufschaut, rechts von diesem, also östlich, und erreichte nördlich von der Stadt einen Hügelrücken, der sich von dort bis zur Stadt herunter zieht, aber rechts von dieser endet. Dort, an der Scheide zwischen den Tälern links und rechts, entschied sich das Los der Stadt: ging der Strom links westlich, so mußte er sie in Flammen setzen und teilweise verschütten; ging er rechts, so war die Stadt gerettet. Das letztere trat ein. Ob es so kommen mußte, kann man aus der Ferne nicht beurteilen, und auch aus der Nähe wird sich kaum erkennen

lassen, nach welcher Seite des Scheideweges sich der breite, wilde Strom entscheiden mußte. Es ist ein Glück für Roma aeterna und für ganz Italien, in dem zentral gelegenen Vesuv ein Sicherheitsventil zu besitzen.

Unterdessen aber begannen die Städte längs des Golfes und die fernen Segelschiffe auf dem weiten Wasserspiegel das Auge zu fesseln. Im Glanze der Sonne stieg die Insel Capri hoch aus dem Meere auf, und bald enthüllte Neapel am nördlichen Abhange des steilen Ufers seine Reize. Hatten wir es vom Golfe aus genossen, so sollten wir es bald von Capodimonte aus zu unsern Füßen schauen. Denn da ist die Sternwarte. Die Fahrt durch die Stadt bis zur Anhöhe nimmt ungefähr eine Stunde in Anspruch, wird aber reichlich gelohnt. Nachdem wir dem bejahrten Direktor, Professor Fergola, unsere Aufwartung gemacht hatten, besichtigten wir unter Führung des Astronomen Contarino die vielen Räume und Gebäude bis auf die Dächer und Kuppeln hinauf. Das eigentliche Gepräge dieser Sternwarte besteht darin, daß sie reich ist an älteren kleineren Instrumenten, ebenso an weiten Sälen im Hauptgebäude und an Überfluß von Raum innerhalb der Ringmauern des ganzen Besitztums. Ihre Aussicht von den Terrassen und Kuppeln der Gebäude über Stadt und Meer teilt sie allerdings mit den Schwesterinstituten in Bordeaux und Nizza, doch gibt ihr die größere Nähe am Ufer, die steilere halbkreisförmige Lage der Stadt Neapel und namentlich die Schönheit des Golfes unstreitig den Vorzug vor den andern. Wir eilten heimwärts und waren überrascht, auf unserer Fahrt nach Rom die Apenninen bis tief herunter mit Schnee bedeckt zu finden.

J. G. Hagen S. J.

Rezensionen.

Geschichte des Vatikanischen Konzils von seiner ersten Ankündigung bis zu seiner Vertagung. Nach den authentischen Dokumenten dargestellt von ***Theodor Granderath*** S. J., herausgegeben von ***Konrad Kirch*** S. J. III. (Schluß-) Band. gr. 8⁰ (XXII u. 748) Freiburg 1906, Herder. *M* 12.—

Der bleibende Wert und die eigentümlichen Vorzüge des Werkes ebenso wie die Angepaßtheit seines Erscheinens für den gegebenen Zeitpunkt sind bei Anzeige der früheren Teile in diesen Blättern (LXVIII 95) des näheren dargelegt worden. Die Hauptangelegenheit und deren Abwicklung, die konziliare Erörterung und Definierung, endlich die gläubige Aufnahme des Unfehlbarkeitsdogmas waren diesem Bande vorbehalten, der somit nicht nur den äußeren Abschluß, sondern auch den Höhepunkt des Interesses, den Kern der eigentlichen Konzilstätigkeit darstellt. Die zweite Debatte über den „Kleinen Katechismus" (47.—50. Sitzung) und die Verhandlungen über Disziplinargesetze, die auf die 4. öffentliche Sitzung noch folgten, so Beachtenswertes sie an sich enthalten mögen, treten dabei völlig in den Hintergrund.

Schlicht und klar teilt sich demnach der Band in vier Bücher. Buch 1 zeigt, wie das Schema über Papst und Unfehlbarkeit, das den Bischöfen schließlich zur Beratung übergeben wurde, während des Konzils selbst zur Anregung und, trotz allen Widerstandes, zur Ausführung gekommen ist: die Bittgesuche und Bemühungen aus den Kreisen der Majorität, die Gegenpetitionen, der Broschürenkrieg, die historischen, theologischen und moralischen Einwendungen, die von seiten der Minderheit unablässig dagegen aufgeboten wurden, bis durch die unverdrossene Arbeit der Glaubensdeputation endlich die Vorlage zugleich mit den schriftlichen Bemerkungen der Konzilsväter sich in aller Hände befand.

Buch 2 widmet seine zehn Kapitel ausschließlich der Generaldebatte, je eines der Erklärung der Vorlage durch das beauftragte Mitglied der Glaubensdeputation, und der notwendig gewordenen Änderung in der Reihenfolge der Beratungsgegenstände, dann drei der Unfehlbarkeit selbst, drei der Opportunität der Definierung, zwei endlich einer Nachlese bemerkenswerterer Einzelheiten.

Buch 3, das mit der vierten öffentlichen Sitzung und der dogmatischen Entscheidung im 15. Kapitel seinen Abschluß findet, gehört sonst ganz der Spezialdebatte und folgt daher den einzelnen Teilen des Schemas, jedoch mit der berechtigten Freiheit, daß bei besondern Zwischenfällen oder bemerkenswerteren Reden zuweilen länger Halt gemacht wird.

Bis dahin liegt im wesentlichen die Arbeit P. Granderaths vor, wenn auch Buch 1 einer vollständigen Überarbeitung durch den Herausgeber bedurfte. Das

abschließende Buch 4 hingegen, das von P. Granderath kaum eben skizziert war, kommt zum größten Teil auf die Rechnung des Herausgebers. Man wird ihm das Zeugnis nicht versagen, daß er nicht nur in die Sache selbst sich gründlich eingearbeitet, sondern auch in die Auffassung und Behandlungsweise des ursprünglichen Autors sich völlig hineingelebt hat. Es bleibt so ein Werk aus einem Guß.

Die ersten zwei Kapitel führen die Konzilsvorgänge weiter bis zur Vertagung 20. Oktober 1870; drei folgende können über die Zustimmung und Unterwerfung sämtlicher Mitglieder der vormaligen Konzilsminderheit berichten. Dann bleibt noch je ein Kapitel für die Schicksale der Konzilsfeinde in Deutschland, die nachträglich zur Definition erschienene Konzilsliteratur, das Verhalten der Staatslenker gegenüber dem neuen Dogma und schließlich die Stimmung bei Klerus und Volk im großen.

Die größere Anziehung dürfte dem Durchschnitt der Belehrung suchenden Leser wohl durch Buch 1 mit seinem reichen und mannigfaltigen Inhalt geboten werden. Allein der Schwerpunkt liegt unstreitig in Buch 2 und 3, welche in klaren, festen Linien den gesamten Verlauf, die Summe der theologischen Argumentationen wohlgeordnet wiedergeben. Die Bischöfe mit ihren persönlichen Eigenschaften, ihrer Vergangenheit und ihrem Einfluß entziehen sich dabei den Blicken, werden zu bloßen Nummern, nur die Argumente haben Geltung. Nicht so sehr nach dem Eindruck, den ein Redner hervorbringt, wird er hier abgeschätzt, sondern nach den theologischen Momenten, die er neu auf den Plan bringt und zu verwerten weiß oder nicht. Es ist mit einem Wort die theologische Abwägung, Zusammenfassung und Fruchtbarmachung der ganzen ungeheuern und sonst kaum übersehbaren Konzilsdebatte. Hiermit hat P. Granderath eine Arbeit geleistet, zu der nicht leicht ein anderer den Mut gehabt hätte und die nicht leicht ein anderer gediegener, sorgfältiger und klarer würde zu stande gebracht haben. Historiker und Theologen bleiben ihm dafür verpflichtet, dem vielverleumdeten Konzil gereicht diese Arbeit zu großer Ehre, um nicht zu sagen zur Ehrenrettung, für die Geschichte desselben bewahrt sie ihren Wert für immer.

Der äußere Rahmen des ordnungsgemäßen Konzilsverlaufes bleibt unter all diesen theologischen Wechselkämpfen stets hinreichend erkennbar, doch wird man kaum sagen dürfen, daß der historische Hergang auch seiner Wirklichkeit nach immer recht zum Bewußtsein komme. Wer etwa aus diesen theologischen Zergliederungen die geistige Bedeutung eines Rauscher oder die moralische Einwirkung eines Ketteler, eines Schwarzenberg beurteilen wollte, wäre von der Wahrheit weit entfernt. Der noch so überzeugende Nachweis einer völlig verfehlten Argumentation vermag an der Tatsache nichts zu ändern, wenn eine so ganz verfehlte Rede doch großen Eindruck hervorgebracht hat. Trotz aller schwachen Theologie wurde Stroßmayers schönes fließendes Latein von vielen gern gehört, und Kettelers Auftreten hatte mehrmals eine sehr bedeutende Wirkung. Über einen der Majoritätsredner, Bischof Payá von Cuenca, wird S. 441 mit wenigen, fast geringschätzigen Zeilen hinweggeeilt, und doch haben wenige Bischöfe glücklicher geredet als er, der 1½ Stunden lang die schon ermüdeten Konzilsväter außer-

gewöhnlich zu fesseln wußte und für den glücklichen Abschluß der Spezialdebatte die Wendung herbeiführte.

Daß der Verfasser als Geschichtschreiber der Konzils**vorgänge** sich davon zurückhielt, bei der großen Zahl der Beteiligten auf Persönliches einzugehen, ist übrigens zu billigen. Zuweilen macht er Ausnahmen, und dann hat er besondere Gründe. Mit Recht erwähnt er die Unzufriedenheit, die unter den Führern der Majorität in Bezug auf Kardinal Bilio vorhanden war. Wenn er Bischof v. Hefele wiederholt mit besonderer Ehre erhebt, so geschieht es aus Pietät und persönlich geneigter Gesinnung für den einstigen Lehrer. Es ist nur zu billigen, daß P. Quarella als Verfasser von Kettelers Quaestio offen genannt und daß die scharfe Schreibweise des P. A. Ballerini gerügt wird. Nur wäre beizufügen, daß ein Überschuß an Lebhaftigkeit in der Polemik diesem verdienten Theologen bekanntermaßen auch sonst durchwegs eigen war und daher durchaus nicht eine besondere Erregtheit in der Konzilssache bekundet.

Der Beteuerung Rauschers und Kettelers, daß sie von jeher an der päpstlichen Unfehlbarkeit festgehalten hätten, werden vom Verfasser ihre Argumente im Konzil entgegengehalten und daraus geschlossen, ihre frühere Überzeugung sei ins „Schwanken" geraten. Der Schluß geht vielleicht etwas zu weit. Diesen ganz kirchlich gesinnten Männern stand es immer fest, daß der Papst als oberster Lehrer Glaubensfragen endgültig entscheide. Jetzt aber plötzlich in die theologischen Streitfragen hineingezogen über den Umfang und die Bedingungen dieser höchsten päpstlichen Lehrautorität, schwand ihnen in Bezug auf diese Klarheit und Sicherheit. Ketteler hat dies zutreffend zum Ausdruck gebracht, als er inmitten des Konzilskampfes notierte: „Die Frage ist nicht, ob infallibel oder nicht, sondern: ob Bedingungen oder nicht, und wenn, welche Bedingungen." Daß Ketteler mit dem Aufgebot aller Kraft dahin arbeitete, die Definierung der Infallibilität zu verhindern und, nachdem er es als aussichtslos erkannte, sie wenigstens abzuschwächen, ist außer Frage. Wie ihm aber seine mündlichen und schriftlichen Äußerungen dabei gemeint waren, und wie er sie gemeint wissen wollte, hat er wiederholt mit aller Klarheit ausgesprochen, und sei hierfür auf seine Biographie (III 74 ff) verwiesen. Wer die verschiedenen Aussprüche von ihm liest, die in der „Geschichte des Konzils" nebeneinander gehalten werden, mag von anscheinenden Widersprüchen darin betroffen werden, nicht so, wer seine Persönlichkeit genauer kennt. Eine von Grund auf ehrliche Natur und seit früher Kindheit zur strengsten Wahrheitsliebe erzogen, hatte er in seinen Äußerungen etwas Emphatisches, und lauteten Beteuerungen bei ihm leicht überenergisch. Wollte man sie jedesmal nach dem Buchstaben nehmen oder gar ihre Bedeutung pressen, so war es nicht unmöglich, Widersprüche bei ihm zu konstruieren, die tatsächlich nicht vorhanden waren. Richtig und in seinem Sinne genommen, lassen sich diese Äußerungen alle ganz wohl miteinander vereinigen.

Mehr Aufmerksamkeit als der Persönlichkeit der einzelnen Konzilskämpfer ist den äußeren Bedingungen des Kampfes zugewendet worden. Mit Recht betont der Verfasser die weitgehende Freiheit der Rede und der Agitation, welche die Vertreter der Minderheit sich reichlich zu nutze machten. Er deutet hin auf die große Rücksichtnahme und Milde der Präsidenten und den in der ganzen Debatte, auch während der erregtesten Zeiten, aufrecht erhaltenen guten und würdigen Ton. Einzelne Störungen, die durch Minoritätsredner herausgefordert waren, sind aktenmäßig berichtet. Wie wenig ein Bestreben der Beschönigung vorliegt, zeigt der starke

Ausdruck S. 125, wo der etwas erregte Abbruch einer Sitzung im kleineren Kreise der Glaubensdeputation, dank einer mehr wörtlichen als sinngetreuen Wiedergabe des Quellenberichtes, als „ziemlich tumultuarisch“ bezeichnet wird. Doch hat der Würde der Verhandlungen nicht nur der Verfasser auf Grund seiner Aktenkenntnis Zeugnis gegeben (S. 352), sondern er hat auch die glänzende Anerkennung gebührend (S. 413) hervorgehoben, die einer der Väter, Bischof Keane von Cloyne, in der 77. Generalkongregation vor versammeltem Konzil in dieser Hinsicht ausgesprochen hat.

Außerordentlich dankenswert sind die Ausführungen des 4. Buches, in welchen die unmittelbare Wirkung der Glaubensentscheidung auf Hierarchie, Volk, öffentliche Gewalt und öffentliche Meinung im einzelnen weiter verfolgt wird. Zu Kap. 7 über die nach der Definition erschienene Konzilsliteratur ist natürlich alles zu ergänzen, was Bd I, S. 7 ff in dieser Hinsicht bereits besprochen war. Beizufügen wäre, daß von Cecconis großem Konzilswerk der erste Teil 1873 auch deutsch erschienen ist. Auch dürfte neben Friedbergs „Aktenstücken“ Roskoványs Riesenarbeit Romanus Pontifex tamquam Primas Ecclesiae nicht übergangen werden, die in ihren späteren Bänden für die gesamte Konzilsliteratur so überaus ergiebig ist. Bei Kap. 6 (Schicksale der Konzilsfeinde) bezweckt der Herausgeber keineswegs eine Geschichte der altkatholischen Sektenbildungen. Er wäre sonst nicht an den Gemeindebildungen in Österreich und in Neapel stillschweigend vorbeigegangen und hätte sich die würdige Aussöhnung des anfangs irregeleiteten Prof. Dr Maaßen gewiß nicht entgehen lassen. Es handelte sich für ihn nur um die weitere Haltung einiger besonders bekannter Persönlichkeiten, die anfangs dem Konzil ablehnend oder selbst offen feindlich gegenübergestanden waren und deshalb in den früheren Bänden des Werkes oft genannt sind. Viele derselben haben sich nach erfolgter Entscheidung dem Lehramt der Kirche gläubig unterworfen, andere haben den bereits vorhandenen inneren Abfall äußerlich vollendet.

Einige Kleinigkeiten seien verzeichnet, die wohl jedem aufmerksamen Leser auffallen werden. Die Hartnäckigkeit des hl. Cyprian im Ketzertaufstreit soll S. 21 damit erklärt werden, daß er „diese Praxis von Jugend auf gewohnt gewesen“ sei. Nun waren es damals kaum zehn Jahre her, daß Cyprian als voll ausgereifter Mann in die Kirche und in den Klerus war aufgenommen worden, und wenig über dreißig, seit unter seinem Amtsvorgänger Agrippinus die Praxis in der Kirche von Karthago in feste Übung gekommen war. Mit dem Dekret über die „gemischten Ehen“ (S. 80) ist wohl die Bestimmung gegen die klandestinen Ehen gemeint. Etwas verwirrend erscheint die Angabe (S. 130) über die von den Konzilsvätern zu den vorgelegten Entwürfen der dogmatischen Konstitutionen eingereichten Bemerkungen. Diese Bemerkungen, heißt es, seien zunächst „im Druck unter die Konzilsmitglieder verteilt, mit Rücksicht auf dieselben das Schema umgestaltet und dann mit dem so umgestalteten Schema zugleich ein Bericht über die Bemerkungen . . . allen Vätern zugestellt worden“. Wenn aber jeder Konzilsvater alle Bemerkungen, die gemacht waren, gedruckt in Händen hielt, wozu hätte es dann der ungeheuern Arbeit der Zusammenstellung der Bemerkungen, die vereint starke Bände ausmachten, und des nochmaligen Druckes genau derselben Argumente und Vorschläge bedurft? Ein Vergleich mit der Darlegung der neuen Geschäftsordnung vom 20. Februar 1870 bei Granderath Bd II, S. 230 ergibt klar, daß nur in der offiziellen Zusammen-

stellung die Bemerkungen zur allgemeinen Verteilung kamen und daher auch ohne die Namen der Antragsteller. Selbst die S. 455 erwähnten nachträglichen Verbesserungsvorschläge scheinen nur nach der amtlichen Zusammenstellung gedruckt und verteilt worden zu sein (vgl. Collect. Lac. VII 732 C). Dem Verfasser wird vielleicht die Verteilung an die Mitglieder der Glaubensdeputation vorgeschwebt haben.

So wenig wie das Mißbehagen an einigen zuweilen wiederkehrenden umständlichen Redewendungen ändern diese Kleinigkeiten etwas an der rückhaltlosen Anerkennung der geleisteten Arbeit und des Dienstes, der dadurch der Kirche und der Sache erwiesen worden ist. P. Granderath und nicht minder der selbstlose Vollender und Herausgeber seiner „Geschichte" haben etwas sehr Achtungswertes und Bleibendes geschaffen. Über die bewegte Zeit des Vatikanischen Konzils und über die Persönlichkeiten, die auf demselben oder während desselben eine Rolle spielten, wird noch viel geschrieben werden. Manches Neue wird vielleicht noch zu Tage kommen. Aber dieses fleißige und gewissenhafte Werk wird immer seinen Wert bewahren und immer in Geltung bleiben. Es ist die Wahrheit über den ganzen Verlauf der Vatikanischen Bischofsversammlung, die Geschichte des 20. allgemeinen Konzils.

Ein einziger Punkt ist, in welchem der Auffassung des Herausgebers nicht unbedingt beizupflichten sein dürfte. In dem schönen Rückblick, mit welchem er das ganze Werk beschließt, legt er großen Nachdruck auf den Umstand, daß „die Unfehlbarkeitsfrage von außen her in die Konzilsverhandlungen hineingetragen" worden sei. Formell und dem Buchstaben nach ist dies vollständig richtig. In keinem der vorbereiteten Entwürfe, auch nicht in dem über die Lehre von der Kirche Christi, war die Frage berührt, geschweige denn zur Entscheidung vorgeschlagen, noch weniger hatte der Papst von sich aus die Definierung beantragt. Auf der andern Seite steht es aber außer Zweifel, daß die ganze Lage der Kirche dahin drängte, daß ein allgemeines Konzil, das nachträglich zu dem von Trient wieder zusammentrat, die Frage des Verhältnisses zwischen Papst und Konzil und damit auch der Unfehlbarkeit gar nicht umgehen konnte. Schon die Erklärungen der 1862 und besonders der 1867 zu Rom versammelten Bischöfe hatten die Frage sehr nahe gestreift und das letzte Wort darüber gleichsam herausgefordert. Für die Kirche als Gesamtorganismus war es die brennende Frage; wenn ein Konzil zusammentrat, mußte sie in Angriff genommen und wo möglich entschieden werden. Eben deshalb waren auch die Geister des Aufruhrs schon rege und die Agitation schon geschäftig an der Arbeit, bevor nur jene harmlose Korrespondenz in der römischen „Civiltà" erschien, die seitdem als das Lärmsignal herhalten mußte. Mochte der unmittelbare Anlaß zur Herstellung und Einbringung des Schemas in der Folge durch äußere Verhältnisse aufgedrängt werden, so war dies doch nicht zufällig und nicht in diesem Sinne „von außen hineingetragen", sondern ergab sich recht eigentlich ex visceribus causae.

Das hindert jedoch nicht, sondern bestärkt nur darin, mit dem Verfasser des Rückblicks im ganzen Verlaufe des Konzils die besondere Leitung der Vorsehung anzuerkennen und zu bewundern. Man sieht da wirklich Gottes Hand mächtig

in die Geschicke der Kirche hereinragen, mächtig auch über die Herzen der Menschen. Nicht Menschengeist, noch Menschenkraft haben solchen Ausgang herbeigeführt. Der Geist Gottes, der in alle Wahrheit einführt und der Kirche innewohnt bis zum Ende der Zeiten, er war auch wirksam im Vatikanischen Konzil.

Otto Pfülf S. J.

Handbuch zur Biblischen Geschichte. Für den Unterricht in Kirche und Schule, sowie zur Selbstbelehrung. Sechste, völlig neu bearbeitete Auflage. Von Dr **J. Schuster** und Dr **J. B. Holzammer.** gr. 8⁰ Freiburg 1906, Herder.

Erster Band: **Das Alte Testament.** Bearbeitet von Dr **Joseph Selbst.** Mit 130 Bildern und 2 Karten. (XVIII u. 1026) *M* 11.—; geb. *M* 13.50

Zweiter (Schluß-) Band: **Das Neue Testament.** Bearbeitet von Dr **Jakob Schäfer,** Professor der Theologie. Mit 101 Bildern und 3 Karten. (XX u. 788) *M* 9.—; geb. *M* 11.50

Die fünfte Auflage des verdienstvollen Werkes erschien 1890. Seit dieser Zeit sind in Exegese, Geschichtsforschung, Altertumskunde eine Anzahl neuer Fragen und Probleme aufgetaucht und erörtert worden; zudem war das Handbuch schon seit langem nicht mehr ein einfacher Kommentar zur Biblischen Geschichte, für die nächsten Erfordernisse des praktischen Unterrichtes berechnet, sondern „eine auf die weitesten Kreise der gebildeten katholischen Welt berechnete Darstellung der heiligen Geschichte, ein möglichst umfassender Nachweis der göttlichen Offenbarung und der Verwirklichung des göttlichen Heilsplanes unter den Menschen, sowie eine bei aller Kürze doch möglichst vollständige und überzeugende Widerlegung der dagegen erhobenen Zweifel und Vorwürfe, und dadurch für alle eine Quelle der eigenen religiösen Bildung und Belehrung" (S. VI).

Sollte Plan und Zweck des Handbuches der gleiche bleiben, so war den neuen Anforderungen, Bedürfnissen, Einwürfen gegenüber eine durchgreifende Neubearbeitung nicht zu umgehen. Dieser schwierigen und umfassenden Arbeit hat sich, um vorerst beim ersten Band (Altes Testament) Halt zu machen, Dr Selbst unterzogen, bekannt bereits durch verschiedene exegetische Leistungen; ich will auch gleich hinzufügen, daß ich nach genauer Durchsicht zur vollen Überzeugung gelangte, das Buch entspreche in ausnehmender Weise dem soeben angegebenen Plan und Zweck. Mit großer Sachkenntnis und mit Beherrschung einer ausgedehnten (katholischen und akatholischen) Literatur, in ansprechender, gefälliger Darstellung hat sich der Herr Verfasser der schwierigen Aufgabe entledigt. Schon das Studium der Einleitung (S. 1—53) muß die Überzeugung wachrufen, daß Herr Verfasser die neuen Richtungen und Strömungen mit scharfem, prüfendem Blick verfolgt, ihre Tragweite erkannt, das wirklich Verwertbare richtig erfaßt, das gefährlich Täuschende und trügerisch Schimmernde klar unterschieden habe. Aufklärend und belehrend in richtiger Abwägung des Brauchbaren und des Minderwertigen

oder Falschen wirken da die Ausführungen über die Naturwissenschaft, besonders aber die über die historisch-kritische Methode, Geschichte der göttlichen Offenbarung und die gegensätzlichen Systeme (Mythen, Sagen, legendarische Ausschmückung, tendenziöse Erdichtung), über den geschichtlichen Charakter der biblischen Erzählung, bei dessen Begründung auch Rücksicht genommen wird auf die Eigentümlichkeiten der biblischen Erzählung und das Verhältnis besprochen ist von Allegorie und Geschichte, von Inspiration und Mythus, von Urgeschichte und Geschichte, Offenbarung und Evolution.

Dargestellt wird die Geschichte des Alten Testamentes im Anschluß an die geschichtlichen Bücher, denen der hauptsächlichste Inhalt der lehrhaften und prophetischen Schriften an den betreffenden Stellen und Zeitabschnitten eingereiht ist. Der heilige Text wird entweder vollständig oder in sinngetreuer Fassung geboten; Auswahl und Übersetzung lassen nicht selten die verbessernde Hand erkennen. Die weiteren Ausführungen, Erklärungen, Begründungen, Lösungen von Einwürfen, praktischen Anwendungen und dgl. sind in kleinerem Druck gegeben, während die zahlreichen Literaturnachweise und eine Menge von anderweitigen Notizen und Angaben in den Anmerkungen geboten werden. Die geographischen und topographischen Verhältnisse (Palästina, Ägypten, Sinaitische Halbinsel, Libanon usf.) sind klar und anschaulich, ja recht ausführlich beschrieben. Ebenso ist das zum Verständnis Erforderliche über Sitten, Gebräuche, Götzendienst (babylonisch-ägyptischer, syrisch-phönizischer) in reichlicher Weise gegeben; der Fortschritt der Offenbarung, Vorbilder, die messianischen Weissagungen, selbst die Symbolik der Zahlen kommen zur Darstellung.

Daß den brennenden Fragen der Gegenwart die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird, erhellt schon daraus, daß man so häufig Ausführungen begegnet, durch die zurückgewiesen und widerlegt werden „mythologische Deutungsversuche, Sagen, Sagenmotive, Motive des Sonnenmythus, Mischung von Sage und Geschichte, Sagenkranz, Mythus u. dgl." Der religionsgeschichtlichen Schule und manchen Aufstellungen der vergleichenden Religionswissenschaft gegenüber wird die Selbständigkeit des Offenbarungscharakters gewahrt; die voreiligen Folgerungen und haltlosen Schlüsse aus rein äußerlichen Ähnlichkeiten, mit denen man den Wert und übernatürlichen Charakter der Offenbarung bestreitet, das Verhältnis der mosaischen Gesetzgebung zu der des Hammurabi, die Berührung der Geschichte des auserwählten Volkes mit der Geschichte von Ägypten, Assyrien, Babylonien, die El-Amarna-Tafeln — kurz, was man jetzt aktuelle Fragen nennt, kommen zur Sprache.

Zu diesen aktuellen Fragen gehört besonders auch die nach der Zuverlässigkeit der alttestamentlichen Schriften. Hier nimmt Herr Verfasser einen entschieden konservativen Standpunkt ein. Für Moses als Verfasser der fünf Bücher wird S. 53 angerufen „das einstimmige Zeugnis alter Schriften des Alten Testamentes", während doch in Wirklichkeit nur vom Gesetze des Moses, volumen legis, die Rede ist und einzelne geschichtliche Tatsachen als bekannt vorausgesetzt werden ohne Andeutung, woher ihre Bekanntschaft stamme. Übrigens aber läßt der Herr Verfasser für eine umsichtige Kritik der einzelnen Teile des Fünfbuches

selbst genügenden Raum; lesen wir ja nach einer Ausführung über die Entwicklung des einmal gegebenen Gesetzes S. 474: „So erklärt sich, daß allerdings manche Bestimmungen des in seiner letzten Fassung und Sammlung von Esdras stammenden Gesetzes, wie es uns jetzt vorliegt, als „Niederschlag" einer geschichtlichen Entwicklung betrachtet werden könne, ohne daß deswegen der mosaische Ursprung des Gesetzes im ganzen in Frage gestellt würde. Über das Deuteronomium äußert sich der Herr Verfasser S. 511 (A. 15); gute Bemerkungen gegen die negative Pentateuchkritik finden sich u. a. S. 473. Bei den Büchern Tobias, Esther, Judith werden die sich erhebenden Schwierigkeiten nicht verkannt, dennoch aber glaubt Herr Verfasser, dieselben seien nicht unlösbar, und es sei die Geschichtlichkeit derselben mit guten Gründen aufrecht zu halten.

Ein klares und erlösendes Wort wird über Gn Kap. 1 gesprochen: kein Bericht über den Schöpfungshergang, keine Chronik der Schöpfungsvorgänge, sondern der Schöpfungsbericht führt das, was durch Gottes Allmacht geworden und vor aller Augen steht, auf eine schöpferische Tat Gottes zurück, die Gott selbst zur Belehrung der Menschen in ein Werk von sechs Tagen zerlegt, als Sechstagewerk geoffenbart habe; demnach ist der Schöpfungsbericht geschichtlich, insofern er eine göttliche, in der Überlieferung enthaltene Offenbarung wiedergibt, indem er wirklich Geschehenes in sachlich begründeter Ordnung, jedoch nicht in chronologischer Aufeinanderfolge erzählt; Gott hat eben den Menschen die Schöpfung als ein Werk von sechs Tagen geoffenbart (S. 61 62). Der Bericht ist demnach eine schematische Erzählung mit Hinblick auf die gottgewollte menschliche Woche der Arbeit und der Sabbatruhe. Damit fallen alle künstlichen Erklärungen weg; der Tag mit seinem Abend und Morgen bleibt in seiner natürlichen Bedeutung, ein Zwiespalt oder eine Auseinandersetzung mit irgend einer Art Naturwissenschaft ist undenkbar: wir haben die Auffassung, die Autor und erste Leser einzig haben konnten. Die Verschiedenheiten in Inhalt und Form zwischen den biblischen und babylonischen Berichten über Schöpfung und Flut werden gebührend gekennzeichnet (S. 91 ff 178 ff) und daher mit vollem Recht Entlehnungen der ersteren von den zweiten abgewiesen; eingehend sind die Fragen über Ausdehnung der Flut, Einheit des Menschengeschlechtes, Nichtabstammung von Affen erörtert. Von unsichern Aufstellungen und zweifelhaften, anfechtbaren Identifikationen wird Abstand genommen; ein Beispiel dieser löblichen Vorsicht ist die Erörterung über Gn Kap. 14; der Herr Verfasser begnügt sich darzutun, das Kapitel entspreche den nachweisbaren geschichtlichen Verhältnissen.

In Betreff der Zeitrechnung erhalten wir kein einheitliches Bild. Einerseits finden sich noch Spuren und Angaben, die offenbar einer früheren Zeit entlehnt sind, so wenn von Erschaffung der Menschen bis auf den Tod des Moses dritthalb Jahrtausende gerechnet werden (S. 53), oder wenn Sem seine Nachkommen bis zur Zeit Abrahams unterweisen konnte (S. 147 A. 3), anderseits aber lesen wir, daß die Schreibkunst in Ägypten schon um 3000 v. Chr. bekannt gewesen (S. 55), daß Sargon um 3000 v. Chr. Babylon gegründet habe (S. 188), und obendrein belehrt uns eine Anmerkung (S. 149), auch von bibelgläubigen Forschern werde auf Grund von Denkmälern für die alten Kulturländer am Nil

und Euphrat eine ununterbrochene Entwicklung seit 3000—4000 Jahren v. Chr. angenommen; unter andern berechne P. Scheil O. Pr. die erste Periode der Geschichte von Elam bis ins 38. Jahrhundert v. Chr. Die Einwanderung Jakobs nach Ägypten wird zwischen 1900 und 1800 angesetzt (S. 309), der Auszug aus Ägypten nicht vor 1500 und nicht nach 1436 (S. 346). Verdienstlich ist S. 754—755 die übersichtliche Zusammenstellung der Könige von Juda, Israel und von Assyrien-Babylonien und deren hauptsächlichsten Taten nebst Zeitrechnung; freilich bleibt da ein und das andere Rätsel ungelöst; z. B. Amasias Regierungsjahre sind auf 29 angegeben; aber in der entsprechenden Kolumne sind ihm nur 797—792 zugeteilt; ähnlich regierte Phakee 20 Jahre, aber nur 736—730 fallen ihm zu. Worin die Lösung einiger Schwierigkeiten der Zeitrechnung zu suchen sei, ist S. 751 ff auseinandergesetzt.

Besonderes Lob verdient noch das sorgfältig gearbeitete Personen- und Sachregister (S. 1011—1026), durch welches die Benutzung des Buches zur raschen Einsichtnahme über irgend eine Frage ermöglicht wird.

Nach den gleichen Grundsätzen, wie der erste Teil, ist auch der zweite, das Neue Testament bearbeitet. Den wissenschaftlichen Ansprüchen wird ausgiebig Rechnung getragen. Das erhellt schon aus den einleitenden Bemerkungen über Echtheit und Unverfälschtheit der Evangelien; die Hypothesen einer Beeinflussung der Evangelien durch babylonische Mythen (S. 39 557 Sonntag-Feier eines alten babylonischen Göttertages), durch Buddhalegenden (S. 35 90 127) werden in ihrer Hohlheit und Nichtigkeit aufgezeigt; woher die Sozialdemokratie ihre stumpfen und plumpen Waffen zur Bekämpfung der Evangelien hole, selbst das wird nicht übergangen: „Bei der gänzlichen Nullität der wissenschaftlichen Bedeutung hätten wir Bruno Bauer füglich hier übergehen können, wenn nicht die von der sozialdemokratischen ‚Wissenschaft' beliebte Ausnutzung seiner Ideen ihm eine gewisse Bedeutung sicherte" (S. 35). In kräftigen Zügen wird die Unzulänglichkeit und Unhaltbarkeit des Geschichtsbildes der sog. historisch-kritischen Schule und die Ohnmacht des Rationalismus dem Wunder der Auferstehung gegenüber aufgezeigt (S. 41 545). Dem heiligen Texte sind zahlreiche erläuternde Anmerkungen mit zweckdienlicher Literaturangabe beigefügt; besondere Aufmerksamkeit ist den geographischen, topographischen, archäologischen Fragen gewidmet; eingehend werden die Heiligtümer der verschiedenen Orte und die kirchlichen Anstalten in Wort und Bild beschrieben (vgl. S. 57 60 65 68 81 83 260 401 438 473 526 u. a.); eingehend ist der Tempelbau des Herodes dargestellt (S. 107—117) in Wort und Bild. In der Anordnung des öffentlichen Lebens Christi kommt die gewöhnliche Annahme von drei Jahren zum Ausdruck; in der Frage über das Verhältnis des Abendmahles und des Todes Christi zur jüdischen Festfeier entscheidet sich der Herr Verfasser nach Angabe der verschiedenen Lösungsversuche für die Verschiebungstheorie (S. 400), für die er auch am Pfingstsonntag eine Stütze findet (S. 578). Wie andere, bezeichnet auch Herr Verfasser Mt 24, 4—14 und die Parallelstellen als Vorzeichen, die der Zerstörung Jerusalems und dem Ende der Welt vorangehen. Allein tatsächlich werden da Dinge erwähnt, die in allen Jahrzehnten mehr oder minder eintreten, also keine

Vorzeichen sind und sein können. Auf die Frage der Jünger nach der Zeit antwortet der Heiland nicht sogleich; er hebt ganz anders zu reden an: Sehet zu, daß euch niemand verführe — und so schildert er zuerst, welche Gefahren und Bedrängnisse den Seinen zu allen Zeiten drohen und wie sie sich zu verhalten haben; dann erst beantwortet er die Fragen über die Vorzeichen, zuerst für Jerusalem, dann für seine Wiederkunft. Auffallenderweise wird gegen die klare Erzählung bei Matthäus und Markus die Ankündigung des Verrates nach der Einsetzung des heiligen Abendmahles verlegt. Der Herr Verfasser scheint hierfür auf Grund der Reihenfolge bei Lukas sich entschieden zu haben (S. 414); allein daß Lukas an eben dieser Stelle nicht die Zeitfolge einhalte, gibt Herr Verfasser selbst zu, indem er den Wettstreit der Jünger vor Einsetzung der Eucharistie setzt und trefflich bemerkt: „Lukas bespricht zuerst die alttestamentliche vorbildliche Paschafeier, läßt darauf die neutestamentliche Erfüllung folgen und holt nun, wie es scheint, noch nachträglich diesen Vorgang nach" (S. 393). Nun, zu diesem Nachholen wird eben auch das gehören, was Matthäus und Markus erzählen und auch Johannes gleich an die Szene der Fußwaschung anreiht — die Erwähnung des Verrats (und die durch Petrus' Anfrage bewirkte Entfernung des Verräters).

Aus dem zweiten Abschnitte über die Apostelgeschichte seien noch besonders hervorgehoben: die Bekehrung des hl. Paulus, Petrus in Rom, das Apostelkonzil, mit dem ganz richtig Gal 2, 1 ff identifiziert wird, Entstehung des neutestamentlichen Kanons, der Jüdische Krieg. Das ausführliche Personen- und Sachregister 773—788 erheischt ausnehmendes Lob. — Mögen nicht nur Geistliche und Religionslehrer, sondern auch nach ernsterer religiöser Bildung strebende Laien sich dieser beiden trefflichen Hilfsmittel bedienen zur reicheren Kenntnis und wirksameren Verteidigung unserer heiligen Religion.

Jos. Knabenbauer S. J.

De prohibitione et censura librorum. Dissertatio canonico-moralis *Arthuri Vermeersch* S. J., Lovanii in Collegio Maximo S. J. professoris theologiae moralis et iuris canonici. Quarta editio auctior, accuratior et novo ordine disposita. 8⁰ (VIII u. 218) Romae 1906, Desclée, Lefebvre & Soc. *Fr.* 2.50

Aus der ersten Auflage der Brevis dissertatio von 60 Seiten ist in weniger denn zehn Jahren bei der vorliegenden vierten Auflage eine vollständige und — es sei hier gleich hinzugefügt — vollkommene Abhandlung über die kirchliche Büchergesetzgebung von mehr denn 200 Seiten geworden. Der Inhalt der Schrift ist damit auch schon gekennzeichnet. Es gibt wohl kaum eine theoretische oder praktische Frage über Bücherverbot und Bücherzensur, bei welcher die Schrift versagte. Der Verfasser hat es sich namentlich in dieser vierten Auflage angelegen sein lassen, keiner Schwierigkeit und Frage aus dem Wege zu gehen, und so ist die Edition in der Tat nicht bloß auctior, sondern accuratior

im besten Sinne. Wie der Autor eingangs selber sagt, hat er es nicht verschmäht, andere Kommentare des neuen Büchergesetzes und andere Autoritäten zu Rate zu ziehen, um hier nur ausgereifte Frucht zu bieten. Der Rezensent wüßte keinen Punkt von Belang in der ganzen Arbeit anzugeben, in dem man von der Ansicht des Verfassers abweichen oder etwas Wesentliches vermissen könnte.

Es ist ja beispielshalber eine unwichtige Frage, welche der Verfasser auf S. 153 A. 6 streift, wo er mit sic nobis videtur sich dahin ausspricht, daß in jenen Fällen von Bücherverboten früherer Zeit, welche für Laien als Strafe die Exkommunikation, für Kleriker die Suspension festsetzten, nunmehr, da nach dem neuen Gesetze die Suspension als Strafe wegfällt, für alle, auch für die Kleriker, die Exkommunikation zur Geltung kommt. Der Rezensent ist anderer Meinung. Durch die Bulle Officiorum ac munerum, wie schon durch die Bulle Apostolicae Sedis, ist die Strafe der Suspension einfachhin weggefallen und an deren Stelle nicht ausdrücklich irgend eine andere Strafe für Kleriker eingesetzt. Besonders bei Strafgesetzen darf man durch Interpretation nichts einfügen. Für Kleriker scheint daher in wenigen Fällen, in welchen die Exkommunikation noch als Strafe für Laien gilt, gar keine besondere Strafe festgesetzt zu sein. Der Rezensent stimmt auch nicht überein mit dem Verfasser in dessen Ansicht (S. 16 f) über partikulare und lokale Gewohnheiten gegen das Gesetz.

Wenn die berührten nebensächlichen Fragen als Beispiele dienen für Punkte, in denen der Rezensent vom Verfasser abweicht, so kann er die grundlegenden Fragen im ersten Teil der Arbeit durchgängig als solche bezeichnen, denen er mit besonderer Genugtuung zustimmt. Hier sei beispielshalber verwiesen auf S. 16 f 18 f 114 f, wo der Kanonist die allgemein verpflichtende Kraft des Bücherverbotes darlegt und beweist, daß auch die Gelehrten aller Länder im Gewissen zur Beobachtung des Bücherverbotes bzw. zur Einholung des Dispenses von dem Gesetze streng verpflichtet sind (vgl. Tübinger Quartalschrift LXXXVII 627 und 647 f; diese Zeitschrift LXVII 558).

Auch auf das sehr wichtige, weil sehr praktische achte Kapitel dieses Teiles über die Schwere der Schuld bei Übertretung des Gesetzes sei hier namentlich aufmerksam gemacht. Dasselbe behandelt die Sache mit einer Genauigkeit und Ausführlichkeit, die man sonst nirgendwo antrifft.

In dieser Zeitschrift (LIII 563) wurde der Arbeit des P. Vermeersch bereits bei ihrem ersten Erscheinen 1897 nachgerühmt, daß sie sich „auszeichne durch Klarheit und Übersichtlichkeit, durch Fülle des Stoffes und Gediegenheit des Urteils". Andere Beurteiler haben ihr den Vorzug vor den übrigen guten Kommentaren zur Konstitution Officiorum ac munerum gegeben und sie nicht bloß der Zeit nach den ersten Kommentar dieser Bulle genannt. Mit mehr Grund darf man dies von der vierten Auflage des Werkes sagen, die in keinem wesentlichen Punkte etwas zu wünschen übrig läßt. Der Rezensent gesteht es gerne, daß er bei vorkommenden Zweifeln, obgleich ihm eine ganze Reihe von Kommentaren zur Hand sind, am liebsten und zuerst zu Vermeersch greift. Was den Gebrauch der vierten Auflage noch bedeutend erleichtert, ist außer dem sehr guten

Sachregister die neue Einrichtung, die neue Ordnung des Buches. Während nämlich in den drei ersten Auflagen nach der logischen Ordnung aus dem neuen Büchergesetz zuerst alle Bestimmungen über das Verbot von Druckschriften, darauf alle einschlägigen Artikel über die vorgeschriebene Bücherzensur und zuletzt die Sanktion des Gesetzes, sowie der Dispens von demselben in eigenen Abschnitten behandelt wurden, so hält sich der Verfasser bei der vierten Auflage, nachdem er im ersten Teil die grundlegenden allgemeinen Fragen behandelt hat, im zweiten Hauptteil genau an die Reihenfolge der einzelnen Paragraphen der Bulle Officiorum ac munerum, um dann im dritten Teile ganz kurz und übersichtlich auf fünf Seiten dieselben Gesetzesparagraphen nach der logischen Ordnung vorzuführen. Es mag die Behandlung und Erklärung des ganzen Gesetzes nach jener logischen Ordnung immerhin wissenschaftlicher sein, der Benutzer des Kommentars, für den er geschrieben ist, verlangt mit bestem Grunde die jetzt angewendete Reihenfolge.

Unter dem Titel Formulae et Catalogi bringt der vierte Teil im ersten Kapitel: alle Formeln, unter denen die römischen Kongregationen sowohl den Bischöfen als einzelnen Bittstellern die nötigen Vollmachten mit Beziehung auf den Gebrauch verbotener Bücher ausstellen, und im zweiten Kapitel nach dem Verzeichnis aller sog. Opera omnia Dekrete des römischen Index das Verzeichnis aller Bücher, welche zu Rom nach der ersten Ausgabe des Index Leos XIII. verboten wurden.

Der Anhang bietet den Wortlaut sowohl der Bulle Leos XIII. Officiorum ac munerum als auch der Konstitution Benedikts XIV. Sollicita ac provida.

Auch diese gedrängte Inhaltsangabe des Buches zeugt von dessen Reichhaltigkeit, welche hinwiederum das Buch selber empfiehlt.

Es gibt wohl kaum, besonders für unsere Tage, eine Materie des Kirchenrechtes von solcher praktischen Bedeutung und Wichtigkeit wie das Büchergesetz. Gleichwohl trifft man auch heute noch selbst in theologischen Kreisen große Unkenntnis in Indexfragen. Um so mehr müssen gute aufklärende Abhandlungen wie die vorliegende empfohlen und verbreitet werden.

Joseph Hilgers S. J.

1. **Gedanken und Wahrheiten zur Judenfrage.** Eine soziale und politische Studie von Dr oec. publ. **Hans Rost.** Trier 1907, Paulinus-Druckerei. M 1.20

2. **Beruf, Konfession und Verbrechen.** Eine Studie über die Kriminalität der Juden in Vergangenheit und Gegenwart von Dr **Rudolf Wassermann.** [Statistische und nationalökonomische Abhandlungen, herausgegeben von Dr G. von Mayr. Heft II.] München 1907, Reinhardt. M 5.—

1. Die Schrift unterscheidet sich in vorteilhafter Weise von antisemitischen Hetzschriften, welche die Judenfrage in tendenziöser Weise behandeln und die daher durchaus zu mißbilligen sind. Der Verfasser bemüht sich, an der Hand der Statistik ein Bild von dem Einfluß des Judentums auf das wirtschaftliche,

geistige und sittliche Leben des deutschen Volkes zu geben. Er erkennt die Vorzüge der jüdischen Rasse, den Vorsprung, den sie auf vielen Gebieten vor ihren Wirtsvölkern voraus hat, unumwunden an, aber er macht auch auf die Schattenseiten aufmerksam, warnt vor den Gefahren, die ein weiteres Umsichgreifen des jüdischen Einflusses auf das deutsche Volksleben mit sich bringen würde, und sucht Mittel ausfindig zu machen, wie dieser nachteilige Einfluß beseitigt oder vermindert werden könne. Eine solche Einschränkung des jüdischen Einflusses will der Verfasser nicht herbeiführen durch Ausnahmegesetze, sondern durch eine Wiedererneuerung des geistigen, wirtschaftlichen und politischen Lebens der Nation nach christlichen Grundsätzen, durch Verstärkung des christlichen Genossenschaftswesens und des christlichen Gemeinsinnes, endlich durch Wetteifer mit dem Judentum in Mäßigkeit und Alkoholenthaltung, in geistiger Regsamkeit und Beteiligung an den höheren Studien. Gegen solche Bestrebungen, welche nur darauf ausgehen, christlich-germanische Eigenart zu wahren, ohne dabei die wohlerworbenen Rechte der Juden und ihre volle Gleichberechtigung im bürgerlichen Leben im mindesten anzutasten, werden auch billig denkende Juden nichts einzuwenden haben, vielmehr können sie selbst im eigenen Interesse wie im Interesse der Gesamtheit nur wünschen, daß gewisse Ausschreitungen ihrer Stammesgenossen im Erwerbsleben und in der Presse nicht weiter um sich greifen. Insoweit kann man also dem Verfasser vollkommen recht geben; nur hätten wir gewünscht, daß er an einigen Stellen noch maßvoller im Ausdruck gewesen wäre, damit alles vermieden werde, was verletzen oder erbittern könnte. Zu weitgehend scheinen uns die Schlußfolgerungen des Verfassers aus der amtlichen Kriminalstatistik zu sein. Die unten (2.) besprochene Schrift von R. Wassermann zeigt deutlich die Unzulänglichkeit der amtlichen Angaben auf diesem Gebiete und die Abhängigkeit der Kriminalität vom Berufe, neben welchem Konfession und Abstammung erst in zweiter Linie in Betracht kommen.

2. Der Verfasser, ein Schüler G. v. Mayrs, hat seine Studien nach den bewährten Grundsätzen seines Lehrers mit großer Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit durchgeführt. Die methodologischen Bemerkungen zeigen, daß er ein feines Verständnis besitzt für die Anforderungen der wissenschaftlichen Statistik, und die Ausführung entspricht im allgemeinen durchaus den in der Einleitung aufgestellten Leitsätzen, soweit das amtliche statistische Material für diese Zwecke verwendbar ist. Ganz einverstanden sind wir mit dem Verfasser, wenn er sagt, daß die Feststellung der Konfession der Verurteilten durch die amtliche Kriminalstatistik nur dann von Wert sein kann, wenn die Angaben über die Konfession mit denjenigen über den Beruf und das Alter kombiniert werden. Ohne eine solche Kombination führen diese Angaben zu ganz unrichtigen Schlußfolgerungen und bieten eine Handhabe zum Mißbrauch der Statistik zu tendenziösen Zwecken, wie das ja in den Hetzschriften des „Evangelischen Bundes“ leider immer wieder vorkommt. Der Verfasser hat in überzeugender Weise nachgewiesen, daß zwischen der Kriminalität der Juden und derjenigen der Berufsgruppe „Handel und Verkehr“, in der die Juden vorzugsweise tätig sind, eine unverkennbare Analogie

besteht. Eine andere Frage freilich ist es, ob nicht die spezifische Berufskriminalität dieser Gruppe darauf zurückzuführen ist, daß die Juden trotz ihrer verhältnismäßig geringen Zahl auf das gesamte Geschäftsleben einen so mächtigen Einfluß ausüben und dadurch der ganzen Gruppe ihr Gepräge aufgedrückt haben. Darüber kann uns die Kriminalstatistik keinen befriedigenden Aufschluß geben, und wir glauben daher, daß es trotz der vom Verfasser vorgeschlagenen Kombinationen, die zweifellos eine große Verbesserung bedeuten würden, nicht gelingen wird, den Faktor der Konfession von andern Faktoren zu isolieren und seinen Einfluß auf die Kriminalität in einwandfreier Weise zur Darstellung zu bringen. Wir können uns daher in dieser Beziehung dem Verfasser nicht anschließen, müssen vielmehr H. v. Scheel, dem ehemaligen Direktor des Kaiserl. Statist. Amtes beistimmen, der sich im Einverständnis mit mehreren andern hervorragenden Autoritäten auf diesem Gebiet grundsätzlich gegen eine Berücksichtigung der Konfession bei der Kriminalstatistik erklärt. Die Schrift Wassermanns ist aber trotzdem von nicht zu unterschätzender Bedeutung, da sie wenigstens klar zeigt, daß die jetzige Praxis der amtlichen Kriminalstatistik ganz unhaltbar ist und geradezu zu Trugschlüssen Veranlassung gibt.

H. A. Krose S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

Die Trennung von Kirche und Staat. Eine kanonistisch-dogmatische Studie. Mit 13 Beilagen, enthaltend offizielle Aktenstücke über die Trennung von Kirche und Staat in Frankreich. Von Dr Joh. Bapt. Sägmüller. 8° (VIII, 48 u. CXLVIII) Mainz 1907, Kirchheim.

Angesichts der neueren kirchlichen Ereignisse in Frankreich werden die Grundsätze über Trennung von Kirche und Staat nach Vernunft und Glaube wie nach den Erfahrungen der Geschichte klargestellt, neuere Meinungsäußerungen, wie die des Bischofs Bonomelli von Cremona, näher beleuchtet. Überraschend ist der Nachweis, daß auch in Ländern, welche die Trennung aufweisen, dieselbe nirgends vollständig und bis zur letzten Konsequenz durchgeführt zu werden vermochte. Bei der neuen französischen Kirchengesetzgebung wird mit Recht hingewiesen auf die Illoyalität in der Art des Trennungsvollzuges, das Gewalttätige und Arglistige einzelner Bestimmungen und die mangelnde Vertrauenswürdigkeit der vollziehenden wie der künftig gesetzgebenden Gewalten. Demgemäß wird auch der bekannte Ratschlag der 23 grünen Kardinäle sachlich gut gewürdigt. Die Beilagen bieten die offiziellen Aktenstücke, deren es bedarf, um vollständigen Einblick in die Sache zu gewinnen. Die ungemein reichen Literaturangaben werden in der Weise verzeichnet, daß vielfach zugleich schon eine gewisse Orientierung geboten wird. Die gediegene Schrift kommt zu guter Stunde und wird vielen dienen können.

Lebensfragen. Apologetische Abhandlungen für die studierende Jugend und für gebildete Laien. Von J. Klug, Seminarpräfekt. 12° (VI u. 316) Paderborn 1907, Schöningh. *M* 1.60

Die grundlegenden Fragen, die dem vernünftigen Glauben vorausgehen über Gott und Schöpfung, Mensch und Tier, Seele und Unsterblichkeit, werden in 23 Abschnitten klar und schön und mit verhältnismäßiger Gründlichkeit erörtert. Der Verfasser zeigt sich im Gebiet der Philosophie gut bewandert, verfügt über Belesenheit, Gedankenreichtum und glänzende Darstellungsgabe. Er folgt nicht dem Wege jener, welche für die christliche Auffassung erst gewinnen wollen und daher vor allem positiv aufbauen, um dann vom Standpunkte einer harmonisch abgeschlossenen Weltanschauung aus die Irrtümer zurückzuweisen, sondern siegesgewiß geht er schon während des Aufbaues selbst auf alle Schwierigkeiten oder Einwendungen ein, die von hier oder dort könnten erhoben werden. Das Buch ist geeignet, viele in ihren christlichen Überzeugungen zu stärken und gegen Irrtümer, die des Verlockenden nicht entbehren, sicher zu stellen. Freilich verlangt es in manchem Abschnitte ernste Betätigung der Denkkraft, dafür entschädigt es aber durch ein warmes Durchdrungensein von der Wahrheit und durch Seiten von hinreißender Schönheit. Namentlich jüngere Männer werden durch den poetischen Schwung der Sprache sich angezogen fühlen.

Histoire des Livres du Nouveau Testament. Par E. Jacquier. Tome II. 2. éd. 12° (512) Paris 1905, Lecoffre. *Fr.* 3.50

Nachdem das erste Bändchen (vgl. diese Zeitschrift LXVI 111) die Briefe des hl. Paulus behandelt hat, bringt das vorliegende die synoptischen Evangelien. Ein paar einleitende Kapitel besprechen Bezeichnung, Aufschrift und Ordnung der Evangelien, die Nachrichten über deren Abfassung und das den Schriften zu Grunde liegende mündliche Evangelium. Fast die Hälfte des Buches nimmt eine Synopse der drei Evangelien ein, an welche sich ein Überblick über die synoptische Frage anschließt. Hierauf folgt die Charakteristik der einzelnen Evangelien, und den Schluß bildet eine kurze Auseinandersetzung über ihren Text. Das Buch orientiert gut über die schwebenden Fragen, besonders über die sprachliche Seite. In der synoptischen Frage wird die Wahl zwischen den verschiedenen Theorien dem Leser überlassen; Verfasser neigt zu kleineren Dokumenten, welche, aus dem mündlichen Evangelium geflossen, den Evangelisten als Quellen gedient hätten. Doch ist das Referat über die verschiedenen Hypothesen so, daß danach die Zweiquellentheorie als die wahrscheinlichste erscheint. Auch die Froge, ob nach Papias der Apostel Matthäus ein Evangelium oder nur Logien geschrieben habe, wird nicht entschieden, aber so behandelt, daß letztere Ansicht als die wahrscheinlichere herauskommt.

Der Monatstag des Abendmahles und Todes unseres Herrn Jesus Christus. Von J. Schneid. 8° (VIII u. 114) Regensburg 1905, Manz. *M* 2.80

Die einzige Frage, welche Verfasser behandeln will, ist die, ob Christus am 14. oder 15. Nisan, am Vorabend des jüdischen Osterfestes oder am Ostertage selbst gestorben sei. Eine Zusammenstellung der Vorschriften über das Osterlamm und das Osterfest aus der Mischna und der Berichte der Synoptiker einerseits und des Johannesevangeliums anderseits ergibt ihm, daß Christus beim Abendmahle rechtlich das jüdische Osterlamm gegessen, während die Hohenpriester und die Masse des Volkes dasselbe am Todestage des Herrn feierten. Im zweiten Teile wird sodann

die Antizipationstheorie, besonders auch die Form, welche Chwolson ihr gegeben hat, und ebenso die Verschiebungstheorie, wie sie durch Anwendung der um die Mitte des 4. Jahrhunderts aufgekommenen Badu- oder Aduregel erklärt wird, zurückgewiesen. Endlich wird an die Stelle der Theorie Sernos, der die Galiläer mit den Diasporajuden, wie letztere es in der Fremde taten, auch in Jerusalem das Fest an zwei Tagen feiern läßt, eine ähnliche gesetzt, indem die Galiläer nach dem ursprünglichen Sinne des Gesetzes das Pascha als eigenen Festtag vor dem siebentägigen Mazzothfeste am ersten Abend des 14. Nisan, d. h. nach dem 13., die Priester und die Judäer die ganze nur siebentägige Feier am zweiten Abend dieses Tages, d. h. nach dem 14., begonnen hätten. Ob diese Auffassung den alten Streit zur Ruhe bringen wird? Jedenfalls scheint Verfasser die Mischna doch zu unbedenklich in allen Stücken schon zur Zeit Christi gelten zu lassen.

Memento de théologie morale à l'usage des missionnaires. Par le P. Romuald Souarn, des Augustins de l'Assomption. 18° (257) Paris 1907, Lecoffre. *Fr.* 2.50

Es liegt auf der Hand, daß die eigenartigen Verhältnisse der Missionsländer den katholischen Priester und Seelsorger vor zahlreiche Fälle stellen, über welche die landläufigen Moralwerke ihm keinen oder nur unvollständigen Aufschluß geben. Dies hat zur Abfassung eigener Moralkompendien für die Missionäre geführt. Das neueste hier vorliegende berücksichtigt hauptsächlich die Verhältnisse im Orient und gewährt einen sehr interessanten und lehrreichen Einblick in die außerordentlich schwierige und verwickelte Lage, in welche der lateinische Missionär durch die große Verschiedenheit der Riten und ihrer jeweiligen besondern Rechte und Gebräuche versetzt wird. Bekanntlich hat die Konstitution Leos XIII. Orientalium dignitas der lateinischen Mission jeden Eingriff in die Rechte und die Eigenart der orientalischen unierten Riten abermals mit strengen Strafen untersagt. Aber was hat zu geschehen, wenn ein Priester des andern Ritus nicht zu haben ist, nach welchem Ritus sind die Sakramente an Gläubige anderer Riten zu spenden? Wie ist es mit der heiligen Messe und Kommunion in den Kirchen eines andern Ritus? Was gilt bei Mischehen, bei denen Mann und Frau verschiedenen Riten angehören? usw. Hier ergeben sich Hunderte oft recht komplizierter Fälle. Vorliegendes Büchlein, das hauptsächlich die römischen Entscheidungen über die Sakramentenspendung übersichtlich zusammenstellt, will dem Missionär als Ariadnefaden aus diesem Labyrinthe dienen und dürfte diesem Zwecke gut entsprechen.

La raison et le rationalisme. Par Léon Ollé-Laprune. 8° (LIV u. 270) Paris 1906, Perrin. *Fr.* 3.50

Philosophische Werke liest wohl niemand zu seinem Vergnügen, am wenigsten deutsche; sie sind zu schwierig, zu anstrengend. Mancher, der für philosophische Fragen ein reges Interesse hat, schreckt vor der Anspannung seiner Geisteskräfte zurück oder hat nicht die Geduld, um sich durch die dickflüssige Sprache hindurchzuarbeiten. Er würde nun in Ollé-Laprunes La raison et le rationalisme finden, was er wünscht: ein bedeutsames, echt philosophisches Thema, eine leicht verständliche, elegante Sprache, eine lebendige, wechselvolle Darstellung, kurz eine geistreiche Unterhaltung über den Rationalismus. Es sind Vorträge, die der gefeierte Lehrer an der École normale gehalten hat; und da eine Umarbeitung für den Druck durch den Tod unmöglich wurde, haben sie ihre ansprechende Frische, allerdings auch ihre

Breite und Weitschweifigkeit behalten. Man glaubt den Redner zu hören, wie er uns von seinen Ansichten zu überzeugen sucht. Nach längeren Erwägungen über die Vernunft, ihre Bedeutung und ihre obersten Grundsätze, stellt er fünf Sätze gegen den Rationalismus auf, die eingehend besprochen werden. Die ganze Richtung seines Gedankenganges und das Endergebnis seiner Erwägungen kennzeichnet der Schlußsatz des ganzen Buches: Meine Vernunft findet in ihrer demütigen Abhängigkeit von Gott ihre höchste Ehre und ihre volle Kraft.

L'ordre naturel et Dieu. Par l'abbé Alfred Tanguy. 8° (XIV u. 386) Paris 1906, Bloud & Cie. *Fr.* 4.50

Bereits 1863 wurde Büchners „Kraft und Stoff" ins Französische übertragen und fand wohl gerade wegen seiner rücksichtslosen Vertretung des krassen Atheismus nicht wenig Anklang. Wenn man obige Jahreszahl beachtet, möchte man glauben, eine Erwiderung komme zu spät. Aber Büchners Schriften sind in Frankreich noch nicht vergessen und werden immerfort von Gesinnungsgenossen verteidigt und verbreitet. So ist denn eine Widerlegung auch heute noch am Platz. Die Studie des Abbé Tanguy wendet sich an weitere Kreise und ist nicht streng wissenschaftlich gehalten. Dazu war er schon vom Gegner selbst genötigt, der ausdrücklich versichert, er habe durchaus kein System schaffen, sondern nur eine populäre Darstellung des Materialismus geben wollen (Vorrede zur 10. Aufl. S. CIX CX). Er mußte ihn auf dem Felde bekämpfen, das jener gewählt hatte. Die Billigkeit verlangt daher, daß wir auch an die Entgegnung nicht den Maßstab wie an eine streng wissenschaftliche Arbeit anlegen. Der Gang der Untersuchung ist insofern ein einfacher, als die ohne System einander folgenden Kapitel von „Kraft und Stoff" der Reihe nach einer Prüfung unterzogen werden. Der Verfasser zeigt sich allerdings nicht als Fachmann in den Naturwissenschaften, aber immerhin hinreichend mit ihren Ergebnissen vertraut, um die dreisten Behauptungen, aus denen sich „Kraft und Stoff" zusammensetzt, zurückweisen zu können. Die ganze Entgegnung ist in durchsichtiger, leicht verständlicher Sprache und mit echt französischer Lebhaftigkeit geschrieben. Zu wünschen wäre, daß alle, welche Büchners „Kraft und Stoff" gelesen, auch diese Studie zur Hand nähmen, um, ehe sie ein Urteil fällen, auch den andern Teil anzuhören. Bei etwas gutem Willen würde sich da mancher überzeugen, daß er nicht nur Gehirn, sondern auch Geist und Verstand besitzt, und daß der plumpe Atheismus weder Geist noch Verstand auf seiner Seite hat.

Lehrbuch der Philosophie. Zum Gebrauche an höheren Lehranstalten und zum Selbstunterricht. I. Bd: Logik und Noetik. Von Dr Albert Steuer. 8° (XII u. 386) Paderborn 1907, Schöningh. *M* 3.80

Wir haben keinen Mangel an recht brauchbaren Lehrbüchern der Philosophie in deutscher Sprache. Das darf aber nicht hindern, immer wieder den Versuch zu erneuern, etwas Besseres zu leisten. Schon eine Auswahl zu besitzen, ist ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Vielen geht es wie dem Verfasser, der in den vorhandenen Verschiedenes vermißte und auf Lehrsätze stieß, die ihm nicht zusagten. Indem er nun alles wegfallen ließ, was ihm für Anfänger zu schwierig oder minder nützlich erschien, hat er den Lehrstoff einfacher und leichter faßlich gestaltet. Darunter hat die Stichhaltigkeit der Beweisführung nicht gelitten. In seinen Ansichten weicht er von den andern katholischen Vertretern der Philosophie nicht ab, wie er denn auch im großen und ganzen dieselben Fragen behandelt. Als ein besonderes

Verdienst sei auch erwähnt, daß Fremdwörter nach Möglichkeit vermieden sind. Die Neuerungen beziehen sich vorzugsweise auf die Anordnung. So werden Methodenlehre und die Lehre vom Schluß ohne weiteres identifiziert. Einer Unterscheidung zwischen beiden kann aber die Berechtigung nicht abgesprochen werden. Nehmen wir nur das vorliegende Buch. Sein Inhalt läßt sich zunächst zerlegen in eine wohlgeordnete Reihe von Behauptungen und Beweisen, die wir, abgesehen vom Zusammenhang, als Urteile und Schlüsse bezeichnen. Schlüsse bestehen aus Urteilen, Urteile aus Begriffen. Wie es nun besondere Gesetze für das Urteilen und Schließen gibt, haben wir ebensolche für die richtige Behandlung eines ganzen Wissenszweiges. Letztere fassen wir als Methodenlehre zusammen. Von einigem andern, was beanstandet werden könnte, z. B. daß man nicht im stande sei, einen Begriff ohne ein Urteil zu bilden, sehen wir ab, weil es weniger bedeutend erscheint. Richtiger wäre es, Abschweifungen, wie die Abschnitte über Bibel und Naturwissenschaft, Bibel und Geschichte, nicht in ein Lehrbuch der Noetik aufzunehmen.

Papst Alexander IV. Von Dr Franz Tenckhoff. 8° (XIV u. 338) Paderborn 1907, Schöningh. *M* 6.60

Der ungeheuern Zerrüttung, welche die letzten Hohenstaufenkämpfe zurückgelassen hatten, vermochte das kurze, dem Tode Innozenz' IV. folgende Pontifikat zwar nicht zu steuern, allein Alexander IV. (1255—1261) macht durch das, was er für Paris und Salamanca getan, Epoche in der Geschichte der Universitäten; seine wirksame Begünstigung der Orden, sein frommer, milder, gerechter Sinn, sein redliches Reformstreben wie die von ihm eingeführten Verbesserungen im Geschäftsgang der Kurie sichern ihm ein ehrenvolles Andenken. Der Verfasser hat daher eine schöne Aufgabe zu lösen versucht, indem er alle erreichbaren Nachrichten über diesen Papst mit fachmännischer Sorgfalt sichtete und zum Dienste der historischen Arbeit in größter Vollständigkeit nach Gruppen zusammenordnete. Der Dienst ist um so wertvoller, da die neue Ausgabe der Regesten Alexanders bis dahin nicht über die ersten zwei Jahre des Pontifikates hinausgekommen, das übrige vom Verfasser selbst aus den vatikanischen Archiven geschöpft werden mußte. Man kann es nur bedauern, daß der Verfasser, um rein Fachmann zu bleiben, darauf verzichtet hat, die Lebensbeschreibung eines so verehrungswürdigen Kirchenoberhauptes auch den Anforderungen weiterer Leserkreise in etwa anzupassen. Manche der abgegebenen Urteile wird man vielleicht nicht ganz teilen, noch die Art immer ganz geschmackvoll finden, wie dem von Schwierigkeiten umringten Papst des 13. Jahrhunderts im einzelnen das Pensum nachgesehen und die Note erteilt wird. Aber das Buch zeugt von gewissenhafter Arbeit, ist bei knapper Form reich an historischen Daten und gewährt dem, der über die Zeit dieses Pontifikates Auskunft sucht, ein brauchbares und bequemes Hilfsmittel.

Georg Goyau, **Das religiöse Deutschland. Der Protestantismus.** Aus dem Französischen übersetzt von Dr Fr. J. Kind, Domkapitular. 8° (304) Einsiedeln 1906, Benziger & Co. *M* 4.—; geb. *M* 5.—

Bei der fortschreitenden Selbstzersetzung des Protestantismus in Deutschland und dem Wirrwarr der in ihm sich kreuzenden Ansichten und Bestrebungen ist es dem gewöhnlichen Katholiken recht schwer gemacht, über die einzelnen Erscheinungen und Bewegungen im protestantischen Lager ein sicheres Urteil zu gewinnen. Und doch verlangt es heute das Leben, daß der Mann die Verhältnisse überblicke, in

deren Mitte er gestellt ist. Goyaus geschickte Darstellung des gegenwärtigen deutschen Protestantismus, eine wirklich überraschend tüchtige Leistung, war daher wie für Protestanten, so auch für Katholiken ein guter Dienst. Der Übersetzer verdient Dank, daß er dieselbe jetzt einem weiteren Leserkreis in Deutschland zugänglich gemacht hat. Mit der sorgfältigen Übertragung des Originals nicht zufrieden, hat er durch Zusätze im Anhang manches noch ergänzt, auch einzelne Berichtigungen und eigene Anmerkungen dem Texte hinzugefügt und auf neuere, zuverlässige statistische Angaben allen Fleiß verwendet. Die Ausstattung erscheint für uns Deutsche gefälliger, insbesondere die zahlreichen Anmerkungen angenehmer lesbar als beim französischen Original, aber leider hat dieses Nachahmung gefunden in Bezug auf den sehr fühlbaren gänzlichen Mangel eines Registers.

Onno Klopp 1822—1903. Ein Lebenslauf. Von Dr Wiard Klopp, Finanzrat in Wien. [Sonderabdruck aus dem Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden. XVI.] 8° (182) Osnabrück 1907, Wehberg. *M* 2.—

Wer Werke geschaffen hat wie Onno Klopp, bleibt unvergessen, auch wenn die Tagesströmung, der er zu huldigen verschmäht, nichtachtend sein Andenken beiseite läßt. Mit Tilly und Leibniz, mit Ostfriesland und Hannover, mit der Befreiung Wiens und dem Fall des Hauses Stuart ist sein Name unlösbar verbunden, man kann sich ihnen nicht zuwenden, ohne auf die Leistungen Klopps mit Achtung zurückzublicken. Der große Geschichtschreiber war zugleich ein echter deutscher Mann von wandelloser Biederkeit und rührender Pietät, dem Wahrheit und Recht mehr waren als bloße Phrase, dem aber die Achtung vor dem Bestehenden niemals ein Hemmnis wurde seiner glühenden Lernbegierde und rastlosen Schaffenslust. Es war lohnend für einen Sohn, ein solches Leben zu beschreiben, und Ostfriesland, dessen Geschichtschreiber und dessen Ruhm der tote Historiker gewesen ist, hatte auf solche treue Berichterstattung einen Anspruch. Aufzeichnungen wie die über das Jahr 1866, Erlebnisse wie die mit König Georg V., freundschaftliche Beziehungen zu Männern wie Windthorst und Johannes Janssen, endlich ein religiöser Läuterungs- und Erleuchtungsgang, wie Onno Klopp ihn durchgemacht, üben aber viel weiterhin ihre Anziehung. Klopps Begeisterung für eine deutsche Flotte und seine Forschungen zur Geschichte dieses nationalen Gedankens könnten sogar geeignet sein, ihn auch heute modern und aktuell erscheinen zu lassen. Das Denkmal, das der Sohn hier dem Vater gesetzt hat, schlicht, sachlich, kurz, markig, gleicht der Granitplatte, in welche man die Lebensdaten großer Männer einzugraben liebt, mit wenig Worten, aber lapidar und unvergänglich.

Souvenirs et Fragments pour servir aux mémoires de ma vie et de mon temps. Par le Marquis de Bouillé (Louis-Joseph-Amour) 1769—1812. Publiés pour la Société d'Histoire Contemporaine par P. L. de Kermaingant. Tome I: 1769—Mai 1792. 8° (512) Paris 1906, Picard. *Fr.* 8.

Diese Aufzeichnungen des jüngeren Marquis v. Bouillé waren nicht wie die „Memoiren" seines berühmteren Vaters zur Veröffentlichung, sondern nur als Vermächtnis für seine Nachkommenschaft bestimmt; sie sind mit einem einleitenden Vorwort vom August 1828 versehen, umfassen aber nur die öffentliche Laufbahn, die bereits 1812 infolge schwindender Sehkraft ihr Ende fand. Die weiteren Lebens-

schicksale des erst um 1845 Heimgegangenen wird der noch ausstehende Einleitungsband zur Kenntnis bringen. Von dem wichtigsten, was der vorliegende Band erzählt, ist manches in früher gedruckten Arbeiten Bouillés und in den „Memoiren" seines Vaters schon enthalten, jedoch, mit Rücksicht auf zahlreiche damals noch Überlebende, unter bedeutenden Retizenzen. In den Aufzeichnungen für seine Familie hingegen zeigt sich der Schreiber sehr aufgeknöpft und mischt in seine Ruhmestaten auch manche „Bekenntnisse" und noch mehr Anklagen gegen andere. Die detaillierte Aufrollung des Fluchtplanes für Ludwig XVI., seiner Vorbereitung und seines Mißlingens, die Tagebuchnotizen über die letzten Wochen und das tragische Ende Gustavs III. von Schweden, die persönlichen Beobachtungen und Erfahrungen an den Höfen von Paris und Koblenz, Berlin, Wien, Karlsruhe und a. dgl. wird man mit Interesse lesen, wenn auch die Lesung mehr eine lehrreiche als eine erhebende ist. Eine herbe Stimmung der Verbitterung und Enttäuschung, die alles durchdringt, beeinflußt die Urteile. Erschreckende Einblicke werden eröffnet in die sittliche Verkommenheit der Fürstenhöfe wie namentlich der hohen französischen Aristokratie, welche die edleren Eigenschaften in diesen Kreisen kaum noch zur Geltung kommen lassen, wie sie doch gerade in Bouillé Vater und Sohn gute und gewiß nicht die einzigen Vertreter gefunden haben. Bouillé bekennt, daß er als Jüngling unter dem Einfluß des Prinzen Heinrich von Preußen, dessen Biograph er später geworden, den Christenglauben von sich geworfen habe, und bekundet gegen die Jesuiten, die er nie gekannt hat, die Vorurteile der Enzyklopädistenschule. Sonst findet sich nichts gegen Glauben oder Kirche. Von dem menschenfreundlichen und vornehmen Sinn der geistlichen Kurfürsten von Trier, Mainz und Köln spricht er mit Anerkennung und von ihrer Hofhaltung mit Wohlgefallen.

Dr Karl Lueger. Zehn Jahre Bürgermeister. Von Franz Stauracz. 8° (VIII u. 284) Wien 1907, Braumüller. *M* 3.50

Es ist ein so außerordentlicher Mann, über dessen Geschicke und Leistungen hier Mitteilungen gesammelt sind, so wohlverdient um die alte Kaiserstadt und während der letzten zwei Jahrzehnte so sehr im Vordergrunde der öffentlichen Aufmerksamkeit und Erörterung, daß ein Buch über ihn sich verlohnt. Man mag gegen derartige literarische Porträtzeichnungen noch Lebender mit Recht voreingenommen sein, vielleicht auch die Darstellung aus der Feder eines eifrigen Parteifreundes etwas augenfällig panegyrisch finden. Jedenfalls aber gibt die Schrift über das ganze private und öffentliche Leben des gefeierten Volksmannes reichlichen Aufschluß. Frische, Lebendigkeit und rascher Wechsel scharf abgegrenzter, kurzer Abschnitte halten das Interesse rege, wenn auch die Darstellung mehr den Publizisten als den Literaten erkennen läßt. Tiefen historischen Hintergrund, psychologische Entwicklung, Entwirrung der vielverschlungenen österreichischen Parteiverhältnisse wird man von einer Gelegenheitsschrift so bescheidenen Umfangs nicht erwarten. Die Hereinziehung des „Bischofs von Würzburg" S. 240 beruht wohl auf Verwechslung. Abgesehen von dem großartigen Aufschwung der alten Kaiserstadt unter Luegers zehnjähriger Verwaltung, erfreut die Gestalt eines Mannes, der in solcher Stellung den Mut bewährt, offen durch Wort und Tat zum Christentum und zur katholischen Kirche sich zu bekennen.

1. **Kreuz und Quer durchs Mittelmeer.** Reiseschilderungen von Wilhelm Frank, Mitglied des Reichstages. kl. 8° (208) Berlin 1906, Verlag der „Sonntagsglocken". *M* 1.50

2. **Von Hamburg zum Nordkap und nach Spitzbergen.** Eine Nordlandsfahrt an Bord der „Prinzessin Viktoria Luise". Geschildert von Wilhelm Frank, Mitglied des Reichstages. Mit 1 Karte und 80 Illustrationen. 12° (110) Leipzig, Woerls Reisebücherverlag. *M* 1.—

3. **Durch Unter-Ägypten und das Heilige Land.** Von Prof. Dr Leimbach. Herausgegeben zum Besten des Baues der Heiligen Familien-Kirche zu Berlin N. 8° (154) Berlin 1906, Druck und Verlag der „Germania".

Erzpriester Frank schildert im leichten plaudernden Feuilletonstil wesentlich nur persönliche Eindrücke und Erlebnisse und wendet sich in erster Linie sichtlich an engere Bekanntenkreise. Beide Schriftchen können recht gut als Reisehandbuch für nachfolgende Touristen dienen. Professor Leimbach reist mit dem Auge des vielbelesenen Gelehrten. Seine Schrift ist daher reicher an profan- und religionsgeschichtlichen Notizen und Erinnerungen. Die Art deutscher Touristen, die Speisekarte als wichtiges Reisemoment überall mitzuerwähnen, ist beiden Verfassern gemeinsam.

Vom Bodensee. Vergangenheit und Gegenwart. Von B. Bauer. 8° (292) Radolfzell 1906, W. Moriell. *M* 2.—; geb. 2.60.

Die Schrift eines Pfarrers, der sich für die geschichtliche Vergangenheit seiner Gemeinde und ihrer Umgebung, eines der schönsten Stückchen Erde in Mitteleuropa interessiert, sich darüber aus Chroniken, lokalgeschichtlichen Werken und Schriften allerlei Notizen gesammelt und daraus einen bunten Strauß für weitere Volkskreise gebunden hat. Die geologischen Exkurse über die Urzeit des Bodensees mit den mehr als problematischen Behauptungen über den vorsündflutlichen Menschen u. dgl. hätten wir in einem Volksbuche lieber vermißt. In grellen Farben schildert der Verfasser auch öfters die kirchlichen Mißstände früherer Zeiten. Wenn er sich dabei auf den Grundsatz veritas super omnia beruft, so ist doch zu bedenken, daß, was hier auf wenigen Seiten zusammensteht, sich in Wirklichkeit auf große Zeiträume verteilte und eine solche Zusammendrängung von dunkeln Schatten daher sehr geeignet ist, beim einfachen Leser einen unwahren Gesamteindruck zu erwecken. Die Schrift ist im übrigen lesenswert und recht hübsch illustriert.

Geschichte des deutschen Bodens mit seinem Pflanzen- und Tierleben von der keltisch-römischen Urzeit bis zur Gegenwart. Historisch-geographische Darstellungen von J. Wimmer, k. Lyzealrektor. 8° (VIII u. 476) Halle a. S. 1905, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. *M* 8.—

Die Lektüre dieses anregend geschriebenen Werkes verschafft einen guten Überblick über den historischen Verlauf und die Wirkungen der säkularen Kulturarbeit, deren Gegenstand der deutsche Boden seit der Römerzeit geworden ist. Mit der Germania silvis horrida et paludibus foeda des Tacitus sind immense Veränderungen vor sich gegangen, ehe die Bodenphysiognomie des heutigen Deutschland daraus entstand. Die Urwälder mußten gerodet, die Sümpfe trocken gelegt, die Einöden besiedelt, die Flüsse in enge Betten gezwängt, dem nordischen Meere feste Ufer gegeben werden. Wie und von wem diese schwierigen Aufgaben unternommen und durchgeführt wurden, wird im ersten Teile des Buches sowohl im allgemeinen wie in Spezialbeschreibungen der einzelnen deutschen Landesteile dargelegt. Helle Lichter fallen

hierbei auf die unvergänglichen Verdienste, welche sich die Klöster der Benediktiner, Cistercienser und Deutschritter sowie die Fürstbischöfe als geistliche Großgrundbesitzer im Zeitalter der großen Rodungen erworben haben. Mit gleicher Genugtuung erfährt man, wieviel Deutschland besonders im Norden den eingewanderten Holländern, diesen gebornen Hydrotechnikern, zu verdanken hat. — Der zweite Teil widmet sich der Beschreibung des historischen Pflanzen- und Tierlebens, das mit der fortschreitenden Besiedelung und infolge der landschaftlichen Umgestaltungen ebenfalls große Veränderungen erfuhr. Fleißige Benutzung der Quellen und der zoologischen und botanischen Fachschriften, gewandte, bisweilen humorvolle Darstellung sind die Vorzüge dieses Abschnittes. In den Kapiteln über wilde Flora und Kulturpflanzen sind uns einige botanische Unrichtigkeiten aufgefallen. Die Bezifferung der Ernteflächen für die verschiedenen Getreidearten ist einer Statistik des Jahres 1891 entnommen; das „Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich" von 1904 hätte die neuesten Zahlen bieten können.

1. **Anleitung zum Gebrauch des Polarisationsmikroskops.** Von Dr Ernst Weinschenk, a. o. Professor an der Universität München. Mit 135 Textfiguren. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. 8° (VIII u. 148) Freiburg 1906, Herder. *M* 4.—; geb. in Leinwand *M* 4.50

2. **Die gesteinbildenden Mineralien.** Von Dr Ernst Weinschenk. Zweite, umgearbeitete Auflage. 8° (X u. 226) Freiburg 1907, Herder. Geb. *M* 9.—

3. **Petrographisches Vademekum.** Von Dr Ernst Weinschenk. 8° (VI u. 208) Freiburg 1907, Herder. Geb. *M* 3.—

1. Die „Anleitung" des hervorragenden Petrographen ist eine vorzügliche Leistung; sie ist der beste Ratgeber für alle, die sich mit dem Polarisationsmikroskop aus wissenschaftlichen oder technischen Gründen zu beschäftigen haben. Das Buch enthält außer einer erläuternden Beschreibung der zur Anwendung kommenden Apparate — die besten und neuesten Konstruktionen sind hierbei in den Vordergrund gestellt — eine systematische Darstellung aller Methoden, welche beim Gebrauche des Instrumentes mit Nutzen verwendet werden. Die Ausstattung ist insofern eine ungewöhnlich feine, als das ganze Buch wegen der zahlreichen Abbildungen auf Kunstdruckpapier gedruckt wurde. Die innere Anlage desselben zeigt am besten eine Übersicht der hauptsächlichen Abschnitte: 1. Allgemeines über das Mikroskop. 2. Die Justierung des Polarisationsmikroskops. 3. Die Beobachtungen im gewöhnlichen Licht. 4. Die Beobachtungen im parallelen polarisierten Licht. 5. Die Beobachtungen im konvergenten polarisierten Licht. 6. Zwillingsbildungen und optische Anomalien. Anhang: Nebenapparate.

2. An das eben besprochene schließt sich das Buch über die gesteinbildenden Mineralien vervollständigend an, dessen zweite Auflage jetzt in wesentlich veränderter Form und reicherer Ausstattung erscheint. Es soll ein Hilfsmittel für Praktiker sein. Daß dieser Zweck unverrückt im Auge behalten wurde und daher rein theoretische Erörterungen und Literaturangaben weggelassen sind, dient der Schrift nicht wenig zur Empfehlung. Im allgemeinen Teil sind die Trennungs- und Untersuchungsmethoden, die chemischen sowohl wie die physikalischen, gründlich und leicht verständlich auseinandergesetzt. Im speziellen Teil werden die einzelnen gesteinbildenden Mine-

ralien genau und sorgfältig behandelt, wobei die optischen Eigenschaften zu Grunde gelegt sind. Dementsprechend werden sie in die vier Gruppen geschieden: die opaken, die optisch isotropen, die optisch einachsigen und die optisch zweiachsigen. Zur leichteren Übersicht dient ein beigelegtes Heft mit 21 Tabellen, die der Anordnung im Text, mit dem sie gleichzeitig benutzt werden müssen, genau entsprechen. Für den praktischen Petrographen ist hier ein mustergültiges Hilfsbuch geschaffen. Die Ausstattung ist eine recht gefällige, und die 204 hübschen Figuren erläutern den Text in vorzüglicher Weise.

3. Im makroskopischen Praktikum oder auf geologischen Exkursionen handelt es sich um eine rasche Orientierung über den Charakter eines Gesteins und Untersuchung seiner äußeren Eigenschaften, kurz um eine Petrographie ohne Mikroskop. Zur Erreichung dieses Zweckes will der Verfasser ein Hilfsmittel bieten, keineswegs aber ein Lehrbuch der Gesteinskunde schreiben. Der allgemeine Teil befaßt sich mit der Beschaffenheit und Beobachtung der Eruptiv- und Kontaktgesteine sowie der Sedimente. Im zweiten Teile werden die einzelnen Gesteinsarten vorgeführt. Von einem jeden sind die äußere Beschaffenheit, die mineralische Zusammensetzung und geologischen Verhältnisse kurz und übersichtlich zusammengestellt. Die einfache, klare Sprache, das handliche Format und die 93 hübschen Abbildungen dienen vortrefflich zur Erreichung des rein praktischen Zweckes.

Pädagogischer Kursus in Stuttgart. Veranstaltet vom Katholischen Schulverein für die Diözese Rottenburg. 8° (VI u. 152) Stuttgart 1907, Verlag des Kath. Schulvereins. *M* 1.—

Der vom 10. bis 14. September 1906 zu Stuttgart veranstaltete „pädagogische Kursus“ hat nach dem Bericht, den die vorliegende Schrift darüber gibt, einen sehr günstigen Verlauf genommen und einer regen Teilnahme sich zu erfreuen gehabt. Vorträge hielten Hofrat Dr Otto Willmann, Seminarlehrer Habrich, Dr Förster, Professor Dr Sägmüller, Lehrer Franz Weigl und Subregens Dr Sproll. Es waren praktische und gediegene Leistungen. Willmann sprach über die Stellung der Religionslehre im erziehenden Unterricht, Habrich über Erziehung zur Tugend, Förster über die Charakterbildung des Kindes unter besonderer Betonung der Wichtigkeit, welche der christlichen Religion hierbei zukommt, Sägmüller behandelt die neuzeitlichen pädagogischen Strömungen in ihrer Wirkung auf die katholische Volksschule Württembergs, Weigl die Erziehung und Bildung Schwachsinniger. Subregens Sproll legte die Vorzüge der Münchener Methode für bestimmte Fälle dar, während er in andern ihre Anwendung als unzweckmäßig bezeichnete. Lehrproben boten Seminaroberlehrer Frey und Kaplan Kaim, jener über ein Gedicht und eine biblische Erzählung nach dem „antizipierenden“ Verfahren, bei welchem der Lehrer durch vorausgehende Erklärung der in einem Text sich findenden Begriffe auf die Lesung desselben und das unmittelbare Verständnis seines Inhaltes vorbereitet, dieser über die Gnade des Beistandes nach der Münchener Methode. Der katholische Schulverein hat sich durch den Kursus, den er ins Werk gesetzt hat, um eine gute Sache wirkliches Verdienst erworben.

The Edwardian Inventories for Huntingdonshire. Edited by Mrs. S. Lomas, from transcript by T. Craib. [The Alcuin Club Collections. VII.] Lex.-8° (XXX u. 58) London 1906, Longmans, Green & Co. 10 s.

Nirgends geschieht so viel für das Studium der Liturgie früherer Zeit wie in England, und zwar sind es nicht bloß einzelne Gelehrte, welche dasselbe pflegen, sondern auch eigens zu diesem Zweck gegründete Gesellschaften. Die Forschungen

haben ihren Hauptgrund in ritualistischen Interessen und gelten daher vornehmlich dem englischen Brauch im Mittelalter und im Beginn der Neuzeit. Ihr Ergebnis bildet unter andern eine stattliche Zahl von Veröffentlichungen alter Pontifikalien, Missalien und sonstiger liturgischer Dokumente. Nicht den geringsten Wert unter diesen Publikationen haben die Inventare aus englischen Kirchen mit ihren Angaben über den Bestand an heiligen Gefäßen, Gewändern, Reliquiaren und sonstigen gottesdienstlichen Gerätschaften und Textilien. Sie liefern sowohl für die Kenntnis der Ausstattung der Kirchen im Mittelalter, wie für die Geschichte des Ritus in England manches wertvolle Material. Die in vorliegender Arbeit veröffentlichten Inventare datieren aus verhältnismäßig später Zeit. Sie wurden zu einem sehr traurigen Zweck angefertigt; sie entstanden nämlich auf eine Verordnung Eduards VI. hin, um als Unterlage für eine systematische Ausplünderung der bis dahin von königlicher Habsucht unberührt gebliebenen Pfarrkirchen zu dienen. Heinrich VIII. hatte 1535 mit der Ausraubung der Klöster und Klosterkirchen begonnen, angeblich, um den eingeschlichenen Aberglauben auszurotten, in Wirklichkeit, um sein und seiner Günstlinge Taschen zu füllen. Die kostbarsten Werke mittelalterlicher Kleinkunst fielen damals unter den Händen seiner Kommissare der Vernichtung anheim. Zehn Jahre später kamen die Kollegiatskirchen und die Kapellen an die Reihe. Die Pfarrkirchen blieben bis 1551 verschont; dann aber wurden auch sie das Opfer königlicher Raublust, die nun ihr sakrilegisches Vorgehen nicht mehr mit der Maske des Kampfes gegen den Aberglauben deckte, sondern die Konfiskation offen mit der Erklärung begründete, daß the Kings Majestie has neede presently of a masse of money. Die Inventare, welche damals von dem Inhalt der Sakristeien der Pfarrkirchen aufgestellt wurden, sind noch zum großen Teil erhalten. Der Alcuin-Klub hat das sehr verdienstvolle Werk unternommen, sie zu veröffentlichen. Die in vorliegender Schrift mitgeteilten Schatzverzeichnisse bilden einen Teil derselben. Man kann nur wünschen, daß auch der Rest der Inventare bald herausgegeben werde. Dieselben werden dann von dem Bestand an Kirchengeräten und Paramenten in den englischen Pfarrkirchen für die Mitte des 16. Jahrhunderts ein Bild gewähren, das in dieser Vollständigkeit vereinzelt dasteht. Die Einleitung zu den Inventaren teilt den interessanten Wortlaut der Instruktion mit, welche 1552 für die nach Northamptonshire gesandten königlichen Kommissare erlassen wurde. Außerdem gibt sie einen Kommentar sowohl zu den Inventaren im allgemeinen wie zu manchen interessanten Einzelheiten. Der Inhalt der Sakristeien war übrigens 1551 nicht mehr vollständig. Es muß schon manches von den Kirchenzieraten im Lauf des vierten Jahrzehnts des 16. Jahrhunderts abhanden gekommen sein. Sehr bemerkenswert ist, daß die Herausgeberin, eine Anglikanerin — die Mitglieder des Alcuin-Klubs müssen statutengemäß der Kirche von England angehören — kein Bedenken trägt, das Vorgehen eines Heinrich VIII. und eines Eduard VI. als Sakrileg zu brandmarken und daß sie den Ursprung der Eduardschen Inventare unverhohlen als shameful bezeichnen darf.

Liturgisch. Schrift, Schmuck und Bilder für kirchliche und weltliche Zwecke nach Zeichnungen von Professor Otto Hupp, ausgeführt von der Schriftgießerei Gebrüder Klingspor, Offenbach. 4° (148 S. u. 9 Tafeln) Offenbach 1907, Klingspor.

Auf allen Gebieten sucht man heute nach Verschönerung, nach kunstgerechten Formen. Viel wäre in dieser Hinsicht auf kirchlichem Gebiete zu tun für bessere

Herstellung von Anzeigen, Totenzetteln, Gebetsformularen, Andenken für Kommunikanten, Firmlinge, Heiratende usw. Im Stile des ausgehenden Mittelalters, aber doch auch mit der unabweisbaren Rücksichtnahme auf unsere verfeinerten Zeitgenossen bietet vortreffliche Muster für alles dieses das oben angezeigte Musterbuch. Leider muß bei Todesfällen die Herstellung von Erinnerungsblättchen und Anzeigen oft so überhastet werden, daß der ruhigen Überlegung kaum Zeit bleibt, aber für viele andere Veranlassungen, besonders für Herstellung von Aufnahmediplomen und Erinnerungsblättern, ist hier eine reiche Auswahl mustergültiger Typen geboten. Möchte für alle mit dem kirchlichen Leben, besonders mit den liturgischen Verrichtungen verbundene Veranlassungen, bei denen kleinere aber würdige Drucksachen zu verwenden sind, der hier aufgespeicherte Schatz nicht unverwertet bleiben.

Kunsthistorische Studien. Im Auftrage des „christlichen Kunstvereins der Diözese Seckau" herausgegeben von Dr Johann Ranftl. Jahrbuch für 1906. Mit 7 Abbildungen. 8° (148) Graz 1907, Styria.

Da die von Prälat Dr Joh. Graus so lange trefflich geleitete inhaltreiche Zeitschrift des Seckauer Kunstvereins, der „Kirchenschmuck", eingegangen ist, soll dies Jahrbuch den Mitgliedern des Vereins und vielen andern als Jahresgabe gewidmet sein. Es bietet eine philosophische Abhandlung über Wahrheit, Freiheit und Zweck in der Kunst von Dr Oskar Streintz, eine baugeschichtliche von Dr Graus über den Dom in Graz, eine liturgisch-archäologische über das Meßgewand von P. Braun mit 10 großen Abbildungen, dann zwei über Malerei, von Professor R. v. Kurz eine Abhandlung über Friedrich Overbeck und die religiöse Malerei des 19. Jahrhunderts mit 7 Darstellungen aus Kreuzwegen und von Dr Johann Ranftl eine Skizze über die englischen Präraffaeliten, besonders über Rosetti und Burne Jones, dann viele kleinere Nachrichten besonders über das Kunstleben in Graz und in ganz Steiermark. Alle diese Stücke sind anregend geschrieben, alle wahren, wie sich dies nicht anders erwarten ließ, den streng christlichen Standpunkt. Die Ausführung des Planes, in Jahresgaben bedeutende Erscheinungen im Künstlerleben des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart besonders zu berücksichtigen, ist hier in dankenswerter Art eingeleitet und wird hoffentlich in vielen ähnlichen Heften weiter gelingen.

Die Katakombenheiligen der Schweiz. Ein Beitrag zur Kultur- und Kirchengeschichte der letzten drei Jahrhunderte. Von E. A. Stückelberg, Professor an der Universität Basel. Mit 7 Tafeln und 1 Titelkupfer. 8° (IV u. 20) Kempten, Kösel. M 2.50

Die Schrift gibt ein vollständiges Verzeichnis der seit dem 17. Jahrhundert aus den Katakomben in die Schweiz gekommenen Reliquien und ist ein erster Versuch, solche Sendungen mit statistischer Genauigkeit und Vollständigkeit darzustellen. Sie bietet dann im Text und auf den gut ausgeführten Tafeln weiterhin eine schätzenswerte Übersicht über die Art, wie jene Reliquien dem Volke zur Verehrung ausgestellt und wie die betreffenden Heiligen in Bildern ihm gezeigt wurden. Für die Behandlung der bis dahin allzusehr vernachlässigten Ikonographie der letzten Jahrhunderte ist sie ein treffliches und anregendes Vorbild.

La liberté d'association. Commentaire théorique et pratique de la loi du 1er juillet 1901, par Lucien Crouzil. 8° (306) Paris 1907, Bloud & Cie. *Fr.* 3.50

Da die Frage des Vereinsrechtes nicht bloß für das heutige Frankreich von großer Bedeutung ist, werden manche Ausführungen des gelehrten Juristen auch dem deutschen Leserkreise willkommene Belehrung bieten.

Le salaire des femmes par Charles Poisson. 8° (412) Paris 1906, Librairie des Saints-Pères.

Es ist der erste Band einer sozialen Serie, welche die Association catholique herausgeben wird. Halten sich die folgenden Bände auf gleicher Höhe, dann darf man von dem Unternehmen eine beträchtliche Förderung der sozialen Wissenschaft erwarten. Wenn Poisson es als Endziel bezeichnet, daß die Frau der Familie zurückgegeben werde, so beschäftigt er sich doch besonders ausführlich mit der ihm zunächst liegenden Frage, wie der Lohn der Arbeiterin, speziell der hausindustriell beschäftigten Personen, zu erhöhen sei.

Friedensvereine zur Schlichtung von Rechtsstreitigkeiten. Von E. Burlage. [Soziale Tagesfragen. Herausgeg. vom Volksverein für das kathol. Deutschland. 35. Heft.] 8° (60) M.-Gladbach 1907, Zentralstelle des Volksvereins. 60 *Pf.*

„Der Kampf ums Recht ist die Poesie des Charakters" meinte v. Jhering. Allerdings verwahrte er sich dagegen, dem Zank und Streit, der Prozeß- und Rauflust das Wort zu reden. Nur da, wo der Angriff auf das Recht zugleich eine Mißachtung der Person enthalte, verlangt nach Jhering der Charakter die Geltendmachung des Rechts. Die Schrift, in welcher der berühmte Rechtslehrer jene Auffassung vertrat, hat jedoch trotz ihrer Popularität gerade von namhaften Juristen lebhaften Widerspruch erfahren müssen. So nannte Kohler die angebliche Verpflichtung zum Kampf ums Recht eine „geschmacklose Friesenidee, die in ihrer Konsequenz unser Leben zu einer Folterkammer mache . . . sie habe allerdings den Mann populär gemacht; aber die Zahl der Auflagen und Übersetzungen einer Schrift stehe nicht immer im Verhältnis zu ihrer Bedeutung und ihrem Gehalte". Auch Burlage begeistert sich nicht ohne weiteres für den Kampf ums Recht. Ihm zeigt vielmehr Röm 12, 18 den Weg: „Wo möglich, soviel an euch liegt, habet Frieden mit allen Menschen!" Burlage behandelt zunächst die Frage: Woher die Leichtfertigkeit, mit der Prozesse begonnen werden? Er antwortet: Es fehlt im Volke an der richtigen Einsicht in das Wesen der Gesetzgebung. Auch bestehen falsche Vorstellungen über den Prozeßgang. Ferner werden die bösen Begleiterscheinungen der Prozesse nicht genügend beachtet. Gibt es denn nun aber wirksame Hilfe gegen das Prozeßübel? Ganz gewiß. Manche Mittel sind schon durch staatliche Einrichtungen gegeben. Der Verfasser will aber überdies zur Selbsthilfe neben der Staatshilfe anregen und empfiehlt darum angelegentlichst den christlichen Liebesdienst, wie ihn die Friedensvereine leisten können und teilweise schon leisten.

Das Christtagskind. Von Dr Patrick Aug. Sheehan. Aus dem Englischen von Oskar Jakob. 8° (272) Steyl 1906, Missionsdruckerei. *M* 2.50

Das Buch ist ein Separatabdruck aus der „Stadt Gottes" und liest sich, obwohl Übersetzung, wie ein deutsches Original. Die Vorzüge, die wir schon am

Verfasser wiederholt hervorgehoben haben, machen sich auch an dieser Erzählung bemerklich. Was dieselbe aber äußerst interessant gestaltet, ist ihr Stoff. Durch mehrere Generationen hindurch wird nämlich geschildert, daß es kein unglückseligeres Wesen gibt als einen Verräter seiner eigenen Nation. Unüberwindbar ist der Abscheu eines Volkes nicht nur vor dem Verräter, sondern selbst vor dessen schuldloser Nachkommenschaft. Daneben aber zeigt sich in der Erzählung die nicht minder psychologische Erscheinung, daß die Liebe selbst über diesen Makel hinwegsieht und gewissermaßen dadurch ein Gegengewicht zu diesem unerbittlichen nationalen Charakterzuge bildet. Auf diese Weise kommt in die unsäglich traurige Erzählung ein freundliches und versöhnendes Element: die düstern, unheimlichen Wolken erscheinen wie mit einem goldenen Lichtsaum umzogen, und das Bild wird dadurch nur um so eindrucksvoller. Daß auch der echte Humor ab und zu zu seinem Rechte kommt, braucht bei der bekannten Eigenart des Verfassers nicht hervorgehoben zu werden.

Auf der Schwelle zum Paradiese. Roman von J. Edhor. Illustriert von M. Annen. 8° (356) Einsiedeln 1907, Benziger & Co. *M* 3.20; geb. *M* 4.—

Der Roman, den Alte und Neue Welt vor Jahren veröffentlicht hat, erscheint jetzt zum ersten Male in Buchform. Er reiht sich den früher herausgegebenen würdig an sowohl durch die ernst sittliche Haltung wie durch die treffliche und fesselnde Erzählungskunst. Sein Inhalt ist kurz folgender. Eine Waise von acht Jahren wird von einer reichen Verwandten 16 Jahre lang in harter Stellung gehalten. Mit dem Tode ihrer Schutzherrin tritt sie aus dem lästigen Dienstverhältnis heraus, und eine reiche Gabe des Erben setzt sie in den Stand, nun einmal in der so heiß ersehnten Unabhängigkeit zu leben. Von ihrer Eitelkeit läßt sie sich jedoch verführen, einen adeligen Namen anzunehmen, und unter dieser Maske tritt sie in intime Beziehungen zu mehreren vornehmen Familien. Ein junger Assessor verliebt sich in das mit allen Vorzügen des Leibes und Geistes geschmückte Mädchen. Doch bald stellen sich die Folgen des heuchlerisch unwahren Vorgehens ein. Die Komödiantin wird entlarvt, und es kommt zum Bruche zwischen den Liebenden. Nach einer an Wechselfällen reichen Trennungsperiode kommt es zum Wiedersehen und schließlich zur Vereinigung der gegenseitig entfremdeten Herzen. Wie aus der kurzen Skizze hervorgeht, ist die Idee originell und bietet die Ausführung Gelegenheit zu einer echt psychologischen Entwicklung. Auch der Abschluß wirkt echt künstlerisch befriedigend, weil das Glück erst erreicht wird, nachdem die durch Leichtsinn und Eitelkeit herbeigeführte Schuld in entsprechender Weise gesühnt worden.

Jugendlust und -Leid. Gesammelte Erzählungen und Gedichte für die Jugend. Von Franz Bonn. Zweite Auflage. kl. 8° Regensburg 1906, Habbel. Mit je 2 Vollbildern. Geb. *M* 1.20

1. **Habe Gott vor Augen und im Herzen. — Der Klingelseppel. — Von sieben Knaben.** (140) — 2. **Pater Ildephonso. — Peter Gottwills. — Gedichte.** (124) — 3. **Der Weberhannes. — Durchgebrannt.** (96) — 4. **Die dumme Liese. — Der Drache von Eßlingen.** (92)

Für eine jüngere Altersstufe eignen sich die Geschichten, die uns Franz Bonn erzählt. Mit denen von Joseph Baierlein teilen sie eine hervorragende Natür-

lichkeit und Anschaulichkeit. Unaufdringlich verfolgen sie das Bestreben, die das zartere Kindesalter zierenden Tugenden den Herzen einzupflanzen, darunter besonders Gottesfurcht, Gehorsam und Elternliebe.

1. **Für traute Stunden.** Märchenbilder. Von Schwester M. Paula. Mit Zeichnungen von Schwester M. Benedetta. Zweite Auflage. Mit Illustrationen und Vignetten. Lex.-8° (148) Regensburg 1906, Habbel. Eleg. geb. *M* 3.—

2. **Wald-Chronik.** Märchen und Bilder. Von Schwester M. Paula. Lex.-8° (142) Regensburg 1906, Habbel. Eleg. geb. *M.* 3.—

Während das erste Buch eine Reihe kleinerer selbständiger Märchen — es sind nahezu zwei Dutzend — bietet, faßt das zweite den Inhalt in einen Gesamtplan zusammen. Der Waldchronist Kuckuck hält elf Vorlesungen über verschiedene das Waldleben betreffende Gegenstände. Wir können den Gedanken nicht für einen besonders glücklichen halten. Für Kinder ist er zu fernliegend und kaum mit dem Ernste verträglich, der zu der echten Märchenstimmung gehört. Für Satire oder Komödie würde er nicht des Reizes entbehren. Wir geben darum dem ersten Buche unbedenklich den Vorzug vor dem zweiten. Die Ausstattung beider ist, besonders was Druck und Federzeichnungen anlangt, vorzüglich.

Miszellen.

Die neue Streik-Statistik für Belgien. Eine amtliche Statistik über sämtliche Arbeiterausstände, die 1896—1900 im Königreich Belgien in Erscheinung getreten waren, wurde 1903 vom Office du Travail der Öffentlichkeit übergeben. Die neuerdings 1907 ausgegebene, weitere fünf Jahre (1901 bis 1905) umfassende Fortsetzung der Statistique des Grèves en Belgique weist bedeutende Vervollkommnungen auf und gewährt nach neun Hauptgesichtspunkten, nach Zahl, Beteiligung, Dauer, Veranlassung, Mittel der Beilegung, Resultat usw., eine vollständige Übersicht. Man zählt in dieser Fünfjahrperiode im ganzen 474 Arbeiterausstände, durch welche 1281 Betriebe gestört worden sind. Von 321 631 Arbeitern, welchen diese Betriebe Beschäftigung gaben, waren 149 987 auf längere oder kürzere Zeit ausständig, und 66 520 weitere Arbeiter wurden infolgedessen gegen ihren Willen von Arbeitslosigkeit betroffen.

Am günstigsten verlief das Jahr 1903, in welchem nur 70 Streiks ausgebrochen und nur 7649 Arbeiter ausständig gewesen sind. Hingegen waren durch 117 Streiks im Jahre 1901 im ganzen 43 814 Arbeiter ausständig, 1905

infolge von 133 Arbeitseinstellungen deren gar 75 672. Unter den 474 Ausständen der bezeichneten Periode waren nur 41, die sich auf mehr als eine Firma oder einen Betrieb zugleich erstreckten, darunter 14, die 2 bis 5 Geschäfte trafen, einer, der über 60, zwei, die gar über 100 Betriebe auf einmal verwickelten, wie der große Generalstreik der Grubenarbeiter von 1905, der gleich 217 Zechen traf. Von den 433 Einzelausständen dieses Zeitraums sind 329 Unternehmer einmal oder öfter getroffen worden.

Im ganzen läßt sich feststellen, daß weitaus die meisten Ausstände von kürzerer Dauer waren, 336 überschritten nicht die Frist von 10 Tagen, 77 waren innerhalb zweier Tage beendet. Doch zählt man 12 Ausstände, in die im ganzen 12 078 Arbeiter hineingezogen waren, welche über 100 Tage anhielten, 61 überschritten die Monatsdauer von 30 Tagen. Einzelausstände ereigneten sich dreimal häufiger (76 % gegen 24 %) in großen Betrieben mit über 50 Arbeitern als in den kleinen. Bei 129 Streiks blieb die Zahl der Ausständigen unter 25, bei 92 zwischen 25 und 50, bei 100 Ausständen schwankte sie zwischen 50 und 100. Doch waren auch Massenstreiks zu verzeichnen: 5, die zwischen 1000 und 2000, 6, die zwischen 2000 und 5000, 3, die über 5000 Ausständige mit sich zogen. In weitaus den meisten Fällen handelte es sich um eine Erhöhung des Lohnes oder Widerstand gegen dessen Herabminderung. Unzufriedenheit mit Änderungen in der Organisation des Betriebs oder mit dem Reglement der Fabrik spielt eine sehr untergeordnete Rolle.

Mehr als die Hälfte der sämtlichen Streiks, 255 von 474, entfallen auf die Textil- und die Kohlenindustrie. Die 153 Arbeitseinstellungen von Textilarbeitern zählten jedoch zusammen nur 14 052 Ausständige, während bei den 102 Ausständen von Grubenarbeitern 92 617 beteiligt waren. In der Papier- und Papierwaren-Fabrikation, welche im Lande recht bedeutend ist, fand während des ganzen Quinquenniums keine einzige Arbeitseinstellung statt.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen diejenigen Ausstandsbewegungen, die eine längere Dauer in Anspruch nahmen. Man zählt deren 18, welche zwischen 51 und 100 Tagen währten; die bedeutendste unter ihnen, die der Kohlenarbeiter von 1901, welche nicht weniger als 50 Betriebe stillstehen machte und 13 000 Beteiligte außer Beschäftigung setzte, währte volle 63 Tage. Das gleiche Jahr 1901 sah den großen Ausstand von 3000 Glasarbeitern, der 292 Tage zur Beilegung brauchte; Steinbrucharbeiter streikten das eine Mal 132, das andere Mal 107 Tage lang. Ein Ausstand von 34 Leinewebern in Flandern endete damit, daß nach 102 Tagen das betreffende Geschäft aufgelöst wurde. Im Jahre 1904 blieben 2400 Arbeiter der Diamantindustrie 121 Tage im Ausstand, 147 Glasarbeiter gar 176 Tage. Das schlimmste Jahr war 1905, in welchem 133 Streiks vorkamen und 75 672 Ausständige gezählt wurden. Ein Ausstand von 864 Kohlenarbeitern, die auf zwei Zechen sich verteilten, dauerte 122 Tage, ein anderer von 3753 Baumwollenarbeitern zog sich 109 Tage hin, Handschuharbeiter in der Zahl von 125 feierten 108 Tage lang. Den Höhepunkt erreichte aber der große Generalstreik der Glaswalzer, welcher 19 Be-

triebe traf, 1500 Ausständige zählte, aber weitere 8750 Arbeiter wider ihren Willen um die Arbeit brachte und fast ein volles Jahr, 361 Tage, dauerte. Weniger lang, nur vom 25. Januar bis 15. März 1905, hatte der große Generalstreik der Grubenarbeiter in den Provinzen Lüttich und Hainaut sich hingezogen. In 217 Betrieben, welche vor Beginn des Streiks 97 713 Arbeiter beschäftigten, waren 51 750 in Ausstand getreten und hatten 25 875 andere Arbeiter wider ihren Willen arbeitslos gemacht, so daß 77 664 Menschen zwei Monate lang ohne Erwerb und Beschäftigung waren.

Überhaupt fällt bei vielen dieser Ausstände in die Augen, wie zahlreiche Unbeteiligte in den Verlust und Schaden mit hineingezogen worden sind. Als 1905 in der Provinz Antwerpen der Ausstand der Ziegelbrenner ausbrach, der 99 Brennereien zum Stillstand zwang, waren außer den 5800 Streikenden noch 2300 der Arbeit und des Lohnes beraubt. Im Durchschnitt betrug die Zahl der wider ihren Willen zur Arbeitslosigkeit verurteilten Arbeiter über ein Drittel, fast die Hälfte der geflissentlich Streikenden.

Dazu kommt nun noch die Wahrnehmung der übeln Resultate für die Arbeiterwelt im allgemeinen. Von den 474 Ausständen dieser Periode endeten 325, an welchen im ganzen 125 974 Ausständige beteiligt waren, völlig zu Gunsten des Arbeitgebers, 66 Ausstände mit 12 808 Beteiligten wurden durch einen Kompromiß beigelegt, und nur 83 dieser vielen Streiks, mit 11 205 Teilnehmern, waren für die Ausständigen siegreich. Von je 100 Ausständen in diesen fünf Jahren endeten also 68 ausschließlich zu Gunsten des Arbeitgebers, 14 gewährten einen Teil der gewünschten Vorteile durch einen Kompromiß, und nur 18 waren eigentlich von Erfolg begleitet. Von je 1000 Ausständigen war für 840 der Ausstand ohne jeglichen Gewinn, 85 erzielten einen Teil ihrer Wünsche, und nur 75 von 1000 drangen durch. Gerade die Grubenarbeiter, die am häufigsten streikten, hatten am wenigsten Erfolg, die Metallarbeiter unterlagen auf 100 Ausstände 68mal, und nur die Steinbrucharbeiter drangen in der Hälfte ihrer Ausstände erfolgreich durch, wenigstens zum Teil. Ohne Übertreibung darf man im ganzen das Resultat ziehen, daß von je drei Ausständen dieser Periode zwei zu Gunsten des Arbeitgebers abschlossen, und daß die Zahl der in ihren Hoffnungen getäuschten Ausständigen etwa das Fünffache derer beträgt, die durch den Ausstand etwas erreichten. Das schlimmste ist noch, daß die so oft sich wiederholenden Arbeitseinstellungen die Arbeitgeber dahin trieben, nun auch ihrerseits sich fest zusammenzuschließen und durch Aussperrungen Repressalien zu üben. Diese Maßregel hat im industriellen Leben Belgiens bereits solche Bedeutung erlangt, daß ihre Berücksichtigung für die nächste Streikstatistik ausdrücklich in sichere Aussicht gestellt worden ist.

Noch einmal die „Hochland"-Kritik an Papst Pius X. und seinem Staatssekretär. Eine Entgegnung unter dem Titel „Verschiedenes" im Juliheft des „Hochland" (S. 506—509) nötigt uns, noch einmal auf die Kritik an Pius X. und Kardinal Merry del Val zurückzukommen, welche sich in besagter Zeitschrift (Maiheft S. 182 ff) fand, und welche wir („Stimmen" LXXII 583—588)

in einer Miszelle nach tatsächlichen, nicht subjektiven Gründen würdigten. Die Schriftleitung des „Hochland" macht nicht den geringsten Versuch, sich über diese Kritik zu entschuldigen, dagegen bemüht sie sich, die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abzulenken und unsere Verwahrung gegen die an Papst und Papsttum geübte Kritik als ein boshaftes Attentat an ihrem guten Rufe hinzustellen. Durch die ganze Entgegnung hindurch zieht sich eine Reihe von unbewiesenen, beleidigenden Insinuationen gegen die „Stimmen", wie „nicht Auseinandersetzung, sondern wirksame Verdächtigung", „Stimmungsmache", „Denunziation", „unberechtigte Unterschiebung", „schwere Verdächtigungen", „für seine Kampfesweise charakteristisch". Und doch wird in der ganzen Miszelle gar nicht unterschoben, denunziert, verdächtigt oder Stimmung gemacht, sondern es werden darin lediglich einige kirchenpolitische und theologische Entgleisungen konstatiert und beleuchtet, welche sich das „Hochland" zu Schulden kommen ließ und welche gar nicht denunziert zu werden brauchten, weil sie im „Hochland" selbst offen gedruckt sind, und damit der freien öffentlichen Besprechung unterliegen.

Indem wir alle jene verletzenden Insinuationen als durchaus unbegründet zurückweisen, erwidern wir auf die damit verbundenen Ausführungen kurz folgendes:

1. Herr P. A. Helmer hat tatsächlich an Papst Pius X. und seinem Staatssekretär jene Kritik geübt, welche in der Miszelle der „Stimmen" mit Anführung seiner eigenen Worte und mit Angabe seines Autornamens charakterisiert und kurz an der Hand der Tatsachen gewürdigt wurde. Das „Hochland" aber hat sich durch vorbehaltlose Aufnahme des betr. Artikels zum Organ und Verbreiter dieser Kritik gemacht und ihr dadurch erst eine gewisse Bedeutung gegeben. Deshalb schließt es nicht die mindeste Unrichtigkeit oder Verdächtigung in sich, wenn die Miszelle den Titel erhielt: „Eine ‚Hochland'-Kritik an Papst Pius X. und seinem Staatssekretär."

2. Ebensowenig liegt eine sachliche Unrichtigkeit oder Verdächtigung darin, daß die „Stimmen" nicht eingehender bei der Kritik verweilten, welche P. A. Helmer in dem betreffenden Aufsatz an der Politik der französischen Kirchenfeinde ausübte. Jedermann weiß, daß eine Miszelle nicht ganze Abhandlungen wiederzugeben pflegt, sondern aus solchen höchstens dieses oder jenes Bemerkenswerte aufgreift und zu weiterer Kenntnis und Diskussion stellt. Indem in unserer Darlegung ausdrücklich von „anerkennenden Worten für die Haltung des Papstes" die Rede war, und indem später in einem klaren Zitat der Gegensatz Helmers zu den französischen Kirchenpolitikern (S. 585 der Miszelle) über jeden Zweifel festgestellt wurde, war seiner objektiven Stellungnahme völlig genügend Rechnung getragen. Herr Helmer und mit ihm das „Hochland" stehen dem Kirchenrecht und der päpstlichen Politik — das geht aus unserer Darstellung genügend hervor — nicht feindselig wie die französischen Kirchenstürmer gegenüber, sie blicken aber auch nicht wie die französischen Bischöfe und wie so viele Publizisten der katholischen Welt ehrerbietig, vertrauensvoll und unterwürfig zu dem großen Führer der Kirche, dem Papste, dem Erben Petri und dem Stellvertreter Christi empor, sondern sie stellen sich in orakelhaftem Selbstgefühl über ihn und

über seine berufenen Ratgeber, um dem Papst eine schulmeisterliche Lektion über den Wert der französischen Sprache zu halten, und seinem Staatssekretär unaufgefordert Aufschluß über französische Verhältnisse zu geben. Diesen Geist der Selbstüberhebung und des unberufenen Kritisierens haben nicht wir in die Hochland-Kritik hineingetragen, er spricht daraus mit unverkennbarer Deutlichkeit. Wenn wir diesen Geist aber für gefährlich halten, so ist das weder eine Verdächtigung noch eine Denunziation, sondern eine wahre Charakteristik. Denn die Helmersche „Hochland"-Kritik verstößt nicht nur gegen die Mahnung des Erzbischofs Ireland in dem vom „Hochland" selbst jetzt angezogenen Aufsatz, daß Kritik eines Untergebenen an erhabener Autorität zum mindesten würdig und ehrfurchtsvoll gehalten sein müsse, sondern sie ist auch durchgängig falsch und ungerecht. Das haben die „Stimmen" gründlich nachgewiesen, und „Hochland" wagt nicht einmal den Versuch, unsere Gründe zu widerlegen oder zu entkräften.

Dagegen versucht es „Hochland", uns vor seinen Lesern als Mitschuldige in der ungebührlichen und ungerechten Papst-Kritik hinzustellen, indem es ihnen die erstaunliche Entdeckung mitteilt, was Helmer im einzelnen ausführe, hätten auch die „Stimmen" „allgemein als Tatsache" zugegeben. Mit welchem Rechte? Nachdem die „Stimmen", was Helmer im einzelnen über die Politik des Papstes tadelnd ausgeführt, zurückgewiesen und widerlegt hatten, sagten sie: „daß der Kardinal-Staatssekretär in allen Stadien der unendlich verwickelten Verhandlungen immer das Richtigste und immer zu der allen erwünschtesten Zeit getan haben sollte, das wird niemand von ihm fordern wollen; das übersteigt die Kräfte auch des geschicktesten Diplomaten". Mit diesen Worten ist offenbar weder allgemein noch im einzelnen irgend etwas als Tatsache zugestanden, was zu einer tadelnden Kritik des Papstes oder seines Staatssekretärs auch nur die geringste Berechtigung böte.

3. Wie früher, so nehmen wir auch jetzt gerne an, daß „Hochland" es mit der Kirche gut meint, und für Vereinigung der Konfessionen und Sicherstellung des konfessionellen Friedens im deutschen Vaterlande schöne Wünsche hegte. Um so mehr müssen wir es aber bedauern, daß infolge Mangels an theologischer Schulung der Wortführer des „Hochland" nicht nur früher die „Ideale des Papsttums" am besten in den schönklingenden Friedensdeklamationen des Reverend Briggs ausgesprochen zu finden glaubte, sondern jetzt noch von neuem betont, nicht Erzbischof Ireland, sondern erst Reverend Briggs habe bei der Diskussion in der North American Review die „volle Höhe der Situation" gewonnen.

Ein unerklärlicher Irrtum ist es, wenn er meint, die „Stimmen" hätten ihn „ob einer sachlichen Kritik außeramtlicher Bischofsworte" zu Rede stellen wollen. Nicht im mindesten. Was wir tadelten und tadeln mußten, war lediglich, daß er die klar ausgesprochene Lehre des Vatikanums über die Verfassung der Kirche nicht beachtete und deshalb nicht merkte, daß die „Ideale" des Reverend Briggs die alten protestantischen Ideen in sich schlossen, welche auf ewig alle Wiedervereinigung unmöglich machen, während die „außeramtlichen Bischofsworte" des Erzbischofs Ireland die wahre katholische Lehre zum Ausdruck brachten. In seinem späteren Aufsatz anerkennt Erzbischof Ireland nur, daß Briggs die Lehre vom Primat als in

der Heiligen Schrift begründet zugibt, widerlegt aber dann in trefflicher Sachlichkeit die unhaltbaren Vorstellungen des Reverend Briggs über die Natur und die Reform des Primates.

Nach Briggs liegt die Hauptschwierigkeit, die getrennten Konfessionen wieder zu vereinigen, darin, daß der „ideale Primat“ sich über seine berechtigte Sphäre hinaus erweitert habe, nicht mehr der „ideale Primat“ sei, wie er ursprünglich nach Christi Anordnung war und hätte bleiben sollen. Die Lösung dieser Schwierigkeit aber sieht Briggs in einer Reform des Primates durch eine seine Machtfülle teilende Konstitution, so daß die legislative und richterliche Gewalt an andere Träger übergeht, der Papst nur zum „exekutiven Haupt der allgemeinen Christenheit“ wird. Die Briggssche Darstellung der Grundschwierigkeit ist dogmatisch und dogmengeschichtlich widersinnig, und seine Lösung ist der Umsturz der von Christus selbst gegebenen Kirchenverfassung. Daß der Protestant Briggs in so schweren Irrtümern befangen ist, das mag man entschuldigen; daß aber eine Zeitschrift, welche „nicht nur katholisch, sondern ein Hauptorgan der gebildeten Katholiken Deutschlands sein will“ (nur so haben wir gesagt), in einer solchen Darlegung die volle Höhe des Gedankenaustausches, die Darstellung der tieferen und dauernden Wesensgründe sieht, die erst die „gemeinsamen Ideale“ wieder ganz hervorrückt, ist durch nichts zu entschuldigen, es schließt auch eine Gefährdung solcher Leser in sich, welche die irrigen Ansichten des Reverend Briggs nicht als solche durchschauen, sondern in blindem Glauben den begeisterten Worten des „Hochland“ folgen.

Und an diesen irrigen Ansichten hängt das „Hochland“ zäh fest, nachdem Erzbischof Ireland in seinem zweiten Artikel (Aprilheft der North American Review: Is the Papacy an obstacle to the reunion of Christendom?) der Briggsschen Theorie in meisterhafter, lichtvoller Beweisführung jeden Schein wirklicher Berechtigung entzogen hatte. Der Wortführer im „Hochland“ muß von den 16 Seiten des Aufsatzes nur die zwei ersten gelesen — oder verstanden haben; sonst wäre es ihm unmöglich gewesen, zu sagen, seine völlig irrige Anschauung habe „auch Erzbischof Ireland durch seine weiteren, damals noch nicht vorliegenden, die ganze Auseinandersetzung in durchaus irenischer Weise abschließenden Artikel nachträglich anerkannt“. Denn klar und scharf sagt Erzbischof Ireland gerade das Gegenteil. Klar und scharf weist er nach, daß die Unterscheidung des Reverend Briggs zwischen einem idealen (ursprünglich von Christus eingesetzten) Primate und einem realen (im Lauf der Zeit gegen göttliches und menschliches Recht erweiterten) Primate völlig hinfällig ist. Klar und scharf entwickelt er dann den Begriff des Primates als der von Christus selbst eingesetzten kirchlichen Vollgewalt, genau nach der von uns zitierten Lehre des Vatikanischen Konzils und bestreitet ausdrücklich (S. 708 709), daß ein Primat, wie er jetzt ist, eine Schwierigkeit oder gar das Wesen der Schwierigkeit für die Wiedervereinigung der Christenheit sein könnte. Die von Briggs betonte Schwierigkeit existiert also nach Erzbischof Ireland gar nicht; danach konnte er selbstverständlich auch die von Briggs vorgeschlagene Lösung nicht anerkennen. Scharf betont Msgr Ireland gegen Briggs, daß der Papst durch keine andere hierarchische Macht (Konzil, Gemeinde, Laien)

eingeschränkt und lediglich zum „exekutiven Haupt der Christenheit“ herabgesetzt werden könne. Nor is the dream, apparently the most dear to the Professor (Briggs) to be realized—that a Constitution be framed defining and limiting the authority of the Papacy, adjoining to it with independent powers a representative Council of Bishops to whom should belong all legislative functions, and another body, equally independent, that should take to itself judicial functions. (Noch ist der offenbar dem Professor teuerste Traum je erfüllbar, daß eine Konstitution geschaffen werde, welche die Autorität des Papsttums begrenzt und einschränkt, indem sie ihm ein repräsentatives Konzil von Bischöfen mit unabhängigen Vollmachten zur Seite setzt, dem alle gesetzgeberischen Funktionen zukommen, und eine andere, ebenso unabhängige Körperschaft, welche die richterlichen Funktionen übernehmen soll.) Was also Erzbischof Ireland einen „nie zu verwirklichenden“, also leeren, wesenlosen Traum nennt, das nennt das „Hochland“ „die volle Höhe der Situation“, und in so unzweifelhafter Weise dem Erzbischof Ireland gerade das Gegenteil sagen lassen von dem, was er wirklich sagt, das nennt es: „uns nicht beirren lassen, die gebildeten Katholiken Deutschlands über die großen geistigen Bewegungen des In- und Auslandes in den einer großen Revue anstehenden Formen zu orientieren“ (Juliheft S. 509).

4. Wir wollen der „großen Revue“ die Freude nicht verkümmern, sich im Anschluß an den Reverend Briggs unendlich erhaben über die „Stimmen“ und andere Revuen zu fühlen, welchen in kirchenpolitischen und theologischen Dingen die Stimme des Papstes schlechthin als die ausschlaggebende gilt und welche die „Ideale des Papsttums“ bei dem unfehlbaren Lehramt des Papstes, nicht bei protestantischen Professoren suchen. Auch vielen „gebildeten“ Katholiken dürften indes allmählich die Augen darüber aufgehen, wohin eine solche Irenik notwenig führen wird.

Nur ein Wort müssen wir noch über das Echo: „Eine innere Niederlage“, beifügen. Auch hier läßt die Entgegnung nämlich zunächst wieder das Wesentliche beiseite, um sich an Nebensächliches anzuklammern, welches den Sinn in keinerlei Weise ändert, und an dem Ausdruck „unterschreibt“ so herumzudeuteln, daß sie wieder eine schauerliche Denunziation vor sich zu haben glaubt.

Es wird uns da zu einem Verbrechen an der „großen Revue“ angerechnet, daß wir an einer Stelle „der Freiheit“ statt „dieser Freiheit“ gesagt hätten. Wir hatten aber gerade so gut das Recht, „der Freiheit“ zu sagen, wie „Hochland“ „dieser Freiheit“. Denn sowohl in dem vom „Hochland“ wörtlich aus Fonsegrive zitierten wie in dem folgenden beiderseits in indirekter Rede gebrachten Satze ist von ganz der gleichen und zwar unbeschränkten und absoluten Freiheit von jedem äußeren Zwang die Rede. Darauf kommt es aber auch gar nicht an, sondern auf den Hauptteil des Satzes: jener Freiheit „entspreche gleichsam ein Recht des Einzelnen, seiner inneren Erfahrung Ausdruck zu verleihen“. Das besagt nach dem unmittelbar folgenden wörtlichen Zitat aus Fonsegrive eine Verdunkelung, wenn nicht geradezu Zerstörung des Unterschiedes zwischen der hörenden und lehrenden Kirche.

Durchaus unrichtig ist es endlich, wenn das „Hochland“ behauptet, es „referiere“ bloß in lediglich berichtender Form, was Fonsegrive sage. Gerade das Gegenteil! Alle die Zitate aus Fonsegrive, die direkten wie die in indirekter Rede, bilden eine vom „Hochland“ getroffene Auslese von „Gedanken des geist- und charaktervollen Herausgebers (der Quinzaine) George Fonsegrive“, und diese Auslese wird S. 234 eingeleitet und S. 237 beschlossen mit den markantesten Ausdrücken des Lobes und der Anerkennung; sie sind, wie es da heißt, „mit Ernst und unerschrockener Wahrheitsliebe“ gesprochen; in der darin geschilderten Methode „ist eine Garantie des Friedens gelegen“ (wie es scheinen will, allerdings auf Kosten der durch den persönlichen Subjektivismus beschränkten kirchlichen Autorität), sie sind „einige der wichtigsten“ . . . „sie auch den deutschen Lesern zu gut kommen zu lassen, schien uns ein Werk der Klugheit und vorschauenden Sorge“. Wofür? Die deutschen Katholiken sollen sich daran orientieren, damit sie nicht auch eine solche Niederlage erleben, wie das Eingehen der Zeitschrift Quinzaine nach der Ansicht des „Hochland“ „eine Niederlage für den französischen Katholizismus“ war.

Mit solcher Einrahmung Worte herausheben und wiedergeben, meinten wir, hieße soviel, als sie „besonders unterschreiben“. Das „Hochland“ nennt das bloß „referieren“. Gut und wohl. Wenn das „Hochland“ jetzt nicht mehr für die Ideen Fonsegrives eintreten will, um so besser. Hätte es die inhaltlich gleichbedeutenden, von Briggs freilich schärfer akzentuierten Irrtümer des letzteren nur ebenfalls preisgegeben!

5. Eigenartig berührt es, wenn das „Hochland“ mit Berufung auf die „eigenen, vielfältigen redaktionellen und persönlichen Erfahrungen“ den Redakteuren der „Stimmen“ „Entfremdung von den vaterländischen Verhältnissen“ vorwirft. Das „Hochland“ steht in seinem 4. Jahrgang, die „Stimmen“ in ihrem 37. Jahrgang; an vielfältigen redaktionellen und persönlichen Erfahrungen dürfte sich die Redaktion unserer Zeitschrift denn doch wohl mit jener des „Hochland“ messen können. War unsere Redaktion auch gegen den Willen und trotz des standhaften Protestes der deutschen Katholiken seit 35 Jahren ins Ausland verbannt, so stand sie doch bei den heutigen Mitteln des Weltverkehrs stets in lebhaftester Fühlung mit den vaterländischen Verhältnissen und hat sich ihnen nie und nimmer entfremdet. Übrigens kommen diese Momente bei den uns beschäftigenden Fragen gar nicht in Betracht. Die Stellung des Papstes zu der französischen Kirchenpolitik hat mit den „vaterländischen Verhältnissen“ gar nichts zu schaffen. Die vom Vatikanischen Konzil dogmatisch festgelegte Grundverfassung der katholischen Kirche ist von denselben durchaus unabhängig.

Der konfessionelle Friede in Deutschland läßt sich nur auf einer schiedlich-friedlichen Abfindung, nie und nimmer aber auf einer Verquickung des Katholizismus mit dem Protestantismus begründen; eine solche Verquickung würde den Untergang beider bedeuten. Worauf es in den von Briggs berührten Fragen ankommt, sind deshalb nicht redaktionelle noch persönliche Erfahrungen, sondern eine genaue und gründliche Kenntnis der christlichen Lehre und ein unentwegtes Festhalten an der kirchlichen Lehrautorität. Als durchaus unwürdig

weisen wir deshalb die Insinuation des „Hochland" zurück: „Ein Zitat aus den Konstitutionen des Vatikanums, so rechnet man, tut dann immer seine Wirkung, besonders bei blind vertrauenden Lesern, die sich nicht die Mühe machen, so schwere Verdächtigungen auf ihren Sachverhalt und wirklichen Grund zu prüfen." Es ist nicht unsere Schuld, daß das „Hochland" ausdrücklich und wiederholt eine Auffassung lobend wiedergab, welche offenbar gegen die Lehre des Vatikanums verstößt. Wofür sind denn die dogmatischen Entscheidungen und Kanones der Kirche da, wenn man sie nicht gelegentlich laut werdenden Irrungen gegenüber zur Orientierung vorlegen soll? Daß ein solches Zitat seine Wirkung tut, darauf rechnet man nicht wie auf einen künstlichen Kniff oder Fechterstreich, dessen ist man in vollem, ernstem Glauben gewiß, zwar nicht bei blind vertrauenden Lesern, wohl aber bei allen, welche ein selbständiges Denken mit dem rationabile obsequium des Glaubens zu vereinigen wissen.

6. Zum Schluß kündigt das „Hochland" seinen Lesern an, daß es der Redaktion der „Stimmen" eine Berichtigung zugesandt und bestimmt und unnachgiebig erwarte, daß der Bitte um Aufnahme in loyaler Weise entsprochen werde. Die Berufung auf das Preßgesetz, mit welcher drohend ein ziemlich langes Schriftstück uns eingesandt wurde, ist aus mehr als einem Grunde völlig unberechtigt und hinfällig. Da überdies der Inhalt jener sog. „Berichtigung" in den eben besprochenen Ausführungen im Juliheft des „Hochland" im wesentlichen wiederkehrt, so ist mit unsern hier vorliegenden Erklärungen Nr 1 2 3 4 alles in loyaler und objektiver Weise zum Ausdruck gelangt, was von uns vernünftigerweise erwartet werden kann, und somit hat ein Abdruck der preßgesetzlich hinfälligen „Berichtigung" keinen Zweck.

Beifügen können wir noch, daß „Hochland" mit dem ungenannten „katholischen Priester" in der North American Review sich allerdings in keiner Weise identifiziert hat. Aber was soll das in einer „Berichtigung"? Wo haben die „Stimmen" das je behauptet? Der ganze betreffende Abschnitt in der uns eingesandten „Berichtigung" enthält über die „Stimmen" gar nichts als den Vorwurf „verschleiernder Darstellung" ohne jeden Beweis für diese Beschuldigung, ohne jede Bestreitung irgend einer von uns behaupteten Tatsache.

Wo immer das „Hochland" für die wirklichen katholischen Ideale eintritt, wird es uns an seiner Seite finden; wenn es aber die „Ideale des Papsttums" in den Phrasen, Träumen und Phantomen eines „Außenstehenden" findet, wird es uns ebenso treu, loyal und unnachgiebig im Gefolge der kirchliche Autorität finden. Da allein ist Felsengrund.

Der neue Syllabus.

Mitten hinein in den Streit der Völker, in das Getöse sich bekämpfender Parteien, in das Alltagsgewirre des rastlosen Jagens nach Geld und Gut, Ehre und Vergnügen erschallt die Stimme der Kirche, die an Höheres, Heiligeres mahnt. Und alles lauscht — wäre es auch nur für eine kurze Weile — ihren Worten, die einen freudig dankbar, die andern mürrisch grollend, andere endlich mit verhaltenem Ingrimm, bereit, um so heftiger loszubrechen, sobald der unbequeme Mahner geendet. Das Wort des Stellvertreters Christi auf Erden, das am 3. Juli d. J. ergangen ist, wird diesmal nicht nur bei den Katholiken, sondern auch bei Tausenden und Tausenden Widerhall finden, die zwar der Kirche nicht angehören, denen aber das Christentum doch mehr ist als ein bloßer Prunkname. Denn wieder einmal erschallt die ehrfurchtgebietendste, moralisch machtvollste Stimme auf Erden, um einzutreten für die Heilige Schrift, für die Gottheit Christi, für die von Gott stammende Autorität und feierlichen Einspruch zu erheben gegen Irrtümer, welche das Christentum untergraben möchten.

Es sind traurig ernste Worte, die uns aus dem Dekrete Lamentabili sane entgegentönen; ernste Verwerfungsurteile, ernste Warnungen und ernste Mahnungen liegen in ihnen. Sie kommen zur rechten Stunde, um das Unheil aufzudecken, vor gefährlichen Pfaden und Wegen zu schrecken und Leitsterne uns zu werden für die Zukunft. Diese durch den Erlaß des heiligen Offiziums uns gebotenen höchst zeitgemäßen Belehrungen kurz zu würdigen, ohne zunächst auf die einzelnen verurteilten Sätze tiefer einzugehen, bildet hier unsere Aufgabe.

I.

Als Pius X. in seiner Allokution vom 17. April von einer Richtung sprach, welche keine Einzelhäresie sei, sondern „ein gedrängter Abriß und das Gift aller Häresien", welcher die Grundlagen des Glaubens zu erschüttern und das Christentum zu vernichten" droht, so mochte der eine

oder andere „weitherzige“ Katholik in diesen Worten eine von ängstlicher Sorge diktierte Befürchtung sehen. Wer aber nunmehr die im Erlasse des heiligen Offiziums vom 3. Juli 1907 verurteilten Sätze — es sind Sätze, die aus Reformschriftstellern stammen — auch nur einmal liest, der muß gestehen, daß die vom Heiligen Vater gegebene Charakteristik der modernen Richtung nicht zu düster war. Das Dekret Lamentabili sane wirft ein erschreckendes Licht auf ein Krebsübel, das schon längere Zeit in einzelnen Teilen der Kirche, in Frankreich, Italien und England, weiter und weiter um sich griff, ein weitverzweigtes System von Krankheiten, das, wenn ihm nicht Einhalt geboten würde, unfehlbar Kirche, Christentum und Religion zerstören müßte.

Die ganze Autorität der Kirche, ihre Lehrgewalt nicht weniger als ihre Regierungsgewalt, ihre Dogmen nicht weniger als ihre Heilsriten, beruhen auf der einen großen Wahrheit ihrer Gründung durch Jesus, den Messias, den eingebornen Sohn Gottes. Daß Jesus Christus Gottesgesandter war, kann nicht auf bloß menschliche Autorität der Kirche hingenommen werden, sondern muß geschichtlich erwiesen werden. Der Beweis stützt sich auf Jesu Selbstaussagen einerseits, anderseits aber auf seine Wunder und Weissagungen, durch welche er die Wahrheit derselben in der Tat erwies. Jesu Selbstaussagen führen uns zugleich noch einen Schritt weiter. Sie zeigen uns Jesum als Gottessohn und wahren Gott. Sowohl Jesu Worte wie der Bericht über seine Werke sind niedergelegt in den Evangelien. Sie sind die Quelle, auf die wir angewiesen sind, wo es sich um den geschichtlichen Beweis für die Tatsache handelt, daß Jesus von Nazareth Gottesgesandter und als solcher von Gott beglaubigt und zur Stiftung der Kirche bevollmächtigt war. Wenn auch die Kirche selbst durch ihr Bestehen im Laufe der Jahrhunderte ein Wahrzeichen unter den Völkern ist, das als lebendiges Wunder der moralischen Ordnung seine göttliche Abstammung selber dokumentiert, so ist es doch lediglich der geschichtliche Beweis, der direkt den forschenden Geist befriedigt. Und darum weist die Kirche uns stets auf die Evangelien als die magna charta ihrer Stiftung hin. Wird aber die historische Autorität der Evangelien in Frage gestellt, so ist tatsächlich der geschichtliche Beweis für den göttlichen Ursprung der Kirche fast unmöglich.

Diesen abschüssigen Weg betrat Alfred Loisy, Professor der Exegese am Institut catholique in Paris. Die Hauptgedanken seines Systems, die er in den Schriften L'Évangile et l'Église (2. Aufl. Paris 1903)

und Autour d'un petit livre (ebd. 1903) niedergelegt, lassen sich kurz folgendermaßen skizzieren:

Auch die synoptischen Evangelien sind mit großer Freiheit auf der Überlieferung sich aufbauende Erbauungsschriften, welche die Gedanken des Urchristentums widerspiegeln, nicht aber historische Quellen für das Leben Jesu. Das historische Bild Jesu kann nur durch exegetische Arbeit aus ihnen gewonnen werden. Es zeigt uns Jesum als Menschen mit dem Bewußtsein, Messias, d. h. Gottes Werkzeug in der Vorbereitung des himmlischen Reiches, zu sein. Das vierte Evangelium ist ein theologisch-mystischer Traktat, der, erst spät entstanden, als historische Quelle unbrauchbar ist. Christi Opfertod, seine Auferstehung, Christi Gottheit, die Gründung der Kirche als dauernder Gesellschaft, die Einsetzung von Sakramenten durch Christus sind Gedanken, die nicht Christus persönlich predigte, sondern erst die christliche Gemeinde unter dem Einfluß äußerer Faktoren aus der Idee des Himmelreiches und des in Gott unsterblich lebenden Messias herleitete. Der historische Christus bleibt daher weit hinter dem Christus des Glaubens zurück.

Da Loisy aber von der Sprachweise der katholischen Kirche sich nicht trennen wollte, sah er sich genötigt, die Begriffe Offenbarung, Inspiration, Dogma umzuprägen. Die Offenbarung ward für ihn das Bewußtsein des Menschen in seiner Beziehung zu Gott; der Glaubenssatz oder die dogmatische Formel ein mangelhaftes, nur relativ wahres Symbol, das die Kirche so lang gut heißt, bis es ihr gefällt, dasselbe durch weitere Erklärungen zu modifizieren.

Aus dem Gesagten ergibt sich unschwer eine doppelte Folgerung. Der im Erlaß des heiligen Offiziums vom 3. Juli 1907 verurteilte Modernismus ist eine in der Kirche wirklich bestehende Richtung. Denn die Verwandtschaft, ja die Identität des Großteils der verurteilten Sätze mit den Gedanken Loisys und seiner Anhänger liegt auf der Hand. Der Modernismus ist ferner nicht ein bloßer Einzelirrtum, sondern eine ganze Summe von wirklichen Häresien und Irrtümern, welche direkt oder indirekt den Glaubensentscheidungen der ökumenischen Konzilien widersprechen. So sind die Sätze über Christi Person unvereinbar mit den Entscheidungen des Konzils von Nicäa; die über Christi Werk und dessen Fortsetzung sind gegen die Kanones der Trienter Kirchenversammlung; die Sätze über die Kirche, die Offenbarung und die Inspiration widersprechen den Entscheidungen des Vatikanums.

Die Revue des deux Mondes gesteht in ihrer Nummer vom 1. August, eine Reihe von Sätzen des neuen Syllabus könne die katholische Kirche nicht zugeben, ohne Selbstmord zu üben. Um so auffallender muß es erscheinen, daß die Reformzeitschrift Demain in dem Augenblick, wo sie das zeitweise Aufhören ihres Erscheinens ankündigt, sagt: Diejenigen, welche durch das römische Dekret betroffen werden, „sind die aufrichtigsten Katholiken". Es soll die nicht zu übersehende Bemerkung beigefügt sein, Demain werde seine Aufgabe später wieder übernehmen „mit der Beihilfe all derer, die glauben, die Religion Christi habe keine schlimmeren Feinde als die Lüge und den Sektengeist"[1]. Ein furchtbar ernstes Wort schrieb am Vorabend des Erlasses vom 3. Juli Dr Decurtins in seinem „Brief an einen jungen Freund": „Sollte Loisys Auffassung der Evangelien, seine Verwerfung derselben als historischer Quellen, den jüngeren katholischen Klerus gewinnen, so würde dieser vor die Wahl gestellt, entweder Christentum und Kirche zu verlassen oder dann, wie die Reformer, weiter im Kirchendienste zu verbleiben, ohne an die Gottheit Christi zu glauben. . . . Wenn aber Männer, die nicht an die Gottheit Christi glauben, zum Altare treten, um das Opfer des Neuen Bundes zu feiern, dann wird die Verwüstung an die heilige Stätte getragen."[2]

Es wurde der Versuch gemacht, Loisys Ideen auch in Deutschland zu verbreiten. Die von acht Bischöfen Frankreichs verbotene Schrift L'Évangile et l'Église erschien in autorisierter Übersetzung nach der zweiten, vermehrten und bisher unveröffentlichten Auflage des Originals von Johann Grière-Becker (1904 in der Kirchheimschen Verlagsbuchhandlung zu München). Von kirchlicher Approbation ist nichts zu finden[3].

Wir müssen dem Papst und dem heiligen Offizium danken, daß sie das gewaltige Übel der drohenden Irrlehre und des Unglaubens schonungslos aufgedeckt haben. Es war dies um so notwendiger, als der Modernismus die erhabensten Ziele zu verfolgen vorgibt und seine Irrlehren oft unter einer gut katholischen Hülle, häufiger aber unter den Phrasen des Tages zu verbergen sucht. Wenn wir den Versprechungen und Träumen des Reformkatholizismus nach französischen, italienischen und deutschen Mustern Glauben schenken würden, so lägen die herrlichsten Aussichten vor uns offen: wir

---

[1] Vgl. Études CXII, 5 août 1907, 405.

[2] Monatschrift für christliche Sozialreform, Juli-Heft 1907, 408.

[3] Vgl. diese Zeitschrift LXVI 119.

Katholiken würden an die Spitze der Wissenschaft und jeglichen Fortschritts treten; wir würden ausgesöhnt mit der modernen Kultur und Zivilisation, als deren erste und vornehmste Faktoren gelten; wir würden durch Anerkennung der gesunden Grundlagen dieser Kultur, des Gottsehnens, das sich in ihr kund gibt, ihrer Wahrheitsliebe und Wahrheit, ihrer Verwandtschaft mit uns in Gott, die Menschen für die katholische Auffassung gewinnen; wir würden endlich durch Preisgabe und Abänderung des rein Äußerlichen, Zufälligen und Zeitgeschichtlichen an der Kirche und ihrer Lehre um so mehr das Göttliche betonen und so unsere Zeitgenossen für die Kirche gewinnen. „Wem sollte", sagt P. Weiß O. Pr.[1] mit Recht, „diese Angelegenheit nicht das Herz bis ins Innerste bewegen? Die unheilvolle Spaltung der Geister, den Riß, der unsere Familien, unser öffentliches Leben, unsere ganze Kultur durchzieht, die Zerrissenheit des modernen Menschen, die Kopf und Herz und Tun in beständigen Widerspruch bringt, kurz, den Gegensatz zwischen Christentum und Bildung der Gegenwart zu heilen — kann eine wichtigere Zeitaufgabe gedacht werden?"

„Man muß", so schreibt Loisy in der Vorrede zu Autour d'un petit livre S. 28, „den Glauben der Katholiken über die Autorität der Schrift sichern, indem man ihnen zeigt, was die Bibel ist und welche Art von Wahrheit die Kirche ihr zuschreiben will. Man muß den Glauben an die Autorität der Tradition sicherstellen, indem man dem Gläubigen die mächtige Lebenskraft der Lehre und die Möglichkeit ihres Fortschritts aufdeckt. Man muß den Glauben an die Gottheit Christi sicherstellen, indem man das Evangelium und die Dokumente des kirchlichen Altertums nach den Regeln erklärt, welche man heute auf alle menschlichen Texte anzuwenden gewohnt ist, und indem man die Bewegung des zeitgenössischen Gedankens auf philosophischem Gebiete in Anschlag bringt. Man muß den Glauben in Bezug auf die Frage der Erlösung und des Heiles sichern, indem man hinter den Formeln und selbst den alten Ideen das Prinzip der ewigen Wahrheit sucht, das sie verhüllen, eine Deutung der religiösen Tatsache in der Menschheit, eine verständliche Idee von der Aufgabe, welche Christus in der Offenbarung Gottes und in der sittlichen Erneuerung des Menschen zukommt. Man muß den Glauben an die Auferstehung des Herrn und an seine eucharistische Gegenwart sicherstellen, indem man tiefer in das Geheimnis des unsterblichen Christus eindringt, der in Gott und in seinem Werke lebt. Man muß den Glauben an die göttliche Einsetzung des römischen Papsttums und des Episkopates sicherstellen, indem man ihren traditionellen Platz und ihre ständige Seinsberechtigung in der Kirche Christi bestimmt."

[1] Die religiöse Gefahr², Freiburg 1904, 380.

Wer hätte es gewagt, auch nur zu denken, daß in Worten, die so warm für die christlichen Lehren, für die unsterblichen Seelen zu sprechen schienen, welche vermöge ihrer Erziehung im modernen Milieu mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, schließlich ein dogmenloses Christentum, ein Rationalismus vom pursten Wasser, ja die reinste Irreligion und der ausgesprochenste Skeptizismus empfohlen würde? Und doch waren jene Worte das Programm, dessen Verwirklichung wir in den 65 verurteilten Sätzen vor uns haben. Allein nicht mit offenem Visier tritt der Modernismus und sein Bundesgenosse, der Reformkatholizismus, der Kirche entgegen. Sie tragen „eine Maske — bald die tragische bald die komische, denn sie sind teils weinende Philosophen, die nach Reformen jammern, teils Spötter“ [1]. Das Dekret Lamentabili sane kommt also zur rechten Stunde, um diese Maske herunterzureißen und die Wortführer der „Moderne“ als das zu zeigen, was sie sind. „Unkrautsäer“ nannte sie Pius X. in der Allokution vom 17. April und kennzeichnete ihre Schleichwege mit den Worten:

„Alle diese und viele andere Irrtümer verbreiten diese Reformer in Schriften, Revuen, aszetischen Büchern und sogar in Romanen; wickeln sie in gewisse zweideutige Ausdrücke, nebelhafte Formen, um sich immer ein Hintertürchen für die Verteidigung offen zu lassen, damit sie sich keine augenscheinliche Verurteilung zuziehen und die Einfältigen besser in ihre Schlingen fangen können.“

II.

Eine sicher nicht weniger zeitgemäße Wohltat des Erlasses Lamentabili sane ist die Warnung vor den Wegen, welche zu den Irrtümern der Moderne führen. Zwei solche Wege sind deutlich vom heiligen Offizium gekennzeichnet, nämlich die Geringschätzung der kirchlichen Lehrentscheidungen und die Überschätzung der außerkirchlichen Wissenschaft.

1. Der Gehorsam, und zwar auch die innere geistige Unterwerfung unter die Lehrautorität der Kirche, gehört zu den ersten und elementarsten Pflichten des katholischen Christen. Ohne diesen Glaubensgehorsam gegen die heilige Mutter, die Kirche, ist es unmöglich, Gott zu gefallen; wer die Kirche nicht hört, muß „wie ein Heide und öffentlicher Sünder“ betrachtet werden. Solange jemand der kirchlichen Lehrautorität den schuldigen Gehorsam entgegenbringt, wird er nie in formelle Häresie verfallen, und

[1] A. A. in Historisch-politische Blätter CXXXIX 789.

wenn er je das Unglück hat, irre zu gehen, ohne es zu wissen, und so materiell glaubensfeindliche und häretische Sätze anzunehmen, so wird ein Wort der kirchlichen Autorität genügen, um ihn auf den Pfad der Wahrheit zurückzuführen. Wenn jemand aber den gefahrvollen Weg der theologischen Wissenschaft beschreiten will, ohne sich um den sichern Führer zu kümmern, den Gott ihm in dem kirchlichen Lehramte gegeben hat, so wird er nur allzubald irregehen, und wenn er auch dann auf die mahnende und rettende Stimme nicht hört, geht er im Abgrund verloren.

Der Moderne aber steht die Verachtung der kirchlichen Lehrautorität auf der Stirne geschrieben. Solange die Kirche die Irrgänge solcher Forscher nicht ahndet, lassen sie in Wort und Schrift das kirchliche Magisterium unangetastet, machen sogar gelegentliche höfliche Verbeugungen gegen Rom hin; sobald aber ein Wort der Mahnung und Verwarnung vom Bischof oder von den römischen Kongregationen kommt, so wird der Gehorsam gekündet, und zwar erst in der Praxis und dann in der Theorie. Wie weit es die Moderne in letzterer Hinsicht gebracht, zeigt ein kurzer Überblick über die Sätze 1—8 im Dekret des heiligen Offiziums. Satz 1—4 sucht die Wissenschaft der Schrifterklärung dem Gebiete der kirchlichen Lehrgewalt zu entrücken. Es wird in denselben die kirchliche Auslegung der Heiligen Schrift zwar noch nicht der Verachtung preisgegeben, aber doch für nicht maßgebend erklärt. Die exegetische Fachwissenschaft soll überall das letzte entscheidende Wort behalten; denn nicht einmal durch dogmatische Definitionen vermöge die Kirche den wahren Sinn der heiligen Schriften zu bestimmen. Satz 5 leugnet sodann ausdrücklich die Machtbefugnis der Kirche, über irgendwelche Aufstellungen der weltlichen Wissenschaften zu Gericht zu sitzen. Satz 6 will die Glaubensentscheidungen sowohl durch die Beiziehung der lernenden Kirche wie durch Umgrenzung der definierbaren Wahrheiten beschränken. Satz 7 leugnet, daß die Kirche bei Verurteilung von Irrtümern innere Zustimmung fordern könne, und würdigt so die Verurteilung zur bloßen Polizeimaßregel herab. Satz 8 gibt endlich der souveränsten Verachtung gegen die Inderkongregation und gegen die römischen Kongregationen überhaupt Ausdruck. Wir begegnen auch in diesen Sätzen eigentlichen Häresien. Denn für jeden Katholiken ist es Glaubenssatz, daß die Kirche die Säule und Grundfeste der Wahrheit, die unfehlbare Hüterin des von Christus und den Aposteln hinterlassenen Glaubensschatzes und demnach auch die unfehlbare Richterin in allen Streitfragen auf dem Gebiete der Glaubenslehre ist, von deren Tribunal

es keine Berufung mehr gibt. Ebenso ist es eine vom Kirchenrat von Trient definierte Glaubenswahrheit, daß die Kirche über den wahren Sinn der Heiligen Schrift zu urteilen und zu entscheiden hat. Es ist Glaubenssatz, daß die Träger der kirchlichen Lehrgewalt bloß Papst und Bischöfe, nicht die Gläubigen sind. Endlich ist es eine von allen Gottesgelehrten festgestellte und von den Päpsten aufs energischste betonte katholische Lehre, daß man den römischen Kongregationen, die der Heilige Vater zur Hilfe in seinem schweren und sorgenvollen Lehramte beruft, Unterwürfigkeit und Gehorsam schuldet.

Hätten die Vertreter des Modernismus diese Lehrentscheidungen nicht nur gekannt, sondern auch beachtet, sie würden nie in die Irrtümer gestürzt sein, welche jetzt das Dekret Lamentabili sane brandmarken mußte. Aber jener Stolz, der die Worte diktierte: „Die Väter des Konzils mögen sagen, was sie wollen“ (Satz 47), droht sogar, vielen Modernen und Reformkatholiken die Umkehr und die Heimkehr zur Kirche, aus der sie sich selbst ausgeschlossen, unmöglich zu machen. Sie kennen die verschiedenen Methoden, um den kirchlichen Entscheidungen aus dem Wege zu gehen. Eine lehrreiche Anweisung gibt, gestützt auf das Beispiel Loisys, Abbé Houtin[1]:

„Es ist nicht weniger wahr, daß Abbé Loisy als Theolog unter der erborgten Person des Isidor Desprès und Firmin den Sinn der Enzyklika Providentissimus Deus umgedreht hat. Zu denken, daß der gelehrte Exeget sich je einer Illusion über den wirklichen Sinn der päpstlichen Urkunde gemacht, wäre eine Naivität; aber er behandelte sie, wie eine Anzahl von Theologen die Konzilstexte behandeln, indem sie dieselben für sich nehmen und ohne den Geist zu betrachten, in dem diese Texte verfaßt wurden, oder wie die Gesetzeskundigen Vorschriften behandeln, welche zu viel Schwierigkeiten in der Praxis begegnen.... Nie hat man den Spruch: ‚Rom hat gesprochen; die Sache ist beendet‘, mehr angewendet als im 19. Jahrhundert; aber von der Formel bis zu deren Anwendung war immer ein weiter Weg. Roms Wort kleidet sich nicht oft in jene kurzen und bündigen (extrêmes) Formen, welche zwingen, sich entweder zu unterwerfen oder aus der Kirche auszutreten. Die päpstlichen Weisungen werden gewöhnlich in langen Dokumenten auseinandergesetzt und kommentiert. Und da die theologischen Erörterungen des öftesten eine Reihe sehr verschiedener Meinungen darstellen und die Anhänger jeder Position in ihren Reihen scharfsinnige und überzeugte Dialektiker zählen, so haben diese gar keine Mühe, unter verschiedenen Gesichtspunkten eine Lehre darzustellen, die jeder vorurteilsfreie Mann sehr ein-

[1] La question biblique au XIXe siècle 259 f.

leuchtend und sicher finden würde. Schließlich kann die päpstliche Weisung auf eine so mächtige Strömung stoßen und auch so außerordentliche Umstände treffen, daß es nötig wird, dieselbe zu wiederholen, um ihr eine Wirkung zu verschaffen."

Dieses Rezept scheinbarer Unterwerfung und Abwartens besserer Zeiten fand seinen Weg in das „Zwanzigste Jahrhundert" (1903, 315)[1]. Einen Schritt weiter geht die „Renaissance" (1901, 224; 1902, 256), welche bemerkt, „die Angst vor Rom dürfe uns nicht lähmen". Man könne von den geistig Höherstehenden nicht verlangen, sie sollten ihre Errungenschaften preisgeben und auf einen niederern, von ihnen überwundenen Standpunkt herabsteigen. Sie würden warten, bis bessere Zeiten kämen, und bis dahin das heilige Feuer hüten. Das heißt doch wohl auf gut deutsch, sich zwar unterwerfen, aber vor der Welt wenigstens nichts zurücknehmen. Daß diese Praxis auch in Deutschland nicht unerhört ist, zeigen die Briefe Schells an Salvisberg, Hauviller, Nippold[2] u. a.

Das Deutsche Volksblatt (Stuttgart) bringt in Nr 174 unter dem Titel: „Zeichen der Zeit I" von zuständiger Seite Darstellungen, denen wir folgenden Abschnitt entnehmen: „Bei vielen hat das Wort des Heiligen Vaters (an Prof. Dr Commer) keine kindliche Aufnahme gefunden und nicht klärend gewirkt. Bei manchen hat es Wutausbrüche ausgelöst, welche fast unbeschreiblich und unheimlich sind.... Katholische Theologieprofessoren bedienten sich der ‚M. N. N.' und ‚M. Allg. Ztg' als Sprachrohrs, um gegen Papst und Commer die wildesten Schmähungen auszustoßen. In einem der wütendsten Artikel wurde die Reichsregierung auf den Plan gerufen: sie habe sich zu fragen, ob es nicht an der Zeit sei, dem Papste auf diplomatischem Wege beizubringen, wie er mit deutschen Professoren umzugehen habe. Ein anderer schloß mit der Mahnung, einen Bund nationaler Katholiken zu gründen, denn die katholische Inferiorität fange an unheimlich zu werden."

Es wäre daher unrecht, alle Warnungen des Heiligen Vaters bloß an französische, italienische und englische Adressen zu senden und für die eigene Heimat sie abzulehnen.

Wer bei den Streitigkeiten der letzten Jahre, sagen wir es deutlicher, bei den theologischen Zeitungsfehden der letzten Monate noch ein offenes Auge bewahrt hat, kann nicht verkennen, daß in der Verurteilung des 8. Satzes auch für deutsche Katholiken eine sehr zeitgemäße Warnung liegt. Satz 8 lautet: „Von aller Schuld sind jene frei zu erachten,

[1] Dieses und die folgenden beiden Zitate sind entnommen P. Weiß O. Pr., Die religiöse Gefahr[2] 329.

[2] Letzterer ist veröffentlicht in der „Allgemeinen Zeitung" vom 16. Aug. 1907.

welche über die Verurteilungen der heiligen Inderkongregation oder der andern heiligen Kongregationen sich hinwegsetzen." Es ist wahr, in Deutschland hört man — Gott sei Dank! — eine solche Sprache im allgemeinen nicht aus dem Munde von Katholiken. Aber es ist doch ein gefährlicher Schritt in der gleichen Richtung, wenn man die römischen Kongregationen als unfähig hinstellt, sich ein Urteil über die Gefährlichkeit oder Ungefährlichkeit gewisser Lehren für den Glauben zu bilden; es ist ein Verkennen der elementarsten theologischen Begriffe, wenn man mit der „Allgemeinen Zeitung" dem Bischof die Lehrautorität abspricht, während man den Theologen, der Schell verteidigt, in die Wolken erhebt. Es ist ein bedenklicher Schritt auf dem Geleise der Reformer, wenn man vierzig Jahre nach den dogmatischen Entscheidungen Pius' IX. über die Pflicht des inneren Gehorsams auch gegenüber den Lehrdekreten römischer Kongregationen sich nur mehr um Kathedraldefinitionen kümmern will und alles, was nicht so ex cathedra definiert worden ist, als frei, als bloße Schulmeinung betrachtet. Wer nur vor Definitionen ex cathedra sich beugen will, der muß schließlich die Lehrgewalt der Bischöfe und der römischen Kongregationen leugnen, der wird sich selbst um Papstbriefe nicht kümmern, solange nicht das Decernimus et definimus mit Kapitallettern an deren Spitze steht.

Ein bedenkliches Zeichen ist es endlich, wenn man so einseitig Männer feiert, deren Lehren zu zensurieren und zu verbieten die Kirche sich genötigt sah. Mag man es wollen oder nicht, man leistet Irrtümern Vorschub, wenn man solche Männer, deren Hauptbedeutung in ihren philosophischen und theologischen Lehren liegt, lobt und empfiehlt, als wären sie die echten Bannerträger der Kultur, unter den Katholiken die besten Vertreter der katholischen Kirche.

2. Die zweite Warnung, die laut und feierlich aus dem Dekret Lamentabili sane uns entgegentönt, richtet sich gegen die Überschätzung der rein menschlichen, heute leider so oft glaubensfeindlichen Wissenschaft:

„Es ist überaus betrübend", sagt das Dekret in seinen einleitenden Worten, „daß es auch unter den Katholiken nicht wenige Schriftsteller gibt, welche mit Überschreitung der von den Vätern und von der Kirche selbst gezogenen Grenzlinien unter dem Scheine eines tieferen Verständnisses und unter dem Vorwande einer historischen Auffassung einen solchen Fortschritt der Glaubensdogmen suchen, der in Wirklichkeit deren Untergrabung gleichkommt."

Dieser törichte Wissensstolz und diese Überschätzung der weltlichen Wissenschaft gibt sich nicht nur kund in der kühnen Art und Weise, in

welcher von der Moderne sog. Ergebnisse der historischen Kritik den Glaubenssätzen der Kirche fast Schritt für Schritt gegenübergestellt werden, sondern sie wird auch ausdrücklich proklamiert in Satz 2, der die rein wissenschaftliche Kritik über das Lehramt der Kirche stellt, und Satz 23, welcher der Kritik das Recht einräumt, Dogmen der Kirche als falsch zu verwerfen. Satz 64 fordert im Namen der Wissenschaft eine Revision der Grunddogmen des Christentums. Satz 65 behauptet, eine Versöhnung mit der Wissenschaft sei erst möglich bei der Verzichtleistung auf alle Dogmen und bei der Umformung der katholischen Kirche in einen weitherzigen Protestantismus.

Es muß überflüssig erscheinen, auf frühere Lehrentscheidungen der Kirche hinzuweisen, die den Anmaßungen des Rationalismus das Urteil gesprochen. Wichtiger wird es sein, die Pfade aufzuzeigen, die leider auch in unsern Gauen hie und da verfolgt werden, die aber sicher, früher oder später, in die große Heerstraße des modernen Rationalismus einmünden müßten.

Ein solcher Pfad ist das aus lauter Hochachtung und Wertschätzung protestantischer Wissenschaft betriebene Studium andersgläubiger Autoren auf dem Gebiete der Theologie. Daß ein im katholischen Glauben, in gesunder Philosophie und katholischer Theologie festbegründeter Priester bei protestantischen Autoren wirklich gute Vorarbeiten, besonders was die Sammlung von reichem Material, textkritische Ausgaben usw. betrifft, finden könne, soll nicht geleugnet werden. In der Darstellung christlicher Lehrpunkte, in der Dogmengeschichte und vielfach in der Kirchengeschichte wird er dagegen meist auf Behauptungen stoßen, gegen die er entschieden Front machen muß. Ein Studium andersgläubiger Autoren ist nun zwar jenen notwendig, die von Berufs wegen die Kirche Gottes gegen Angriffe von außen zu verteidigen haben und daher die Positionen, Waffen und Taktik der Feinde kennen müssen. Aber wer im Sinne des vom Inquisitionserlaß verurteilten 19. Satzes bei den andersgläubigen, besonders rationalistischen und ganz ungläubigen Theologen die Grundprinzipien seiner Gottesgelehrtheit sucht, wer in ihnen Leitsterne auf dem Weg der Wahrheit erblickt, der ist in sicherer Gefahr, auf Irrwege zu geraten; er marschiert direkt auf den Abgrund los. Dieser Gefahr sind Loisy und seine Schule erlegen. Sie machten bei der rationalistischen Bibelkritik ihre Anleihen und nahmen aus derselben solche Grundsätze der inneren Kritik herüber, welche selbst auf dem Gebiete der Profangeschichte vernichtend wirken müßten. Nicht mit Unrecht schrieb Durand in den Études LXXXIX (1901) 442 f: „Aus

ihren Schriften gewinnt man den peinlichen Eindruck, daß sie weniger auf die Kirchenväter als auf die modernen Gelehrten, besonders andersgläubige, wie Harnack, Wellhausen, Holtzmann u. a., halten." Deutsche sind gegen diese Gefahr nicht besser gefeit als Männer anderer Nationen, und es ist ein unbegreiflicher Optimismus, wenn der Entwurf der bekannten Münsterschen Adreßliga sagt:

„Die Glaubensvertiefung und Glaubensfestigkeit ist jedenfalls bei den Katholiken germanischer Sprache und Herkunft viel zu groß, als daß hier je eine begründete Besorgnis gegen die Wirkungen der ungehinderten freien Forschung aufkommen könnte." [1]

Der Index der verbotenen Bücher ist bitter notwendig, notwendiger als je.

Ein zweiter gefahrvoller Pfad ist die gedankenlose Übertragung der Prinzipien, und zwar zuweilen sehr wenig begründeter, oft geradezu falscher Prinzipien, die sich in weltlichen Wissenschaften zeitweise Geltung errungen, auf die katholische Theologie. Man vergißt, daß die Theologie als die Wissenschaft der übernatürlichen Offenbarung wie ihre eigenen Erkenntnisquellen, so auch ihre eigenen Prinzipien besitzt, welche zwar den Prinzipien des Naturwissens durchaus nicht feind sind, wohl aber über ihnen stehen. Die nächste Folge ist, daß man jenen methodischen Grundsätzen, die man aus den weltlichen Wissenschaften entlehnt, nicht etwa helfende und unterstützende Funktionen zuweist, sondern dieselben als die ausschlaggebenden, als die letzten und höchsten, als die einzig wahren und berechtigten Grundsätze hinstellt, nach denen die Theologie behandelt werden müsse. Folgerichtig würde die Erklärung der Heiligen Schrift zur bloßen philologischen Textkritik, zur bloßen Quellen- und Geschichtskritik, die um das Übernatürliche sich nicht kümmert, dasselbe tunlichst zu eliminieren sucht oder am Ende rundweg leugnet. An die Stelle der Glaubenslehre träte schließlich ebenso eine sog. historische Dogmenkritik, welche den ganzen Glaubensinhalt aus *rein natürlichen* Keimen durch einen *rein natürlichen* Werdegang sich entwickeln läßt und dem übernatürlichen Element jede Berechtigung abspricht. An die Stelle der katholischen Moral müßte eine rein natürliche Ethik treten, welche wahrscheinlich gar bald in die Wege Kantischer Autonomie einmünden würde. Damit wären wir bei der Moderne angelangt, deren Grundsätze den Tod jeder Theologie bedeuten.

---

[1] Augsburger Postzeitung Nr 155, vom 13. Juli 1907.

Der dritte Pfad, der früher oder später naturnotwendig zur großen Heerstraße des Modernismus führt, ist die Mißkennung der allem natürlichen Wissen innewohnenden eigenen Schwäche. Auf den Gebieten weltlichen Wissens sind die wahrhaft tüchtigen Forscher überzeugt, daß man nur bruchstückweise die Wahrheit kennt. Sie sind die ersten, vorläufige Hypothesen, jetzt geltende Theorien zu scheiden von den vollständig gesicherten Resultaten. Ja man geht vielfach auf den Gebieten des Naturerkennens in der Furcht vor der Beschränktheit unseres Wissens zu weit, indem man fürchtet, alle unsere Errungenschaften werden durch spätere Fortschritte umgeworfen. Man arbeitet leider so der unglückseligen Lehre von der Relativität aller Erkenntnis und damit dem Skeptizismus vor. Nur wo es sich um Kampf gegen Theologie und Kirche handelt, vergißt man diese Zugeständnisse der eigenen Schwäche und spricht von gesicherten Resultaten da, wo kaum der Name Hypothese erlaubt sein dürfte. Der Modernismus hat es sogar dazu gebracht, erst die Relativität alles Wissens und dessen stetige Wandelbarkeit in Satz 58 zu betonen und dann Satz 64 und 65 im Namen eines solchen Wissens von der Kirche die Verzichtleistung auf ihre Dogmen zu verlangen. Die Modernen gehen sonst so gerne bei Harnack in die Lehre. Nun schreibt Harnack:

„Es hat eine Zeit gegeben — ja das große Publikum findet sich noch in ihr —, in der man die älteste christliche Literatur einschließlich des Neuen Testamentes als ein Gewebe von Täuschungen und Fälschungen beurteilen zu müssen glaubte. Diese Zeit ist vorüber. Für die Wissenschaft war sie eine Episode, in der sie viel gelernt hat und nach der sie vieles vergessen muß." Und dann fügt er bei, die Ergebnisse seiner Untersuchungen gehen in „reaktionärer Richtung" noch über das hinaus, was man etwa als den mittleren Stand der heutigen Kritik bezeichnen könnte.[1]

Ins Stammbuch der Modernen paßt auch folgender Ausspruch des von ihnen vielgefeierten Mannes:

„Daß die Wissenschaft umkehren soll, ist freilich ein böses Wort; aber wie viele Verkehrtheiten setzen sich in ihr fest! Ganze Generationen von Gelehrten kränkeln an ihnen und erzeugen noch schwächere Nachkommen. Sollte die Wissenschaft das einzige menschliche Gebilde sein, das sich einer unverwüstlichen Gesundheit erfreut? Nicht wenige sind so gedankenlos, es zu glauben."[2]

[1] Die Chronologie der altchristlichen Literatur bis Eusebius I, Leipzig 1897, Vorrede S. VIII; vgl. S. X.

[2] Reden und Aufsätze II (1906) 372.

Für den Katholiken aber mußte es klar sein, daß eine scheinbare Errungenschaft, und möchte sie noch so glänzen und einen noch so schönen Philosophenmantel tragen, trügerischer Irrtum ist, wenn sie eine geoffenbarte Wahrheit leugnet oder mit derselben unvereinbar ist.

Vor den Gegnern der katholischen Lehre gilt es, festzuhalten an dem goldenen Grundsatze des hl. Augustin: „Wenn sie etwas aus ihren Büchern vorbringen, was diesen unsern Büchern (den heiligen Schriften), d. h. dem katholischen Glauben, zuwider ist, so sollen wir, wenn immer möglich, auch nachweisen, wenigstens aber ganz zweifellos festhalten, daß das Vorgebrachte grundfalsch ist." [1] Manche Schwierigkeiten, die heute noch bestehen, werden vielleicht bald sich lösen; oft schon kam die Lösung aus jenem gleichen Lager, aus dem die Schwierigkeiten erstanden waren.

Zum unveräußerlichen Besitzstande der Kirche gehören aber nicht nur unmittelbar geoffenbarte Glaubenssätze, welche der Menschenverstand mit eigenen Kräften nie gefunden haben würde, sondern auch eine Reihe von Wahrheiten rein natürlicher Ordnung, die jenen Glaubenssätzen zu Grunde liegen und ohne welche jene Glaubenswahrheiten nicht bestehen könnten. Daher ist jene Lehre des Modernismus, welche in Satz 5 behauptet, „es stehe der Kirche unter keiner Rücksicht zu, über Behauptungen rein menschlicher Wissenschaften ein Urteil zu fällen", grundfalsch. Eine solche Lehre würde die geoffenbarten Wahrheiten selber jedem Sturm wechselnder Meinungen preisgeben. Leider vergessen das zuweilen auch gute Katholiken, besonders dann, wenn sie die Freiheit der Wissenschaft innerhalb der katholischen Kirche zu verteidigen sich anschicken. Sie bedenken nicht, daß Freiheit der Wissenschaft keineswegs falsche Prinzipien und Irrgänge fordert.

III.

Die Verurteilungen, welche vom kirchlichen Lehramte ausgehen, haben für die Katholiken nicht bloß die Bedeutung von Warnungen vor Irrlehren und glaubensgefährlichen Anschauungen, sondern sie sind zugleich positive Wegweiser für den Glauben und für das christliche Leben. Von

[1] De Genesi ad litteram l. 1, cap. 21. Migne, P. L. XXXIV 262: „Quidquid autem de quibuslibet suis voluminibus his nostris Litteris id est catholicae fidei contrarium protulerint, aut aliqua etiam facultate ostendamus, aut nulla dubitatione credamus esse falsissimum."

solchen verurteilten Sätzen läßt sich das kontradiktorische Gegenteil bilden, und der dem Irrtum direkt entgegenstehende Satz wird für uns zur positiven Norm. So bietet also der Erlaß Lamentabili sane neben seinen Warnungen zugleich eine Fülle positiver Belehrungen, die uns zum Wegweiser inmitten der Gefahren einer Zeit werden, von welcher der Heilige Vater sagen muß: daß sie, „jedes Zügels überdrüssig, in ihrem Streben nach den Höhen der Erkenntnis nicht selten in der Weise dem Neuen nachjagt, daß sie mit Preisgabe dessen, was als Geisteserbe der Menschheit zu betrachten ist, in die schwersten Irrtümer hineingerät".

Aus diesen reichen Belehrungen und Winken für unser Glaubensleben in der Jetztzeit wollen wir bloß zwei hervorheben. Sie stehen in diametralem Gegensatz zu den Wünschen und Räten der liberalen und ungläubigen Presse. Die Katholikenfeinde sind in arger Verlegenheit gegenüber dem rein dogmatischen Gehalte des sog. „neuen Syllabus". Es gibt da keine Bannflüche, mit denen man Andersgläubige aufhetzen könnte; und Kommentare zu Glaubenssätzen zu liefern, fühlen sich diese improvisierten Lehrer bei der Schwäche der eigenen Katechismuskenntnis doch wenig befähigt. So bleiben denn nur die alten Schlagwörter übrig von der aufs neue dokumentierten Feindschaft der Kirche gegen die Wissenschaft, von erneuter Knechtung der edelsten Gewissen usw. Der Refrain des wenig schönen Liedes lautet: Weg mit den Dogmen und Los von Rom!

Die Antwort, die wir als Katholiken durch Wort und Tat geben müssen, ist „unentwegte Arbeit für die *katholische* Wissenschaft und treues Festhalten an Papst und Bischof". Sie ist begründet in dem Erlaß Lamentabili sane, besonders in der Verwerfung der Sätze 5 und 57 des Modernismus. Die Kirche spricht hier wieder die Überzeugung aus, daß sie den wahren Fortschritt der Wissenschaft nicht nur nicht hemme, sondern fördere, daß keine ihrer Lehren mit den wahren und wirklichen Resultaten der Wissenschaft in Widerspruch stehe, daß sie kein Iota und kein Strichlein an ihrer Doktrin zu ändern brauche, um auf der Höhe ihrer Kulturaufgaben, der Förderung des wahren, geistigen und sittlichen Wohles der Menschheit, zu sein. Die erste Sorge für die *katholische* Wissenschaft muß von seiten des Priesters der Wissenschaft des Glaubens, der Theologie, gewidmet sein. Wie notwendig eine solide Befestigung in der wissenschaftlichen Glaubenslehre oder Dogmatik ist, geht gerade aus dem Umstand hervor, daß ein Mangel tüchtiger dogmatischer Schulung, vor allem klarer theologischer Begriffe bei den Vertretern der

Moderne zu Tage tritt. Solide dogmatische Bildung kann aber nur erzielt werden bei innigstem Anschluß an die Errungenschaften der Vorzeit. Eine wichtige Stelle nimmt sodann in der Theologie, besonders in unsern Tagen, die Erklärung der Heiligen Schrift, die Exegese mit all ihren Hilfswissenschaften ein. Dem Gedeihen des Bibelstudiums hat Pius X. seit Beginn seines Pontifikates besondere Sorge zugewendet; auch das Dekret vom 3. Juli 1907 bedeutet keinen geringen Schritt auf diesem Wege. Es sichert der Exegese durch die Verteidigung der durchgängigen Inspiration und Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift von neuem den Rang einer heiligen Wissenschaft, deren Quellen die Analogie des Glaubens, die Tradition der Väter, die kirchlichen Entscheidungen sind. Die Verwerfung der Sätze 1, 2 und 3 bedeutet nicht eine Herabsetzung des wissenschaftlichen Wertes der Exegese, sondern gewährt ihr gegenüber den Irrgängen menschlicher Afterweisheit die Leitung und den unfehlbaren Schutz der kirchlichen Lehrautorität. Daß die Kirche auch die andern Zweige theologischer Wissenschaften so viel wie möglich gefördert wissen will, dafür sprechen die Enzykliken Leos XIII., die ihre bleibende Geltung haben.

Eine besondere Aufgabe harrt heute der Theologie sowohl in ihren spekulativen wie in ihren praktischen Disziplinen. Es ist die stärkere Betonung des übernatürlichen Elementes. Die bittere Not der Defensive gegenüber dem Unglauben, die ganze Zeitströmung, die vom Übernatürlichen nichts wissen will, die Geistesrichtung unserer Tage, welche allüberall einen Werdegang sucht, treibt uns genugsam, vielleicht etwas zu stark dazu, die natürlichen Elemente zu betonen, an welche die Offenbarung und die Gnade in ihrem Wirken anknüpfen. Aber bei diesem Stand der Dinge scheint die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß das übernatürliche Element, das eigentliche Lebensprinzip, die Seele der katholischen Religion und Kirche, in den Hintergrund gedrängt wird. Man erhebt Klagen von Überspannung des Übernatürlichen, man arbeitet auf Ausmerzung der Begriffe „natürlich“ und „übernatürlich“, wenigstens aus den Katechismen hin; man will von Wundern nichts wissen und möchte dem Volke verbieten, in Glück und Unglück Gottes Finger zu sehen. Wir dürfen die Gefahren nicht verkennen, die mit einer solchen Richtung sich verknüpfen. Würde die Lehre vom Übernatürlichen verdrängt, so wäre es geschehen um den katholischen Glauben und ums Christentum; an die Stelle der Lehre vom liebenden Vater im Himmel würde zuerst die eisige Lehre des Deismus treten; am Ende würde man auch noch den

persönlichen Gott opfern und mit dem Apostaten Hébert beim pantheistischen Atheismus landen.

Die Theologie ist jedoch nicht die einzige Wissenschaft, welche der Katholik pflegen soll. Als Leo XIII. noch Kardinal-Erzbischof von Perugia war, schrieb er die Hirtenbriefe: „Die Kirche und die materielle Kultur", „Die Kirche und die sittliche Kultur", in denen er die Naturwissenschaften preist, welche, im rechten Geiste betrieben, so sehr die bessere Erkenntnis des Schöpfers und den Lobpreis seiner Ehre fördern. Er lobt die materielle Kultur, welche dem Menschen hilft, sich die Erde zu unterwerfen und über sie zu herrschen [1].

Als Papst belebte Leo XIII. die Philosophie, er förderte die historischen Studien und öffnete ihnen die archivalischen Schätze des Vatikans. Papst Pius X. aber hat zu verschiedenen Malen die Ermahnungen seines Vorgängers zu wissenschaftlicher Forschung und sozialer Kulturarbeit besonders dem Klerus ins Gedächtnis gerufen. Die Kirche will, daß die Katholiken Anteil nehmen an der wahren materiellen wie geistigen und sittlichen Förderung der Menschheit. Nur eines darf dabei nicht außer acht gelassen werden: Bloß die Wahrheit fördert wahre Kultur, und das kann nie und nimmer Wahrheit sein, was der von Gott geoffenbarten Wahrheit widerspricht.

Treten also bei einer vermeintlichen Wissenschaft Prinzipien auf, welche der katholischen Lehre widersprechen, so weiß der Katholik von vornherein, jene Prinzipien sind falsch und jene Wissenschaft geht Irrwege. Und ebenso: zeigen sich im Verlauf einer mühevollen Forscherarbeit Resultate, welche mit der katholischen Lehre unvereinbar sind, so weiß der Katholik, daß er irregegangen und auf dem Weg seiner Untersuchungen etwas übersehen oder einen Fehlschluß begangen hat. So ist der katholische Gelehrte in der glücklichen Lage, für seine Forscherarbeit in der Lehre seiner Kirche wenigstens eine negative Norm zu besitzen, die ihn vor vielen Irrgängen, vor manchen übereilten und falschen Schlüssen bewahrt. Jede Wissenschaft, die in diesem Sinne und Geiste betrieben wird, ist katholische Wissenschaft, die in segensreichster Weise Harmonie zwischen Glauben und Wissen schafft. So müssen wir die Wissenschaft pflegen. Müßiges Jammern, Inferioritätsreden und Reformprogramme helfen da nichts, sondern nur positive Arbeit. Der Segen der Kirche und damit Gottes wird uns nicht fehlen.

Keine geringere Autorität als die des Vatikanischen Konzils [2] sagt von den menschlichen Künsten und Wissenschaften: „Die Vorteile, welche für

[1] Vgl. Kultur und Kirche. Zwei Hirtenworte des Kardinal-Erzbischofs von Perugia Joachim Pecci. Aus dem Italienischen von Dr B. Liesen. Mainz 1878.

[2] Sess. III, cap. 4. Vgl. Denzinger, Enchiridion nr. 1646.

das Leben aus ihnen entspringen, werden von der Kirche weder mißkannt noch gering geschätzt; sie weiß vielmehr, daß dieselben bei richtiger Pflege zu Gott zurückführen, welcher der Herr der Wissenschaften ist." Für den Katholiken tragen Künste und Wissenschaften einen höheren Adel. Sie werden zu Mitteln, Gott zu verherrlichen und den Menschen seinem ewigen Ziele zuzuführen.

Was wahre Kultur uns bieten kann, das können wir alles genießen, auch wenn wir treue Söhne der heiligen Kirche bleiben. Die wahren Errungenschaften der Neuzeit werden für uns um so segensreicher, je inniger wir uns anschließen an die kirchliche Autorität. All dem „Los-von-Rom"-Geschrei müssen wir antworten mit einem um so innigeren Anschluß an Kirche und Papst.

Papst und Bischöfe sind es, die gegen den Unglauben und das Phrasentum die höchsten heiligsten Güter des Glaubens und der Gnade uns wahren. Auf dem kindlichen Anschluß an sie und auf dem Gehorsam ruht der Segen des vierten Gebotes; denn Papst und Bischöfe sind die von Gott uns gegebenen Vorgesetzten. Es war ein herrliches Wort, das Reichstagsabgeordneter Gröber dieser Tage beim eucharistischen Kongreß in Metz sprach: „Wir brauchen ganze, katholische Männer, Männer, die diesen Kampf nur durchfechten wollen im engen Anschluß an die Kirche, in freiwilliger Unterordnung unter die von Gott gesetzten kirchlichen Autoritäten, die Bischöfe; Männer, die in der Schlachtreihe der streitenden Kirche keinen andern Platz einnehmen wollen als den, für welchen sie berufen sind; Männer, die wissen, daß auch im geistigen Kampfe Siege nur errungen werden können mit einem wohl einexerzierten und gut disziplinierten Schlachtheer. Wir brauchen geübte, treue, gehorsame Soldaten Christi."

Julius Beßmer S. J.

Die Glasgemälde der Kirche der hl. Elisabeth zu Marburg.

Zu Marburg starb 1231 im 24. Jahre ihres wechselvollen Lebens Elisabeth, Tochter des Königs von Ungarn, verwitwete Landgräfin von Thüringen. Ihrem Wunsche entsprechend fand sie die letzte Ruhestätte nicht bei den fürstlichen Verwandten, sondern in dem kleinen Kapellchen des armen Spitals, das sie zu Marburg gestiftet und dem hl. Franziskus von Assisi gewidmet hatte. Schon zwei Jahre nach ihrem Tode begann Landgraf Konrad von Thüringen, der jüngere Bruder ihres auf dem Kreuzzuge verstorbenen Gemahls, die Errichtung einer Kirche zu Ehren seiner Schwägerin. Am 30. Mai desselben Jahres, 1233, gewährte Papst Gregor IX. einen Ablaß allen, welche den Bau durch Beiträge unterstützten. Derselbe Papst übertrug 1234 den Besitz des Spitals der hl. Elisabeth von den Franziskanern auf die Deutschordensritter. Der Kaiser bestätigte den Wechsel. Am Pfingstfeste des Jahres 1235 sprach Gregor Elisabeth zu Perugia heilig. Landgraf Konrad, welcher die Kanonisation betrieben und deren Kosten, wenigstens zum Teil, bestritten hatte, eilte zurück nach Marburg und veranlaßte, daß der Erzbischof und Kurfürst von Mainz am 1. Mai des Jahres 1236 die Gebeine der Heiliggesprochenen aus dem Grabe erhob und in einen Schrein über den Altar erhöhte. Viele Bischöfe und Fürsten sowie unzählige Volksscharen waren herbeigeeilt. Schon am Tage vor Mariä Himmelfahrt des Jahres 1235 hatte Konrad die feierliche Grundsteinlegung der Kirche der Heiligen gefeiert.

Alle diese sich so rasch folgenden Ereignisse zeugen laut für die begeisterte Verehrung der „lieben heiligen Elisabeth". Konrad stand an der Spitze der Bewegung, förderte darum eifrig den Bau, zu dem er von allen Seiten Beiträge erhielt. Seine Tätigkeit gewann neue Kraft, als er 1239 Hochmeister des Deutschen Ordens geworden war[1].

---

[1] Die Literatur über die Elisabethkirche bei H. v. Dehn-Rotfelser und W. Lotz, Die Baudenkmäler im Regierungsbezirk Cassel, Cassel 1870, 141. Dazu

Erbaut wurde die Kirche nach den allgemein üblichen Grundsätzen jener Zeit. Man war gewohnt, so wenig als möglich Schulden zu machen, baute demnach so lange, als Geld in Bereitschaft lag, um die Arbeiter zu lohnen und die nötigen Materialien zu bezahlen. Höchstens wurden Kapitalien aufgenommen, die man in einigen Jahrzehnten wieder abtragen konnte. Solche Schulden machte man besonders dann, wenn ein größerer Teil des Baues nicht unvollendet gelassen werden konnte, ohne ihn dem Einsturz auszusetzen. Heute würde man selbst in einer nicht reich begüterten Gemeinde ein Gotteshaus, das dem Marburger an Größe gleichkommt, in weniger als zehn Jahren vollenden: in den ersten Jahren die Erdarbeiten und die Fundamente des Ganzen legen, in den folgenden alle Mauern und den Unterbau des Turmes mit den Dächern der Schiffe, dann die Gewölbe einziehen. Einen solchen Baubetrieb verbot damals nicht nur die Ökonomie, sondern auch die Arbeitsteilung. Der Baumeister arbeitete als Steinmetze mit. Er hatte meist höchstens sechs Gesellen. Mit ihnen richtete er im Winter die Steine her, im Sommer aber versetzte er sie mit denselben. Unsere Zeit steht der Art des mittelalterlichen Baubetriebes, der Teil um Teil langsam und in Abschnitten, oft mit Pausen aufführte, so fremd gegenüber, daß manche Architekten erklären, es sei technisch unmöglich, heute in dieser Art Teil um Teil zu vollenden. Und doch fand man ehedem in solcher Bauführung keine technischen Unzulässigkeiten, nach Vollendung keine erheblichen Bauschäden.

Nachdem unter Landgraf Konrad 1233 der Bau begonnen, 1235 in feierlicher Weise der Grundstein gelegt worden war, führte man in der ersten Bauperiode bis 1249 der Chor und den südlichen Kreuzflügel vollständig auf, brachte sie unter Dach. Vom nördlichen Kreuzflügel wurde einstweilen nur so viel hergestellt, als nötig war, um dem Ostchor Standfestigkeit zu sichern. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurden schon damals auch die Gewölbe des Ostchores fertig gestellt; denn man schloß ihn nach Westen durch eine Mauer so ab, daß er für sich eine kleine Kirche bildete, worin die Ritter ihren Gottesdienst feierten. So wurde auch im Kölner Dome das Chor vollendet, eingewölbt und durch eine Mauer abgeschlossen, welche erst nach Vollendung des Ganzen fiel.

---

noch C. Schaefer, Die mustergültigen Kirchenbauten des Mittelalters in Deutschland, Berlin 1901, 15 f, Tafel 27 f; Bickell, Zur Erinnerung an die Elisabethkirche zu Marburg, Marburg 1883; Revue de l'art chrétien XXXV (1892) 377 f.

Die Gebeine der hl. Elisabeth, welche man 1236 in einen Schrein gelegt hatte, kamen nun aus der alten Kapelle des hl. Franziskus hinter den Hochaltar des neuen Ostchores in ein großes, aus Stein errichtetes Grabdenkmal. Eine Weihe des Ostchores und seines Altares schloß im Jahre 1249 die erste Bauperiode ab.

Jenes Grabdenkmal bildet einen nach drei Seiten hin offenen, reich verzierten und bemalten kapellenartigen Bau mit einem Kreuzgewölbe. Es endet oben in einer Plattform. Vor der Schmalseite des Grabdenkmals erhob sich ein Altar, hinter dem der vergoldete Reliquienschrein unter dem Gewölbe des Denkmals sichtbar war. Er stand auf einem Unterbau, den eine große Reliefplatte verzierte, worauf in Anlehnung an ältere Darstellungen des Todes Mariä die hl. Elisabeth dargestellt ist. Sie ruht als Nonne gekleidet, mit kreuzweise übereinander gelegten Händen in einem Sarge, so wie man ihren Leib bei der Erhebung fand. Hinter diesem Sarge steht in der Mitte Christus, der Herr. Er segnet die Leiche der Heiligen und ihre Seele, welche in kleiner, als Fürstin gekleideter Gestalt von zwei Engeln emporgetragen wird. Zur Linken Christi stehen Maria, ein Kreuzesritter (entweder Elisabeths Gemahl oder ihr Schwager Konrad), Johannes der Evangelist, Katharina und Petrus, zur Rechten der Täufer, Maria Magdalena und ein Bischof. Es sind dies Heilige, die wir großenteils in den Fenstermalereien wiederfinden werden: die Patrone des Deutschen Ordens. Unter dem Sarge, worin der Leib der Heiligen dargestellt ist, flehen vier Krüppel inständig um Heilung. Oben in den Zwickeln des Denkmals kniet Elisabeth einem Engel gegenüber, welcher ihr Zepter und Krone des Himmels bringt. Eine halb verlöschte Inschrift lobt sie noch als

Gloria Theutonie. . . . dignum, gemma Sophie, decus Ecclesiae. Fidei . . .

„Ruhm Deutschlands, (Thüringens?) Ehre, Gemme der Weisheit, Zierde der Kirche, des Glaubens (Ruhm?).“

Cäsarius von Heisterbach[1] erzählt als Zeitgenosse und teilweise als Augenzeuge, man habe das Haupt der Heiligen schon 1236 bei der Erhebung aus dem Sarge genommen; Kaiser Friedrich II. aber habe damals auf dasselbe eine Krone gesetzt. Es wurde in eine goldene Büste gefaßt und von der oberen Plattform des Grabdenkmals dem Volke 300 Jahre lang gezeigt, bis im Jahre 1539 Landgraf Philipp „der Großmütige“,

[1] Nach einer Brüsseler Handschrift abgedruckt bei Montalembert, Leben der hl. Elisabeth. Übersetzt von Städtler[3], Regensburg 1862, 730 f.

ein Urenkel der Heiligen, nach Marburg kam. Er hatte die Stadt zum Abfall von der katholischen Kirche gezwungen, nahm das Haupt, dessen goldene Büste und die von Friedrich geschenkte Krone weg. Das Haupt und die Gebeine der Heiligen schaffte er auf die Seite, das Gold des Reliquiars und der Krone raubte er. Auch den Reliquienschrein der Heiligen untersuchte er. Da aber ein Stück desselben, welches er abgebrochen hatte, nur aus vergoldetem Kupfer bestand, gönnte er ihm weiteres Bestehen.

Der Schrein ist ein wichtiges Denkmal der Kunst des 13. Jahrhunderts. Er ist benutzt worden zur Datierung der Glasgemälde der Elisabethkirche. Deshalb ist auf die Geschichte seiner Entstehung, welche bis dahin noch nicht genügend festgestellt ist, hier einzugehen[1].

Zweierlei ist bei dessen Beurteilung bis jetzt übersehen worden: Erstens die Tatsache, daß alle größeren Schreine des 12. und 13. Jahrhunderts in Belgien und in den Rheingegenden von zwei oder drei Goldschmieden hergestellt wurden, von denen der eine ältere, der andere jüngere, lebhaftere Formen bringt. Dies erklärt sich aus der Art, wie sie entstanden. Es war nämlich die Sorge um deren Vollendung einem Geistlichen, meist dem Schatzmeister, anvertraut. Dieser aber stellte eine Opferkiste auf, in welche Pilger und Verehrer der betreffenden Reliquien Geld, Kleinodien und andere Gaben hineinlegten. Hatte er eine größere Summe gesammelt, so gab er einen Teil des Schreines in Arbeit. Fand er seine Mittel erschöpft, so ließ er eine Pause eintreten. Die Herstellung der großen Schreine wurde also besorgt wie der periodenweise Ausbau der Kirchen.

Zweitens durfte kein Goldschmied eine beliebige Anzahl Gesellen beschäftigen. Meist hatte er nur zwei oder drei. Von Großbetrieb einer Goldschmiedewerkstätte unter einem Laien oder in einem Kloster des 12. oder 13. Jahrhunderts zu sprechen, beweist Unkenntnis damaliger Verhältnisse[2]. Wer wird z. B. glauben, Kölns Goldschmiede hätten es geduldet, daß in einem Kloster ihrer Stadt im Gegensatz zu allen Zunftregeln eine unbeschränkte Anzahl von Mönchen nicht nur für ihre Abtei, sondern auch für andere Kirchen fabrikmäßig Schreine, Tragaltäre, Reliquiare usw. in Menge herstellen sollten! Schon das Kirchenrecht hätte sich einem solchen „Großbetrieb" entgegengestellt.

---

[1] Otto v. Falke und Heinrich Frauberger, Deutsche Schmelzarbeiten des Mittelalters, Frankfurt a. M. 1904, 100 f. Haseloff nimmt die Ausführung dieses Werkes gläubig an. Eine zutreffende Kritik des Buches schrieb Renard in der Westdeutschen Zeitschrift XXIII, Trier 1904, 149 f. Sehr gute Nachrichten gibt Bickell, La châsse de Sainte Elisabeth, in der Revue de l'art chrétien XXXV (1892) 380 f. Er hat leider die übrigen Schreine, mit denen er ihn vergleicht, nicht untersucht, sondern nur aus Photographien gekannt.

[2] Vgl. hierüber und über die gleich zu behandelnden Aachener Schreine Beissel, Der Marienschrein, in der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins XIV 240 f; Die Aachenfahrt: Ergänzungsheft 82 zu dieser Zeitschrift LVI f; Kunstschätze des Aachener Kaiserdomes, M.-Gladbach 1903, 8 f.

Auch der Marburger Elisabethschrein zeigt jedem, welcher ihn nicht nur oberflächlich und rasch nach einigen Photographien studiert, daß er in verschiedenen Zeitabschnitten nach und nach entstand. Er kann nicht auf Bestellung weit von Marburg in einigen Jahren und unter Benutzung von Zeichnungen, die man von dort gesandt haben soll, entstanden sein. Wie der Aachener Marienschrein hat er einen kreuzförmigen Grundriß. Sein Kern ist ein Sarg mit zwei Giebelseiten und einem Satteldach. Quer durch diesen Sarg ist ein halb so langer mit zwei Giebelseiten und einem ähnlichen Dach gleichsam in der Mitte hindurchgeschoben, wie in einer Kirche ein Querschiff das Langschiff schneidet und einen kreuzförmigen Grundriß entstehen läßt. Der Elisabethschrein hat also, wie manche andere Reliquienschreine, in jeder der beiden Langseiten einen Giebel, zwei weitere an den schmalen Seiten. Unter den Giebeln der Schmalseiten finden sich die sitzenden Figuren der Gottesmutter und der hl. Elisabeth unter Kleeblattbogen. In dem einen Giebel des Querschiffes thront Christus, im andern ist eine Kreuzigungsgruppe ebenfalls unter Kleeblattbogen gestellt. An jeder Langseite sitzen neben Christus und neben der Kreuzigung zur Rechten und Linken je drei Apostel, also im ganzen zwölf. Petrus und Paulus nehmen die Ehrenstellen ein neben Christus. Die beiden Dachflächen des langen Sarges sind durch je vier, unter Halbkreise und in eine viereckige Umrahmung gestellte Szenen gefüllt. Sie beginnen zur Linken der Kreuzigung und zeigen folgende Ereignisse:

I. 1. Ein Bischof gibt dem Gemahl der hl. Elisabeth das Kreuz.
2. Sie nimmt Abschied von ihrem zum Kreuzheer ziehenden Gemahl.
3. Boten bringen ihr den Ring ihres Gemahls als Beweisstück seines Todes.
4. Elisabeth gibt als Witwe ihre reichen Gewänder weg. Sie bekleidet Nackte.

II. 5. Elisabeth empfängt das Kleid der Tertiarierinnen des hl. Franziskus.
6. Die Heilige verteilt ihr Erbteil unter die Armen.
7. Sie speist Hungerige.
8. Sie verpflegt Kranke, wäscht einem Manne die Füße oder verbindet dessen Wunden.

Diese acht Szenen hatte Bickell in seiner trefflichen Beschreibung des Schreines nicht alle richtig erklärt. Erst Haseloff hat alle recht gedeutet. Doch hat letzterer die zutreffende Bemerkung des ersteren übersehen, der ausführt, jene acht Reliefs gehörten zu den ältesten Teilen des Schreines, seien wohl nach den Berichten der Zeitgenossen der Heiligen entworfen und jedenfalls von einer andern Hand als die getriebenen Einzelfiguren an den Langseiten und unter den vier großen Giebeln. Unter diesen Figuren haben jene des Heilandes, der Gottesmutter und der beiden Apostelfürsten einen höheren und anders gestalteten Sockel als die übrigen. Sie sind weit mehr gotisch als die Figuren der hl. Elisabeth und der andern zehn Apostel, deren Gesichter, Haare und Gewänder in einer altertümlicheren Art ausgeführt wurden.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hat man gleich nach der Erhebung der Gebeine der hl. Elisabeth (1236) begonnen, für dieselben einen Ehrensarg herzustellen. Aus dieser ersten Periode stammen der Kern des Schreines, die Figuren der hl. Elisabeth, jener zehn Apostel, viele, vielleicht alle viereckigen Emailstücke, die einfacheren Filigrane, die Krönungen auf den kleinen Giebeln der Apostel, die niedrigeren Sockel unter den thronenden Figuren und jene acht Szenen.

In einer zweiten Periode, wohl erst im dritten Viertel des 13. Jahrhunderts, wurde der Schrein vollendet. Man fügte damals die Figuren Christi und seiner Mutter bei, den reichen Sockel des Ganzen, die fast überreiche Bekrönung mit ihren in gotischem Stile ausgeführten, prachtvollen Knäufen, sowie die bewegten Filigranstücke. Hinzu kamen in dieser zweiten Periode auch die mit Filigran besetzten Streifen unter den acht Reliefs der Dachseiten.

Die Filigranverzierungen des Marburger Schreines sind in dem doppelten Sockel ganz anders gebildet als am Marienschreine zu Aachen. Auch die Bekrönung des Dachfirstes ist viel weiter entwickelt, so weit, daß Filigrane und Krönungen an die berühmten Goldarbeiten des Bruders Hugo von Oignies erinnern. Doch sind sie viel jünger als dessen Werke, aber jedenfalls später entstanden als jene an den verwandten Schreinen zu Aachen, Huy und Stavelot. Daß diese drei Schreine mit dem Marburger verwandt sind, mit ihm einer „Schule" angehören, deren Ursprung in Belgien liegt, zu dem ja Aachen gehörte, dessen Bischof zu Lüttich regierte, ist unleugbar. Wer jedoch nicht nur nach Photographien die Sache entscheiden will, sondern nach eingehendem Studium der Schreine selbst, wird sicher nicht dafür eintreten, daß der Marburger Schrein in Aachen entstanden sei. Hinsichtlich seiner Ausführung wird der tüchtige Goldschmied in Betracht zu ziehen sein, welcher die prachtvolle Kreuzestafel in St Matthias bei Trier anfertigte. Vielleicht hatte er in Trier, Koblenz oder einer andern Stadt unweit Marburg seine Werkstätte. Jedenfalls steht der Marburger Schrein, wie schon Bickell nachwies, technisch dem Marienschrein zu Huy in Belgien näher als demjenigen von Aachen.

Bevor der Reliquienschrein der heiligen Landgräfin vollendet war, begann die zweite Bauperiode ihrer Kirche. Man schritt zum Abbruch der Franziskuskapelle, worin das Grab der Heiligen lag. Es wurde sorgfältig gehütet, um in Zukunft wieder geehrt zu werden. Die Steinmetzen errichteten um jenes Grab die Mauern des nördlichen Kreuzarmes und gingen dann an das Mittelschiff. Sie vollendeten die Vierung zwischen den drei nach Norden, Osten und Süden in Kleeblattform gerichteten Chören. Nur die Gewölbe dieser Vierung, des nördlichen und südlichen Chores haben sie damals, wie es scheint, noch nicht eingefügt.

Die dritte und vierte Bauperiode schritt weiter vor nach Westen hin. Sie beschäftigte sich bis um 1255 und bis um 1265 mit je zwei Jochen des Mittelschiffes und der Seitenschiffe. Aufgabe der fünften und sechsten

war, die Türme im Unterbau zu errichten und die östliche Hälfte des Mittelschiffes einzuwölben. Fünfzig Jahre waren seit dem Beginne des Baues (1233) verflossen, bevor 1283 eine Weihe der Kirche vorgenommen werden konnte. Nach dieser Weihe ruhte der Betrieb. Erst 1314—1360 erhielten die Joche der westlichen Hälfte des Mittelschiffes ihre Gewölbe, die Türme ihren Oberbau mit der Bedachung. Der Bau hatte also trotz der reichen Gaben der Pilger und des Deutschen Ordens etwa 125 Jahre in Anspruch genommen.

An die Langsamkeit und die auf sieben Zeitabschnitte verteilte Weiterführung des Baues sowie an die wenigstens auf zwei Zeitabschnitte verlegte Ausführung des Schreines der hl. Elisabeth muß sich jeder immer wieder erinnern, welcher die Kirche, den Schrein und die Glasgemälde richtig würdigen will.

Figurierte Glasgemälde findet er heute nur mehr in den drei mittleren Abteilungen des Ostchores sowohl oben als unten, also in sechs Fenstern dieses Ostchores, dann in zwei Fenstern des Nordchores. Die seitlichen Fenster des Ostchores enthalten alte Teppichmuster. Alle übrigen Fenster haben ihre alten Glasmalereien verloren. Die erhaltenen Reste sind soeben mit Unterstützung des Königl. Preuß. Kultusministeriums herausgegeben worden von Dr Arthur Haseloff, drittem Sekretär beim Königl. Preuß. Historischen Institut zu Rom und Privatdozent an der Universität Berlin[1].

Das Werk ist für die Geschichte der hl. Elisabeth und der deutschen Kunst, besonders für eine wissenschaftliche Behandlung der Entwicklung der Glasmalerei, höchst wichtig. Es enthält einerseits viel Bedeutsames, das in weiten Kreisen Beachtung verdient, berührt anderseits viele Fragen, welche auch etwas anders beantwortet werden können oder müssen.

Seine 22 Tafeln übertreffen an Deutlichkeit und Treue der Wiedergabe solcher Glasgemälde alles bis dahin Geleistete, lohnen darum die erheblichen, auf deren Herstellung verwendeten Opfer an Mühe, Zeit und Geld. Die Darstellungen dreier Farbentafeln erhielten ein Viertel der natürlichen Größe der Originale, die meisten schwarzen Aufnahmen ein Fünftel. Mehrere hervorragende Köpfe und wichtigere Einzelheiten sind in größerem Maßstabe wiederholt, einige weniger beachtenswerte Figuren in kleinerem gegeben. Bedeutend waren die

[1] Die Glasgemälde der Elisabethkirche in Marburg. 3 Tafeln in Vierfarbendruck und 19 Tafeln in Lichtdruck. Groß-Folio (22) Berlin 1907, Spielmeyer. M 50.—

Schwierigkeiten der photographischen Aufnahmen. „Bekanntlich kommen im Tageslicht die leuchtenden Farben der Glasgemälde nicht zur Geltung, wenn das Licht nicht ausschließlich durch sie einfällt. Um diese Schwierigkeit zu beseitigen, mußte ein Apparat konstruiert werden, der mit dem photographischen Aufnahmeapparat zusammen einen verdunkelten Raum darstellte und dessen einzige Lichtquelle das Glasfenster bildete. Als Beleuchtungsquelle wurde zuerst Tageslicht genommen, doch machten die Schwankungen des Wetters und mehr noch die Beobachtung, daß die Farben morgens und abends ganz verschiedene Leuchtkraft haben, den Übergang zu einer konstanten Lichtquelle nötig. Zunächst wurden sehr starke elektrische Bogenlampen mit hoher Spannung gebraucht, und als diese einerseits nicht ausreichten, anderseits die Lichtquelle selbst im Fokus zeigten, mußte zur Anwendung von zwei Scheinwerfern geschritten werden, wie sie in der Marine üblich sind; aber auch damit war die nötige Gleichmäßigkeit der Beleuchtung noch nicht erzielt. Um diese zu erreichen, mußte das Licht der beiden kombinierten Scheinwerfer auf eine immense weiße Fläche geworfen werden, von der aus das Licht durch das farbige Fenster in das Objektiv hineinstrahlte."

„Nachdem auf diese Weise das Problem der gleichmäßigen Beleuchtung gelöst war, galt es, den zweiten, nicht minder schwierigen Teil der Aufgabe zu bewältigen und photographische Aufnahmen zu erzielen, bei denen in allen Farben, auch dem tiefen Rot, das für Glasgemälde so bezeichnend, aber für die Photographie so ungünstig ist, die gleiche Wirkung erreicht wurde. Ein Blick auf die Tafeln lehrt, daß die Aufgabe gelöst wurde und daß auch im Rubinrot die Schwarzlotzeichnung mit voller Klarheit herausgekommen ist. Die Herstellung der richtigen Lichtfilter und die Wahl der passenden, besonders farbenempfindlich gemachten photographischen Platten ist ein Verdienst Professor Miethes."

Gehen wir nun näher ein auf die Geschichte und die Würdigung dieser Glasgemälde der Kirche der hl. Elisabeth. Ihr östlicher, 1233 bis 1249 in der ersten Bauperiode vollendeter Chor hat sowohl im unteren als im oberen Geschoß je neun zweiteilige Fenster. Im südlichen sowie im nördlichen Chore zählt man je acht Fenster sowohl unten als oben, in jedem Seitenschiff oben wie unten je sechs, in den westlichen Teilen drei. Manche sind vermauert, weil die Sicherheit des Baues oder Anbauten dies erforderten. Die Summe der offenen Fenster steigt aber doch auf mehr als sechzig. Da die Elisabethkirche begütert war, kunstvoll ausgestattet und bis zum Eintritt der Glaubensspaltung von zahlreich herbeiströmenden Pilgern freigebig beschenkt wurde, liegt kein Grund vor, die von Moller und Lange gemachte Angabe in Zweifel zu ziehen, alle nicht vermauerten Fenster seien ehedem mit farbigen Figuren oder gemusterten Scheiben versehen gewesen.

Im Laufe der Jahrhunderte, besonders seitdem der katholische Gottesdienst und die Pilgerfahrten unterdrückt worden waren, ging vieles verloren. In den Jahren 1768 bis 1770 erneuerte der Glasermeister Adam Neidert alle Fenster. Er füllte jene des Ostchores mit den Resten, welche er verschiedenen Fenstern der Kirche entnahm und gab fast allen im nördlichen und südlichen Chore, in den Seitenschiffen und im Westbau sechseckige weiße Scheiben. Baumeister Lange, welcher seit 1854 die Restauration der Kirche leitete, schreibt darüber:

„Die Glasgemälde wurden teils beiseite gelegt und nach und nach verkauft oder verzettelt, teils wandte man einzelne Tafeln dazu an, die ebenfalls beschädigten Fenster des Altarraumes damit auszuflicken, wobei man es ganz dem Ermessen des Glasers überlassen zu haben scheint, einzelne Tafeln, welche ihm gerade gefielen, in erstere zu versetzen und zu dem Zwecke die entsprechenden Teile derselben herauszubrechen. Dieses Verfahren, bei welchem man unbegreiflicherweise ganz übersah, daß ein jedes Fenster eine Komposition für sich bildet und daß es ganz demjenigen gleichkommt, wenn man die Löcher eines Bildes mit den beliebig aus einem andern herausgeschnittenen Stücken flicken wollte, ist ein schmählicher Akt des Vandalismus und ein Zeugnis für den Stumpfsinn seiner Urheber. Die Fenster bilden daher jetzt (d. h. nach der Flickarbeit jenes Glasers) ein wahres Quodlibet, welches die Augen und das Gefühl gleich beleidigt, wozu noch kommt, daß die so widernatürlich vereinten Glasgemälde verschiedenen Jahrhunderten und Stilarten angehören."

Als Beispiel für die willkürliche Zusammensetzung der Gefache erwähnt Lange in einem Schreiben vom 17. Dezember 1861, daß der Maria Magdalena der Kopf eines Bischofs aufgesetzt war, während ersterer der ganze Oberkörper, sowie letzterem die unteren Körperteile fehlten. „Ähnlich so war es mit einem Johannes dem Täufer, zwei Engeln, so daß, wie solches mit dem aus Eichenlaub gebildeten, um das Ganze laufenden Friese durchaus der Fall war, diese lebensgroßen Figuren fast ganz neu im Stile der vorgefundenen Reste entworfen und gemalt werden mußten." Bei dieser Gelegenheit hören wir denn auch, daß man im 18. Jahrhundert die Scheiben „mit Ölfarbe höchst roh überpinselt" hatte, die Farbe aber zum größten Teil wieder abgesprungen war [1].

Baumeister Lange hat aus den durch Neidert um 1769 zusammengewürfelten Fenstern so viele nicht zu ihnen gehörende Reste herausgenommen, daß er „vierzehn Gefache, welche mißbräuchlich zur Ausflickung der gemalten Fenster im Chore der Elisabethkirche verwendet gewesen waren, aber aus andern Fenstern der Kirche herstammten, am 13. April 1861 dem lutherischen Pfarramte übergeben" konnte zur anderweitigen Verwendung. Drei

[1] Haseloff, Die Glasgemälde 7.

neue Fenster hatte er bereits 1856 aus andern Resten der Chorfenster gebildet, nur drei ließ er im wesentlichen unberührt. Schon aus dem Gesagten erhellt, daß höchstens drei Fenster noch an ihrer ursprünglichen Stelle stehen können, zwei der oberen Reihe und eines der unteren, worin das Leben der hl. Elisabeth geschildert ist. Daß aber auch diese von Anfang an ihre jetzige Stellung einnahmen, wird sich schwer erweisen lassen. Sind somit vielleicht alle jetzt im Chore eingefügten Fenster versetzt, haben die meisten früher sicher an einer andern Stelle gestanden, so kann man offenbar nicht sagen: „Dieses oder jenes Fenster finden wir heute in diesem oder jenem Teil der Kirche. Nun wurde aber der betreffende Teil in diesem oder jenem Jahre erbaut. Also ist das heute in diesem Bauteil eingesetzte Fenster kurz nach diesem oder jenem Jahre entstanden."

Im Jahre 1902 beschloß das Königl. Preuß. Kultusministerium, dem die Unterhaltung der Marburger Kirche untersteht, die unter Lange restaurierten Fenster einer verbesserten Restauration zu unterwerfen. Die figürlichen Fenster wurden darum im Königl. Institut für Glasmalerei zu Charlottenburg von Direktor Julius Engel bis 1904 erneuert, die Ornamentfenster 1905 in Frankfurt a. M. bei Linnemann. Haseloff war in der glücklichen Lage, bei beiden Restaurationen die eben vollendeten Scheiben in den Glasmalereien selbst zur Reproduktion zu erhalten. Jetzt sind alle wiederum im Hauptchor der Elisabethkirche eingesetzt. Welche Darstellungen enthalten dieselben?

Mittlere Fenster des Ostchores hinter dem Hochaltar.

A[1]. Fenster des Obergeschosses: 1. In der Fensterrose der Schöpfer, mit der Inschrift:

Celos ornavi mihi: quod placet omne creavi.

„Zu meiner Ehre zierte ich die Himmel; alles, was euch gefällt, erschuf ich."

Um ihn sind in kleinen Medaillons die Werke der sechs Schöpfungstage gezeigt. Dann folgen 2. und 3. die großen Gestalten Christi und Mariä über denjenigen der Synagoge (4.) und der Kirche (5.), welche in unrichtiger Ordnung eingefügt sind.

A[2]. Fenster des Untergeschosses: 6. In der Fensterrose der Gekreuzigte, dann die großen Figuren 7. Johannes' des Täufers und 8. des Apostels Bartholomäus über sechs Szenen (9—14) aus der Genesis.

9. Die heiligste Dreifaltigkeit nach Jo 1, 1 f: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott." Jesus thront in Kindesgestalt im Schoße des

Vaters[1]. Auf seinem Haupte sitzt die Taube des Heiligen Geistes[2]. Das Bild ist etwas weiter entwickelt als in einem fast um dieselbe Zeit in Böhmen entstandenen Psalter zu Prag[3]. Dort erscheint Christus nur in halber Gestalt in einem Kreise vor der Brust des thronenden Vaters. Die Taube des Heiligen Geistes aber schwebt über diesem Kreise. Das Bild geht zurück auf jene zahlreichen byzantinischen und abendländischen Marienbilder, in denen Jesus im Brustbild und in einem Kreise oder in ganzer Figur mitten auf dem Schoße seiner Mutter erscheint. Eine Analogie findet es in den Illustrationen zur Parabel vom armen Lazarus, den Engel in Abrahams Schoß trugen. Dieses Dreifaltigkeitsbild gilt als Darstellung der drei Personen bei der Weltschöpfung. Wollte man den Vater als Vermittler der Erlösung zeigen, so stellte man in seinem Schoße nicht das Bild des thronenden und segnenden, sondern des gekreuzigten Sohnes dar.

10. Die zweite Szene dieses Fensters zeigt, wie Gott Sonne, Mond und Sterne segnet, Pflanzen und Fische, die er schuf am dritten, vierten und fünften Tage. 11. Er segnet die am fünften Tage erschaffenen Vögel. 12. Adam und Eva stehen neben dem Baume der Erkenntnis. Die Schlange, deren Kopf als Haupt eines Weibes gebildet ist, redet zu Eva. Letztere reicht dem Manne den Apfel. 13. Adam gräbt und Eva spinnt. 14. Abel opfert ein Lamm, Kain Ähren.

Diese sechs Szenen sind offenbar Reste eines Fensters, in dem die Schöpfung und die Geschichte der Stammeltern dargestellt waren. Es fehlt also ein Bild, worin Gott die Werke des ersten und zweiten Tages segnete, die Erschaffung der ersten Menschen und die Vertreibung aus dem Paradiese. Ob die in der Fensterrose des ersten Fensters geschilderten Werke der sechs Schöpfungstage zu diesem zweiten Fenster gehörten, ist nicht festzustellen.

Fenster zur Rechten des Altares.

B². Unteres Geschoß: Zwei Paare großer Standfiguren, Elisabeth und Johannes der Evangelist, unter ihnen Maria und Franziskus (15—18). Schön ist die Inschrift im ersten Bande, das die hl. Elisabeth hält:

Qui me plasmavit, mea mens hunc semper amavit.

„Der mich schuf, ihn hat mein Gemüt immer geliebt."

Sie trägt nicht die Gewänder einer Fürstin, sondern diejenigen einer Tertiarierin, aber ein vom Himmel hinabfliegender Engel setzt eine Krone auf ihr Haupt. Ihre Kleider sind verziert, weil dies die Farbenwirkung des Fensters forderte.

[1] Jo 1, 18: Unigenitus qui est in sinu Patris. Ähnliche Bilder in Grottaferrata, Spoleto und Montepulciano (?) erwähnt Haseloff a. a. O. S. 16 Anm.

[2] Is 11, 2; Lk 4. 18: „Gottes Geist (ruht) auf mir."

[3] Metropolitankapitel. A. LVII, 1. Codex Ostroviensis aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Podlaha, Topographie. II. Die Bibliothek des Metropolitankapitels, Prag 1904, 114, Fig. 121.

Die Gestalten des hl. Johannes und des hl. Franziskus sind fast ganz erneuert. Doch sind die Hände des letzteren gut erhalten. Auf einer derselben ist deutlich ein Wundmal dargestellt. Das Fenster gibt also schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts ein sehr wichtiges Beweismittel für die Tatsache, daß bereits damals der Glaube an die Stigmatisation des seraphischen Heiligen auch in Deutschland verbreitet war [1].

Das Bild der Gottesmutter (17.) ist in mancher Hinsicht beachtenswert. Maria steht und hält ihr Kind, das beide Arme weit ausbreitet, mitten vor der Brust. Drei große rubinrote Scheiben treten hinter ihr zum Teil hervor aus dem Grunde. Eine ist angebracht bei ihren Füßen, die zweite in der Mitte unter ihrer Brust bei den Füßen des Kindes, die dritte um ihr Haupt, doch ist die letztgenannte neu; man wird zur Deutung derselben zurückgreifen müssen auf die bekannte Stelle der Geheimen Offenbarung, wonach der Seher ein Weib erblickte, unter dessen Füßen der Mond erschien, welches bekleidet war mit der Sonne und eine Krone hatte von zwölf Sternen [2]. Der erste Kreis bei Marias Füßen sinnbildet also den Mond, der zweite die Sonne. Im 15. Jahrhundert legten viele Künstler nicht eine dem Vollmond entsprechende Scheibe unter Marias Füße, sondern einen sichelförmigen Ausschnitt mit einem menschlichen Angesicht. Die Sonne lösten sie auf in Strahlen, deren Mittelpunkt hinter Marias Schoß war, also da, wo sich im Glasgemälde der Mittelpunkt der zweiten Scheibe findet. Statt des jetzt um Marias Nimbus gelegten dritten Kreises hatte der Glasmaler ursprünglich zwölf Sterne, vielleicht in rotem Grunde, angebracht. Über Marias Haupt wölbt sich ein Rundbogen mit der Inschrift: Sancta Maria, mater misericordia(e). Das Kind schaut in auffallender Weise nach rechts hin (heraldisch genommen) und erhebt auch noch dorthin seine Hand. Vielleicht wendete es sich hin zum Reliquienschrein der hl. Elisabeth, die ja auch eine „Mutter der Barmherzigkeit" war.

Fenster zur Linken des Altares.

C². Es enthält kleinere Szenen zur Verherrlichung der Patronin der Kirche. Diese Szenen stehen in Vierpässen, die von einem Teppichmuster und einem breiten Rande mit Blattwerk umgeben sind. Sie sind nicht nur in Unordnung geraten, sondern auch unvollständig geworden, denn eine ging verloren. Ehedem waren in der ersten Abteilung zur Rechten des Beschauers sechs Ereignisse aus dem Leben der hl. Elisabeth geschildert. 19. Das erste fehlt heute und ist durch ein Bild der Geburt Christi ersetzt. Nach Haseloffs ansprechender Vermutung war

[1] In dem Inschriftbande, das der Heilige in der Hand hält, sind nur die Buchstaben INSTI alt; die Ergänzung ist schwerlich zutreffend: Institutio ordinis Tertiariorum.

[2] Offb 12, 1. Ähnliche Bilder in Herrads von Landsperg Hortus deliciarum, Straßburg 1901, Tafel 76, und bei Statz, Gothisches Musterbuch, Leipzig o. J., Tafel 176: Wandmalerei in Wetter, Ende des 15. Jahrhunderts.

dargestellt, wie der Gemahl der Heiligen das Kreuz nahm. 20. Elisabeth umarmt ihren Gemahl, den Landgrafen Ludwig. Ein Ritter zieht diesen am Arme fort, damit er den Kreuzzug antrete. 21. Zwei als Pilger und Kreuzzugsritter gekleidete Boten bringen der hl. Elisabeth den Ring ihres Gemahls als Beweisstück seines Todes. 22. Bruder Konrad von Marburg gibt der hl. Elisabeth das Kleid der Tertiarierinnen des hl. Franziskus.

23. Elisabeth verteilt nach ihrer Einkleidung all ihr Hab und Gut, viele tausend Geldstücke, unter die Armen. Sie war in den ersten Szenen (20 und 21) als Fürstin gekleidet, trug einen Hermelinmantel und die Kopfbedeckung vornehmer Damen jener Zeit. In dieser Szene und in allen folgenden (23—30) hat sie einen einfachen Mantel und auf dem Kopfe den Schleier gottgeweihter Nonnen. 24. Elisabeth stirbt in Gegenwart zweier Frauen, einer Dienerin und einer Nonne, welche ihr besonders ergeben waren. Ein Engel nimmt ihre Seele auf in ein Tuch, um dieselbe zum Himmel zu tragen.

In der zweiten Hälfte des Fensters zur Linken war dann gezeigt, wie die hl. Elisabeth die sechs beim hl. Matthäus genannten Werke der Barmherzigkeit übt: die Hungrigen speist (25.), die Durstigen tränkt (26.), die Nackten bekleidet (27.), Pilger beherbergt (28.), Kranke verpflegt (29.) und Gefangene besucht (30.)[1].

In der Fensterrose wird zur Rechten die hl. Elisabeth gekrönt durch die Gottesmutter, zur Linken der hl. Franziskus durch Christus.

Man hat sich gewundert, daß dieser Zyklus des Lebens der hl. Elisabeth mit der Szene beginnt, worin ihr Gemahl sich zur Kreuzfahrt verpflichtet, daß also ihre Geburt und Vermählung, vor allem die Vertreibung von der Wartburg nicht geschildert wurden. Ja in jüngster Zeit ist von Boerner, Mielke und Wenck[2], denen sich Haseloff anschließt, behauptet worden, sie sei gar nicht vertrieben worden, sondern freiwillig gegangen. Ihre Verwandten hätten der Scheidenden sogar in Eisenach ein passendes Unterkommen besorgt. Dagegen bezeugen die zuverlässigsten Aussagen der

[1] Acht jener Szenen sind, wie bereits oben dargetan ist, auf dem Schrein der Heiligen dargestellt, nämlich die mit 19, 20, 21, 22, 23, 25, 27 und 29 bezeichneten.

[2] Boerner, Zur Kritik der Quellen für die Geschichte der hl. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen in Neues Archiv XIII (1888) 458 f. Mielke, Zur Biographie der hl. Elisabeth, Rostock 1888, 62 f; Ders., Die hl. Elisabeth, in Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, Heft 125, Hamburg 1891. Wenck, Die hl. Elisabeth, in Historische Zeitschrift LXIX, N. F. XXXIII (1892) 209 f. Dagegen Zeitschrift für katholische Theologie XXII, Innsbruck 1898, 565 f: Michael, Zur Geschichte der hl. Elisabeth. Die Nachricht, welche Haseloff aus Wenck mitteilt, der Laienbruder Rodeger habe der Heiligen „jahrelang als Beichtvater zur Seite" gestanden, beweist starke Unkenntnis katholischer Einrichtungen.

Mägde der Heiligen, sie sei „aus der Wartburg herausgeworfen worden". Daß der Papst in der Kanonisationsbulle, welche Landgraf Konrad erwirkte, ein solches für dessen Familie unter den obwaltenden Verhältnissen beschämendes Ereignis nicht erwähnte, begreift sich leicht. Noch leichter versteht man, daß es auf dem Schrein der Heiligen und in den Glasgemälden nicht dargestellt wurde, weil ja die Familie die größte Wohltäterin der Marburger Elisabethkirche war und jenes Ereignis tief bedauerte. Auch Schriftsteller, welche die Gunst der landgräflichen Familie und des Großmeisters Konrad erhalten oder bewahren wollten, hüteten sich, jene Vertreibung zu betonen. Für Franziskaner und für Fernstehende war sie dagegen nach dem Geiste jener Zeit eines der wichtigsten Ereignisse im Leben der Heiligen, welche dadurch Christi Armut im Stalle zu Bethlehem so freudig nachahmte.

Das folgende Schema zeigt auf einen Blick die Anordnung der oben beschriebenen Fenster. In ihm bezeichnen die kleinen lateinischen Buchstaben acht später zu besprechende gotische Figuren, die größeren Ziffern zehn romanische Figuren, die kleineren Ziffern Szenen. Schon dieses Schema zeigt klar, daß die Fenster ursprünglich nicht an diesen Stellen gestanden haben können. Christus erscheint zweimal (2. und f); ebenso sind Johannes der Täufer und Johannes der Evangelist je zweimal da (ersterer in 7. und h, letzterer in b und 16.), Maria sogar dreimal (3., 17., a). Weiterhin zeigt Haseloff, daß die großen Figuren der Gottesmutter und des seraphischen Heiligen (17. und 18.) nicht unten gestanden haben können, weil die sie begleitende Architektur ehedem höher aufstieg in den Spitzbogen des Fensters. Überdies sind diese kleiner als die über ihnen stehenden (15. und 16.), ja kleiner als alle übrigen genannten (2. bis 5., 7. und 8.).

		1			
a.	b.	2.	3.	e.	f.
c.	d.	4.	5.	g.	h.
Fenster B[1]		Fenster A[1]		Fenster C[1]	
		6		31.	
				30.	24.
15.	16.	7.	8.	29.	23.
				28.	22.
17.	18.	9.	10.	27.	21.
		11.	12.	26.	20.
		13.	14.	25.	19.
Fenster B[2]		Fenster A[2]		Fenster C[2]	

Auch die Tatsache, daß die Schöpfungstage in zwei Fenstern behandelt sind (1. und 9. bis 11.), beweist, daß hier Veränderungen stattfanden. Die Synagoge (4.) steht jetzt an unrechter Stelle zur Rechten statt zur Linken der Kirche (5.)[1].

Die Vermutung, ehedem hätte man in der oberen Reihe der neun Chorfenster um Christus und Maria (2. und 3.) Johannes den Täufer (7.) und

[1] 4. und 5. Auf Tafel 3 ist sie auf den rechten Platz gekommen.

die Apostel (8.) gesehen, wird durch die Ikonographie des 13. Jahrhunderts nahegelegt. Die Figuren des hl. Franziskus, der hl. Elisabeth und alle jene Szenen aus ihrem Leben befanden sich vielleicht ursprünglich im nördlichen Chor beim Grabe der Heiligen und bei der Stelle der ehemaligen Franziskuskapelle. Einen sichern Beweis für ihre ursprüngliche Stelle liefert die Datierung. Ist das Fenster, welches ursprünglich zwölf Szenen aus dem Leben der Heiligen enthielt, zu datieren „um 1247“, dann ist es für den Ostchor hergestellt worden, vielleicht sogar für die Stelle, welche es auch jetzt einnimmt. Kann oder muß seine Datierung um ein oder zwei Jahrzehnte tiefer herabgerückt werden, also auf die Zeit um 1255 oder um 1265 oder noch später, so ist das Fenster für den Nordchor in Auftrag gegeben worden, in den der Schrein der Heiligen im Jahre 1290 übertragen wurde.

Da alle äußeren Hilfsmittel fehlen, die benutzten sich nicht als stichhaltig erwiesen, muß der Stil der Szenen den Ausschlag geben. Aber auch da gerät man für die Datierung in große Schwierigkeiten, weil ähnliche, fest datierte Fenster ganz oder fast ganz fehlen. Am nächsten kommt dem in Frage stehenden Fenster zu Marburg das mittlere Fenster im Dreikönigenchörchen zu Köln. Der Kölner Dom wurde 1247 begonnen, sein Chor erhielt 1322 die Weihe. Aber schon 1320 hatte man in ihm Gottesdienst gefeiert, ja bereits 1297 fand man in den Chorkapellen 18 Altäre. Jenes Kölner Fenster dürfte also um 1290 das Atelier des Glasmalers verlassen haben. Seine Ornamente gleichen sehr denjenigen des Marburger Fensters. Es ist jünger; ob aber der Unterschied so groß ist, daß man das Marburger Fenster an 50 Jahre höher hinauf datieren kann, ist zu bezweifeln. Eine sichere Antwort ist darum doppelt schwer, weil man eben beide Werke nicht nebeneinander stellen kann, sondern nach photographischen Aufnahmen vergleichen muß, die bei ihrer großen Verkleinerung ein anderes Bild geben und besonders in den Gesichtern an Miniaturen, sogar an feine Federzeichnungen erinnern.

Haseloff glaubte, durch den Schrein der hl. Elisabeth zu einer Datierung der Fenster zu kommen. Er meinte, der Schrein sei jünger als jenes Fenster, weil er voraussetzte, derselbe müsse in kurzer Zeit, ohne Unterbrechung vollendet worden sein. Da dies jedoch nicht der Fall ist, konnten die ältesten Teile des Schreines, besonders jene Reliefs schon fertig sein, ehe der Ostchor oder der Nordchor vollendet waren, für den jenes Fenster gemalt wurde. Daß die Szenen des Fensters jünger sind als die gleichen

des Schreines, erhellt übrigens auch daraus, daß sie besser gezeichnet sind, weniger steif und schwerfällig. Sie sind weit reicher an psychologischer Feinheit, stehen dem ganzen Empfinden der gotischen Kunst näher. Eine kleine, aber wichtige, von Haseloff ausführlich behandelte Tatsache dürfte den Beweis vollenden, daß jenes Fenster sogar zwei oder drei Jahrzehnte jünger ist als die ältesten Teile des Schreines. Die Tracht der Haare der hl. Elisabeth ist nämlich bei der Darstellung des Abschiedes der Heiligen von ihrem Gemahl jene, welche sich erst „im späten 13. Jahrhundert in Deutschland verbreitet zu haben scheint".

Vergleicht man das Fenster mit den Szenen aus dem Leben der hl. Elisabeth mit dem neben ihm stehenden, worin die Kirche und die Synagoge in großen Figuren dargestellt sind (4. und 5.), so ist letzteres wohl von einem andern Künstler ausgeführt, jedoch fast zu gleicher Zeit. Da nun aber Haseloff dartut, es sei stark beeinflußt durch die berühmten Statuen der Kirche und der Synagoge am Münster in Straßburg, Kraus[1] aber jene Statuen „um 1240 bis 1250" datiert, sind beide Fenster nach jener Zeit entstanden. Gemeiniglich wird gesagt[2], die ältesten Stücke der Glasmalereien zu Marburg seien die Schöpfungsszenen (1., 9. bis 14.) und die Geburt Christi (19.). Sie können nicht viel vor der 1249 vollzogenen Weihe des Ostchores eingesetzt worden sein. Den sechs Schöpfungsszenen stehen die Reste eines Fensters sehr nahe, das die Bilder der weisen und törichten Jungfrauen enthielt. Seine Reste sind jetzt aus der Kirche entfernt und in das sog. Archiv gebracht worden.

Die Gläser, welche aus den beiden Fenstern erhalten blieben, worin die Geschichte der Schöpfung und der Stammeltern und mehrere der weisen und törichten Jungfrauen dargestellt wurden, sind viel blanker und durchscheinender als jene der Fenster, worin wir die großen Standfiguren des Übergangsstiles finden. Ihre Farbenwirkung ist weit härter. Vielleicht ist dies, wenigstens zum Teil, eine Folge der zu eingehenden Restauration, die sie zu scharf geputzt hat. Sie haben viel Violett. Im Gegensatz zu jenen Standfiguren zeigen sie auf beiden Seiten Zeichnung in Schwarzlot, auf der Oberseite die kräftigen Linien der Konturen, auf der Rückseite breite Schattierungen. Das Fenster mit den Szenen aus dem Leben der hl. Elisabeth „ist aus kleinen, bis 1 cm großen Glasstücken musivisch zusammengesetzt und war früher fast blank. Nur hie und da erscheint ein dünner Farbüberzug, der wieder weggewischt wurde, um nur neben der Kontur stehen

[1] Kunst und Altertum in Elsaß-Lothringen I, Straßburg 1876, 463.
[2] Dehn und Lotz, Die Baudenkmäler im Regierungsbezirk Cassel 145.

zu bleiben. Die malerischen Flecken des Fensters sind in der Hauptsache Patina. Doch leisteten die meisten Gläser der Witterung energischen Widerstand (das bekannte Grün), während einige, und zwar auffallend Gläser gleicher Farbe (z. B. Gelb), neben klar gebliebenen vollständig verdunkelte Stücke aufweisen, die aufgehellt werden mußten (durch die Restauration!), um nicht zu stören. Ein Quadratmeter dieses Teppichs enthält durchschnittlich 937 musivisch verbleite Stücke Glas."

Im Ostchore findet man neben den bis dahin behandelten vier romanischen Fenstern zwei mit je zwei Paaren großer gotischer Standfiguren. In einem derselben (B 1) stehen die Figuren der Gottesmutter und des Lieblingsjüngers (a und b) über den Gestalten Jakobus' des Älteren und der hl. Katharina (c und d). Im gegenüberliegenden (C 1) erscheint Maria Magdalena, welche eine Salbbüchse hält und trauernd die Hand an ihre Wange legt. Neben ihr steht Christus als Gärtner, einen Spaten haltend (e und f). In der unteren Hälfte finden sich die Gestalten eines heiligen Bischofs und des Vorläufers (g und h). In der ältesten dieser gotischen Glasmalereien (a) trägt Maria in stark gebogener Stellung ihr Kind. Unten zeigen zwei Wappen, daß dieses Fenster (B 1) aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts stammt. Da nun seine Figuren sich enge anschließen an jene der romanischen Fenster, bestärkt es die Ansicht, auch letztere seien ziemlich hoch ins 13. Jahrhundert hinaufzudatieren. Wenig später als das erste gotische Fenster (B 1) ist das gegenüberstehende (C 1) entstanden.

Über diese beiden gotischen Fenster des Ostchores schreibt Haseloff: „Die teppichartige Behandlung ist aufgegeben. Die koloristische Wirkung wird nicht mehr in kaleidoskopartiger Zusammensetzung der Farben gesucht, sondern sie beruht jetzt auf dem Dreiklang dreier, in breiten Flächen auftretender Farben." Im ersteren dieser Fenster (B1) „beherrschen Rubinrot, Blau und Goldgelb die Stimmung. Die Farbengebung ist eine leichtere geworden: das Rubinrot gibt den dunkelsten Ton, im Schatten wirkt es dunkel, fast wie Bordeauxrot. Dagegen ist die Leuchtkraft des Goldgelb eine viel stärkere als bei den romanischen Standfiguren. Grün, das bei den romanischen Standfiguren so stark hervortrat, ist ganz nebensächlich verwendet." Infolge der gotischen Großflächigkeit der Gewandung werden die in den romanischen Fenstern aus koloristischen Gründen beliebten breiten Besatzstücke der Kleidung und deren Querstreifen mehr und mehr entfernt. In dem zweiten gotischen Fenster (C1) tritt Weiß stark hervor sowohl in den Gewändern als in den umrahmenden Architekturen. Es erhält durch Schwarzlotbemalung auf beiden Seiten der Gläser verschiedene Grade der Helligkeit.

In zwei spätgotischen, leider stark erneuerten Fenstern des Nordchores beim Grabdenkmal der Heiligen engen gotische Architekturformen die Gestalten so ein, daß sie arg klein werden und kaum mehr als Hauptsache hervortreten.

Doch wenden wir den Blick von diesen letzten Glasmalereien ab, um die ganze Kirche zu übersehen. Im gegenüberliegenden südlichen Chore stehen die Hochgräber hessischer Fürsten, die hier ihre letzte Ruhe suchten bei einer Verwandten, die von der Familie an einem unglücklichen Tage aus ihrer Burg verjagt, die verfolgt und verspottet wurde, weil sie nach dem Beispiel des hl. Franziskus in der Nachfolge Christi auf allen irdischen Glanz verzichten wollte. Was sie für Arme und Notleidende getan habe, erzählen die Malereien eines der Fenster des Ostchores. Unter ihm erhebt sich der schönste steinerne Altarbau des 13. Jahrhunderts, den Deutschland aus jener Zeit noch besitzt. Im Nordchor ist das Grabdenkmal der Heiligen, welches 1290 diesem Altare Platz machen mußte, ebenfalls das beste Denkmal dieser Art und dieser Zeit, das unser Land besitzt. Der Schrein, der in diesem Denkmal fast 300 Jahre stand, reiht sich würdig den prachtvollen Schreinen des Aachener Münsters und des Kölner Domes an, welche etwas älter und auch prachtvoller sind. Luxus ist in der Elisabethkirche zu Marburg nirgendwo zu finden. Ein Duft edler Einfachheit ist über sie ausgegossen. Sie gleicht zwar in vielem der Liebfrauenkirche zu Trier. Beide Kirchen sind fast zu gleicher Zeit entstanden und die ersten rein gotischen Bauten Deutschlands. Beide haben eine obere und untere Fensterreihe, ein nördliches und südliches Schiff oder Chor, das wie der Ostchor gebildet ist. Aber die Marburger Kirche ist einfacher, ruhiger, edler. Sie ist das Gotteshaus eines Ritterordens, welcher den Cisterciensern und Franziskanern, den Bahnbrechern des gotischen Stiles in Deutschland, nahe stand. Die Liebfrauenkirche gehörte dem reichen, vornehmen Kapitel des Trierer Kurfürsten.

Wenn aber auch die Marburger Kirche nichts hat von dem vornehmen Reichtum der Gotteshäuser des entwickelten romanischen Stiles, so ist es doch eine eigentümliche Fügung Gottes, daß Elisabeth, welche in ihrer Jugend die Werke der Kunst liebte, ihnen aber entsagte aus Liebe zum Heilande und in der Nachfolge des hl. Franziskus, des großen Predigers der Armut, daß sie nach ihrem Tode ruhte in einem goldenen Schrein und in einer der edelsten Kirchen Deutschlands, welche im Lichte herrlicher Glasgemälde prangt.

Haseloff führt aus, wie die Heilige als Kind zur Kapelle lief, einen mit Bildern geschmückten Psalter öffnete und betete. Vielleicht war es jenes Buch, welches für ihre Schwiegereltern hergestellt worden war und als Erbstück in ihre Hände kam. Als sie im Jahre 1229 ihr Hab und Gut weggab, schenkte sie es ihrem Oheim, dem Patriarchen Berthold von Aquileja. Derselbe erhielt von ihr auch den Codex Gertrudianus, den man noch heute im Schatze zu Aquileja zeigt. Weiterhin schenkte sie ein in Thüringen geschriebenes, mit Miniaturen ausgemaltes Gebetbuch ihrer Tante, der hl. Hedwig von Schlesien. Andere Gebetbücher der Heiligen zeigte man ehedem in Marburg, Eisenach und Alt-Zelle[1].

Weil sie ihre kostbaren Gebetbücher wegschenkte, wird ihr vorgeworfen, sie „habe nicht einmal die Berechtigung einer christlichen Kunst anerkennen“ wollen. Zur Bekräftigung dieses Vorwurfes wird darauf hingewiesen, sie habe „mit bitteren Vorwürfen die Bettelmönche überhäuft, die ihr in ihrer Kirche prächtige vergoldete Skulpturen gezeigt hätten“; sie habe ihnen gesagt: „Besser hättet ihr das Geld für Kleider und Essen ausgegeben, da ihr diese Bildwerke im Herzen tragen solltet!“ Mit ähnlichen Worten habe sie ein schönes Bild abgelehnt, das ihr angeboten wurde. Jene Gebetbücher habe sie bei Lebzeiten weggegeben, weil „deren Bildschmuck ihr ein Ärgernis bereiten mochte“. „Der Gedanke einer prächtigen Gedächtnis- oder Grabeskirche wäre ihr ein Schrecken gewesen.“[2]

Solche Ausführungen beruhen auf Mißverständnissen. Auch Christus der Herr hat arm gelebt. Wollte er darum die Berechtigung einer christlichen Kunst für alle Zeit abweisen? Er wollte seinen Nachfolgern das Beispiel eines armen Lebens geben. Elisabeth hat sein Beispiel verstanden und sich zur vollkommenen Nachfolge Christi entschlossen und verpflichtet. Hat sie darum ihre Verwandten getadelt, welche reich blieben und ihre Reichtümer standesgemäß verwerteten? Haben alle jene heiligen Bischöfe, welche die Kirchengeräte zerbrachen und verkauften, um Arme zu speisen und Gefangene zu erlösen, jene römischen Patrizier und Patrizierinnen, welche alle ihre Kunstschätze hingaben, um arm zu leben und den Armen zu dienen, Paulinus und Pammachius, Eustochium und Melania mit vielen andern, die Berechtigung der Kunst leugnen wollen?

Eine prächtige Gedächtnis- oder Grabeskirche paßt zu Elisabeth und zu ihrer Gesinnung wie zum hl. Franziskus von Assisi und zum hl. An-

---

[1] Haseloff, Die Glasgemälde 15. [2] Ebd. 5.

tonius von Padua und zu unserem Herrn Jesus Christus selbst. Haben nicht anerkannterweise Cistercienser, Franziskaner und Dominikaner durch Betonung der Einfachheit mächtig beigetragen zur Förderung des edeln frühgotischen Stiles in Deutschland, Italien und anderswo?[1] Der übertriebene Protest des hl. Bernhard gegen den Luxus der Cluniacenser war doch keine prinzipielle Leugnung der „Berechtigung einer christlichen Kunst". Elisabeth würde sich sicherlich freuen, wenn ihre so unwürdig weggeworfenen Gebeine wiederum in ihren goldenen Schrein gebracht würden, wenn sie in ihrer Kirche wieder jene jahrhundertelang geübte Verehrung fände, welche Gott selbst für seine Heiligen wünscht, weil eine solche Verehrung die Christen aneifern soll zu sprechen, wie es Elisabeth in ihrem Glasgemälde tut:

„Der mich schuf, ihn hat mein Gemüt immer geliebt."

Diese Verehrung würde ein mächtiger Sporn sein, Werke der Barmherzigkeit und christlicher Hochherzigkeit zu üben nach dem Beispiel der „lieben heiligen Elisabeth", die vor 700 Jahren in diese Welt eingetreten ist.

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXIV (1903) 237 f: Die Einführung der gotischen Baukunst in Deutschland.

Steph. Beissel S. J.

Auf der schiefen Ebene zum Idealismus?

(Schluß.)

Ein Überblick über die Entwicklung der neueren Naturwissenschaften hat uns gezeigt, welch gewichtige Gründe es waren, die unter den Naturforschern allmählich die Ansicht befestigten und schließlich zu einem Axiom erstarken ließen: Farbe, Ton, Geruch, Geschmack, überhaupt das ganze große Reich der Sinnesqualitäten finde sich in gleicher Weise nicht in den Außendingen. Nicht bloß die eigentliche Physik, auch Sinnesphysiologie und Psychologie, wie wir sahen, drängen hinaus auf das Weltbild, das die Physik seit langem allen ihren Erklärungen zu Grunde legt, die Welt der bewegten Substanzen im ausgedehnten Raum, ausgerüstet mit gewissen Grundeigenschaften, wie Undurchdringlichkeit usw., die, selbst farb- und tonlos, erst durch ihre Einwirkung auf die sinnliche Seele darin die reiche Welt der Farben und Töne hervorzaubern.

Man kann billig fragen, was die Gegner Beweisen von so grundlegender Bedeutung entgegenzusetzen haben. Gewiß ist ihnen gewöhnlich deren Beweiskraft nicht in jener überwältigenden Masse von Tatsachen bekannt wie den Naturforschern. Aber das erklärt ihre Haltung durchaus nicht völlig. Sie stehen eben der neuen Sinnesqualitätentheorie nicht so passiv gegenüber wie etwa der Elektronentheorie, die man der Physik ruhig zugibt, sondern sie glauben, durch zwingende, evidente Gründe zu einer ablehnenden Haltung genötigt zu sein. Wie die Tatsachen dagegen zu erklären sind, ist zwar nicht ganz klar; aber, so denken sie, ist es nicht schon sonst geschehen, daß ein Irrtum lange überwältigend begründet erschien und doch wieder alles Licht wurde? Ihre feste Position ist die Erkenntnistheorie. „Mag die objektive Farbenqualität neben der Wellenbewegung für Physik und Psychologie überflüssig sein, für die Wahrheit der Erkenntnis ist sie notwendig. Die Sensation muß doch schließlich eine Erkenntnis bleiben, auch für die Qualität; was soll man sich aber unter einer Erkenntnis denken können, die das Erkannte nicht abbildet, sondern statt dessen etwas anderes? Wenn wir ‚das sehen, was nicht da ist, und

das nicht sehen, was da ist', ist dann nicht unser Auge auf Lug und Trug angelegt, nur ein Vermögen zu Halluzinationen oder Illusionen? Ferner, wenn die Qualität, die wir wahrnehmen, keine richtige Abbildung des Objektes ist, wer verbürgt uns, daß es mit der Ausdehnung anders ist, die im selben Akt geboten wird, mit der Qualität untrennbar verschmolzen? Fällt aber die Abbildung der Ausdehnung, so folgt — und darin haben sie unstreitig recht — der vollendete Idealismus." Und was sie noch mißtrauischer machen muß, es fehlt in der Tat nicht an Stimmen unter philosophierenden Naturforschern — man denke an Helmholtz — welche diese Konsequenz kalten Blutes zugeben und den Idealismus als letztes Wort der Naturwissenschaft hinstellen.

Angesichts solch schwerwiegender Bedenken ist es klar, daß wir einer Verständigung nicht näher kommen, wenn wir uns auf die bisher behandelten wissenschaftlich physikalisch-psychologischen Gründe gegen die Abbildungstheorie beschränken. Wir müssen wohl oder übel auch die erkenntnistheoretische Seite der Frage ins Auge fassen. Die Hauptfrage, der wir uns nun zuwenden müssen, ist also: Ist es wirklich wahr, daß die Sensation in der neueren Ansicht aufgefaßt ein Gewebe von Täuschung und Lug wäre, gleich einer Illusion zu nichts Vernünftigem brauchbar, ein Schritt auf dem Weg zum unabwendbaren Idealismus? Oder aber, haben wir auch in dieser Ansicht eine wahre und wertvolle Erkenntnis, genügend zur richtigen Benutzung der Außenwelt und alles enthaltend, was unsere Verstandeserkenntnis zur Erforschung der Welt nur verlangen kann?

Die Grundbehauptung der „Wirkungstheorie" ist bekanntlich diese: jede Art Ausdehnung der äußeren Objekte wird abgebildet, wie sie in sich ist, darin also auch Figur, Größe, Entfernung, Ort im Raum. Nur die Qualitäten sind in den Dingen nicht so vorhanden, wie sie uns erscheinen, vielmehr statt derselben gänzlich andersartige Verhältnisse, wenn auch in konstanter Abhängigkeit von den Objekten, so daß die gleiche objektive Eigenschaft unter gleichen Umständen immer dieselbe Qualität hervorbringen wird. So hat beispielsweise vom Schall der Glocke die Glocke selbst nur die Transversalvibrationen der Masse, sonst nichts; der Ton, wie wir ihn hören, der mit jenen Vibrationen keine Ähnlichkeit hat, ist allein in meinem Erkenntnisakt. Wir übersetzen gewissermaßen die Vibration, von der wir nichts erfahren, in den Schall und verlegen den letzteren in die Glocke hinaus; dasselbe Verhältnis besteht zwischen Ätherschwingungen und Farbe usw.

Vielleicht wird man gegen diese Grundvoraussetzung den Vorwurf der Inkonsequenz erheben wollen; wir werden nachher darauf zu sprechen kommen. Vorläufig beschränken wir uns darauf, unter ihrer Zugrundelegung zu untersuchen, ob dabei noch eine wahre Erkenntnis gewahrt bleibe oder nicht. Also wir fragen: ist es bei dieser Grundvoraussetzung noch wahr, daß ich durch den Schall, die Farbe etwas vom Außending erkenne, erfahre? Aber doch ganz evident! Damit ist mir ja von einem Gegenstand, der seinem Ort nach, seiner Individualität nach fixiert ist, eine neue Eigenschaft mitgeteilt, nämlich eine Wirkung auf meine Erkenntnis, mag sie nun als Wirkung erkannt sein oder nicht, das tut nichts zur Sache. Nichts ist häufiger beim Messen der Naturkräfte, als sie durch ihre Wirkungen zu kennzeichnen, wobei es zum Zweck der Unterscheidung völlig gleichgültig ist, ob dieser Zusammenhang seinem Wesen nach richtig erkannt wird oder nur die Wirkung mit dem Agens irgendwie verbunden wird. So erkenne ich die Wärme am Steigen des Thermometers, die Schwankungen des elektrischen Stromes an den Ausschlägen der Galvanometernadel, manche chemische Eigenschaften einer Substanz am Indikator usw. Die Verbindung der Farbe mit dem Objekt, welches farbig gesehen wird, geschieht bei der Sinneswahrnehmung natürlich nicht durch einen förmlichen Schluß von der Wirkung auf die Ursache — eines solchen ist die Sinneserkenntnis nicht fähig —, sondern in rein sinnlicher Weise, durch eine Art Projektion beider an denselben Ort, einen psychischen Prozeß, auf dessen nähere Beschreibung wir hier nicht eingehen wollen.

Das Prinzip einer solchen „effektiven Erkenntnis“, wie man sie etwa nennen könnte, ist übrigens sehr einfach.

Damit wir durch Wahrnehmung einer Wirkung etwas von dem Objekt erfahren, das sie ausübte, ist nur nötig, daß das Objekt uns schon anderweitig gegeben ist, z. B. durch die Raumerkenntnis seinem Ort nach festgelegt, und daß jene Wirkung mit dem so gegebenen Objekt irgendwie vereinigt, darauf bezogen werde. Wüßte ich nicht wenigstens, wo sich jenes Ding befindet, das eine gewisse Farbenempfindung in mir auslöst, so wäre mir mit der Farbe freilich wenig gedient. Dagegen erkenne ich offenbar eine vor mir liegende chemische Substanz, die mir also ihrem Ort, ihrer Individualität nach festgelegt ist, immer genauer, je mehr ihrer Wirkungen auf andere bekannte Substanzen ich beobachte. Also habe ich auch von einem Außending eine bessere Erkenntnis, unterscheide es klarer von andern, wenn es auf mich eine Wirkung ausübt, die es von andern unterscheidet,

d. h. wenn es andere Sinnesqualitäten weckt, die mit dem Raumbild des Objektes vereinigt werden.

Also daß ich durch die Qualitätenerkenntnis auch im Sinn der Neueren etwas vom Objekt erfahre, eine neue nützliche Erkenntnis von ihm erlange, daran kann doch wohl kein Zweifel sein.

Ja, wir können mehr sagen: für das praktische Leben, wofür uns die Sinne doch zunächst gegeben sind — bei den Tieren ist das sogar ihr einziger Zweck, beim Menschen sicher ein Hauptzweck — erkennen wir auf diese Weise alles ebensogut wie nach der Abbildungstheorie. Für das praktische Leben ist ja nichts anderes verlangt, als daß ich überhaupt die Dinge voneinander unterscheide, damit ich die als nützlich oder schädlich erfahrenen, für dieses oder jenes brauchbaren wiedererkenne und entsprechend benutze. Dafür ist die innere Natur der Dinge gleichgültig, wenn sie sich mir nur durch ihre Wirkungen offenbaren. Wodurch definiert z. B. das Kind die Milch, die es gern hat, und unterscheidet sie von andern ihm gleichgültigen Dingen? Die Milch ist ihm eben das, was süß ist und weiß und flüssig. An dieser praktischen Realdefinition wird nichts geändert, wenn das Weiß nur eine Wirkung der Milch auf das Auge, das Süß nur eine Wirkung derselben auf die Zunge ist, kurz, wenn diese Eigenschaften erscheinen, aber nicht so sind; deshalb ist sie nicht schwerer erkennbar, als wenn beides absolute Eigenschaften der Milch wären. Ja was diese praktische Bedeutung angeht, dürfte die Subjektivität noch sehr viel weiter gehen. Die Tiere haben bekanntlich in ihrem Instinkt die nützliche Einrichtung, daß Lust oder Unlust bei einer Speise mit Nützlichkeit oder Schädlichkeit derselben zusammenfällt. Da hängt also die allerwichtigste Unterscheidung der Speisen sogar von einem rein subjektiven Gefühl ab, das kein Mensch je den Objekten selbst zuschreiben wird. Sicher wäre eine ähnliche Fähigkeit auch für uns von ganz demselben Nutzen; die ersten spanischen Erforscher Amerikas benutzten, wie erzählt wird, bei den vielen unbekannten Früchten diesen Instinkt der Affen, um zu entscheiden, ob etwas genießbar oder giftig sei. Sie kamen also auf dem Umweg eines rein subjektiven Gefühls der Versuchstiere auf eine für sie sehr wichtige Erkenntnis. Besäße der Mensch selbst jenen Instinkt, so käme er auf dem Umweg seines eigenen subjektiven Gefühls zu jener Erkenntnis. Es ist mithin zweifellos, daß auch das Wissen um eine rein subjektive Wirkung, wenn sie das Außending immer begleitet, uns recht wohl dasselbe kenntlich machen kann, ja daß überhaupt für den ganzen praktischen

Gebrauch nichts in Frage kommt, was nicht völlig durch bloße subjektive Wirkungen geboten würde.

Gewiß sind die Sinne uns nicht bloß gegeben zum praktischen Leben, sie haben beim Menschen noch eine höhere Leistung, sie sollen dem Verstand die Begriffe liefern, durch die er sich entwickelt, worin er die Dinge universell erfaßt, zum Wissen in Urteilen und Schlüssen aufsteigt. Aber es ist unerfindlich, was für einen Unterschied für die Begriffsentwicklung es machen soll, ob die beobachteten Wirkungen den Außendingen selbst zukommen oder nur von ihnen in mir verursacht sind. In meiner Sinneserkenntnis, von der der Verstand allein ausgehen kann, ist doch in beiden Fällen ganz dasselbe. Oder ist die wissenschaftliche Erkenntnis der Welt eine tieferdringende, umfassendere, wenn ich annehme, es seien mir absolute Eigenschaften der Körper selbst durch Abbildung gegeben? Aber die exakte Naturwissenschaft kümmert sich um jene vorgeblichen Qualitäten gar nicht; nicht einmal als Hypothese benutzt sie dieselben, wie etwa die alte Lichtemissionshypothese, um sie später durch eine bessere zu ersetzen, sondern sie betrachtet die objektiven Qualitäten bei allen ihren Erklärungen als einfach nicht existierend. Oder ist je eine Reaktion, ein Prozeß erklärt oder vorausgesagt worden durch die Annahme, daß der Stoff auch in sich weiß sei? Die Frage allein schon mutet uns lächerlich an.

Wir halten die Feststellung, daß auch in der neuen Ansicht eine wertvolle Erkenntnis der Außendinge geliefert wird, in gleichem Umfange wie bei der alten Abbildungstheorie, und zwar wesentlich mitbedingt durch jenes subjektive Element, für so wichtig, daß wir noch einen andern Weg einschlagen wollen, sie uns näher zu bringen. Wir wollen versuchen, einen Überblick darüber zu gewinnen, *was in der neuen Theorie an Erkenntnisgehalt bleibt.* Wir fragen also: was leistet uns die Erkenntnis jener eindeutigen Wirkung, die wir Farbe, Ton usw. nennen, wenn sie in den Außendingen nicht existiert, sondern erst in meiner Seele als Wirkung unbekannter Körpereigenschaften?

Erstens: dadurch erkennen wir die *Ausdehnung*, die räumlichen Verhältnisse der Körper, und zwar gleich gut wie in der Abbildungstheorie. Wenn bloß die gleiche Farbe in überall gleicher Intensität die ganze Sehfläche ausfüllte, so könnten wir von räumlichen Grenzen und mithin von Körperfiguren ebensowenig bemerken wie in dunkler Nacht; es macht für die Körpererkenntnis keinen Unterschied, ob alles gleichmäßig schwarz oder gleichmäßig weiß oder auch gelb ist; die Unterscheidung verlangt Konturen,

Verschiedenheit der gesehenen Farben. Die Konturen werden aber durch bloß subjektiv entstehende Farben in genau gleichem Grade geleistet wie in der Theorie der Abbildung. Die Unterscheidung hängt natürlich nur von dem ab, was in meinem Erkenntnisbild ist, und das ist in allen Theorien dasselbe.

Diese Überlegung zeigt uns auch klar die relative Unabhängigkeit der beiden Bildelemente voneinander, der Ausdehnung und Farbe — ein Punkt von nicht geringer Bedeutung. Ob die Qualitäten so wiedergegeben werden, wie sie draußen sind, oder durch eine andere unähnliche Qualität, oder durch etwas gänzlich Disparates, das ist für die Erkenntnis der richtigen Ausdehnung völlig gleichgültig, vorausgesetzt nur, daß überhaupt der Verschiedenheit der körperlichen Eigenschaften eine Verschiedenheit der erkannten Qualitäten in meinem Sinnesbild entspricht. Das ist so wahr, daß selbst ein Farbenblinder, der alle Farben verwechselte, z. B. statt gelb blau sähe und umgekehrt, ebenso klar und richtig ihrer Ausdehnung nach gelbe und blaue Dinge sähe wie wir. Den alltäglichen Beweis dafür liefern uns zum Überfluß die Photographien, in denen wir gewissermaßen als total Farbenblinde die Welt anschauen und doch sehr leicht bekannte Personen, Gegenden usw. wiedererkennen. Die Photographie gibt ja die Farben nicht wieder, sondern ersetzt sie durch eine andere Qualitätenreihe.

Was soll es also Wunderbares, Unbegreifliches, ein „unlösbares Rätsel“ sein, wie behauptet worden ist, daß wir von der Ausdehnung ein wahres Abbild bekommen, von der Bewegung aber, durch die der Körper auf das Sinnesorgan wirkt, nicht; daß die Figur, die in der Farbe erkannt wird, richtig abgebildet sei und doch diese Farbe selbst kein Abbild sei? Die ganze Schwierigkeit besteht offenbar nur so lange, als man durch die abstrakten Termini sich hypnotisieren läßt: „Wie kann etwas in einem andern ähnlich abgebildet werden, das nicht selbst ähnlich abgebildet wird!?“ Vor ein paar einfachen Beispielen bricht sie zusammen. In der Tat ist es ja eine in der Natur beständig sich wiederholende Erscheinung, daß bei einer Umwandlung die räumliche Ausdehnung gewahrt wird, der Prozeß selbst aber durch einen andern ersetzt wird. Schon in der Photographie haben wir das: ein leuchtendes Viereck z. B. verwandelt sich auf der Gelatineplatte in einen der Figur nach ähnlichen, seinem Wesen nach gänzlich unähnlichen chemischen Prozeß. Warum sollte nicht noch viel mehr die erkennende Seele die Fähigkeit besitzen können, das materielle Bild auf der Netzhaut durch ein Erkenntnisbild zu beantworten, das die Konturen abbildet, den Inhalt aber durch eine andersartige Wirkung ersetzt!

Zweitens: wir erkennen ferner, auch im bloßen Effektbild, die Dinge, die Substanzen selbst voneinander. Wie schon gesagt, ist aber die Unterscheidung der Substanzen, z. B. der nützlichen Nährstoffe und der schädlichen Gifte, das Wesentlichste, praktisch sogar Entscheidende, wofür uns die Sinne gegeben sind. Und wieder ist auch hier zu sagen, diese Unterscheidung der Substanzen ist genau gleich scharf, mag man der Abbildungs- oder der Wirkungshypothese huldigen. Ob ich weiß, der Zucker ist an sich weiß, an sich süß, oder er macht immer auf Auge und Zunge diese subjektiven Wirkungen geltend, in beiden Fällen unterscheide ich ihn gleich leicht von Sand oder Kohle.

Aber, hat man gesagt, wenn wir auch einmal annehmen wollen, die Welt draußen sei objektiv so wie die Physik lehrt, ohne jene Qualitäten, warum hat uns Gott dann nicht Sinnesorgane gegeben, welche statt bloßer Wirkungen lieber die objektiven Bewegungseigenschaften der Körper selbst wiedergeben? Hätten wir dann nicht wenigstens den Vorteil, daß wir von der absoluten Natur des Körpers gleich mehr wüßten? Übereinstimmung ist doch besser wie bloße Wirkung, wenn man sie haben kann. Und warum hätte Gott das denn nicht tun können?

Die Antwort bringt uns auf einen weiteren Vorteil, den die Einrichtung der gegenwärtigen Sinnesorgane nach der neueren Theorie leistet, nämlich

Drittens: diese Verwandlung der objektiven Eigenschaften des Körpers in ganz andersartige subjektive Sinnesqualitäten liefert uns den Vorteil, die Körper außerordentlich leicht, schnell und angenehm zu erkennen.

Nehmen wir zur Illustration einmal an, wir hätten jene zweifellos wundervollen Apparate, welche uns z. B. gestatten, die Verschiedenheit der Luftwellen, ob 300 in der Sekunde oder 300,2 — so fein ist stellenweise unser Unterscheidungsvermögen für Töne —, wie sie in sich sind, d. h. als Zahl der Stöße zu messen, oder gar jene kaum erdenkbaren Einrichtungen, die die Billionen der Ätherwellen richtig beurteilen! Wir wüßten dann etwa, jener Wellenzug, der diesen Punkt der Netzhaut trifft, ist gemischt aus Wellen von 600 $\mu\mu$, 615, 619—623 $\mu\mu$, jede derselben von dieser und dieser Intensität; ein zweiter Punkt der Netzhaut hat jene ganz andern Wellenlängen erhalten, und so fort für das Bild einer ganzen Fläche, die wir wahrnehmen. Ob wirklich derartige Apparate mit den Gesetzen unseres gegenwärtigen Organismus, mit der Schnelligkeit, mit der unsere Nervenprozesse vor sich gehen können, nicht gänzlich unvereinbar sind, lasse ich dahingestellt. Aber wenn sie es selbst leisten könnten, wie langsam,

schwerfällig, mühevoll wäre eine derartige Auffassung der Körpereigenschaften; welches mühselige Vergleichen ähnlich der geisttötenden Arbeit des Experimentators beim Auswerten einer graphischen Kurve, um ihre Variationen festzulegen und daraus Schlüsse zu ziehen! Und vor allem, welche prosaische Registrierarbeit!

Statt dessen gab uns, wie wir sagen, der Schöpfer Umwandlungsinstrumente, die jenen Wellenzug von 300 Schwingungen mit einem klingenden Ton beantworten, den von 300,2 mit einem merkbar höheren andern Ton; die Ätherwelle von 600 $\mu\mu$ mit dem glänzenden Gelb, die von 500 $\mu\mu$ mit dem frischen Grün, so daß wir leicht und angenehm eine ganze Fläche mit all ihren Verschiedenheiten momentan übersehen! Ist das nicht ein herrliches Geschenk? In der Wärmemessung ist ein Thermometer uns wertvoller als ein kaum übersehbarer Apparat, der die absolute Geschwindigkeit der einzelnen Moleküle wiedergäbe; in der Elektrizitätsmessung betrachtet man es als gewaltigen Vorteil, wenn man statt der schwerer meßbaren absoluten Größen an einem Apparat die Stromschwankungen in einer Wirkung, etwa der Zeigerbewegung oder einem Ton, einer Farbe momentan übersehen kann.

Nehmen wir an, Gott hätte uns die Wahl gelassen, auf die zuerst beschriebene, objektiv korrekte, praktisch aber unendlich mühsame Weise die Bewegungsverhältnisse der Körper zu erkennen und an ihrer Verschiedenheit die Körper selbst zu unterscheiden, oder aber statt ihrer die zuletzt beschriebenen Umwandlungsapparate, die im momentan übersehbaren Farbenbild eine Charakteristik der ganzen Körperoberfläche bieten, wer hätte wohl gegen die letzteren etwas einzuwenden? Ich zweifle, ob sich ein Sonderling fände, der die unvergleichlich korrekten Abbildungsfähigkeiten verlangte und bei den Sinnesorganen, wie wir sie besitzen, über Lug und Trug jammerte.

Hiermit dürfte, wie uns dünkt, der Beweis erbracht sein, daß wir auch in der „Wirkungstheorie" durch die Sinnesqualitäten eine Erkenntnis von höchstem Wert erlangen, nicht nur für die Praxis des Lebens, sondern ebensowohl für die wissenschaftliche Erkenntnis der Natur, ja daß wir in beiden Beziehungen keinem Gegner nachstehen. Ich glaube, daß damit eine ganze Reihe von Einreden stillschweigend schon ihre Lösung gefunden hat. So kann man es schwerlich eine Halluzination oder Illusion nennen, wenn in der Sensation ein subjektives Element hinzugefügt wird, das zur Unterscheidung des Objekts die allerwesentlichsten, ja unersetzliche Dienste

leistet; diese Vorwürfe bedeuten ja, daß ein subjektives Element hinzukommt, das uns nichts von einem wirklichen Objekt zeigt oder gar zur Verwechslung der Objekte mit andern verleitet. Ebensowenig paßt für diese Erkenntnis der Name „Symbol", wenigstens solange man nicht auch eine Photographie, die auch nur die Figur richtig bietet, ein Symbol der Gegend statt ihr Bild nennen will, was niemand im Ernst sagen wird.

Nur zwei Bedenken scheinen mir am ehesten geeignet, einen gewissen Stachel zurückzulassen, weshalb sie noch eine kurze Besprechung verdienen, nämlich: wie steht es dann aber mit der Wahrheit dieser wenn auch wertvollen Erkenntnis und ferner: ist aus dieser Theorie nicht doch schließlich eine gefährliche Konsequenz für die Erkenntnis auch der Ausdehnung zu fürchten?

Das Sinnesbild zeigt uns statt einer objektiven Bewegung eine gänzlich davon verschiedene Farbe. Das ist wahr. Aber ist das deshalb eine Täuschung? An und für sich liegt darin nichts anderes als eine Umwandlung, Übersetzung eines Prozesses in einen andern, wie er millionenfach in der Natur sich verwirklicht. Eine Linse entwirft ein Bild auf der Wand, flach, größer, an einem andern Ort als das Urbild. Sicher ist diese Translokation des Bildes an einen Ort, wo der Gegenstand nicht ist, mit all den andern Veränderungen an sich noch keine Täuschung. —

„Gewiß, aber es ist doch ein großer Unterschied, ob ein verändertes Bild auf der Wand oder in meiner Erkenntnisfähigkeit entworfen wird! In letzterem Falle schließt sich notwendig daran ein falsches Urteil, und darin besteht die Täuschung. Ich erkenne eben notwendig auf diese ungenaue Übersetzung hin das Ding für so, wie es mir scheint, und das ist falsch!" —

Hierauf ist in möglichster Kürze zu antworten: gewiß liegt ein derartiges falsches Urteil sehr nahe — übrigens, was nicht gleichgültig ist, in einer rein theoretisch-philosophischen Sache, von der nichts Praktisches abhängt — ja es ist vor entgegengesetzter Erfahrung vielleicht moralisch unvermeidlich; es ist das eine Eigentümlichkeit jedes Sinnenscheines, daß er zunächst als Wahrheit genommen wird, bis die Erfahrung eines andern belehrt. Aber — und das ist das Entscheidende in erkenntnis-theoretischer Hinsicht — es ist keineswegs ein seiner Natur nach irreformables Urteil, sondern ein solches, von dem ich klar sehe, daß recht wohl gute Gründe möglich sind, die mir das Gegenteil als wahr erscheinen lassen könnten. Ein irreformables Urteil ist es z. B., das mich zwingt, die räumlichen und zeitlichen Verhältnisse für richtig abgebildet zu halten, d. h. das Nacheinander in den Prozessen, das Nebeneinander der Körper nicht für eine bloß sub-

jektive Wirkung unbekannter anderer Verhältnisse ansehen zu können; denn wenig Überlegung zeigt mir, daß bei einer solchen Annahme unvermeidlich der ganze Widersinn des Idealismus, ja Skeptizismus folgen würde.

Ganz anders dagegen steht es mit all den vielen Abweichungen zwischen Sinneserscheinung und Wirklichkeit, wobei wir den Schein zwar niemals verlieren, die uns aber bei besserer Erfahrung nicht mehr täuschen. Als Kind hielten wir vielleicht den Stab im Wasser für wirklich gebrochen, der Schein besteht auch jetzt für uns, aber er täuscht uns nicht mehr, da die Erfahrung das Gegenteil gelehrt hat; die Täuschung ist also nicht eine notwendige. Wie beim Individuum, geht es hier in der Entwicklung der Menschheit. Durch Jahrtausende hindurch hielt die Menschheit die unserer Sinnesanschauung entsprechende Ruhe der Erde für reell; die wissenschaftlichen Gegengründe zwangen, diese Überzeugung aufzugeben [1]. Dieselbe wissenschaftliche Erfahrung, von der wir im ersten Teil unserer Arbeit einige Punkte flüchtig skizziert haben, ist es aber, die seit einigen Jahrhunderten mit immer steigendem Erfolg auch für die Auffassung der Sinnesqualitäten einen ähnlichen Umschwung schon bei vielen vollendet hat, bei den andern wohl in absehbarer Zeit herbeiführen wird.

Was endlich die Furcht betrifft, es müsse dann konsequent auch die Ausdehnung, die Raumanschauung vielleicht als bloße Wirkung behauptet werden, so haben wir schon gezeigt, daß ihr Fundament irrig ist. Ausdehnung und Qualität sind voneinander unabhängig veränderliche Größen; es kann sehr wohl das eine Abbildung, das andere Wirkung sein; etwas Ähnliches ist, wie wir an vielen Beispielen sahen, eine der gewöhnlichsten Erscheinungen in der Natur. Von einer Konsequenz, wonach die Wirkungstheorie für die Qualität dasselbe wie für die Ausdehnung logisch nach sich ziehe, kann also keine Rede sein.

Warum aber niemals — auch abgesehen von der zurückgewiesenen Konsequenz — von der Ausdehnung, vom Raum das angenommen werden kann, was wir von der Qualität zugeben, das wird durch nichts unwiderleglicher bewiesen als dadurch, daß im ersten Fall der Idealismus folgen würde, im zweiten nicht. Es gibt sicher keine schlagendere Widerlegung einer Auffassung, als zu zeigen, daß aus ihr etwas gänzlich

[1] Die Erlaubtheit dieser Vergleichung ist mit Unrecht in Zweifel gezogen worden; man vergleiche über diesen Punkt, auf den wir hier nicht weiter eingehen können, die lichtvollen Ausführungen von P. Linsmeier, z. B. Natur und Offenbarung XLVIII (1902) 645.

Unannehmbares sich ergibt. Nun wird allgemein, selbst von unsern Gegnern, zugegeben, was wir deshalb nicht weiter auszuführen brauchen, daß diese Probe betreffend der Raumanschauung gemacht werden kann, nämlich daß in eine solche Welt niemand sich hineindenken, niemand konsequent dazu sein Leben einrichten könnte; während wir hoffen, im bisherigen bewiesen zu haben, daß das bei den Sinnesqualitäten ganz und gar nicht der Fall ist.

In einzig schöner Weise hat vor vielen Jahren schon der spanische Philosoph Balmes[1] auf diesen Angelpunkt der Scheidung von Farbenwahrnehmung und Raumwahrnehmung hingewiesen. Wir können unsere Untersuchung nicht besser schließen als mit einer Skizze dieser ebenso wahren als lebensfrischen Darlegungen.

„Das Kind wie der Ungebildete glauben, daß die grüne Farbe sich wirklich an den Blättern, der Wohlgeruch an der Rose, der Ton in der Glocke, der Geschmack in der Frucht befindet. Doch es ist leicht zu bemerken, daß dieses ein Urteil ist, . . . das verändert und vernichtet werden kann, ohne daß die Verbindung der Beziehungen unserer Sinne zu den Objekten vernichtet oder verändert würde. . . . Allein vernichten wir die Ausdehnung, berauben wir die äußeren Objekte dieser Eigenschaft; nehmen wir an, sie sei nichts weiter als eine *bloße* Sensation, ohne daß wir von ihr etwas weiteres wissen, als daß es ein Objekt gibt, welches sie hervorbringt, so verschwindet für uns sofort die körperliche Welt. . . .“

In packender Weise illustriert er diesen Gedanken durch eine eingehend durchgeführte Fiktion; er denkt sich den Menschen der Reihe nach seiner Sinne beraubt und zeigt, wie unsere Idee von der Welt unverändert bleibt; versucht er dagegen, auch die Ausdehnung zu zerstören, so bricht das ganze System zusammen, unsere Kenntnis der Welt wird zu Null.

„Nehmen wir an, daß alle beseelten Wesen auf einmal den Sinn des Geschmackes verlören, oder daß alle Körper der Natur der Eigenschaft beraubt würden, die Sensation des Geschmackes hervorzubringen. Trotz dieses Umstandes existiert die äußere Welt wie vorher. . . . Das Verschwinden des Geschmackes hat nicht im Universum etwas ihr Ähnliches verschwinden lassen; wenn die Alteration nur in den Organen vorgegangen,

[1] Fundamentalphilosophie (deutsch von *Lorinser*), Regensburg 1855, II, Kap. 7 u. 9.; vgl. Lehrbuch der Elemente der Philosophie (*Lorinser*), Regensburg 1852, II, Kap. 11 u. 12.

dann bleibt der äußere Körper davon unberührt; hat sie in den Körpern stattgefunden, dann hat sie ihnen eine Eigenschaft geraubt, welche die Sensation verursachte, aber keine, die durch die Sensation dargestellt ward." — Dasselbe Gedankenexperiment führt er nun aus für den Geruch, das Gehör, das Gesicht, das Gefühl, immer mit demselben Erfolg. — „Draußen ist nichts verändert. Die Luft wird wie vorher ihre Schwingungen machen, ihre Säulen wie vorher auf das Trommelfell drücken, nichts wird im Universum fehlen als die Sensation; . . . die riesigen Massen existieren wie früher und laufen mit staunenswerter Schnelligkeit und Präzision ihre unermeßlichen Bahnen. Also auch nachdem wir vom Geruch, vom Geschmack, vom Gehör, von den Farben, vom Lichte abstrahiert haben, existiert die Welt noch, ohne daß es uns irgend eine Anstrengung kostete, sie auf diese Weise uns vorzustellen. . . .

„Nachdem wir diese Abstraktionen vorgenommen, versuchen wir eine andere und sehen wir, ob sie gelinge. Lassen wir die Ausdehnung verschwinden. Diesen Versuch hält das Universum nicht aus; die Massen der Himmelskörper lösen sich auf, die Erde verschwindet unter unsern Füßen, die Entfernungen hören auf zu existieren; die Bewegung wird ein Absurdum; unser eigener Körper fällt in nichts zusammen oder wenn er noch als eine Sache fortbesteht, so ist diese total verschieden von dem, was wir darunter verstehen. . . .

„Wenn wir die Sensation der Ausdehnung nicht als eine Darstellung dessen betrachten, was außer uns existiert, so gerät alles in Verwirrung; wir wissen nicht, was wir von unsern Sensationen denken sollen, noch von ihren Beziehungen zu den Objekten. . . . Wir fragen trostlos, ob alles, was wir empfinden, nichts weiter sei als eine bloße Täuschung, oder ob die Extravaganzen Berkeleys Wahrheit geworden. . . .

„Hieraus folgt auch, daß die äußere Welt keine bloße Illusion ist, daß sie in Wirklichkeit mit ihren ungeheuren Massen . . . existiert; daß aber ein großer Teil ihrer Schönheit und ihres Zaubers sich vielmehr in uns, als in ihr befindet; . . . in dieser innigen Beziehung, dieser unaufhörlichen Kommunikation der Objekte mit den sinnlichen Wesen liegt die Schönheit, die Harmonie, liegen die Geheimnisse der Natur."

Joseph Fröbes S. J.

Religion und Pädagogik.

(Schluß.)

Die Religion ist die Grundlage der ganzen sittlichen Ordnung. Die sittlichen Gebote sind Gebote Gottes, deren Beobachtung unsere höchste und wesentlichste Lebensaufgabe ist und über unser ewiges Heil entscheidet. Schon aus diesem Grunde ist eine wahre sittliche Erziehung ohne Rücksicht auf Gott und Religion ein Unding[1].

2. Noch in anderer Weise ist aber die Religion innig mit der sittlichen Ordnung verknüpft, sie ist nämlich ein wesentlicher Teil derselben und folglich kann man die sittliche Erziehung nicht von der Religion trennen, ohne sie zu verstümmeln.

Die sittliche Erziehung soll den Menschen befähigen, alle seine Pflichten nach allen Beziehungen dauernd zu erfüllen. Unter den sittlichen Pflichten nehmen aber die Pflichten gegen Gott, die religiösen Pflichten, die erste und oberste Stelle ein.

Für jeden, der an Gott, unsern Schöpfer und Herrn, glaubt, ist es sofort klar, daß der Mensch mancherlei Pflichten gegen ihn hat, z. B. die Pflicht, ihn anzubeten, ihm zu dienen usw. Wenn also gewisse Pädagogen in ihren Lehrbüchern für die Jugend die Pflichten gegen Gott ausschließen oder davon schweigen, so kann das nur daher kommen, weil sie von Gott nichts wissen wollen oder von einer ganz unrichtigen Auffassung der sittlichen Ordnung ausgehen. Die sittliche Ordnung umfaßt alle Pflichten, die sich mittelbar oder unmittelbar aus dem natürlichen Sittengesetze ergeben, und die höchsten und wichtigsten dieser Pflichten sind die Pflichten gegen Gott, unsern Schöpfer und Herrn.

Zu den religiösen Pflichten des Christen gehört vor allem die Pflicht des Glaubens. „Wer nicht glaubt, der wird verdammt werden“[2], sagt Christus. Und der Apostel Paulus lehrt: „ohne Glauben ist es un-

[1] S. diese Zeitschrift LXXIII 2, 166.

[2] Mk 16, 16.

möglich, Gott zu gefallen; denn wer zu Gott kommen will, muß glauben, daß er sei, und daß er die, welche ihn suchen, belohne."[1] Gegenstand des Glaubens ist alles, was der Sohn Gottes gesagt und uns die von ihm gestiftete Kirche als zur Hinterlage des Glaubens (depositum fidei) gehörig bezeichnet. Die Hauptbestandteile dieser Glaubenswahrheiten sind im sog. Apostolischen Glaubensbekenntnis (Symbolum apostolorum) enthalten, mit welchem die gesamte Kirche seit den Tagen der Apostel öffentlich und feierlich ihren Glauben bekennt. Wir müssen glauben an Gott den Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, an die Menschwerdung seines eingeborenen Sohnes aus Maria der Jungfrau, an seinen Kreuzestod, seine Auferstehung und Himmelfahrt und an sein einstiges Wiederkommen zum Gericht über die Lebendigen und die Toten; an den Heiligen Geist, die heilige katholische Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen, die Nachlassung der Sünden, die Auferstehung des Leibes und das ewige Leben.

Der Glaube ist nach der Lehre der Schrift und der ausdrücklichen Erklärung des Konzils von Trient[2] „der Anfang des menschlichen Heiles, das Fundament und die Wurzel der Rechtfertigung". Das ganze übernatürliche Leben des Christen ruht auf dem Glauben und geht aus ihm als seiner Wurzel hervor. Das gilt auch für das Kind, sobald es zum Gebrauche der Vernunft gelangt. Deshalb muß man ihm sobald als möglich einen festen, lebendigen Glauben an die Grundwahrheiten des Christentums einflößen, und zu diesem Zweck es zur häufigen Erweckung der Akte des Glaubens und zum Leben nach dem Glauben anleiten. Der Glaube muß nicht das Ende, sondern der Anfang und die Grundlage der ganzen katholischen Erziehung sein.

Auf dem Fundamente des Glaubens ruht die christliche Hoffnung. Gestützt auf die untrüglichen Verheißungen Christi müssen wir — unter Voraussetzung unserer eigenen Mitwirkung — von Gott zuversichtlich die Verzeihung der Sünden, die göttliche Gnade und das ewige Leben im Himmel erstreben und erwarten. Gott selbst will nach der kurzen irdischen Pilgerschaft unser übergroßer Lohn im Himmel sein, wenn wir ihm hienieden treu dienen. Mit der Hoffnung hängt innig zusammen das Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, zu der uns der Erlöser in so rührenden Bildern ermahnt. Ohne den Willen des Vaters fällt kein Sperling vom Dache, ja nicht einmal ein Haar von unserem

---

[1] Hebr 11, 6. [2] Sess. 6, c. 8.

Haupte. Er sorgt liebend für uns. Wozu also die unruhige, hastige Sorge für das irdische Fortkommen? „Suchet zuerst das Reich Gottes, und alles übrige wird euch hinzugegeben werden.“ [1]

Die christliche Hoffnung ist ein unschätzbares Gut für den Christen. Sie bewahrt ihn vor unzähligen Versuchungen. Die vergänglichen irdischen Schätze, die Rost und Motten verzehren, sind es wahrlich nicht wert, daß wir ihretwegen den Himmel mit seinen ewigen Gütern auf das Spiel setzen. Sie ist auch seine mächtigste Stütze und sein süßester Trost in allen Beschwerden, Leiden und Trübsalen dieses Lebens. In allen Widerwärtigkeiten spricht er mit dem Apostel: „Unsere gegenwärtige Trübsal, die augenblicklich und leicht ist, bewirket eine überschwengliche, ewige, alles überwiegende Herrlichkeit in uns.“ [2] Auch geht ihm der Heiland mit seinem Kreuze voran und ermuntert ihn zur Nachfolge. „Wenn wir mit ihm leiden, werden wir auch mit ihm verherrlicht werden.“ [3]

Wie glücklich das Kind, dem man schon frühzeitig diese Gesinnung christlicher Hoffnung einflößt, so daß sie tiefe, unzerstörbare Wurzeln im Herzen schlägt! Wie unglücklich dagegen das Kind, das ohne Hoffnung aufwächst und sein Herz nur den irdischen Dingen zuwendet!

Die höchste und vornehmste sittliche Pflicht des Menschen ist aber die Liebe Gottes. „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Gemüte. Dies ist das größte und erste Gebot.“ [4] Es ist das königliche Gebot des Christen, das Endziel und die Vollendung des Gesetzes, wie der hl. Paulus lehrt. [5] Vor allem also kommt es für die Pädagogik darauf an, den Menschen möglichst frühzeitig und vollkommen zur Liebe Gottes anzuleiten.

In der Liebe Gottes wurzelt auch die christliche Nächstenliebe. Die Christen sollen alle Menschen lieben nicht mit Rücksicht auf ihre natürlichen Vorzüge, sondern Gottes wegen, deshalb weil sie das Ebenbild desselben himmlischen Vaters in sich tragen, weil sie alle von Christus mit seinem Blute erlöst und zur ewigen Seligkeit im Himmel berufen sind. Gerade weil die christliche Charitas aus der Liebe Gottes hervorgeht, hat sie seit Anfang des Christentums bis auf unsere Tage so wundervolle Blüten und Früchte hervorgebracht, denen das Heidentum nichts Ähnliches an die Seite zu stellen vermag. Nur wer Gott über alles liebt, wird

[1] Mt 6, 33. [2] 2 Kor 4, 17. [3] Röm 8, 17. [4] Mt 22, 37.
[5] 1 Tim 1, 5; Röm 13, 10.

ganz und rückhaltlos sein Leben im Dienste des Nebenmenschen opfern. Mit bloßem Humanitätsdusel kommt man nicht weit.

An die Pflichten der göttlichen Tugenden reihen sich endlich die Pflichten der Gottesverehrung im engeren Sinn. Wir sollen Gott anbeten, ihm huldigen, ihn loben, ihm danken, zu ihm beten, kurz, ihn verehren in der Weise, wie es Christus verordnet hat und die Kirche in seinem Auftrage näher bestimmt.

In all diese religiösen Pflichten muß das Kind schon frühzeitig durch Belehrung und Übung eingeführt werden, und zwar aus einem doppelten Grunde. Einmal gelten diese Pflichten nicht etwa bloß für die Erwachsenen oder für diejenigen, welche schon die Schulbänke verlassen haben, sondern für alle Menschen ohne Ausnahme, auch für das Kind, sobald es zur genügenden Erkenntnis gelangt. Auch das Kind soll seinen Fähigkeiten entsprechend die geoffenbarten Wahrheiten glauben und aus dem Glauben leben, auf Gott hoffen, ihn über alles lieben, ihn fürchten, zu ihm beten, kurz, seinen heiligen Willen zur Richtschnur seines Lebens nehmen. Deshalb muß es vom Erzieher dazu angeleitet und angehalten werden, soweit es seinem Alter angemessen ist.

Sodann muß das Kind die Fertigkeit und Leichtigkeit in der Erfüllung dieser Pflichten für das ganze Leben erwerben. Jung gewohnt, alt getan, sagt das Sprichwort. Und in den Klageliedern heißt es: „Gut ist es dem Manne, wenn er getragen das Joch von seiner Jugend an,“ [1] d. h. wenn er schon in seiner Jugend sich daran gewöhnt, zu dulden, zu entbehren und zu gehorchen. „Ein Sprichwort ist's: Hat ein Jüngling seinen Weg gewohnt, so weicht er nicht davon, wenn er auch alt geworden.“ [2] Das kindliche Gemüt ist leicht empfänglich für alle Eindrücke, und deshalb ist es so überaus wichtig, das Kind von den ersten Jahren schon an das Gute zu gewöhnen und auf den Weg der Tugend zu führen. Es ist dies um so wichtiger, als nach der Ansicht vieler Pädagogen der Charakter des Kindes schon um das sechste bis siebte Lebensjahr im wesentlichen ausgebildet ist und sich später schwer mehr ganz ändern läßt. Das Konzil von Trient empfiehlt dringend die Errichtung von Knabenseminarien als Pflanzanstalten für Diener des Altares, und als Grund führt es an: „weil das Jugendalter, wenn es nicht gehörig unterwiesen wird, geneigt ist, den Vergnügungen der Welt nach-

---

[1] Klgl 3, 27. [2] Spr 22, 6.

zugehen, und, wenn es nicht von den Jahren der Kindheit an, noch ehe sündhafte Gewohnheiten die Menschen in Besitz nehmen, zur Religion und Frömmigkeit angeleitet wird, ohne sehr große und beinahe außerordentliche Hilfe des allmächtigen Gottes niemals zur Vollkommenheit gelangt und in der kirchlichen Zucht verharrt."[1]

Je eher man mit der religiösen und sittlichen Erziehung des Kindes beginnt, um so größeren und dauernderen Erfolg kann man hoffen, und je mehr man dieselbe hinausschiebt, um so geringer werden die Aussichten auf Erfolg. Deshalb ist es eine heilige Pflicht des Erziehers, besonders der Mutter, das Kind schon vom ersten Aufleuchten des Verstandes auf den Weg der Frömmigkeit und Tugend zu leiten.

Der Vater, der wünscht, daß sein Sohn die militärische Laufbahn ergreife; gibt ihm schon früh militärische Spielzeuge und Bilderbücher in die Hand, er erzählt ihm oft von den großen Heldentaten berühmter Krieger und Feldherren, er läßt ihn kriegerische Übungen und Aufzüge schauen u. dgl. Der Handwerker, der will, daß ihm sein Sohn im Gewerbe nachfolge, sucht frühzeitig dessen Interesse dafür zu wecken und ihm die nötigen Fertigkeiten beizubringen. So hält man es auf allen Gebieten. Und nun sollte man allein auf religiösem Gebiete nicht so handeln und dem Kinde von seiner allerwichtigsten Lebensaufgabe, die über seine ganze Ewigkeit entscheidet, gar nicht oder nur beiläufig und zufällig reden? Wer so handelt, versündigt sich schwer am Kinde und legt vielleicht den Grund zu seinem ewigen Verderben.

Mit Recht sagt deshalb Papst Leo XIII. in seinem Rundschreiben an die Bischöfe Frankreichs (Nobilissima Gallorum gens vom 8. Februar 1884). „Es ist von der größten Wichtigkeit, daß die Kinder christlicher Eltern frühzeitig in den Vorschriften der Religion unterwiesen werden, und daß der Unterricht in den Fächern, durch die man die Jugend zu bilden pflegt, mit der religiösen Erziehung verbunden sei. Das eine vom andern trennen heißt soviel als wollen, daß die Gemüter der Kinder in Bezug auf die Pflichten gegen Gott gleichgültig bleiben, und eine solche Erziehung ist trügerisch und besonders in den frühesten Jahren der Kinder überaus schädlich, weil sie in Wirklichkeit den Weg dem Atheismus öffnet und der Religion verschließt. Gute Eltern müssen durchaus dafür sorgen,

[1] Sess. 23, cap. 18 de reform.

daß ihre Kinder, sobald sie zu den Jahren der Unterscheidung gelangen, die Vorschriften der Religion lernen, und daß in den Schulen nichts vorkomme, was ihrem Glauben und ihrer Sittenreinheit zum Anstoß gereicht."

3. Es bleibt uns noch ein weiterer Gesichtspunkt ins Auge zu fassen, der von entscheidender Bedeutung ist für die richtige Beurteilung der Stellung der Religion zur Erziehung. Die Religion ist nach katholischer Lehre ein absolut *unentbehrliches Mittel des sittlichen Lebens* und *deshalb auch der sittlichen Erziehung*.

Es ist ein Grunddogma des Christentums, daß wir *ohne die göttliche Gnade nichts zum Heile Ersprießliches* tun können. „Ohne mich könnt ihr nichts tun", sagt Jesus[1]. Er ist der Rebstock, wir die Rebzweige, die nur so lange Frucht bringen können, als sie mit dem Rebstock verbunden sind und aus ihm ihren Lebenssaft ziehen. An die Epheser schreibt der hl. Paulus: „Ergreifet die Rüstung Gottes, damit ihr am bösen Tage (d. h. in der Versuchung) widerstehen und in allem vollkommen aushalten könnt,"[2] und an die Korinther: „Durch uns selbst sind wir nicht tüchtig etwas zu denken, wie aus eigener Kraft, sondern unsere Tüchtigkeit ist aus Gott."[3]

Wir sind zu einem übernatürlichen Endziel berufen, das alle unsere natürlichen Kräfte übersteigt und das wir nur unter beständiger Mitwirkung der göttlichen Gnade erreichen können.

Die Notwendigkeit der Gnade beginnt nicht erst, wenn der Mensch in das reife Alter kommt; auf allen Altersstufen ist die Gnade dem Menschen unentbehrlich, vom ersten Erwachen der Vernunft bis zum Grabe. Auch das Kind kann ohne die Gnade nichts zum Heile Dienliches vollbringen.

Gewiß, man soll die in der menschlichen Natur schlummernden Keime zum Guten im Kinde wecken, man soll ihm die natürlichen Antriebe zum Guten vorhalten und ihm Liebe zur Tugend einflößen, damit es aus sich und selbsttätig das Gute wolle und erstrebe — das ist ja selbstverständlich. Aber man muß dabei überzeugt bleiben und diese Überzeugung auch dem Kinde einprägen, daß wir aus uns selbst und *durch bloße eigene Kraft* nicht im stande sind, unser Heil zu wirken, ja nicht einmal die Versuchungen zu überwinden und das ganze natürliche Sittengesetz zu beobachten. Wir sind aus uns armselig und schwach und bedürfen in allen Lagen des göttlichen Gnadenbeistandes.

---

[1] Jo 15, 5. [2] Eph 6, 13. [3] 2 Kor 3, 5.

Diese so notwendige Gnade müssen wir uns zum guten Teil durch eigene Bemühung erwerben. Bis zu einem gewissen Grade kommt jedem Menschen die erleuchtende und anregende Gnade zuvor, aber die weiteren Gnaden will uns Gott nur geben, wenn wir die von ihm eingesetzten Gnadenmittel gebrauchen. Zu diesen Gnadenmitteln gehört an erster Stelle das Gebet. Wir müssen deshalb oft, andächtig und vertrauensvoll beten. „Man muß immer beten und nie nachlassen“, mahnt der Heiland[1], und wiederum: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet.“[2] Weil er so zum Gebete ermahnte, baten ihn die Apostel: „Herr, lehre uns beten“, und er entsprach dieser Bitte, indem er sie das „Vater unser“ lehrte. „Betet ohne Unterlaß“, schreibt der hl. Paulus an die Thessalonicher[3], und an die Kolosser: „Seid beharrlich im Gebete und seid wachsam darin mit Danksagung.“[4] Nach dem hl. Augustinus versteht derjenige recht zu leben, der recht zu beten versteht.

Diese Waffe des Gebetes ist dem Kinde schon in frühester Jugend notwendig und sie wird ihm mit dem zunehmenden Alter und den wachsenden Gefahren immer notwendiger. Es muß deshalb frühzeitig nicht nur über deren Notwendigkeit belehrt, sondern auch in deren fleißiger Handhabung geübt und geschult werden. Man muß es anleiten, sein Morgen- und Abendgebet, das Gebet vor und nach Tisch andächtig zu verrichten, andächtig der heiligen Messe und dem Gottesdienst beizuwohnen. Es ist auch ein heilsamer Gebrauch der Kirche, die Kinder, sobald sie die genügende Erkenntnis von Gut und Bös haben, zum Empfang des Sakramentes der Buße anzuhalten. Durch die Beicht wird das Kind angewöhnt, in sein Inneres zu blicken, sein Verhalten am Maßstabe der göttlichen Gebote zu richten, sich Rechenschaft zu geben über die geheimsten Gedanken und Begierden, das Böse als Beleidigung Gottes zu verabscheuen und den Entschluß zum Guten oft zu erneuern. Sodann erhält es in der Beicht nicht nur die Nachlassung der Sünden, sondern auch neue Gnaden, die ihm helfen, sich vor dem Rückfall zu bewahren.

Um das zwölfte Jahr herum pflegt man die Kinder zur ersten heiligen Kommunion zu führen, wo der Erlöser selbst in ihr Herz einkehren, sie in Liebe mit sich vereinigen und durch Gnaden zum Guten stärken will. Eine alte Erfahrung beweist, welch mächtige Wirkung die Feier der ersten heiligen Kommunion auf das kindliche Gemüt ausübt, wenn es in der richtigen Weise vorbereitet wird.

[1] Lk 18, 1. [2] Mt 26, 41. [3] 1 Thess 5, 17. [4] Kol 4, 2.

Es ist nach dem Gesagten wohl mehr als klar, daß eine rein naturalistische Erziehung, die von jeder übernatürlichen Gnadenordnung absieht, und höchstens mit religiösen Symbolen nachhelfen will, von uns Katholiken als völlig mangelhaft und unzureichend abgelehnt werden muß. Ohne unsern katholischen Glauben zu verleugnen, können wir gar nicht zugeben, daß eine sittliche Erziehung, die sich bloß auf die natürlichen Anlagen und Kräfte des Kindes stützt und dieselben zu entwickeln sucht, irgendwie befriedigende Ergebnisse erzielen könne. Die Gnade muß der Natur beständig zu Hilfe kommen. Wir sind arme, schwache Sünder, die sich beständig an die Gnade anklammern müssen, um nicht zu wanken und unterzusinken. In diesem Bewußtsein der eigenen Ohnmacht wurzelt die wahre christliche Demut, in ihm auch die heilige Furcht Gottes, die uns auf allen Wegen begleiten muß. Selbst die größten Heiligen beteten in diesem Bewußtsein täglich und inbrünstig um die Gnade der Beharrlichkeit im Guten.

4. Nun wendet man ein, es gehe nicht an, dem Kinde so frühe von der Religion zu reden. Die religiösen Wahrheiten und die christlichen Geheimnisse seien für das kindliche Verständnis viel zu hoch und zu abstrakt. Selbst bei Erwachsenen begegne man oft geringem Verständnis in Bezug auf diese Dinge.

Aber beweist denn nicht eine vielhundertjährige Erfahrung christlicher Eltern und Erzieher, daß es sehr wohl möglich ist, die Kinder in einer für ihr Alter ausreichenden Weise in die Grundwahrheiten des Christentums einzuführen? Ein ganz vollkommenes Verständnis der christlichen Geheimnisse vermag selbst der größte Gelehrte in diesem Leben nicht zu erreichen. Aber ein für seine Jahre genügendes Verständnis kann man selbst den Kindern leicht beibringen. Alle erfahrenen Pädagogen geben zu, daß die Kinder oft Erstaunliches leisten in der Auffassung religiöser Wahrheiten und daß sie in dieser Beziehung manchmal die Erwachsenen übertreffen. Ihr Gemüt ist eben noch rein und unbefangen, ungetrübt durch Vorurteile und verkehrte Neigungen. Man muß sich nur der kindlichen Auffassungsgabe durch anschauliche Darstellung anzupassen wissen. Es läßt sich auch leicht an die konkreten Verhältnisse des Kindes anknüpfen.

Das Kind erkennt ohne Mühe, daß es die Eltern, denen es sein Leben verdankt, die seine größten Freunde und Wohltäter sind, ehren, lieben und nicht durch Ungehorsam betrüben soll. Wie leicht kann man ihm nun begreiflich machen, daß es nicht nur einen Vater auf Erden, sondern auch einen unsichtbaren Vater im Himmel hat, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, der alle Dinge gemacht hat, leitet und

regiert. Er hat die Blumen des Feldes und die Vögel des Himmels geschaffen, er nährt und kleidet sie. „Er gibt dem Vieh seine Speise und den jungen Raben, die zu ihm rufen.“ [1] Er sorgt besonders liebend für uns Menschen, gibt uns unsere Nahrung und Kleidung. Deshalb beten wir zu ihm im „Vaterunser“: Gib uns heute unser tägliches Brot. Er sieht und hört alles. Wenn wir Böses getan, klagt uns eine innere Stimme an, die Stimme des Gewissens, das uns Gott eingepflanzt hat. Gott verabscheut die Bösen und straft sie, die Guten dagegen liebt er und will sie einst zu sich in den schönen Himmel nehmen und dort ewig glücklich machen.

Ein wichtiger Kanal, um dem Kinde die religiöse Erkenntnis zu vermitteln, ist das Beispiel der Eltern und Erzieher. Das Kind hat einen mächtigen Nachahmungstrieb. Wenn es sieht, wie die Eltern andächtig beten, ehrerbietig von Gott und heiligen Dingen reden, in Leiden und Widerwärtigkeiten zu Gott ihre Zuflucht nehmen, sich demütig und geduldig unter seine Schickungen beugen, sich durch den Gedanken an die liebende Vorsehung Gottes und die Hoffnung auf die ewige Seligkeit im Himmel trösten und aufrichten, ahmt es dieses Beispiel nach und erkennt, daß es so sein muß, und so sickern diese Wahrheiten der Religion unvermerkt in seine Seele ein und fassen dort tiefe Wurzeln. Jeder Erzieher weiß aus eigener Erfahrung, welch himmelweiter Unterschied ist zwischen einem Kinde, das die Frömmigkeit und Religiosität sozusagen mit der Muttermilch eingesogen hat, und einem andern, das in religiöser Beziehung verwahrlost aufwuchs.

Ganz vorzüglich kommt das Christentum mit seinen anschaulichen, süßen und ergreifenden Geheimnissen dem kindlichen Verständnisse weit entgegen. Schon der Anblick des göttlichen Kindes in der Krippe ist wohl geeignet, auf die lebhafte Einbildungskraft und das empfängliche Gemüt des Kindes tiefen Eindruck zu machen. Der ewige Sohn Gottes wollte aus Liebe zu uns, um uns zu erlösen und uns seine Gnadenschätze zu bringen, Mensch werden und als kleines Kind in einem Stalle arm und hilflos zur Welt kommen. Aber ein Strahl göttlicher Majestät umleuchtet die Krippe des Neugeborenen: die Engelscharen singen ihm ihren Lobpreis, und die Hirten und die Könige aus dem Morgenland huldigen ihm mit ihren Gaben. Die Weihnachtsbescherung der Kinder soll nach christlicher Auffassung nur ein Sinnbild der himmlischen Gnaden sein, welche uns das Christkindlein

[1] Ps 146, 9.

gebracht hat. Wir sollen deshalb das göttliche Kind wiederlieben und es in seiner Reinheit und Demut nachahmen.

Wie ergreifend wirkt ferner auf das Kinderherz das Bild des gekreuzigten Heilandes, der in Schmach und Schmerzen für uns am Schandholze sterben wollte! Dieses Bild schmückt die Wände des christlichen Hauses und der christlichen Schule, und das Kind wird schon auf dem Schoße der frommen Mutter angeleitet, das Zeichen des Kreuzes zu machen, um sich als Schüler und Nachfolger des Gekreuzigten zu bekennen. Von vielen Heiligen, z. B. der hl. Birgitta, wissen wir, das sie schon in zarter Kindheit durch die Erzählungen der Mutter vom Leiden Christi bis zu Tränen gerührt wurden und in heiliger Gegenliebe zum Erlöser entbrannten.

Von der Wirksamkeit der heiligen Sakramente der Buße und des Altars war schon die Rede. Eine alte Erfahrung beweist, daß es sehr wohl möglich ist, die Kinder in ein genügendes Verständnis dieser Geheimnisse einzuführen. Auch der feierliche Gottesdienst in der Kirche ist geeignet, dem Kinde eine hohe Idee von der Größe und Heiligkeit Gottes und der ihm schuldigen Ehrfurcht und Liebe beizubringen. Endlich vergesse man nicht die lieblichen katholischen Andachten, besonders die Andacht zur gebenedeiten Gottesmutter, zum heiligen Schutzengel und zu den übrigen Heiligen, die dem Verständnis des Kindes sehr nahe liegen und auf sein Gemüt einen nachhaltigen Eindruck machen, wenn sie Hand in Hand gehen mit passender Belehrung. Von vielen Heiligen wird uns in ihrem Leben berichtet, daß sie schon als kleine Kinder bei Anhörung des wunderbaren Heroismus der Heiligen, besonders der Märtyrer, in mächtigem Verlangen entbrannten, sie nachzuahmen und nach ihrem Beispiele alle Qualen und selbst den Martertod aus Liebe zu Gott zu erleiden. Wie leicht kann man an diese Beispiele der Heiligen anknüpfen und dem Kinde sagen, daß der liebe Gott jetzt nicht das Opfer des Lebens von ihm verlange, wohl aber, daß es die Heiligen nach seinen schwachen Kräften nachahme durch Frömmigkeit, Herzensreinheit, Gehorsam, Bescheidenheit, Arbeitsamkeit usw., kurz, durch ein wahrhaft christliches Leben, dann werde es auch einst zu den lieben Heiligen in den Himmel kommen.

Endlich vergesse man nicht die Wirksamkeit des Heiligen Geistes. Er ist unser eigentlichster Lehrmeister von frühester Kindheit an. Während die äußeren Worte an unser Ohr tönen, erleuchtet er unsern Verstand und eröffnet uns das heilsame Verständnis der christlichen Geheimnisse. Nur diese stille innere Wirksamkeit des Heiligen Geistes erklärt uns die

Tatsache, daß man oft bei ganz kleinen Kindern ein überraschend klares und tiefes Verständnis der christlichen Wahrheiten findet. Schon als fünfjähriges Kind stahl sich die hl. Elisabeth von Thüringen aus dem Kreise ihrer Gespielinnen in die Kapelle, warf sich dort vor dem Altare auf die Knie, faltete die Hände und betete lang und inbrünstig. Ähnliche Züge findet man sehr oft im Leben frommer Kinder. Sie haben eben einen Lehrmeister, der nicht das reifere Alter abzuwarten braucht, um sich seinen Schülern verständlich zu machen.

Ist aber nicht Gefahr, daß durch eine religiöse Erziehung, wie sie geschildert wurde, die Kinder zur Frömmelei verleitet werden? Wenn man, wie es heute von gewisser Seite gern geschieht, jede wahre Frömmigkeit und Gottesfurcht mit diesem Ausdruck bezeichnen will, dann geben wir die Gefahr zu, werden sie aber nicht vermeiden, sondern geradezu aufsuchen. Will man aber unter Frömmelei übertriebenes und heuchlerisches Frommtun verstanden wissen, dann ist die Gefahr sehr gering. Schon der natürliche Trieb der Kinder zu heiterem Spiel und Scherz ist ein mächtiges Gegengewicht. Der Erzieher soll diesen Drang zum Frohsinn nicht unterdrücken, sondern pflegen und in den rechten Schranken halten. Kopfhängerei und mürrisches Wesen passen am allerwenigsten für die Kinder.

Sodann gehört es zum pädagogischen Takt, in den religiösen Übungen und Unterweisungen das rechte Maß zu halten. Auch das Beste läßt sich mißbrauchen und übertreiben, und Übertreibungen schaden in allen Dingen. Jedenfalls muß der Erzieher stets auf die rechte innere Gesinnung dringen und den Kindern Abschen gegen jede Art von Unwahrhaftigkeit und Heuchelei einflößen. Dann wird die Gefahr ungesunder und unsolider Frömmelei leicht beseitigt.

Überblicken wir noch einmal unsere Ausführungen, so kann kein Zweifel daran aufkommen, daß eine wahrhaft gediegene sittliche Erziehung ohne Religion, und zwar ohne die katholische Religion für uns Katholiken unmöglich und undenkbar ist. Die Religion ist die Grundlage, auf der die sittliche Erziehung ruhen muß, sie ist ferner ein wesentlicher Teil und endlich ein unentbehrliches Mittel der Erziehung. Was für das Gedeihen und Blühen des Baumes die Wurzel, der Boden, Licht und Luft, das ist für die sittliche Erziehung die Religion.

Viktor Cathrein S. J.

Delhi.

15. Februar 1905.

Das Dunkel der Nacht lagerte über Delhi, als der Nord-Expreß sich der alten Kaiserstadt näherte. Es war 2 Uhr morgens. Ich hätte mir eine günstigere Stunde der Ankunft gewünscht, um den ersten Eindruck der einst so stolzen Herrin Asiens in mich aufnehmen zu können. Ein tiefer schwarzer Schleier lag über Delhi ausgebreitet. Nur der grelle Schein des elektrischen Lichtes erhellte die nächste Umgebung. Was die Nacht versagte, sollte der Tag in einem um so herrlicheren Lichte bieten.

Mein erster Ausflug führte mich nach dem „Ridge“. Vergangenheit und Gegenwart stoßen hier hart aneinander, die entschwundene Größe des mächtigsten Herrschergeschlechtes von Indien und die aufsteigende Macht seines neuen Herrn.

Der „Ridge“ stellt eine schmale Hügelkette dar, die sich im Nordwesten der Stadt hinzieht. Aus dem nach allen Seiten sich ausbreitenden Flachland ziemlich steil ansteigend gewährt der felsige „Rücken“ einen majestätischen Rundblick über Delhi. Die landschaftliche Umgebung zwar besitzt nichts, was reizen und anziehen könnte. Vor den Augen dehnt sich ein flacher, felsiger und sandiger Boden aus, der nur an einzelnen Stellen durch wellenartig sich hinschlängelnde Höhenzüge belebt wird. Im Osten zeichnen sich die Fluten der Jamuna von dem Ufergrün ab. Gegen Norden werden aus weiter Ferne die Firne des Himalaja in matten Umrissen sichtbar. Aber dieser felsige und sandige, von den gelben Wogen der Jamuna bespülte Fleck Erde lebt im Bewußtsein der Völker Indiens als das Unterpfand der Herrschaft über Indien fort. Wer über Delhi gebot, gebot über Indien. Wie um das Palladium Indiens, so wurde um diesen Fleck indischer Erde gestritten.

Es ist etwas ganz Eigenes um den ersten Blick auf eine Stätte, mit der durch Jahrhunderte die Geschicke einer halben Welt verwoben waren. Mit den Umrissen, die in der Ferne sich abzeichnen, steigt die ganze gewaltige Geschichte aus dem Dunkel der Vergangenheit empor. Über die Ebene hinweg schweift der Blick zuerst gegen Osten. Dort zieht sich in einer Ausdehnung von acht Kilometer die von dem prachtliebenden Moghulkaiser Shah Jahan angelegte Ringmauer hin, eine wuchtige, dunkelrot leuchtende Mauermasse, die durch Tore und Bastionen malerisch unterbrochen wird. Die bedeutendsten dieser Tore sind gegen Norden das Kaschmir- und Moritor, gegen Süden das Ajmir- und Agrator, gegen Westen das Kabul- und Lahoretor. Dicht vor uns erhebt sich das Kaschmirtor. Die Aufmerksamkeit wendet sich sofort den zusammengebrochenen Mauern und Bastionen zu. Aus diesem Trümmerbilde leuchtet die

Erinnerung an den letzten glorreichen Kampf auf Delhis heroischem Boden zu uns herüber. Sie führt uns in eine ganz naheliegende Vergangenheit. Binnen zwei Jahren (14. September 1907) vollendet sich erst ein halbes Jahrhundert, da war der Höhenzug, auf dem wir stehen, der Schauplatz der blutigsten Kämpfe, die vielleicht jemals um den Besitz Delhis ausgefochten wurden. Mit einem furchtbaren Blutpreis mußte der Erbe der alten Moghulherrlichkeit den kostbaren Talisman zurück erkaufen, um im Bewußtsein der Völker Indiens als der wirkliche Erbe der alten, in Delhis Kaiserstadt verkörperten Kaisermacht zu erscheinen.

Der indische Aufstand war ausgebrochen. Zur wilden Glut war der Fanatismus der Bevölkerung dem Laufe des Ganges entlang bis hinauf nach Delhi entbrannt. Die Kaiserstadt war im Besitz der Aufständischen. Von ihrem Wiedergewinn hing Englands Herrschaft über Indien ab.

In die denkwürdigen Tage dieses Kampfes versetzte mich lebhaft das Bild, in welchem sich die Ringmauer zwischen dem Kabul- und Kaschmirtor dem Blicke vom „Ridge" aus darbot. Von hier aus begannen die britischen Truppen ihre Operationen zur Wiedereroberung Delhis unter dem Höchstkommandierenden Archdale Wilson. Es war ein kühnes Unternehmen. Wilson selbst schilderte in einem Briefe vom 20. August die zweifelhaften Aussichten eines Gelingens. „Delhi", so schreibt er, „hat einen Umfang von sieben Meilen. Eine fanatische Bevölkerung lebt in seinen Mauern. Vierzigtausend von uns selbst diszipliniert Eingebornentruppen verteidigen den Platz gegen uns. Mit einem Artilleriepark von 114 schweren Festungsgeschützen und 60 Feldgeschützen sind die Mauern bewehrt. An Munition aller Art fehlt es nicht; denn die aufständischen Truppen sind Herren des größten Arsenals; ebensowenig mangelt es ihnen an einer ausgezeichneten Bedienung der Geschütze. Die Artilleristen entstammen unsern eigenen Regimentern. Die Festungsumwallung selbst ist zu einer kunstgerechten Verteidigungslinie von Bastionen von unsern eigenen Ingenieuren ausgebaut worden. Und das meisterhaft angelegte Glacis verhindert jede Bresche, die tiefer als acht Fuß liegt."

Der Angriff wurde auf die schmale Front beschränkt, die sich am günstigsten zum Artillerieangriff von dem „Ridge" aus eignete. Am 4. September kam das von Elefanten gezogene schwere Belagerungsgeschütz an und wurde während der beiden nächsten Tage in die mittlerweile angelegten Batterien gefördert. In der Nacht vom 7. September begann die erste Batterie ihre schweren Geschosse gegen die Moricbastion zu schleudern. Der Angriff setzte sich den ganzen folgenden Tag fort; am Abend waren dort die feindlichen Batterien zum Schweigen gebracht. Am 8. September wurde die Beschießung der Kaschmirbastion eröffnet. Die Wirkung war furchtbar. Die Mauern der Umwallung begannen zu sinken, ganze Flächen stürzten ein. Und nun dröhnte Tag und Nacht der gewaltige Donner der Batterien bis zum 13. September ohne Unterbrechung. Am 13. verkündete der Chef des Artillerieangriffes, daß die Bresche zum Sturme frei sei. Auf den folgenden Tag wurde der Sturm angesetzt. General Nicholson war die Seele des Angriffes. Noch jung, hatte er sich durch eine Unerschrocken-

heit und Entschlossenheit ausgezeichnet, die während der Tage banger Besorgnis den Mut unter Führern und Truppen aufrecht gehalten. Nicholson ist eine der glänzendsten Soldatengestalten, die Indien hervorgebracht hat. Diesem Manne vertraute Archdale Wilson die Hauptsturmkolonne an. Auf die am Kaschmirtor freigelegte weite Bresche sollte sich ihr Angriff richten. General Jones führte die zweite Sturmkolonne gegen die Bresche der Wasserbastion. Die dritte Kolonne unter General Campbell sollte die Moricbastion erstürmen, die vierte Kolonne unter General Reid das Lahoretor.

Während der Nacht vom 13. auf den 14. September hatte sich das furchtbare Rollen und Dröhnen aus fünfzig schweren Belagerungsgeschützen aufs höchste gesteigert. Die Dämmerung des 14. brach an. Ein herrlicher klarer Morgen leuchtete auf. Noch immer setzte sich das Dröhnen der Kanonen mit der ganzen Wucht der Schläge fort. Da legte Nicholson die Arme um die Schultern seines Kameraden Jones und fragte den Tapfern, ob er bereit sei. Dann gab er den Befehl zum Sturm. Mit einem Male schwieg der Kanonendonner. Einen Augenblick trat Totenstille ein. Plötzlich ertönte der schmetternde Klang der Sturmsignale. Die Sturmkolonnen rücken vor. Schnell ist das Glacis erreicht. Die Sturmleitern werden angesetzt. Aber auch das Feuer des Verteidigers wird furchtbar. Aus allen Feuerschlünden schien sich eine glühende Masse über den Angreifer zu ergießen. Als Hauptmann Baines mit seinen Sturmleitern die Wasserbastion erreichte, hatte er nur mehr 25 Mann um sich. Nicholson war der erste auf dem Wall. Seine Kolonne besetzte unter furchtbaren Verlusten die Kaschmirbastion. Die zweite Kolonne hatte sich in den Besitz der Moricbastion gesetzt und das Kabultor erobert. Und nun vereinigten sich die beiden Kolonnen zum Sturm auf das Lahoretor. Nicholson war allen voran. Der Feind eröffnet ein wohlgezieltes Feuer. Major Jacob fällt, Greville und Leke stürzen zu Tode getroffen nieder. Die Kolonne schwankt. Da stürmt Nicholson vor. Die hohe Gestalt lenkt sofort das Feuer auf sich. Von einer Kugel durchbohrt bricht der Held zusammen. Aber das Lahoretor war der Preis seiner Todeswunde. Das Kaschmirtor wird in die Luft gesprengt, eine Bastion nach der andern fällt. Am Abend war die Ringmauer im Besitz des Angreifers.

Große Kämpfe hat Delhi im Laufe der Jahrhunderte erlebt. Aber einen heroischeren Kampf hat es niemals gesehen als jenen, aus dem an diesem Tage der britische Löwe als der unbestreitbare Herrscher Indiens hervorging. Es war der glorreichste der glorreichen Tage, die diese Stadt geschaut, groß durch den Heldenmut der Verzweiflung seiner letzten Verteidiger, größer noch durch den Heldenmut des Eroberers. In dem Mute der Verzweiflung war noch einmal der Flammengeist jenes Glaubens aufgelodert, der im Besitze Delhis das Palladium der Herrschaft über Indien festzuhalten wähnte. Als die Sonne über Delhi unterging, da war auch Delhis Sonne für immer untergegangen. Fuit Ilium. Um Delhi, die Herrin Indiens, war es geschehen.

Es war wirklich ein herrliches Bild, das die Mauern und Bastionen der Umwallung boten, während ich dem Pfade folgte, der sich über den Kamm

des „Ridge" hinzieht. In dem warmen roten Farbenton der Mauermassen leuchtete die Ringmauer wie ein gigantisches blutgetränktes Denkmal, um das sich das hohe, mit Rasen und Strauchwerk bedeckte Glacis gleich einem Riesenkranz wob, dessen lebhaftes Grün sich im goldenen Lichte des Tropenmorgens wirkungsvoll von dem Rot der Granitmassen abhob. Hinter der Umwallung aber stieg die Palaststadt der Moghulkaiser empor. Auf ihrer Stirne trägt sie das Gepräge ihrer Taten. Aus ihrem Blick leuchtet der Genius ihrer Vergangenheit.

So bewegt und wechselvoll diese Vergangenheit nun auch erscheint, sie allein würde kaum ausreichen, um der Stadt jene Anziehungskraft zu geben, die sie auf einen jeden ausübt, der sie besucht. Es ist asiatische, es ist indische Geschichte. Und was ist diese Geschichte, von außen besehen, anders als eine Verkettung glorreicher Taten und furchtbarer Verbrechen, finsterer Verschwörungen und blutiger Familientragödien? Die Kaiser sind durchweg große Gestalten, aus einem kräftigen Stoffe geschaffen. Endlose Kriege erfüllen ihr Leben, und damit wechselt eine in den gröbsten Ausschweifungen schwelgende Üppigkeit.

Aber Delhis Antlitz erzählt doch noch etwas mehr als ein solches den großen weltgeschichtlichen Begebnissen fernliegendes Stück asiatischer Völker- und Fürstengeschichte. Es spiegelt sich darin einer der denkwürdigsten inneren Kämpfe des asiatischen Kulturlebens wider, der Kampf zwischen Brahmanismus und Islam.

Nichts ist so anziehend auf einer Fahrt, die durch so viele Länder, unter so verschiedenartige Völker führt, als in den Denkmälern der Vergangenheit dem unterscheidenden Wesen des Volkslebens nachzugehen. Was im tiefsten Grunde des Volkstums ruht, kommt hier in leuchtenden Bildern zur Erscheinung. Am machtvollsten aber prägt sich des Volkes Eigenart dort aus, wo zwei gewaltige, ihrem innersten Wesen nach grundverschiedene Volksindividualitäten aufeinanderstoßen, um nicht bloß auf dem Schlachtfelde, sondern auch auf dem Boden des geistigen Lebens um die Vorherrschaft zu ringen. Da werden die geheimsten Kräfte entfesselt und im gemeinsamen Ringen zur höchsten Entfaltung gebracht. Ein solches Ringen verkörpert Delhi.

Der tausendjährige Kampf zwischen buddhistischem und brahmanischem Kultus hatte seinen Abschluß in dem endgültigen Triumph der Zwingherrschaft des Brahmanismus gefunden. Seit dem 8. Jahrhundert schwindet der Buddhismus so schnell und gründlich von dem Boden, aus dem er hervorgegangen, daß seine einstige Blüte nur mehr in den Ruinen seiner Klöster und Heiligtümer erkennbar ist, während umgekehrt die Vorherrschaft des Brahmanismus die gesamte Staats- und Gesellschaftsordnung der indischen Halbinsel mit einer unübersteiglichen Schranke gegen jeden von außen eindringenden Einfluß umgibt. Die überwuchernde Lebensfülle des Hinduismus wächst sich in den vom Kultus ganz durchdrungenen Lebensformen und Gewohnheiten so phantastisch aus, daß der Inder ein Sonderling unter den Völkern wird, den nichts aus dem Traume jenes abgeschlossenen Für-sich-seins aufzuscheuchen vermag.

Da pochte von außen eine andere Macht an den Toren Indiens und rief die im Kampfe mit dem Buddhismus erstarkten Kräfte des Brahmanismus zu

einem viel gewaltigeren Kampfe wach. Mit dem erobernden Vordringen des Islam auf der Gangeshalbinsel (711) beginnt eine neue Epoche in der Geschichte des indischen Geisteslebens. Im Mohammedanismus und Hinduismus treten sich die schroffsten und feindlichsten Gegensätze gegenüber, Gegensätze, so groß, daß jeder Ausgleich ausgeschlossen schien, hier der eruptive, vom leidenschaftlichen Tatendrang erfüllte, alles mit sich fortreißende Glaube an den Propheten, dort die zäh beharrende und allem Einfluß widerstehende unbezwingbare Macht des brahmanischen Glückseligkeitsideales. In der religiösen und künstlerischen Verherrlichung jenes Wahngebildes hatte der Brahmanismus die geistigen Kräfte des indischen Volkes zur höchsten Betätigung, zu einer in ihrer Art glänzenden Entwicklung während seines tausendjährigen Ringens mit dem Buddhismus gesteigert. Wer möchte das leugnen? Aber es waren im Schoße des üppigen Kultus auch die tiefsten und niedrigsten Triebe entfesselt, die wildesten Leidenschaften entzündet worden.

Mit dieser alles umspannenden und durchdringenden Macht des Hinduismus nahm der Mohammedanismus den Kampf auf. Alles, was der Islam an Kräften in der Glut seines eigenen Wesens besaß, wurde aufs höchste angespannt; alles, was ihm der an Hilfsmitteln unerschöpfliche fremde Boden erschloß, wurde aufgeboten, um die religiöse Vorherrschaft des Hinduismus ebenso rücksichtslos zu brechen wie die politische. So gestaltete sich der Ringkampf zwischen Hinduismus und Mohammedanismus zu einem Riesenkampf, in dem die beiden gewaltigsten Grundmächte des asiatischen Geisteslebens aufeinanderstießen. Es war ein Kampf von weltgeschichtlicher Tragweite. Und die stolze Verkörperung dieses weltgeschichtlichen Kampfes ist Delhi. Aus dem Riesenkampfe ging die Kaiserstadt als der Sammelpunkt aller Herrlichkeit der im Islam begründeten Herrschaft über Indien hervor. Was Benares für den Hinduismus war, das wurde dieser Fleck Erde für den Mohammedanismus: der sakrale Boden, zu dem die dem Islam ergebene mittelasiatische Welt wie zu ihrem größten Heiligtum hinschaute und hinpilgerte.

Die ganze Ebene ringsum, so weit sie vom „Ridge“ gegen Westen und Süden in einer Ausdehnung von mehr als hundert Quadratkilometer sichtbar wird, ist ein einziges großes Delhi, ein Trümmerfeld und Totenfeld, aus dem allenthalben die Türme und Kuppeln zwischen spärlichem Grün emportauchen. Über manches weit ausgedehnte Ruinenfeld bin ich im Laufe meiner Wanderungen durch Cambodja und Java gestreift. Aber eine so massenhaft zusammengedrängte Fülle von Denkmälern ist mir nirgendwo begegnet. Es hängt diese Fülle aufs engste mit Delhis eigenartiger Entwicklung zusammen. Die Kaiserstadt ist in des Wortes wahrstem Sinne eine nomadisierende Stadt. Sie wandert auf der Ebene umher, bald an diesem bald an jenem Punkte sich in neuen und herrlichen Denkmälern erhebend. Es ist immer dasselbe Delhi, die gleiche Hochburg des Islam, der von hier aus den Kampf mit der Macht des Brahmanismus aufnimmt. Während Delhi von einem Punkt der Ebene zum andern wandert, wird dieser Kampf immer tiefer in das innerste Heiligtum des Hinduismus hineingetragen. Noch war kein Jahrhundert seit der ersten Eroberung Delhis verflossen, da dehnten

sich von hier aus die Eroberungszüge bereits bis zur südlichsten Spitze der gangetischen Halbinsel aus. Der Eroberer Delhis war der Beherrscher Indiens geworden. Immer sind es türkisch-tatarische Geschlechter, Sprößlinge der asiatischen Steppe, die einen stärker als die andern, welche unstät wie der Nomade auf dem felsigen Boden am Ufer der Jamuna umherziehen, um bald hier bald dort ihre Zitadelle von neuem aufzurichten. In der Fülle ihrer Macht haben sie sich durch ein halbes Jahrtausend zu behaupten vermocht. Zuerst waren es die Pathan. Unter diesem Namen haben sich die von Afghanistan aus eindringenden Stämme, welche von 1192 bis 1526 herrschten, in der Pracht ihrer monumentalen Bauten ein glanzvolles Andenken für immer in der Geschichte der Wanderungen Delhis gesichert. Die Pathan werden von den Moghul abgelöst. Der Sieg Babers bei Panipat (1526) leitet die zweite große Epoche der Kaiserstadt, das Zeitalter der Moghul ein. Es ist das goldene Zeitalter Delhis, jene Epoche, von deren märchenhaftem Glanz uns die Indienfahrer des 17. und 18. Jahrhunderts nicht genug zu erzählen wissen.

So ist die Kaiserstadt in ihren Wanderungen und Wandlungen der treue Spiegel des denkwürdigsten aller Kämpfe, die je auf dem Boden Indiens ausgefochten wurden. Wie in einem einzigen großartigen Rundbild lassen sich von der Höhe des „Ridge" aus diese Wanderungen und Wandlungen des asiatischen Rom überblicken, während eine Flut völkerbewegender Ereignisse sich vor dem geistigen Auge über die Ebene ergießt. Die Wanderungen beginnen im Westen. Tief am Horizont steigt dort wie eine fein sich zuspitzende Nadel der schlanke Siegesturm des ersten Eroberers von Delhi über einer Hügelkette auf. Es ist der Kutab Minar. Hier liegt der Ausgangspunkt der wandernden Kaiserstadt. Indem wir von diesem Punkte aus den Wanderungen folgen, welche das nomadisierende Delhi auf der Ebene einschlägt, erhellen sich die Phasen des Riesenkampfes, den Islam und Hinduismus ausgefochten haben.

16. Februar 1905.

Es war noch früh am Morgen, als uns ein flinkes Wägelchen durch Delhis schönste Straße (Chandni Chauk) nach dem Kabultor trug. Vor uns öffnet sich das mächtige Tor und hinaus geht es in die weite Ebene dem ältesten Delhi zu. Ringsum ist es still, totenstill — in dieser Morgenstille wirklich eine Fahrt über ein Totenfeld. Von allen Seiten winken die Kuppeln der ungezählten Mausoleen den Totengruß eines entschwundenen Geschlechts uns zu. Allmählich tritt gegen Süden der stolze Turm des Kutab Minar klarer hervor. Einen fesselnden Anblick gewährt es, wie der riesige Schaft aus der Ferne zuerst zart und fein emporsteigend, dann immer mächtiger in seinen Massen, immer harmonischer in seinen Maßen zur Erscheinung kommt. Die Siegessäule schließt gegen Süden das Toten- und Trümmerfeld ab. Wir haben bald die leicht ansteigende Höhe erreicht und befinden uns auf dem Boden der ältesten Schöpfung des Islam, rings von großartigen Ruinen umgeben, wohin das Auge schaut.

Durch ein mächtiges Portal treten wir in den von Arkaden eingeschlossenen Hofraum und stehen auf der Schwelle jener Stätte, von der einst der denkwürdige Kampf zwischen den beiden gewaltigsten religiösen Grundmächten des fernen Ostens ausging.

Wie ein verheerender Strom hatten sich die Araber über die orientalische Welt ergossen. Kaum waren hundert Jahre seit den ersten Eroberungen verflossen, da reichte die Sturmflut von der Nordküste Afrikas bis zum Industale. Selbst bis ins Panjab waren die Vorkämpfer des Islam vorgedrungen. Man hätte nun erwarten können, daß ihre Scharen bald Indien ebenso verheerend überfluten würden wie Persien. Unermeßliche Schätze lockten in das Gangestal. Aber seltsamerweise schien sich hier der Strom zu brechen. Wohl fanden gelegentlich Einfälle statt. Aber erst dem Ghaznavidenherrscher Mahmud (997—1030) blieb es vorbehalten, seine Eroberungszüge über die Grenzen des Panjab hinaus auszudehnen. Nicht weniger als zwölf Heereszüge unternahm er nach Indien. Die ersten führten ihn in das Fünfströmeland. Von dort wandte er sich dem Gangesgebiete zu. Die Halbinsel Gujerat, reich an mächtigen Städten, wurde zuletzt der Mittelpunkt seiner indischen Unternehmungen. Aber so kühn diese Eroberungszüge durchgeführt wurden, so gelang es dem gewaltigen Eroberer trotzdem nicht, in das Herz des Hinduismus einzudringen. Der Islam konnte die herrlichen Tempel Gujerats in Schutt und Asche legen. Aber der Hindu blieb, was er war, unzugänglich jeder Propaganda von Feuer und Schwert. Mittlerweile aber hatte der Islam das weite Gebiet zwischen Oxus und Indus dem Glauben des Propheten erobert. Dort hatten sich die türkisch-mongolischen Stämme angesiedelt. Von frischer, kühner Lebenskraft erfüllt, von unersättlichem Unternehmungsgeist getragen, waren diese Söhne der Steppe einst aus ihren alten zentralasiatischen Wohnsitzen aufgebrochen, um, einem unbestimmten Drange gegen Westen folgend, vielleicht auch von einer dunkeln Kunde Indiens angezogen, nach neuem Länderbesitz zu suchen. Alles Gebiet nördlich und südlich vom Hindukusch hatten sie erobert. Da kam der Islam und gab dem unruhigen, stets vorwärtsdrängenden Zug dieser Stämme einen neuen Schwung. Einmal für den Islam erobert, wurden die Sprößlinge der zentralasiatischen Steppe die kühnsten und erfolgreichsten Vorkämpfer der Religion des Propheten. Ihnen war es beschieden, den Flammengeist des mohammedanischen Fanatismus erobernd ins Herz Indiens hineinzutragen und von dort aus eine neue asiatische Weltherrschaft zu begründen. Der Traum, der einst dem welterobernden Genius Alexanders vorgeschwebt, als es ihn mit geheimnisvoller Gewalt nach dem Märchenlande Indien zog, war in der Dichtung und Sage der mittelasiatischen Völkerkreise erhalten geblieben. Der Name „Alexander" war gleichbedeutend mit „Weltherrscher" geworden. Und diese „Weltherrschaft", d. h. die Herrschaft über „Mittelasien", fiel zusammen mit der Herrschaft über Indien.

Vor allem suchten die gegen Süden vordringenden türkisch-tatarischen Stämme einen festen Ausgangspunkt für ihre indischen Eroberungszüge zu gewinnen. Sultan Mahmud hatte diesen Ausgangspunkt in Gujerat gesucht. Der Versuch war mißlungen. Das Auge richtete sich jetzt auf jene Stätte, von der aus sich

einst den vordringenden arischen Einwanderern selbst das Wunderland Indien erschlossen hatte. Hier hatte später das sagenumwobene Indraprastha geblüht, die im epischen Liede gefeierte Stadt des Heldenkönigs Judhisthira. Wenige Meilen davon entfernt war eine neue, mit prachtvollen Tempeln geschmückte Stadt als Erbin des alten heroischen Glanzes von den Tomarafürsten (1052 bis 1151) erbaut worden. Die Herrschaft der Tomara wurde von den Chauhan abgelöst. Und sie waren es, die aus der von ihren Vorgängern angelegten Zitadelle eine der glänzendsten Städte Nordindiens machten. Das Reich, dessen Mittelpunkt die Zitadelle wurde, dehnte sich unter dem unternehmenden Fürsten Rai Pithora (1175—1193) von der Jamuna bis zum Indus aus. Rai Pithora wird in Dichtung und Sage als der größte Heros Nordindiens gefeiert. Ein tragisches Ende war ihm beschieden. Als er auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Macht stand, da brachen von Afghanistan die türkischen Stämme, die Pathan, ein. Unter ihrem kühnen Heerführer Kutab-ud-din überfluteten sie das Fünfströmeland und bedrohten die beiden Hauptstädte des von Rai Pithora beherrschten Reiches Delhi und Ajmir. Der erste Anprall wurde 1191 glänzend zurückgewiesen. Aber zwei Jahre später erneuerte sich der Angriff der Pathan. Rai Pithoras Heer wurde zermalmt, oder um die dichterische Sprache des mohammedanischen Geschichtschreibers zu gebrauchen: „Die gewaltige Kriegermasse, einmal erschüttert, schwankte wie ein großer Bau und brach in ihren Trümmern zusammen." Kutab-ud-din zog in Delhi ein, und schon im nächsten Jahre stand der Eroberer Delhis als Sieger auch in Benares auf dem Boden der heiligsten Stadt der indischen Welt.

Die ersten Eroberer Delhis waren eine in jeder Beziehung entschlossene, tatkräftige Rasse, kühn und gewaltig in ihren Eroberungszügen, schöpferisch und groß in ihren religiösen Denkmälern. Kaum fühlten sie sich sicher in ihrer Eroberung, so setzten sie sich auch schon ans Werk, um in dem Mittelpunkt des von ihnen eben begründeten Reiches den Glauben des Propheten in einem Heiligtum von solcher Pracht und Schönheit zu verherrlichen, daß dadurch vor aller Augen der Triumph des Islam über die „Ungläubigen" sichtbar wurde. Dem Einfluß des Islam war es gelungen, in diesen unstäten Söhnen der hochasiatischen Steppe, die in ihren alten Wohnsitzen nur unter ihren leichten, schnell beweglichen Zelten daheim gewesen, einen außerordentlichen künstlerischen Unternehmungsgeist zu wecken. Das Auge des Nomaden, bis dahin einzig mit den flüchtigen Umrissen seines vom Winde bewegten Zeltdaches vertraut, wurde von der majestätischen Größe, die der Islam in seiner Architektur erstrebte, gefangen. Bereits in ihrer neueroberten Heimat am Oxus waren die türkisch-tatarischen Stämme die gelehrigen Schüler des arabischen Meisters auf dem Felde der Architektur geworden.

In diesen halbwilden kriegerischen Horden glühte ein tiefes dichterisches und künstlerisches Empfinden. Was sie bald zart bald glühend in ihren Liedern aussprachen, das hatten sie schnell ebenso lebendig im Steine auszudrücken gelernt. Es war ein aus dem innersten Grunde der Volkskraft hervorquellendes Schaffen, das in den Denkmälern der Kunst jetzt nicht weniger reich hervorbrach wie in

den Schöpfungen der Poesie. Dieser architektonische Zug pflanzte sich nun nach Indien fort und regte sich um so mächtiger, je eindrucksvoller der religiöse Genius der Inder dem Eroberer in einem künstlerischen Glanze entgegentrat, der aus unzähligen Denkmälern sich über das eroberte Land ergoß. Der siegreich vordringende Islam bot daher vom ersten Augenblick alles auf, um die künstlerische Herrlichkeit des Hinduismus durch den Glanz seiner Denkmale zu überstrahlen. Das ist es, was den Bauwerken, in denen sich die ersten Beherrscher Delhis verewigt, einen so fesselnden Reiz verleiht. In den Denkmälern, denen das Auge an der Schwelle des künstlerischen Schaffens begegnet, kündet sich schon die gewaltige, alle Schätze des Landes ausbeutende, alle Kräfte des Volkes wachrufende Kunstepoche an, in der sich der Kampf zwischen Islam und Hinduismus widerspiegeln sollte.

Den Mittelpunkt der Bauten bildet die große von Kutab-ud-din (1193—1211) erbaute Moschee. Es sind Trümmer. Aber selbst aus dem ruinenhaften Aussehen spricht ein eigentümlicher Zug von Kraft und Schönheit. Den Mittelpunkt der Fassade bildet das in den schön geschwungenen Linien des Kielbogens auslaufende Hauptportal. Zu beiden Seiten wird das Hauptportal von kleineren Portalen eingeschlossen, die gleich dem Mitteltor halbkreisförmig aufsteigen und mit auswärts geschweifter Spitze enden. Die breiten Mauerflächen, die Säume und Umfassungen der Bogenöffnungen überdeckt ein Ornament verschlungener Bänder und Streifen, mit deren reizvollem Linienspiel sich Sprüche des Koran in der strengen einfachen kufischen Schrift verweben. Das ist kein Werk einer beginnenden, unsicher tastenden, mühsam ringenden Kunst. Portale und Bogen sind in ihren kräftigen, harmonisch zusammenwirkenden Linien Meisterstücke eines in seiner Art vollendeten Baustiles. Dieser Stil war an den Ufern des Nil zuerst zu einem festen, klar ausgeprägten System und zu imposanter Durchbildung gelangt: ein stattlicher Kuppelbau von strenger Anlage auf quadratischer Grundform mit mächtigen Pfeilern und Säulen, Bogen und Portalen, rings von einer stolzen Halle umgeben, die einen weit gestreckten Hofraum abgrenzt, daneben die in mehreren Absätzen schlank aufsteigenden Minarets: das sind die wesentlichen Umrisse, in denen sich die architektonische Form der Moschee ausprägt. Unter dem Einfluß des tiefsinnigen Ernstes der alten Pharaonenbauten erhob sich diese architektonische Grundform zu überraschender Großartigkeit. Man sollte fast meinen, das künstlerische Streben jener gewaltigen urzeitlichen Epoche Ägyptens, das sich in den strengen, primitiven, durch keinerlei Schmuckformen verzierten Baumassen der Pharaonen einst aussprach, habe sich in der ernsten geschlossenen Architektur des Islam nur weiter entwickelt. Streng und klar gegliedert bauten sich die Mauermassen in der majestätischen Schönheit der Portale, in der monumentalen Gestalt der Kuppeln, in den kühn geschwungenen Linien der Bogen, in dem glänzenden Säulenbau der den Hof umgrenzenden Arkaden, in der reichen Zinnenkrönung der Mauern auf. Die der Moschee eigentümlichen Elemente wurden der künstlerische Ausdruck alles dessen, was der Moslim im Glauben an seinen Propheten zu besitzen wähnte. Sie stellten ihm im künstlerischen Bilde das siegverkündende Symbol des Islam dar. Darum durften Kuppel und Bogen,

Arkade und Minaret auch bei der ersten Schöpfung des Islam auf dem Boden Delhis nicht fehlen.

Indem wir durch das Hauptportal schreiten, öffnet sich ein langgestreckter Hof. In einer Länge von 385 Fuß dehnt sich zu beiden Seiten des Hofes eine Linie von Arkaden aus. Jede Arkadenlinie bestand ursprünglich aus drei großen und acht kleineren Bogenbauten; die großen Bogen haben eine Höhe von 53, eine Breite von 24 Fuß. Leider ist nur mehr die eine Arkadenlinie noch einigermaßen gut erhalten. Ein Rundgang durch die Säulenhallen läßt uns in dem Ornament der Säule sofort den indischen Ursprung erkennen. Die Pfeiler zeigen eine Feinheit in der Durchbildung des Details, welche die schöpferische Kraft dieser Meister glänzend offenbart. Was uns bei näherer Betrachtung vor allem überrascht, das ist der Reichtum der Erfindungsgabe. Jeder Pfeiler ist in seinem Ornament von dem andern verschieden. Manchmal scheint es, als stimmten sie Linie um Linie überein. Aber die Übereinstimmung schwindet, sobald man die einzelnen Felder vergleicht. Diese Fülle plastischer Details, die sich filigranartig über alle Teile hinstreckt, weckt einen ungemein lebendigen Eindruck. Es bereitete mir einen ganz eigenen Genuß, den Reichtum dieser prunkvollen Gebilde in dem perspektivischen Linienspiel der Säulenreihen auf das Auge wirken zu lassen. Wie schade, daß nur ein Teil der Säulen erhalten geblieben! Alles in allem sind es noch 340 Pfeiler, ein Viertel der Säulen, aus denen ursprünglich die Arkaden bestanden. Es muß einen unbeschreiblich schönen Eindruck gemacht haben, als alle diese zierlichen Gestalten in langen Reihen die Fülle ihres Ornamentes entfalteten.

Während sich in den gewaltigen Massen der Portale und Kuppeln der Ernst und die Energie des religiösen Gedankens des Islam ausdrückt, beginnt sich gleichzeitig in der ornamentalen Pracht der Plastik ein echt indisches Element mit Bogen und Kuppel zu verbinden. Was die indische Kunst in der Mannigfaltigkeit ihrer Ornamentik zu leisten verstand, überstrahlte alles, was der islamitische Eindringling mitgebracht hatte. Leicht bewegt, bunt und keck breitete diese Kunst eine Fülle des Schmuckes über alle Glieder des Baues aus. Dieser Reichtum wirkte bestechend auf den türkischen Eroberer. In dem plastischen Reichtum der indischen Kunst hatte er ein Element entdeckt, das den ernsten Massen des sarazenischen Baues nur angepaßt zu werden brauchte, um eine außerordentliche künstlerische Wirkung zu erzielen. Mit der feierlichen Pracht der sarazenischen Kunst mußte sich die Feinheit und Eleganz der indischen Kunst verbinden. Dann konnte ein Werk entstehen, das alles übertraf, was der Hinduismus selbst jemals auf dem Boden der religiösen Kunst hervorgebracht hatte.

Ihren ersten Triumph feiert diese künstlerische Allianz zwischen dem Eroberer und dem Eroberten in der Siegessäule, die vor unsern Augen stolz in die Lüfte steigt. Die Siegessäule ist ein wahrhaft fürstliches Denkmal.

In der Anlage des Turmes folgte der Eroberer dem architektonischen Vorbilde, das er in den Siegestürmen der Hindu vorfand. Es war ein seit vielen Jahrhunderten von den Hindufürsten gepflegter Brauch, ihre Siege durch Säulen und Triumphbogen zu verewigen. Die Siegessäulen und Siegestürme werden

zusammengefaßt unter dem gemeinsamen Namen: jayastambha, „Siegespfeiler". Ursprünglich eine einfache Säule (stambha), entwickelte sie sich allmählich zu einem Siegesturm. Die Türme steigen in mehreren Geschossen, drei, vier, fünf, zu einer Durchschnittshöhe von 100—150 Fuß empor. Das Äußere wird durch Lisenen und Friese, nicht selten auch durch umlaufende Galerien reich gegliedert. An den Wandflächen aber entfaltet sich die ganze Schönheit indischer Plastik. Der Eroberer Delhis griff dieses Vorbild auf, um den Triumph des Islam in einem Siegesturme zu verherrlichen, wie ihn noch kein Hindufürst aufgeführt. Der Kunstgeist war bereits so mächtig erstarkt, die Freude an monumentaler Pracht so groß, daß daraus ein Werk hervorgehen konnte, das an Glanz alles Frühere überbietet, während es an Hoheit der künstlerischen Auffassung von keinem noch folgenden Werke dieser Art mehr erreicht wird. Es ist ein Bau von herrlicher Schlankheit und Schönheit der Verhältnisse. Ein Polygon von 24 Seiten, deren jede 6 Fuß mißt, bildet den Unterbau. Der Unterbau stellt gewissermaßen den Riesensockel einer gewaltigen Säule dar, deren Schaft, sich in fünf Stockwerken immer mehr verjüngend, zu einer Höhe von 238 Fuß emporsteigt. Das erste der fünf Geschosse mißt 94,11, das zweite 50,8, das dritte 40,9, das vierte 22,4, das fünfte 18,2 Fuß. Mißt der Durchmesser des Schaftes am untern Rand 47,3, so verkürzt er sich am obern Rand zu 9 Fuß. Durch diese ungleiche Verteilung der Maße ist es dem Erbauer gelungen, der Anlage eine so lebendige Gliederung zu geben, daß die wuchtige Masse in freiem anmutigem Schwung emporzusteigen und über sich selbst hinauszuwachsen scheint. Dazu kommt nun der feinsinnige Wechsel, mit dem die Wandbekleidung der einzelnen Stockwerke behandelt wird. Der Schaft erscheint als eine reich kannelierte Säule. Im untersten Stockwerk setzt sich die Kannelierung abwechselnd aus halbkreisförmigen und rechteckigen Pfeilerschnitten zusammen; im zweiten ist die Kannelierung nur halbkreisförmig, im dritten rechteckig, im vierten halbkreisförmig und flach, im fünften rechteckig und flach. Doch das genügte dem auf rhythmisches Leben gerichteten Sinne des Künstlers nicht. Um jedes Stockwerk läuft ein in herrlicher Plastik ausgeführter Balkon, der, auf einem eleganten Sockel ruhend, kühn über die Wandfläche hervorspringt. Die zierlichen Arabeskenbänder, die sich mit den grandiosen arabischen Spruchbändern zwischen den Galerien um den Schaft schlingen, erhöhen noch den Eindruck der rhythmisch bewegten Gliederung. Während das Auge sich an der Pracht der Formen erfreut, übersieht es fast ganz die Schönheit des Materials, das zu dem Aufbau verwendet wurde. Es ist ein trefflicher roter Sandstein; abwechselnd wird für die Stockwerke eine hellere und dunklere Tönung des Rot verwandt. Das oberste Stockwerk aber leuchtet in schneeweißem Marmor. Zu der Schönheit des Aufbaues gesellt sich die glückliche Lage. Der Kutab Minar beherrscht in einer nach jeder Seite offenen Lage die gegen Westen schroff abfallende Bodenerhöhung, aus der der Koloß emporwächst. Dadurch unterscheidet er sich von dem Glockenturm in Florenz. Das Campanile ist zwar um 30 Fuß höher. Die edle Gliederung und reiche Dekoration rufen eine ungleich größere künstlerische Harmonie hervor. Aber vor der Majestät der

Domkuppel tritt dort die Schönheit des Turmes zurück. Der Bau vermag sich nicht frei zu entfalten. Hier hingegen schwingt sich die Masse des Turmes in ungezwungener Leichtigkeit und Freiheit empor. Durch die freie, unbeengte Lage kommt der Aufbau in der ganzen lichten Schönheit seiner Glieder zur Geltung.

Das ist die Siegessäule Kutab Minar. Je länger man sie betrachtet, um so mehr reißt ihr Anblick zur Bewunderung fort. Die klare Gliederung, die reinen Verhältnisse, der kühne Aufbau, der reiche Schmuck, dessen edle Formenfülle sich an den Arabesken und Balkonen zum Ausdruck heiterer Pracht steigert, geben diesem Werke den ersten Platz unter allen Schöpfungen des ältesten Delhi. Klein und unbedeutend erscheint dem Koloß gegenüber die eiserne Säule, die sich inmitten des Arkadenhofes erhebt. Es ist dies zwar eines der merkwürdigsten Denkmäler des indischen Altertums. Die Säule ist nämlich nicht aus Bronze oder aus Stein gearbeitet, sondern ein Schaft aus getriebenem Eisen. Dieser Schaft ragt in einer Höhe von 32 Fuß aus dem Boden hervor, soll sich aber zu annähernd der gleichen Tiefe noch in den Boden versenken. Die Bearbeitung der gewaltigen Eisenmasse spricht für den hohen Fortschritt der Technik im 4. Jahrhundert n. Chr. Unter dem stolzen Namen „Arm des Schicksals" war die von einem reichen Sagenkranz umflochtene Säule ein kostbarer Talisman geworden. Wer die Säule besaß, war im Besitze des Unterpfandes der Herrschaft über Indien. Auf dem heiligen Boden Mathuras, dem μάθουρα τῶν θεῶν der alten Griechen, einst aufgerichtet, verherrlichte sie in der Inschrift, die ihr eingegraben ist, eine der bedeutendsten Herrschergestalten Indiens, den König Chandragupta, der im 4. Jahrhundert den größten Teil des nördlichen und mittlern Indien zu einem mächtigen Reiche vereinigt hatte. Als Vikramāditya, „Sonne der Macht", lebte dieser Fürst in der Erinnerung Indiens fort, und das Größte und Schönste, was Indien in jenem Zeitalter hervorgebracht, die Blüteepoche seines Geisteslebens, wurde in Dichtung und Sage mit dem Namen Vikramāditya verflochten. Der „Sonnenkönig" war der Inbegriff von Indiens Herrlichkeit. Dieser Glanz übertrug sich auf die von ihm aufgerichtete Säule. Als daher der Tomarafürst Anangapāla ein neues Reich begründete, dessen Mittelpunkt er nach Delhi verlegte, verpflanzte er auch das Palladium der Herrschaft über Indien von dem sakralen Boden Mathuras nach diesem neuen Mittelpunkt. Aber den eisernen „Arm der Geschicke Indiens" hatte ein mächtigerer Arm überwunden. Die 900jährige Säule des „Sonnenkönigs" sollte sich wie zum Hohn auf den überwundenen Hinduismus in der Mitte der vom Sieger umgewandelten Stadt erheben, um Zeugin der neuen Herrlichkeit zu sein, die in Gestalt des Siegesturmes hoch über ihr emporstieg.

Von dem Siegesturm wandte ich mich dem Grabe des Kaisers Altamsh (1211—1236) zu. Es erscheint winzig gegenüber den beiden gewaltigen Schöpfungen von Moschee und Minar. Aber wir haben in ihm eines der interessantesten Beispiele jener künstlerischen Allianz vor uns, welche die indische und sarazenische Kunst immer enger verbindet. Wenngleich sich noch eine gewisse Unsicherheit bei der glücklichen Anpassung der plastischen Einzelheiten des Hindustils innerhalb der architektonischen Umrisse von Bogen und Portal, Nische und Gewölbe an

einzelnen Stellen zu erkennen gibt, so ist die Verschmelzung des indischen und sarazenischen Elementes doch bereits so glücklich eingeleitet, daß das Auge auf das angenehmste überrascht wird von der Schönheit des ornamentalen Schmuckes, mit dem die Wandflächen bekleidet sind. Die herrliche rote Gesteinsmasse erweckt, aus der Ferne betrachtet, den Eindruck, als sei es ein einziger kräftiger Felsblock, aus dem das Grabdenkmal mit seinem Freiraum im Innern und seinem bogengeschmückten Portal herausgehauen ist. Das Spiel der sich emporrankenden und verflechtenden Linien vermag keine Feder wiederzugeben. Ein Hauch klassischer Schönheit belebt in den Rankengewinden, in dem Blumen- und Blattschmuck die Steinmasse. Es mag uns manches noch überladen und in der Fülle der Einzelheiten verwirrend erscheinen. Da ist kein Zoll breit freier Fläche ohne Ornament. Aber auch das Kleinste zeigt Züge einer vollendeten Kunstfertigkeit. Plastische Bestimmtheit und Klarheit zeichnet die einzelnen Muster aus, so daß selbst heute, nachdem Jahrhunderte der Verwüstung darüber hinweggezogen sind, die bis in die Einzelheiten dringende Feinheit und saubere Zierlichkeit der Arbeit sich erhalten hat.

Doch noch mehr fesselt den Blick der Siegesbogen Ala-ud-dins, der Alai Darwâzah. Steht der Siegesturm Kutab-ud-dins an der Schwelle der Triumphe der ersten Herrn von Delhi, so bezeichnet das Siegestor bereits den Höhepunkt der Erfolge, den innerhalb eines Jahrhunderts der Pathaneroberer an der Stätte erzielt hatte, auf der einst die glänzende Hauptstadt des Tomarafürsten gestanden. Der Alai Darwâzah ist in des Wortes bestem Sinne eine Siegespforte; der Siegesturm findet in ihm die ebenbürtige Ergänzung. In stolzen Zügen feiert die Inschrift ihren Erbauer Ala-ud-din (1295—1316) als Sicandar Sani, „den zweiten Alexander". Was Alexander vergeblich erstrebt hatte, die Herrschaft über Indien, das verwirklichte Ala-ud-din im Jahre 1310 mit seinem Siegeszuge nach der Südspitze Indiens. Bis zum größten Heiligtum des Hinduismus im äußersten Süden, dort, wo die Inselbrücke nach Ceylon hinüberleitet, auf der der „edle" Affe Hanuman seine Kohorten dem Prinzen Rama zur Hilfe führte, drangen seine Heeresmassen vor. Und als die Fahne des Propheten über jenem Tempel von Ramesvaram wehte, jenem größten Heiligtum des Südens, das die edle Affentat verewigt, da schien das Werk vollendet, das hundert Jahre früher Kutab-ud-din mit der Eroberung Delhis hoch im Norden eingeleitet hatte. Ganz Indien, von den Tälern des Fünfströmelandes bis zum Kap Comorin, lag zu den Füßen des Islam. Dieses Siegesjahr sollte in dem Siegestor verherrlicht werden. Darum leuchtet das Jahr 710 (= 1310) in dem schwungvollen und kräftigen Schriftzug über dem Tore. Aber wirksamer und würdiger als in dem Schriftzug sollte sich das Siegesjahr in dem künstlerischen Charakter des Denkmals verewigen.

Dem Siegestor ist die Gestalt eines Rechtecks gegeben, das nach jeder Seite sich in einem spitzbogenförmigen Durchgang öffnet. Über dem Rechteck erhebt sich eine Kuppel. So anspruchslos der Bau in seinen architektonischen Umrissen erscheint, so prunkvoll entfaltet er sich in dem Ornament. Eine bewundernswerte Feinheit kommt in der Zeichnung zur Geltung. Es ist ja wahr: diese Bänder

und Ranken, die sich nach allen Richtungen hinziehen, bewegen sich nur in einem mit feiner Berechnung herausgeklügelten Linienspiel, welches bald aus geometrischen Figuren bald aus streng typischem Blattwerk zusammengesetzt wird. Es scheint den Künstlern nicht gegeben, in einer klaren Symbolik der Formen und in lebensvollen Gestalten einen großen Gedankeninhalt zu veranschaulichen. Und doch, so sehr die Kunst des Islam von dem typisch starren Geiste dieser Überlieferung befangen war, als sie den Boden Indiens betrat, so strömte ihr doch in der Berührung mit der unvergleichlich reicheren Plastik der indischen Kunst ein solcher Reichtum neuer und frischer Motive zu, daß die überlieferten Formen mit einem viel freieren künstlerischen Empfinden als anderswo durchdrungen wurden. Unversieglich scheint die Erfindungsgabe des Künstlers geworden zu sein. Die allgemeinen Umrisse erinnern zwar überall an das typische Vorbild. Aber der Künstler weiß das Thema zu einem wunderbaren Reichtum zu entfalten. Nach allen Richtungen verfolgt das Auge das anmutige Linienspiel, wie es sich um Portal und Nische webt, am Bogen und Gewölbe emporschlingt. Überall tauchen neue, graziösere Formen auf. Aber wenn auch der Reichtum *indischer* Plastik an dieser Fülle seinen besondern Anteil hat, so macht sich doch ein ganz bedeutsamer Unterschied gegenüber den Denkmälern des Hinduismus geltend. In den Darbietungen der indischen Kunst wird die Freude an dem Reichtum der Formen immer getrübt durch die üppigen, willkürlich spielenden Dekorationsformen. Dieses *überladene* Dekorationsspiel fehlt hier. Das künstlerische Empfinden bricht in einer Lauterkeit und Schönheit hervor, die einen unvergleichlich höheren und edleren Formensinn offenbart. Darin zeigt sich die überlegene Kunst des Islam.

In kurzem Abstand von dem Siegesbogen Ala-ud-dins erhebt sich dessen Grabmal. Alle Schönheit des Triumphbogens spiegelt sich in dem Grabmal wider, das dem Schöpfer des Alai Darwázah errichtet wurde. Die Kunst der Pathanfürsten stand auf dem Höhepunkt. Der Hindukünstler hatte gelernt, die fremdartigen Formen des Islam mit den Formen seiner eigenen künstlerischen Überlieferung so vollkommen zu durchdringen, daß diese Verschmelzung den architektonischen Massen auch ein ganz neues Leben und eine bis dahin unbekannte Frische einhauchte. Die Wände sind im Innern mit einem Stickmuster von unübertroffener Schönheit bedeckt. Was aber noch mehr das Auge entzückt, das ist die leichte und ungezwungene Art, in welcher der Innenraum aus einem Rechteck in ein Oktogon übergeleitet wird. Dort nämlich, wo die Kanten des rechteckigen Raumes aufeinanderstoßen, bilden sich rechtwinklige Nischen, deren Wände sich nach oben in einer schön geschwungenen Spitzbogenwölbung zusammenschließen. Diese Spitzbogenwölbungen des Innenraumes wirken mit den nach außen sich öffnenden Spitzbogenportalen zu einem harmonischen Ganzen zusammen, das dem künstlerischen Auge in der edeln Form der architektonischen Umrisse einen ebenso reichen Genuß gewährt wie in den anmutigen Gebilden des plastischen Schmuckes. So klein das Baudenkmal ist — das äußere Rechteck mißt 53 Fuß im Geviert, das innere Oktogon nur 34 Fuß —, so bedeutet es doch die Vollendung der diese ältere Kunstepoche Delhis auszeichnenden Eigenart.

Auf diese Weise vereinen sich die Denkmäler der drei ersten großen Herrschergestalten Delhis geschichtlich und künstlerisch zu einem geschlossenen Bilde, in dem sich bereits die ganze Zukunft jenes stolzen Ringens zwischen Islam und Hinduismus verrät, das im Delhi der späteren Moghulherrscher seinen Abschluß finden sollte.

Einen Augenblick lassen wir uns unter dem dichten grünen Dache einer mächtigen Tamarinde nieder, um das Gesamtbild dieser Ruinenstätte zu genießen. Das Bild fesselt uns durch die wundersame Verwebung der schönen Natur in ihrer ewigen Jugend mit dem kunstschönen Werke der Menschenhand in seinem Verfall. Inmitten des üppigen Lebens, das die zerfallenden Denkmäler umwuchert, wirkt die Ruine in ihrer Trümmerschönheit dichterisch erhaben wie eine Tragödie. Dicht vor uns erhebt sich in majestätischem Aufbau eine Kette stolzer Portale mit graziös geschwungenem Bogen. Rings um uns zieht sich, wenn auch zum Teil durch Ruinen unterbrochen, ein Kranz herrlicher Säulenhallen. Im Hintergrund steigt die Turmmasse des Kutab Minar empor; etwas weiter nach rechts baut sich der mächtige Torbogen Alai Darwâzah auf. In einiger Entfernung stößt das Auge auf einen noch größeren Rundbau. Es ist der Alai Minar, der 259 Fuß im Umfang messende Unterbau eines unvollendet gebliebenen Siegesturmes. Man hat das Empfinden, im Angesichte von Denkmälern zu stehen, die eine große, unvergängliche Epoche im Völkerleben Asiens einleiten.

Unter dem Eindruck dieser Macht und Schönheit suchen wir die Höhe des Siegesturmes zu gewinnen. Eine spiralförmig sich emporwindende Treppe führt auf 376 Stufen hinauf. Jeder Balkon lud zu einem Ausblick ein, und immer majestätischer rollte sich das Rundbild auf. Delhis gewaltige Geschichte, wie sie von Geschlecht zu Geschlecht an Glanz und Macht wachsend im Laufe der Jahrhunderte sich in den Denkmälern verewigt hat, breitet sich aus. Das Rundbild, das sich von dem ersten Balkon aus bietet, hält den Blick noch im Bereich des ältesten Delhi gefangen. Von besonderer Schönheit ist das mächtige Oktogon gegen Norden mit seinem herrlichen Kuppelbau. Dann aber erweitert sich der Rundkreis immer mehr, die cyklopenhaften Umwallungen von Tughlakabad zeichnen sich in der Ferne; zahlreicher tauchen die Kuppeln der Mausoleen empor, Fehrozabad wird mit seinen zinnengekrönten Mauern sichtbar, bis endlich hoch oben die Ebene sich nach allen Seiten als ein einziges großes Delhi auftut, dessen Wanderungen in den mächtigen Baumassen hervortreten, die dem Ufer der Jamuna entlang sich zusammendrängen.

17. Februar 1905.

In aller Frühe geht es unter den prächtigen Nimbäumen, welche den hohen Fahrweg des Chandni Chauk in doppelter Reihe einsäumen, dem Lahoretore zu. Unser Ziel ist heute Tughlakabad. In dem Namen verrät sich schon die Schöpfung des Kaisers Tughlak (1325—1351).

Wie ein Riese ragt Muhammad Tughlak, der Begründer der neuen Dynastie der Tughlak, unter den Pathanfürsten hervor, ausgezeichnet nicht weniger durch eine außerordentliche Kenntnis der wichtigsten Zweige des menschlichen Wissens wie durch eine alle Hindernisse überwältigende Energie des Willens. Mit einer meisterhaften Beherrschung der arabischen und persischen Literatur verband er eine

umfassende Kenntnis der aristotelischen Philosophie. Die Kühnheit seines unternehmenden Sinnes aber trieb ihn selbst zu einem Eroberungszug gegen China. Was dieser Fürst war, das hat er in jenem Delhi zum Ausdruck gebracht, in dem er seinen Namen verewigte.

Kaum hatte Tughlak sich zum Herrn des alten Delhi gemacht, da genügte ihm die in der Pracht seiner Moschee und Siegessäule veranschaulichte Glorie der ersten Herrscher nicht mehr. Vom Nomadenfieber des Sohnes der Steppe erfaßt, bricht er hier das granitne Zelt ab und zieht nach einem andern Fleck der Ebene. Das Delhi des ersten Begründers der Pathanmacht wird mit seinen herrlichen Bauten verlassen und dem Verfall preisgegeben, während an dem nur fünf Kilometer entfernten Felsenplateau alle Arbeitskräfte des Volkes angespannt werden, um binnen kurzer Zeit ein neues Delhi aufzubauen, das in der Wucht seiner Mauern noch größer als das Werk des ersten Schöpfers von Delhi erscheint.

Nach etwa einstündiger Fahrt wird auf einer mäßig ansteigenden Anhöhe cyklopisches Mauerwerk sichtbar. Das ist Tughlakabad. Man staunt über die gewaltigen Massen, mit denen der Plateaurand umgürtet ist. Mit der Leichtigkeit, mit der ein Nomadenzelt hier abgebrochen, dort wieder aufgerichtet wird, werden Granitmassen hier abgetragen, dort von neuem aufgetürmt. Ein Pharaonengeschlecht war es, das hier auf felsigem Boden zu bauen begann. Und niemand hat den düstern Ernst der Pharaonenpracht kraftvoller zum Ausdruck gebracht als der Pathanfürst, der den Mauern auf dem Felsen vor uns seinen Namen gab. Die Ringmauer der Zitadelle bildet ein von ungleichen Seiten gebildetes Sechseck, das einen Gesamtumfang von 7 km hat. Von ganz außergewöhnlichen Maßen sind die Granitblöcke, aus denen sich die Mauer aufbaut. Manche Blöcke sind 14 Fuß lang, 2 Fuß dick. Da die Mauer sich der ungleichen Randerhebung des Felsens so anschließt, daß überall die Linie der Mauerbekrönung dieselbe Höhe, von der Ebene aus gemessen, bewahrt, so besitzt die Mauer nicht an allen Stellen die gleiche Höhe. An einzelnen Stellen, wo der Fels sich bedeutend senkt, steigt sie 40 Fuß empor. Felswand und Mauerwand erscheinen wie eine einzige aus der Ebene sich erhebende Mauerfläche, hinter der sich eine zweite, tiefer liegende Mauer verbirgt. Es ist ein imposantes Bild. Die Wirkung wird noch gesteigert durch die enormen Rundtürme und bastionenähnlichen Torwege, welche die Mauer unterbrechen. Alles an diesem Bau zeugt von einer außerordentlichen Kraft und trägt den Charakter des Großen und Gewaltigen. „So bauen nur Titanen“, möchte man sagen. Weder die Stürme der Jahrhunderte, die darüber hinwegfegten, noch das üppig wuchernde Gestrüpp, das sich überall ansetzte, vermochten die Mauern zu sprengen. Wo ist das Geschlecht, das dieses Werk geschaffen hat?

Was innerhalb der Umwallung sichtbar wird, ist nur Verwüstung und Verfall. Um so majestätischer aber wirkt das Grab des Schöpfers von Tughlakabad auf den Besucher. In dem ernsten Charakter der wuchtigen Quadern entspricht der Aufbau dem düstern und gewaltigen Wesen des Mannes, der unter den Massen ruht. Das Mausoleum erhebt sich inmitten einer künstlichen Teichanlage. In 27 mächtigen Bogen wölbt und streckt sich ein Brückenweg 600 Fuß lang

von der Zitadelle zur Insel im Mittelpunkt des Sees. Doch der See hat sich jetzt in ein fruchtbares Feld verwandelt. Wie eine liebliche kleine Oase, rings von felsigem Grund umgeben, liegt er vor uns. Aus der Oase aber steigt der Felsen empor, der Tughlaks Grab trägt. Auch hier zeigt sich zuerst dem Auge ein Gürtel mächtiger Mauern, die zu einer Höhe von 38 Fuß emporsteigen bei einer Dicke von 11 Fuß. Innerhalb der Mauern erhebt sich das eigentliche Mausoleum, ein quadratischer Bau, von einer kräftigen Kuppel überwölbt. Nach jeder Seite öffnet sich das Grabmal in einem schlanken Bogenportal. Mit einem wunderbar fein gearbeiteten Marmorgitter ist die Bogenöffnung ausgefüllt, so daß die Lichtfluten wie durch einen zarten weißen Marmorschleier ins Innere strömen. Der Schmuck ist einfach, dem monumentalen Ernst des Ganzen entsprechend. Aber von herrlichster Wirkung ist im Glanze des goldenen Tropenlichtes der Wechsel des warmroten Sandsteins mit dem wie Schnee schimmernden Marmor, der in reichen Arabeskenbändern und in einem Kranz von Bogen in die roten Mauernmassen eingefügt ist. Auf den ersten Blick erkennt man, daß in diesen Schöpfungen ein anderer Geist sich ausspricht als in den Denkmälern des ältesten Delhi.

Es war dort von anziehendstem Interesse, den Wandlungen zu folgen, die sich mit dem schnell steigenden Einfluß des indischen Elementes in dem Charakter des sarazenischen Elementes bemerkbar machten. Der Einfluß war ein durchgreifender und anhaltender. Die Freude an den plastischen Darbietungen des Hindu hatte die jugendliche Schöpfungskraft des sarazenischen Eroberers mehr und mehr in den Bann der indischen Kunst gezogen. Bei allem Festhalten an den überlieferten Symbolen des Glaubens verschaffte sich das reiche Ornament des Hindukünstlers doch immer kräftiger Geltung. Der Besiegte war auf dem besten Wege, mit der Überlegenheit seines Meißels vom Sieger den Boden zurückzuerobern, den die Wucht des Schwertes dem Hindu abgerungen hatte.

Mit dem Schöpfer der neuen Dynastie trat plötzlich ein Umschwung ein. Und nirgendwo tritt dieser Umschwung vielleicht so deutlich in die Erscheinung wie in den Grabdenkmälern. Die alles überwältigende Wucht des Siegers sollte, frei von jenem heitern, kecken Zug, der mit dem plastischen Schmuck der Hindu eingedrungen war, nur durch die einfache Macht kühn emporstrebender Granitmassen wirken: das ist es, was der Bautätigkeit Tughlaks das Gepräge aufdrückt. Eine ernste Schönheit spricht aus diesen massiven Mauern und Türmen, die mit der Felsenunterlage verwachsen sind. Ein Heroengrab, wie es deren wenige auf Erden geben dürfte, kommt in dieser Steinherrlichkeit zu majestätischer Erscheinung. Im Felsen festgehalten, ruht hier die unbändige Lebenskraft, die einst mit ihrem Machtgebot binnen weniger Jahre die Zitadelle vor uns aus dem Felsen hervorgezaubert hat.

(Schluß folgt.)

Joseph Dahlmann S. J.

Rezensionen.

Opera moralia Sancti Alphonsi Mariae de Ligorio, Doctoris Ecclesiae. II. **Theologia moralis.** Editio nova, cura et studio P. *Leonardi Gaudé* e Congr. SS. R. Tomus II complectens tractatus de septimo et octavo decalogi praeceptis, de praeceptis Ecclesiae, de statibus particularibus, de actibus humanis et de peccatis. gr. 4⁰ (776) Romae 1907, ex typographia Vaticana. *L.* 12.—

Der erste Band dieses Werkes wurde schon Bd LXX, S. 94 f dieser Zeitschrift angezeigt und besprochen. Es ist erfreulich, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit der zweite Band erscheinen konnte. Das läßt hoffen, daß der wohl auf noch zwei Bände berechnete fehlende Teil auch in Bälde nachfolgen und so das ganze Werk vollendet vorliegen werde.

Die Bedeutung und die Vorzüge dieser kritischen Ausgabe wurden a. a. O. hervorgehoben. Das dort Gesagte hat seine volle Anwendung auch auf diesen Band. Zumal ist die Richtigstellung der vom hl. Alfons gebrachten, zum Teil von andern entlehnten Zitate der verschiedenen Autoren von Wert; vor allem da, wo der Heilige mit seinem eigenen Urteil über eine Streitfrage zurückhält oder wo er neben der von ihm bevorzugten Meinung einer abweichenden Ansicht, wegen der vermeintlichen Autorität anderer Gewährsmänner, die Berechtigung zuerkennt, kann eine solche Richtigstellung von entscheidender Wichtigkeit sein.

Mehr noch als im ersten Bande wird in diesem zweiten der aufmerksame Leser Zugaben des Herausgebers finden. Dieselben waren durch den zur Behandlung kommenden Gegenstand gefordert. Die Lösung der Fragen über Recht und Gerechtigkeit und deren Verletzung sind, auch soweit der Bereich des Gewissens in Betracht kommt, vielfach abhängig von den bestehenden Landesgesetzen. Deshalb mußte für einen großen Teil des vorliegenden Bandes Rücksicht genommen werden auf die verschiedenen Gesetzbücher der Neuzeit. Der Herausgeber hat nicht versäumt, außer dem französischen auch das italienische, spanische, englische und österreichische Recht sowie das neue Bürgerliche Gesetzbuch des Deutschen Reiches heranzuziehen. Auch die neupolitischen wirtschaftlichen Veränderungen und die dadurch bedingte Lage verschiedener Klassen der menschlichen Gesellschaft sind nicht unbeachtet geblieben; eine noch ausgiebigere Berücksichtigung dieser Verhältnisse dürfte wohl wünschenswert sein. Es sei hier im besondern der Zusatz

zu l. 3, n. 857 erwähnt über Arbeitsvertrag und Arbeitsweigerung. Die Stellungnahme des Herausgebers zur Lohnfrage beim Arbeitsvertrag wird allerdings nicht auf ungeteilte Zustimmung rechnen können. Die Bedeutung der seinerzeit Aufsehen erregenden Antwort Zigliaras an den Mechelner Erzbischof vom Jahre 1891 möchte zu hoch gewertet sein. Dieselbe schien den sog. Familienlohn als Rechtsforderung auszuschalten, fand aber vielseitigen Widerspruch. Ein durch gewisse Grenzen eingeschränkter Familienlohn scheint selbst den Erörterungen der Arbeiterenzyklika Leos XIII. zu entsprechen.

Doch an Einzelheiten soll hier keine Kritik geübt werden. Diese neue Ausgabe der Moraltheologie des hl. Alfons wird jedem notwendig sein, welcher sich über die Meinungen des heiligen Kirchenlehrers unterrichten oder mit irgend einer bedeutenden Frage der Moral des näheren beschäftigen will.

A. Lehmkuhl S. J.

L'œuvre des Apôtres par Mgr. ***Le Camus.*** Tomes I. II, III. 8° (XLX u. 376; XLVI u. 408; 612) Paris 1905, Oudin. *Fr.* 18.—

Der hochwürdigste Verfasser ist auch in deutschen Kreisen längst bekannt, beim großen Publikum besonders durch sein „Leben Jesu“, welches 1895 von E. Keppler ins Deutsche übersetzt wurde, bei Theologen und Exegeten am meisten durch das päpstliche Schreiben, mit welchem das vorliegende Werk beehrt wurde, weil es, an der kirchlichen Glaubenslehre treu festhaltend, auch den Mut zeige, von hergebrachten Ansichten, sofern sie mit dem Glauben nichts zu tun haben, abzugehen.

Schon 1891 war der erste Band erschienen, der unter dem allgemeinen Titel Origines du Christianisme eine Fortsetzung des „Lebens Jesu“ eröffnen sollte. Doch erst 1905 wurden mit einer Neuauflage des ersten Bandes, der die Gründung der Kirche, die Periode ihrer Befreiung aus den engen Schranken des Judentums behandelt, die beiden folgenden Bände ausgegeben, welche die Verbreitung der Kirche, die Periode der Eroberung zur Darstellung bringen. Vorigen Herbst hat der Tod die weiteren Pläne des Verfassers, auch noch die Perioden des inneren Ausbaues und der Befestigung der Kirche zu schildern, durchkreuzt; denn es war seine Absicht, über die apostolische Zeit hinaus auch noch die Geschicke der Kirche in ihren ältesten Märtyrern und den Apologeten zu verfolgen.

Die vorliegenden drei Bände führen, wie die Apostelgeschichte des hl. Lukas, von der Himmelfahrt Christi bis zur ersten römischen Gefangenschaft des hl. Paulus. Aber die Berührung mit der Apostelgeschichte beschränkt sich nicht auf die äußere Abgrenzung des Stoffes. Eine Geschichtsdarstellung, wie sie z. B. Abbé Fouard in seinen parallelen Werken St Pierre und St Paul, Les Missions bietet, hat der Verfasser nicht geben wollen und auch nicht gegeben. Sein Werk ist vielmehr ein reicher, populär-wissenschaftlicher Kommentar zur Apostelgeschichte, in

den an den betreffenden Stellen eine vollständige Übersetzung und kurze Erklärung der sechs ältesten Briefe des hl. Paulus eingeschoben ist. Diese Übersetzungen sind in der Fassung oft frei, hie und da an die Art von K. Stage erinnernd, treu und leicht lesbar. Überhaupt ist das ganze Werk recht angenehm geschrieben. Die nötigsten Karten und eine Anzahl von Ansichten der wichtigsten Örtlichkeiten bilden eine willkommene Beigabe. Was die Ausführung und die ganze Ausstattung derselben angeht, sind wir in Deutschland allerdings an Besseres gewöhnt. Vorzüglich versteht es der Verfasser, durch ungezwungenes Einstreuen der eigenen Reiseerlebnisse und -eindrücke von den neutestamentlichen Stätten in Palästina, Syrien, Kleinasien, Griechenland und Italien, die er sämtlich besucht hat, seiner ganzen Darstellung eine ungemeine Frische und Lebendigkeit zu geben. Was er im Vorwort als einen leitenden Gedanken bei der Abfassung hinstellt, die heiligen Gestalten aus der kalten Höhe idealisierender Bewunderung herab und uns Menschen nahe zu bringen, hat er vollkommen erreicht. Auch ihre Menschlichkeiten und kleinen Schwächen verdeckt er nicht, aber sie verlieren nichts dadurch, daß wir sie als fühlende Menschen kämpfen und ringen sehen.

Das Werk hat seine Stärke in der Darstellung; nur für einzelnes wird in den Anmerkungen eine knappe wissenschaftliche Begründung geboten. Sonst hält sich die Wissenschaft meist durchsichtig verschleiert im Hintergrund. Selbstverständlich ist es unmöglich, in einer Besprechung alle Probleme der Apostelgeschichte und der ersten Briefe des hl. Paulus bis zum Römerbrief einschließlich mit dem Verfasser zu diskutieren. Es genüge daher, auf seine mehr grundlegenden Auffassungen und einzelne Punkte seiner Ansichten mehr referierend hinzuweisen.

Die chronologischen Angaben, welche oben auf jeder Seite für die behandelten Ereignisse das Jahr oder die Jahre verzeichnen, werden nicht eingehend begründet; nur ein paarmal spricht sich ein Abschnitt oder eine Anmerkung über einzelnes näher aus. Pauli Bekehrung wird auf 33 angesetzt; die drei Jahre Gal 1, 18 werden in die vierzehn Jahre Gal 2, 1 eingerechnet; 44 ist das Jahr der Kollektenreise, welche mit Gal 2 identifiziert wird; der Galaterbrief, der erste der paulinischen Briefe, von Antiochien aus gleich nach der ersten Missionsreise geschrieben, fällt in das gleiche Jahr 51 mit dem Apostelkonzil; für das Jahr 57 wird nach dem ersten Korintherbrief ein hastiger Besuch Pauli in Korinth angesetzt. Festus tritt seine Prokuratur 61 an, und Frühjahr 62 gelangt Paulus nach Rom. Dies die Chronologie.

Die Apostelgeschichte, die Grundlage des ganzen Werkes, wird nicht mit Ramsay als ein planvoll angelegtes Geschichtswerk erster Klasse, sondern als eine lose Sammlung von eigenen Erinnerungen und überkommener Nachrichten, als unvollständig und unvollkommen betrachtet. Aber auch die paulinischen Briefe sind in den Augen des Verfassers inhaltlich nicht ohne Unkorrektheiten. Am meisten zeigt die Sprache selbst, daß dieser sich bewußt ist, von alten Anschauungen abzuweichen: wenn er I 16 ff die Sprachengabe am Pfingstfeste

mit der Glossolalie gleichsetzt; wenn er I 111 Stephanus mit seinen universalistischen Ideen als Vorläufer Pauli behandelt, und besonders wenn er die Angaben seiner Rede mit dem Alten Testamente teilweise unvereinbar findet und auf alexandrinische Traditionen zurückführt (I 118 ff A.); wenn er Petrus nicht 25 Jahre als Bischof in Rom residieren oder überhaupt so lange Bischof von Rom sein, sondern ihn nach einem vorübergehenden früheren Aufenthalte daselbst erst sehr spät hinkommen läßt, um den Primat an den Sitz der römischen Bischöfe zu knüpfen, und überhaupt scharf zwischen der apostolischen und bischöflichen Verfassung der Kirchen unterschieden haben will (I 319 ff); wenn er die Händeauflegung in Antiochien keine Weihe für Barnabas und Saulus sein läßt (II 10); wenn nach II 117 A. 3 die δοκοῦντες Gal 2, 2 usw. nicht die Apostel, sondern bekehrte jüdische Synagogenhäupter waren; wenn Paulus den allgemeinen Irrtum der baldigen Parusieerwartung zweifellos geteilt hat (II 370 f und III 440); wenn z. B. III 118 A. 3 und III 503 A. 4 den kanonischen Schriften absolute Korrektheit abgesprochen wird; wenn z. B. III 127 Paulus rabbinische, in sich nicht beweiskräftige Argumente gebraucht usw. Im ganzen sind es nur wenige, besonders neue, zum Teil bereits weit verbreitete, zum Teil allerdings auch solche Annahmen, welche katholische Autoren nicht ohne Bedenken zu den ihrigen machen durften.

Leider muß auch das hier hervorgehoben werden, was bei französischen Büchern so häufig der Fall ist, daß die Korrektheit des griechischen Druckes sehr viel zu wünschen übrig läßt.

Hermann Gladder S. J.

Friedrich Ueberwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie, bearbeitet und herausgegeben von Dr **Max Heinze**. 8⁰ Berlin 1905, Mittler. Zweiter Teil: **Die patristische und scholastische Zeit.** Neunte Auflage. (VIII u. 404) *M* 7.—; geb. *M* 8.50

Wer immer in der Lage war, Ueberwegs Geschichte der Philosophie zu benutzen, wird durchaus nicht erstaunt sein, daß sie eine neunte Auflage erlebt. Wir sagen das zunächst vom zweiten Teil, der uns zur Besprechung vorliegt. Die Zuverlässigkeit der geschichtlichen Darstellung, die gesunde Kritik der Quellen, die sich ebensoweit von Leichtfertigkeit als unvernünftiger Hyperkritik entfernt hält, die Vollständigkeit des behandelten Stoffes, die gut gewählte fast überreiche Literaturangabe, das richtige Verständnis der oft schwierigen Doktrinen und das tiefe Eindringen in den Geist der großen Denker, die vorurteilsfreie Beurteilung, endlich die klare übersichtliche Auseinandersetzung machen das Werk zu einem wirklich mustergültigen. Es ist die reife Frucht ernster Forschung, außerordentlichen Fleißes und gewissenhafter Sorgfalt.

Der zweite Band umfaßt nicht nur das eigentliche Mittelalter, sondern die ganze Zeit von der Gründung des Christentums bis zur Neuzeit. Eine solche Abweichung von der gewohnten Dreiteilung der Weltgeschichte war durchaus berechtigt. Denn das Christentum hat auf die Philosophie einen so tiefgreifenden

und umgestaltenden Einfluß ausgeübt, und die Scholastik ist mit der Lehre der Kirchenväter so eng verwachsen, daß eine zusammenhängende Behandlung geboten erschien. Eine einleitende Abhandlung handelt vom Christentum und seinem göttlichen Stifter, den Aposteln, den Evangelien und den ersten Anfängen der Kirche. Über den Stand verschiedener Streitfragen, z. B. Authentizität der vier Evangelien, wird darin wohl genau berichtet, aber dann zuweilen das Ergebnis als zweifelhaft hingestellt, womit sich kein katholischer Theolog einverstanden erklären könnte. So muß nicht nur vom kirchlichen, sondern auch vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus der Apostel Johannes als Verfasser des vierten Evangeliums unzweifelhaft bezeichnet werden. Indessen hängen mehrere der dem ersten Abschnitt vorausgeschickten geschichtlichen Abhandlungen nur lose mit der Philosophie zusammen und würden, wenn sie wegfielen, wohl kaum vermißt werden. Deshalb fällt auch das, was sie weniger Richtiges enthalten mögen, bei Beurteilung des ganzen Bandes nicht so stark ins Gewicht.

Als Hauptteile ergeben sich leicht und natürlich: die patristische und scholastische Philosophie. Erstere kann mit Fug und Recht in eine vor- und nachnizänische geschieden werden, da erst nach diesem Konzil sich die Philosophie von der theologischen Spekulation deutlicher abzuzweigen beginnt. Dieses Aufgehen der philosophischen Erörterungen in die Behandlung der Glaubenslehre bietet für den ersten Zeitraum, der wenig mehr als drei Jahrhunderte umfaßt, keine geringe Schwierigkeit. Das vorgesteckte Ziel verlangt, daß der philosophische Gehalt herausgehoben werde. So weit als möglich ist das sowohl bei den kirchlichen Schriftstellern als bei ihren Gegnern geschehen. Tertullian, Klemens von Alexandrien und Origenes sind als die drei hervorragendsten ausführlicher behandelt. Die zweite Periode der patristischen Zeit beginnt mit Gregor von Nyssa. Unter all den mächtigen Geistern der sich jetzt frei entwickelnden Kirche ragt der große hl. Augustinus hervor, der denn auch seiner Bedeutung entsprechend gewürdigt wird. Es sei hier nur auf eine irrtümliche Bemerkung aufmerksam gemacht. Es heißt nämlich (S. 137), er habe den freien Willen ausgeschlossen. Dem widerspricht seine Verteidigung gegen die Pelagianer, welche ihm die Leugnung der Willensfreiheit zum Vorwurf gemacht hatten. Auch in seiner Schrift de spiritu et littera lehrt er ausdrücklich, daß der Wille der Gnade entsprechen, aber auch widerstehen könne.

Die übrigen hierhin gehörigen Schriftsteller, von Pseudodionysius und Boethius bis zu Isidor von Sevilla, Beda und Alkuin führen allmählich hinüber zur Scholastik. Ihr ist, abgesehen von den arabischen oder jüdischen Philosophen des Mittelalters und den deutschen Mystikern, die ganze zweite Hälfte des Buches gewidmet. Die scholastische Philosophie wird gekennzeichnet durch ihr Verhältnis zur christlichen Glaubenslehre, welcher die aristotelische Philosophie angepaßt wurde. Als beginnende Scholastik lassen sich die vom 9. bis 13. Jahrhundert zu Tage tretenden philosophischen Bestrebungen zusammenfassen. Außer einigen platonischen Ansichten ist nur die Logik des Aristoteles bekannt und angenommen. Hierhin gehört denn auch der erbitterte Streit zwischen

Realismus und Nominalismus, welcher seiner Wichtigkeit gemäß mit besonderer Sorgfalt dargelegt wird. Da gleichzeitig bei den Arabern und Juden das Studium der aristotelischen Philosophie mit Eifer betrieben wurde, so war hier der richtige Platz, um das Wissenswerte über die wichtigsten Leistungen und berühmtesten Gelehrten jener glanzvollen Periode arabischen Lebens beizubringen. Diese Einschaltung war überdies notwendig, um den Aufschwung der Scholastik im 13. und 14. Jahrhundert verständlich zu machen. Denn durch arabische und jüdische Philosophie gelangten die Schriften des Aristoteles ins Abendland und gaben so den Anstoß zum völligen Ausbau der peripatetisch-christlichen Philosophie. Die nun folgenden Abschnitte geben uns ein wirklich getreues und genaues Bild der an großen Geistern und Philosophen ersten Ranges so überreichen Zeit. Albert d. Gr., der unerreichte Thomas v. Aquin und Duns Skotus werden uns vorgeführt, wie sie über die andern hervorragen. Das in diesem Teile Gebotene ist eine ganz vortreffliche Leistung. Wir müssen aber darauf aufmerksam machen, daß, was über den Begriff der Freiheit als Lehre des hl. Thomas S. 296 und 315 gesagt wird, nicht übereinzustimmen scheint. Hier müßte erklärt werden, wie die Notwendigkeit, nach irgend einem Gut zu streben, mit der Freiheit in der Wahl einzelner, bestimmter Güter nicht im Widerspruch steht. Sonst fürchten wir, daß in diesem wichtigen Punkte Mißverständnisse unvermeidlich sind.

Den Schluß des ganzen Bandes bildet die deutsche Mystik, die für die Wissenschaft nicht ohne Bedeutung war. Da sie zeitlich mit dem Niedergang der Scholastik zusammenfällt, verlangte es schon die Vollständigkeit, daß auch hervorragende Männer dieser Richtung, wie Tauler, Eckhart und andere eine eingehendere Besprechung fanden.

Die Ausstattung ist sehr gut, der Preis ein mäßiger; der oft angewandte Kleindruck ist für nicht ganz starke Augen recht ermüdend.

H. Haan S. J.

Ludwig Windthorst. Von Dr **Ed. Hüsgen.** Mit 154 Illustrationen und 2 Beilagen. gr. 8⁰ (XVI u. 478) Köln 1907, Bachem. Geheftet *M* 8.—

Das neue Buch über Windthorst eröffnen sieben Schreiben ehemaliger Kampfgenossen, in welchen zur Würdigung des Mannes wie der Aufgabe seiner Lebensbeschreibung manches interessante Wort sich findet. Daran schließen sich, auf den zuverlässigsten Mitteilungen beruhend, die recht gut geschriebenen Abschnitte über Windthorsts Jugendzeit und seine gesamten Familienverhältnisse. Kaum vierzig Seiten weiter steht er schon als preußischer Staatsbürger mitten in den neuen Verhältnissen, und fast das ganze übrige Buch — die letzten fünf, einer zusammenfassenden Beurteilung vorbehaltenen Abschnitte ausgenommen — gehört den großen parlamentarischen Kämpfen in Berlin an, die mit Windthorsts Namen verknüpft sind. Nur etwa an zwei oder drei Stellen wird der Bericht über dieselben durch eingeschaltete Kapitel eines allgemeiner ausgreifenden Inhalts unterbrochen. In diesen mehr als 300 Seiten sind viele der denkwürdigsten parlamentarischen

Situationen und viele der schönsten Proben Windthorstscher Beredsamkeit glücklich ausgewählt; mit Nutzen und Freude kann man sie lesen. Es verrät guten Blick, daß dabei der Schulfrage so große Aufmerksamkeit geschenkt worden ist, daß Windthorsts Anschauungen und Grundsätze gerade in dieser Richtung so vielfach hervorgehoben werden. Hier vor allem gilt es, eine „Tradition Windthorst“ hoch und heilig zu halten. Auch über das derzeitige Universitätswesen werden bemerkenswerte Ausführungen des großen Führers wiedergegeben, sein warmes Eintreten für die humanistischen Studien am Gymnasium wird erwähnt; seiner schönen Verteidigungsrede für die Knabenseminarien wird wenigstens vorübergehend gedacht, nur die Äußerungen über das Recht der Kirche zur kirchlichen Erziehung ihres Klerus (z. B. im Abgeordnetenhause 10. Dezember 1873) scheinen entgangen.

Nicht weniger Schönes und Gutes findet sich in mehreren der Schlußkapitel zusammengetragen, die teils den persönlichen Eigenschaften Windthorsts teils seiner politischen Rolle und historischen Bedeutung gerecht zu werden suchen. Nebenher ist im ganzen Bande darauf Bedacht genommen, durch den mannigfaltigsten Bilderschmuck die Anziehungskraft zu erhöhen. Finden sich doch 18 zum Teil sehr schön ausgeführte Porträts und 10 Schriftproben von Windthorst selbst sowie 14 Bilder und 2 Schriftproben, welche auf ihn, seine Familie oder seinen Wohnort Bezug nehmen, nicht zu reden von einer Sammlung von 69 Karikaturen aus gleichzeitig erschienenen Witzblättern.

Über Anordnung und Geschmack bald in dieser bald in jener Richtung wird sich ja verschieden denken lassen. Indessen verkündet der Titel nichts anderes als ein neues Buch über Windthorst, das augenscheinlich an weite Leserkreise sich wenden will, und eine aufmerksame Prüfung bis zum Schluß ergibt, daß in Wort und Bild wirklich recht vieles über den gefeierten Zentrumsmann hier dargeboten wird. Die Nachrichten, welche frühere Biographen, wie Menzenbach und Knopp, bereits gesammelt oder welche seitdem in öffentlichen Blättern bekannt geworden sind, liegen vereinigt vor, und manches ist dankenswert weiter ergänzt. Es ist ein Verdienst, daß so die Erinnerung an den großen Führer neu aufgefrischt und die ernste, lehrreiche Zeit des Kulturkampfes den nachgebornen Geschlechtern wieder einmal vor Augen geführt wird.

Bei Beurteilung der verschiedenen Seiten der Darstellung wird billig den Schwierigkeiten Rechnung zu tragen sein, die in der Sache liegen. Es ließe sich fragen, ob man in jedem einzelnen Falle die parlamentarische Lage genügend überschaue, um die Äußerungen Windthorsts im Treffpunkte und in ihren Feinheiten zu erfassen, ob das Emporwachsen der Bedeutung Windthorsts für Parlament und Zentrum, ob die Abwicklung des Kulturkampfes in seinen verschiedenen Phasen genügend klar hervortrete auch für solche, die auf diesem Gebiete nicht bereits heimisch sind. Besondere Schwierigkeiten bot es, Verdienst und Bedeutung des Helden in der Weise zur Anerkennung zu bringen, daß Leistungen und Verdienste anderer nicht ungebührlich in den Hintergrund geschoben wurden. Der Verfasser hat dadurch abzuhelfen versucht, daß er unter seine Windthorstporträts auch einige Gruppenbilder aufnahm, welche neben Windthorst noch andere Häupter der Fraktion erscheinen lassen, und daß er den 18 Windthorstporträts 40 fremde

Bildnisse gegenüberstellte, unter welchen wohl die Hälfte auf bekannte Fraktionsgenossen treffen. Es wäre aber doch vielleicht ein übriges zu tun gewesen. Äußerungen wie S. 380, daß ein dauerndes Zusammenhalten und ein zielbewußtes Führen des Zentrums „nur einem Windthorst" möglich gewesen, entschuldigen sich wohl als rednerische Übertreibung. Eine paar kleine Ungenauigkeiten, wie in Betreff des sog. Berliner „Klostersturmes" vom 16. August 1869, der nur ein künstlich in Szene gesetzter, in seinem Verlaufe ziemlich bedeutungsloser Straßentumult war, bei welchem es über Lärmen und Schleudern einiger Steine nicht hinausging, und anderes dergleichen, werden in einer neuen Auflage wohl von selbst Erledigung finden.

Die zahllosen Verdächtigungen, die seit dem Anschluß Windthorsts an das Zentrum gegen seine Aufrichtigkeit als Vorkämpfer für die katholische Sache auch von angesehenen Stellen aus in der Öffentlichkeit verbreitet wurden, scheint der Verfasser in ihrer Wirkung auf das große Publikum etwas unterschätzt zu haben. Er hätte sonst kaum das letzte Viertel seines Bandes, den 58. Abschnitt unter 62, abgewartet, um endlich bei der Schilderung von „Windthorsts Persönlichkeit" mitten unter andern Dingen den Leser erfahren zu lassen, daß der große Parlamentarier längst vor dem Kulturkampf ein überzeugungstreuer und eifriger Katholik war. Je mehr Schönes und Beweiskräftiges der Verfasser an dieser Stelle zusammengebracht hat, um so mehr ist zu bedauern, daß es nicht viel früher schon bei Windthorsts hannoverscher Periode seinen Platz gefunden hat. Da wäre es angezeigt gewesen, den Leser zur vollen Einsicht zu bringen, daß Windthorsts späteres Eintreten für die katholischen Interessen die einfache Konsequenz aus seiner ganzen Vergangenheit war. Dann hätte auch, was im 14. Abschnitt über die Herstellung des Osnabrücker Bistums beigebracht ist, erst seine richtige Bedeutung erlangt. Manches andere mehr könnte zur Verstärkung noch hinzugefügt werden. Ludwig v. Hammerstein erzählt in seinen „Erinnerungen eines alten Lutheraners", wie er 1855, im Begriff, seinen Eintritt in die Kirche zu vollziehen, zum Minister Windthorst seine Zuflucht nahm und wohlwollend und weise von ihm beraten wurde. Professor v. Schulte, obgleich sonst ein Übelredner, hat neuerdings aus guter Kenntnis Windthorst das Zeugnis gegeben, daß er schon „in Osnabrück ein eifriger Katholik gewesen", wenn auch „ein Ultramontaner hinter den Kulissen". Er erinnert sich, wie angelegentlich Windthorst noch als hannoverscher Minister ihm einen jungen Konvertiten aus Göttingen nach Prag empfohlen habe. Gegenüber den häßlichen Verdächtigungen Windthorsts in den Spektatorbriefen des Prof. Dr Kraus ist in diesen Blättern (LIX 594) eine Anzahl von Windthorstbriefen nach den Originalen zum Abdruck gekommen, die über seine Stellung zu katholischen Angelegenheiten während der hannoverschen Zeit keinen Zweifel lassen. Dieselben sind als Anhang zur Biographie Linhoffs auch im Sonderabdruck herausgegeben worden, und sie würden, wenn beachtet, dem Verfasser einige Dienste haben leisten können.

Über die hannoversche Periode in Windthorsts öffentlicher Laufbahn wird auch in anderer Beziehung vielleicht etwas summarisch hinweggegangen. Hier bliebe für einen Biographen noch vieles zu tun, und es wäre eine schöne Aufgabe für einen katholischen Hannoveraner, Windthorsts öffentliches Wirken vor 1866 einmal

eingehender ins Licht zu stellen. Nicht nur war diese Tätigkeit an sich bedeutend und für Windthorst höchst ehrenvoll, sie gibt auch vielem in seinem sonstigen Leben die richtige Beleuchtung.

Ein sonderbares Buch erschien 1858 in Hannover, das 1865 seine vierte Auflage erlebte, in welchem ein mehr als 70jähriger Advokat, der infolge der Windthorstschen Justizreform nicht mehr weiter amtieren konnte, über die vormaligen Zustände Hannovers und die dortige Advokatenlaufbahn aus eigener Erfahrung allerhand zu sagen weiß. F. v. Frankenberg-Ludwigsdorff ist keineswegs Gesinnungsgenosse Windthorsts und nennt in seinen „Schilderungen denkwürdiger deutscher Zustände“ dessen Name kaum, aber die Bedeutung von Windthorsts Justizreform und manches andere lernt man aus seinen Schilderungen erst recht klar verstehen. Er betont, wie bei den vormaligen Rechtsverhältnissen im Lande der Stand der Advokaten „ohne regierungsseitige Hervorrufung, also allein aus dem Volke sich entwickelt“ und „bei den vorhandenen Erfordernissen dem Volk am nächsten gestanden“ habe. Er erkennt als des damaligen hannoverschen Advokaten wichtigste Pflicht, „seine Unabhängigkeit von den Einflüssen seiner Regierung zu bewahren“, und weist hin auf die anerkannte Devise seines Standes:

Das Volk, Freiheit und das Recht
Und niemals eines andern Knecht!

Das war also die erste Schule des öffentlichen Lebens für den einstigen Advokaten Ludwig Windthorst. In der Verlegenheit über den Ursprung von Windthorsts Doktortitel hätte der Verfasser bei v. Frankenberg S. 390 Auskunft finden können. Der fertige Jurist, der in die Praxis eintreten wollte, hatte beim Oberapellationsgericht in Celle sich zur Prüfung zu stellen, seit 1832 auch dann, wenn er bei der juristischen Fakultät in Göttingen dem Examen sich bereits unterzogen hatte. „Nach bestandenem Examen (in Celle) erlangte nun der bei der Juristenfakultät Geprüfte die Doktorwürde und damit zugleich die Befugnis zur juristisch ausübenden Praxis.“ Ja, ganz allgemein wurde damals in Hannover dem ausübenden Juristen gerade wie dem praktischen Arzte vom Volke der Doktortitel beigelegt, mit Ausschluß nur der amtlichen Akte. Der merkwürdige Sprung in Windthorsts Avancement, der beim Verfasser S. 19 unerklärt bleibt, klärt sich hier (S. 417) in einfachster Weise: „Vor dem Jahre 1848 hatte der Advokat nur allein bei der Besetzung der Patrimonialgerichte eine Aussicht zur Erlangung eines Richteramtes. Im Hannoverschen war und ist dem Advokaten die Aussicht geboten, daß er, durch die Wahl einer Provinziallandschaft unter der Bedingung, ein Richterexamen zu bestehen, und daß bei der Regierung diese Wahl Bestätigung erhalte, die Würde eines Appellationsgerichtsrats zu erreichen vermochte.“

Schon um Windthorsts politische Haltung in jener Zeit richtig zu werten, bedürfte es einer genaueren Darlegung der eigenartigen hannoverschen Verhältnisse. In der jetzigen Darstellung könnte Windthorst ungefähr erscheinen wie ein guter rheinischer Liberaler der fünfziger Jahre. Was ließe sich nicht alles aus dem einen Satze herauslesen S. 363: „Nichts konnte ihn mehr in den Harnisch bringen, als ein etwaiger Versuch mittelalterlichen Staatsrechtsgrundsätzen und vergangenen Rechtsordnungen irgend eine praktische Bedeutung für unsere Zeit beizulegen!“ Und doch war Windthorst, wie der Verfasser selbst an andern Stellen gelegentlich anerkennt, eine durchaus konservative Natur, und wenn auch oft in die Opposition gedrängt und mit jenem gesunden Freisinn begabt, den ein weiter Geistesblick stets zu ver-

leihen pflegt, doch in echt konservativen Grundsätzen gefestigt. Windthorsts Ausführungen im Norddeutschen Reichstag 1867 über die Bedeutung der Aristokratie im Staatsleben (S. 68) verdienen da z. B. volle Beachtung. Er selbst war sich seines inneren Abstandes vom gewöhnlichen rheinischen Liberalismus klar bewußt, und dies nicht bloß am Anfange seiner Laufbahn, und hat sich darüber auch vertraulich ausgesprochen.

Wie die früheren Biographen, hat der Verfasser über die politischen Verhältnisse im Königreich Hannover teils aus Oppermann, aber mehr noch aus Medings Memoiren fleißig geschöpft, auf welch letztere er sich wiederholt ausdrücklich bezieht, wenn er auch an einer Stelle auf ihre verhältnismäßig späte Entstehungszeit hinzuweisen für gut findet. Da ist es angebracht, an die Warnung zu erinnern, die ein sehr urteilsfähiger Zeuge jener Tage öffentlich ausgesprochen hat. Gelegentlich einer Besprechung von Knopps „Ludwig Windthorst" schreibt der berühmte Historiker Onno Klopp 1899 im „Allgemeinen Literaturblatt" (VIII 43):

„Der Verfasser nimmt namentlich über das zweite Ministerium von 1862 bis 1865 längere Stellen aus den sog. Memoiren Oskar Medings (Gr. Samarow) auf, obwohl er anerkennt, daß diese Schrift mit Vorsicht zu gebrauchen sei. Dies ist nicht genug: die Schrift Medings ist in Bezug auf Windthorst nicht bloß wertlos, sondern schädlich, weil unwahr. Windthorst ist niemals mit O. Meding auf dem Fuße eines Vertrauens gestanden: er hat z. B. im Jahre 1863 den Unterzeichneten vor jeder Beziehung mit O. Meding sehr eindringlich gewarnt. Für das Entlassungsgesuch des Ministers Windthorst und seiner drei Kollegen im Herbst 1865 war die Nicht-Sanktion des Wahlgesetzes nur das ausgesprochene Motiv: ein wichtigeres, nicht ausgesprochenes war das Mißtrauen gegen O. Meding, dessen sich der König als nichtoffiziellen Privatsekretärs bediente. Die sog. Memoiren des O. Meding haben, abgesehen von den wenigen Aktenstücken, für geschichtliche Dinge keinen höheren Wert als die Romane, in denen er Jahr auf Jahr eine Reihe fürstlicher Persönlichkeiten Europas zur Sättigung des lesehungrigen Publikums für sein Buchhändlerhonorar sich ins Haus schlachtete."

Wie immer man sich zur Beurteilung König Georgs V. stellen mag, die uneingeschränkte Anklage gegen Ernst August S. 26, daß er „von jeher ein scharfer Gegner des Katholizismus gewesen" sei, geht zu weit. Es sei dafür verwiesen auf seine Unterredung mit Graf Fürstenberg-Stammheim 1842 und die Aufnahme, die er 1850 dem Kardinal von Köln gewährte (Pfülf, Kardinal v. Geissel II 38—40).

Einen Hauptnachdruck legt der Verfasser im ganzen weiteren Verlauf seiner Darstellung auf den Nachweis, daß das 1870/71 neugegründete Zentrum nicht konfessionelle Partei sei, sondern eine politische Fraktion. Schon das Zustandekommen der neuen Parlamentsfraktion wird daher sehr weit ausholend berichtet, obgleich Windthorst bei demselben direkt gar nicht beteiligt war, und nach den 20 Seiten dokumentierter Erzählung wird noch, störend für den Zusammenhang, ein breites Kapitel eingeschoben, um die in den Zeitungen bereits viel erörterte These neuerdings mit den alten Argumenten zu belegen. Leider wird dabei, dem Verfasser selbst vielleicht nicht klar bewußt, ein Schatten geworfen auf eine der

glorreichsten Erinnerungen der katholischen Kirche in Preußen, die hochverdiente „Katholische Fraktion“ um die Mitte des nun verflossenen Jahrhunderts. Da heißt es erst noch schonend: der Name „war nicht glücklich gewählt“, es war ein „verfehlter Name“. Bald aber muß eine konfessionell katholische Partei „von ihrer Geburt an zu politischer Ohnmacht und Unfruchtbarkeit verurteilt sein“, ja: „eine einseitig konfessionelle Partei mit konfessionell kirchlichen Zielen würde im paritätischen Staate keinerlei Daseinsberechtigung haben“; schließlich erklärt der Verfasser eine solche Partei als „den paritätischen Staat geradezu verneinend“.

Windthorst selbst hat über die alte „Katholische Fraktion“ richtiger geurteilt, wenn er im Abgeordnetenhaus am 19. April 1875 in Bezug auf sie offen aussprach: „Eine wesentlich konfessionelle Partei existierte. . . . Sie hat eine Zeitlang fortgedauert und war hier im Hause, solange es notwendig war, die Rechte der Kirche gegenüber dem Staate geltend zu machen und die Ausführung der Verfassungsbestimmungen zu sichern.“

Der Verfasser seinerseits ist gerecht und einsichtig genug, die einstige „Katholische Fraktion“ nicht als „politisch ohnmächtig und geistig unfruchtbar“ für ihre Zeit hinstellen zu wollen. Er anerkennt ausdrücklich ihr Verdienst, ja er gibt trotz des „verfehlten Namens“ und der mangelnden „Daseinsberechtigung“ sogar ein Faksimile ihrer ersten Statuten, obwohl diese mit dem Leben Windthorsts nichts weiter zu tun haben, als daß sie eben ein ruhmreiches Erinnerungszeichen der ersten ausgesprochen katholischen Parlamentstätigkeit in Preußen sind.

Aber auch der Name war in jenem Zeitpunkte durchaus nicht verfehlt. Er war die richtige Antwort auf die ausgegebene Losung vom „evangelischen Staate Preußen“. Einen paritätischen Staat hatte man wohl auf dem Papier der Verfassungsurkunde, tatsächlich aber befanden sich die Katholiken bereits wieder auf dem besten Wege zum alten Helotentum und mußten gewärtig sein weiterer Ausraubung und neuer Knechtung. Da war es vollauf berechtigt, daß die Vertrauensmänner und Sachwalter des gekränkten katholischen Volkes ausdrücklich als Katholiken sich zusammenscharten, um ihre staatsbürgerlichen Rechte und Interessen zu verteidigen und für ihre Kirche so viel Luft und Freiheit zu erkämpfen, als die Verfassung ihr zugestand. Gerade dieser Name war damals von immenser Wirkung für die Katholiken der ganzen preußischen Monarchie. Allenthalben hob er das katholische Bewußtsein und weckte das Interesse der Katholiken für die gemeinsamen öffentlichen Angelegenheiten. Der Fraktion selbst sicherte er den festen Halt im Volke; dagegen hinderte er sie nicht im mindesten, an den positiven Aufgaben der Volksvertretung fleißig mitzuarbeiten und auch dadurch dem katholischen Namen öffentliche Achtung zu erwerben. Die „Katholische Fraktion“ der fünfziger Jahre hat in dieser Beziehung einen Vergleich mit dem heutigen Zentrum keineswegs zu scheuen.

Auf der andern Seite blieb freilich der konfessionelle Name ein wohlfeiles Agitationsmittel in den Händen der Gegner, ein unangenehmer Kitzel für den protestantischen Fanatismus und eine sehr bedenkliche Empfehlung für die ins Parlament gewählten katholischen Beamten. Aber auch die Änderung des Namens und die umgestaltete Parteikonstituierung seit den siebziger Jahren haben diese Nachteile nur wenig zu vermindern vermocht.

Trotzdem war es klug und verdient alle Billigung, daß bei der Neubegründung des Zentrums 1870 nach allen gemachten Erfahrungen und angesichts des sich bereits erhebenden Sturmes ein Name vermieden wurde, der die Feindschaft noch mehr hätte reizen, die Agitation verstärken können. Aus dieser Rücksicht und in der Hoffnung, daß grundsatzfeste Andersgläubige sich ihren Bestrebungen für Rechte und Freiheit aller würden anschließen können, war es ausgesprochene Absicht der Führer, eine politische Fraktion mit politischem Programm, analog den übrigen parlamentarischen Parteibildungen, zu begründen. Soweit ist alles klar und ein Streit darüber unmöglich; es genügt, dafür auf die ausführlichen Lebensbeschreibungen eines Hermann v. Mallinckrodt oder August Reichensperger zu verweisen.

Dabei bleibt jedoch bestehen, daß diese so zustande gekommene politische Fraktion von den Katholiken Deutschlands gewählt war angesichts der drohenden religiösen Gefahr und als ihre eigene Partei. Von ihr erwarteten sie vor allem Vertretung ihrer kirchlichen Rechte und Verteidigung ihrer religiösen Freiheit. Allerdings nicht für sich allein wollten die Katholiken Deutschlands Recht und Freiheit, sondern darin, daß ihre politischen Vertreter im Parlament Recht und Billigkeit für alle erstreiten sollten, erkannten sie das sicherste Bollwerk für sich selbst. Zugleich waren sie aber auch beherrscht von der Überzeugung, daß nur von dieser ihrer eigenen Partei und von keiner andern im damaligen Parlament für ihre wesentlichsten Interessen Schutz zu hoffen sei.

Wenn daher in der zweiten Jakobinischen Note vom 21. Januar 1887 das Zentrum einerseits als „politische Partei“ mit voller Freiheit der Aktion ausdrücklich anerkannt, anderseits aber doch als „die parlamentarische Vertretung der Katholiken Deutschlands“ charakterisiert wird, so ist damit der Kern der Sache genau getroffen. Schon allein die innige Beziehung zwischen den jährlichen Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands und der jeweiligen Führerschaft des Zentrums, die, allen voran, Windthorst so sorgfältig gepflegt hat, spricht hier deutlich genug. Gerade im Zusammenhang mit dem katholischen Volke ruht die Stärke, ja die Existenz der Partei, und wenn jemals das katholische Volk seine kirchlichen Interessen nicht mehr sicher und treu gewahrt wüßte in den Händen des Zentrums, würde kein politisches Programm der Welt und nicht die klügste Politik den Untergang der Partei aufzuhalten vermögen. Es entspricht nicht dem historischen Verlauf noch den tatsächlichen Verhältnissen und kann nur von den verhängnisvollsten Wirkungen sein, so wie es hier geschieht, den „interkonfessionellen“ Charakter der „rein politischen“ Zentrumspartei einseitig und gewaltsam in den Vordergrund zu schieben. Man wird dadurch nur die Zahl jener noch mehr anwachsen machen, welche sich rühmen, gute und praktische Katholiken zu sein, aber Gegner des Zentrums. So weit ist übrigens der Verfasser doch nicht gegangen wie ein anderer neuerer Zentrumshistoriograph, der den Katholiken Deutschlands zu erzählen wagt, durch den anfänglichen Beitritt einiger weniger Protestanten zum Zentrum habe sich für Windthorst „die Aussicht eröffnet, seine (des Zentrums) rein katholische Basis zu verbreitern und seinen Wurzelboden zu verbessern“.

Auch sonst verdient es Anerkennung, daß der Verfasser durch verschiedene schiefe Darstellungen in jener mit so viel Geräusch in der Öffentlichkeit eingeführten „Zentrumsschrift“ sich nicht viel hat in die Irre führen lassen. Einem sehr starken Irrtum in Bezug auf das Entstehen der einstigen „Katholischen Fraktion“ ist er sogar mit Entschiedenheit und Überlegenheit entgegengetreten. Angaben über den Inhalt der letzten Unterredung Windthorsts mit Bismarck hat er stillschweigend berichtigt. Von dem „alten Windthorstschen Gedanken, daß die Fraktion sich mit Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes . . . begnügen könnte, bis die Regierungen und Parteien sich auch von der Verfehltheit des § 1 überzeugten“, weiß er nichts, und noch weniger wagt er die Behauptung zu wiederholen, daß dies bei jenem letzten Gespräch mit Bismarck einen Teil des Gegenstandes gebildet habe. Mit Recht zeigt er aus Bismarckschen Kundgebungen, die in dieser Richtung unverdächtig sind, daß Windthorst bei jener Unterredung „klar und präzis“ nichts anderes als „die Wiederherstellung des Status quo ante 1870 in allen und jeden Beziehungen“ verlangt habe.

Daß die Preisgabe der Jesuiten durch Verzicht auf Beseitigung des § 1 des Ausweisungsgesetzes nicht Inhalt jenes Gespräches gewesen sein kann, steht dem unterzeichneten Referenten, der in jener Zeit mit Windthorst persönlich verkehrte, so völlig fest, daß er jede derartige Angabe in Zweifel zu ziehen genötigt ist, bis ein stichhaltiger Beweis für dieselbe erbracht wird. In einer Unterredung, die ich am 22. Februar 1890 mit Windthorst im Abgeordnetenhause gehabt, trug er mir in ernster und fast feierlicher Weise unter Wiederholung seiner Worte auf, meinen Provinzial vertraulich in Kenntnis zu setzen, daß er unserer Zurückberufung halber in letzter Zeit „viel gearbeitet“ und erfolgreich gearbeitet habe, daß er glaube, „über alle Barrieren hinweggekommen“ zu sein — dies war sein mehrmals wiederholter Ausdruck —, daß er alle Hindernisse für überwunden halte, mit Ausnahme nur der einstweilen noch unberechenbaren persönlichen Willensentscheidung der allerhöchsten Person. Die Ungewißheit, die damit natürlich noch gegeben war, betonte er selbst. Sofort nach Rückkunft vom Dönhoffsplatze habe ich, wie mir aufgetragen war, meinem Provinzialobern, dem nunmehr verstorbenen P. Jakob Rathgeb, genauen Bericht erstattet, der infolgedessen, ohne die Veranlassung bekannt zu geben, besondere Gebete anordnete.

Was also die Jesuitenfrage angeht, hatte Windthorst eine Verständigung mit Bismarck, soweit sie nach Lage der Dinge in diesem Zeitpunkte möglich war, bereits erzielt, bevor die letzte Krisis über den eisernen Kanzler hereinbrach. Durch seinen Sturz wurde diese Hoffnung zerstört.

Dem neuen Werke über Windthorst gereicht es zur Empfehlung, daß der Verfasser sich an fest Gegebenes hielt und unter Verzicht auf geistreiche Phantasien und Theorien sich begnügte, treuer Erzähler von Tatsachen und ansprechender Schilderer der historischen Wirklichkeit zu sein.

Otto Pfülf S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

Oriens Christianus. Römische Halbjahrhefte für die Kunde des christlichen Orients. Herausgegeben vom Priesterkollegium des deutschen Campo Santo unter Schriftleitung von Dr Anton Baumstark. Vierter Jahrgang: 1. u. 2. Heft. Fünfter Jahrgang: 1. u. 2. Heft. Abt. I u. II. Lex.-8° (478, 320) Rom-Leipzig 1904 u. 1905, Harrassowitz. Preis des Jahrgangs *M* 20.—

Von dem glänzend ausgestatteten und gut besorgten deutschen Organ für Erforschung der orientalischen Religions-, Literatur- und Kunstgeschichte ist in diesen Blättern wiederholt die Rede gewesen (vgl. LXIV 99; LXVIII 591), als von einem Unternehmen, welches der Wissenschaft große Dienste verspricht und zum Teil schon geleistet hat. Neben rühmlich bekannten Zeitschriften verwandter Natur, wie dem Bessarione oder dem Echo de l'Orient chrétien, steht es ebenbürtig da und, wenn auch weniger bevorzugt durch praktische, nach Gegenstand, Sprachgebiet und Autoren gegliederte Indizes, wie etwa das Bessarione, überstrahlt es doch alle seine Rivalen durch die splendide Vornehmheit seines Äußern. Es ist daher wahrhaft eine Ehre für das gelehrte Deutschland, zugleich aber, da die Leitung des an sich interkonfessionellen Unternehmens bei einem Priesterkollegium beruht, auch für die katholische Kirche. In dem Augenblicke, da der bisherige verdiente Schriftleiter, zugleich der fleißigste und vielseitigste Mitarbeiter, sich von der Direktion zurückzieht, harrt der 5. Jahrgang noch seines Schlußfaszikels, doch soll dieser schon in nächster Bälde folgen und ist die Weiterführung des Ganzen in durchaus Vertrauen weckende Hände gelegt worden. Ähnlich wie früher finden sich in den hier angezeigten Jahrgängen manche merkwürdige Stücke zur Geschichte des Bibelkanons (arabische, äthiopische, koptische), Beiträge zur Geschichte der Liturgie, Hagiographie, Hymnographie, der Symbole, der Apokryphen und der Ketzereien. Der orientalischen Kunst, was Bauten, Mosaiken, Miniaturen angeht, ist große Aufmerksamkeit geschenkt und dabei auch mit Illustrationen nicht gekargt. Geschichtliche Beiträge betreffen namentlich die Beziehungen des Papsttums (Johann XXII., Julius III.) zu den Armeniern. Die scharfsinnige Rekonstruktion der alten christlichen Bibliotheken von Schermann frönt zwar mehr einem gelehrten Vergnügen, bringt aber, namentlich in Bezug auf die päpstliche Bibliothek, manches Gute bei. Alle Aufmerksamkeit beansprucht die gehaltreiche Studie Dr Baumstarks im Anschluß an den Abdruck einer syrisch-melchitischen Allerheiligenlitanei. Seine verschiedenen Mitteilungen in Bezug auf Legenden über die leibliche Aufnahme Mariä in den Himmel verdienen beachtet zu werden. Unter den reichen Beiträgen zur alten Kunstgeschichte seien besonders genannt die über „Drei illustrierte syrische Evangeliare“ und die über eine „Frühchristlich-syrische Psalterillustration in einer byzantinischen Abkürzung“.

Institutiones iuris naturalis seu philosophiae moralis universae secundum principia S. Thomae Aquinatis ad usum scholarum adornavit Theodorus Meyer S. J. Pars I: Ius naturale generale con-

tinens ethicam generalem et ius sociale in genere. Editio altera emendata. gr. 8° (XLVIII u. 502) Friburgi 1906, sumptibus Herder. M 8.—

Das ausgezeichnete Lehrbuch der Moralphilosophie, dessen erster, grundlegender Teil in neuer Ausgabe erscheint, hat 1900 mit Band II (Ius naturae speciale) seinen Abschluß gefunden (vgl. diese Zeitschr. LIX 454). Die ehrenvolle Aufnahme, die ihm gleich anfangs zu teil wurde, kann auch dieser Neuauflage nicht fehlen. An dem voll ausgereiften, sorgfältig verarbeiteten Inhalte war kaum etwas zu ändern, doch ist neuen Irrtümern und Literaturerscheinungen seit 1885, da die erste Auflage erschien (vgl. diese Zeitschr. XXX 97), Aufmerksamkeit zugewendet worden und daher der Gesamtumfang um etwa 25 Seiten gewachsen. Die in der ersten Auflage angewendete Numerierung verblieb jedoch, in dankenswerter Rücksichtnahme auf die Benützer des zweiten Bandes, ohne Veränderung. In einer für die Klarheit der Ideen und Festigkeit der Grundsätze so wenig günstigen Zeit ist es eine Hoffnung weckende Erscheinung, daß ernste Werke solcher Art, selbst wenn sie, wie das vorliegende, des lateinischen Idioms und einer schulgemäßen Anordnung sich bedienen, noch Würdigung finden. Dies ist um so erfreulicher, da gegenüber manchen Irrungen des Zeitgeistes in diesem Bande treffliche Orientierungslinien geboten werden, denn auch der allgemeine Teil der Moralphilosophie behandelt tief ins Leben einschneidende Fragen, die Begriffe von Pflicht und Recht, Freiheit und Gesetz, Eigentumsrecht und Naturrecht, Probabilitätslehre u. dgl., und zwar in der bei dem Verfasser gewohnten, seinen deutschen wie lateinischen Schriften eigenen klassischen Reife, Gedankenfülle und Formvollendung. „Nestor der deutschen katholischen Ethiker“, wie man ihn wohl genannt, ist der Verfasser nicht nur durch ein ehrwürdiges, der vollen Geistesfrische sich erfreuendes hohes Alter, sondern ebensowohl durch seine in weiten Zwischenräumen auseinanderliegenden, aber stets den Edelgehalt reichen Denkens und Erfahrens mit sich führenden Publikationen, von denen man fast sagen darf, daß sie auf „drei Menschenalter“ gewirkt und ihnen Achtung abgewonnen haben.

Biblische Volksbücher. Ausgewählte Teile des Alten Testamentes. 1. Heft. Das Buch des Propheten Isaias: Kapitel 1—12 übersetzt und kurz erklärt von Dr Karl A. Leimbach, Professor. 8° (100) Fulda 1907, Aktiendruckerei.

Der Zweck dieses Unternehmens ist ein praktischer. Es sollen möglichst viele zur Lesung der Heiligen Schrift eingeladen werden — gebildete Laien, denen es vielfach ganz unbekannt ist, welche Perlen der Literatur in ihr enthalten sind — Perlen durch die Erhabenheit des Inhaltes und die Schönheit der Form; Priester, denen das Gotteswort Quelle und Vorbild der Belehrung für sich und andere sein soll; Studierende der Theologie, denen diese billigen Hefte zur privaten Schriftlesung, zur Wiederholung und auch für die exegetische Vorlesung dienen können und sollen. Dieses erste Heft entspricht recht gut dem vorgesteckten Zwecke. Die Einleitung gibt in inhaltsreicher Kürze Stellung und Aufgabe des Prophetentums und die Zeitlage der isaianischen Weissagung; sodann das wichtigste der benützten Literatur (S. 1—16). Die Übersetzung nach dem Hebräischen ist getreu und gut lesbar; hie und da in besonnener Auswahl Vorschläge zu Textänderungen; die Erklärung ist bündig, öfters in Form der erläuternden Umschrei-

bung des Textes, auf wichtige Verschiedenheit der Auffassung ist Rücksicht genommen. Als vorzüglich gelungen verdient hervorgehoben zu werden der Nachweis, daß Emmanuel eben der Messias ist und kein anderer, daß nämlich 7, 14 Beleuchtung und zweifellose Klarstellung erhält durch 8, 8—10; 9, 6 7 und Kap. 11. Es ist ein glücklicher Griff, mit dem Fürsten der Propheten, dem Evangelisten des Alten Testamentes zu beginnen, bei dem Erhabenheit des Inhaltes und Schönheit der Form so innig vereint sind. Dem Unternehmen ist bester Fortgang zu wünschen.

Das neue Leben. Der Epheserbrief des heiligen Paulus für gebildete Christen dargelegt von Dr Franz Keller. 8° (VIII u. 128) Freiburg 1907, Herder. M 1.60

Schon der Versuch, für gebildete Christen die Erklärung eines Briefes des Völkerapostels zu schreiben, verdient wohlwollende Aufnahme. Die Ausführung steigert die Zufriedenheit; denn der Verfasser führt in einer dem Ernst der Heiligen Schrift entsprechenden Sprache, aber doch in leicht verständlichem Vortrage, in den Sinn des Textes ein. Damit eröffnet er einen neuen Weg, um vor Ordensgenossenschaften und kleineren Vereinen in segensreicher Art Vorträge zu halten, die sich als neu, anregend und nutzbringend erweisen. Auch zum Vorlesen in Klöstern, Vinzenzvereinen und ähnlichen Versammlungen eignet sich das kleine Buch trefflich. Möchte es gute Aufnahme finden und dadurch den Verfasser anregen zu weiteren Arbeiten dieser Art.

Dieu ne meurt pas. Discours prononcé par M. l'abbé Naudet. 8° (48) Paris, s. a., Bloud. 50 *cts.*

Die blasphemische Ruhmredigkeit des Ministers Viviani, der am 8. November 1906 in der französischen Kammer es der herrschenden Partei als Großtat angerechnet hatte, daß ihr gelungen sei, „den Glauben aus den Herzen zu reißen und die Lichter am Himmel für immer erlöschen zu machen“, findet hier eine feierliche Entgegnung. Nachdem schon in der Kammer selbst Verwahrungen laut geworden, wurde noch eine besondere Versammlung zum Zweck des Protestes veranstaltet. Die Ansprache des Vorsitzenden derselben, Paul Viollet, und der Vortrag des bestellten Hauptredners, Abbé Naudet, liegen hier vor. Der letztere bietet eine kurze Verteidigung der christlichen Religion von zündender Wärme und großer oratorischer Kraft. Sie verewigt einen weltgeschichtlich bedeutsamen Moment.

1. **Seneka als Psychologe.** Inauguraldissertation von Dr P. Stanislaus Strüber O. S. Aug. 8° (84) Heiligenstadt 1906.

2. **Willens- und Charakterbildung bei Herbart und Wundt** von Dr P. St. Strüber O. S. Aug. 8° (48) Heiligenstadt 1906.

Seneka erscheint geistig bedeutend genug, um auch heute noch unsere Aufmerksamkeit zu verdienen. So hat sich denn Dr P. Strüber der Mühe unterzogen, die Psychologie des römischen Philosophen zur Darstellung zu bringen. Die ganze Seelenlehre desselben glaubt er am einfachsten in eine rationale und empirische einteilen zu sollen. Erstere beschäftigt sich mit dem Wesen der Seele, ihrem Verhältnis zum Körper und der Unsterblichkeit, letztere mit der Erkenntniskraft, dem Willen und dem Gefühl. Mit großer Sorgfalt sind die betreffenden Ansichten aus den

verschiedenen Schriften zusammengestellt, die Belegstellen angeführt und durch die Lehren anderer Stoiker erläutert. So erhalten wir einen möglichst vollständigen, klar geordneten Überblick über die ganze Psychologie Senekas. Er erscheint auch hier als vorherrschend praktisch gerichtet und macht, wie der Verfasser treffend bemerkt, manche Zugeständnisse an die Bedürfnisse des Lebens, während er in der Theorie an den Prinzipien strenge festhält. Die Arbeit ist eine durchaus selbständige und empfiehlt sich durch ihre lichtvolle, einfache Sprache.

2. Die zweite Schrift bringt kurz und bündig die Ansichten Herbarts und Wundts über Erziehung zur Darstellung. Zum tieferen Verständnis derselben dient der Nachweis, wie die Pädagogik der beiden Gelehrten mit ihren grundverschiedenen philosophischen Anschauungen zusammenhängt. Die beigefügte Kritik ist in der Hauptsache ablehnend und beschränkt sich auf einige kurze Bemerkungen. Das Verdienst der fleißigen Arbeit besteht darin, daß sie uns einen zuverlässigen und vollständigen Überblick über die Erziehungslehre zweier bedeutender Pädagogen bietet.

Chroniken der Stadt Bamberg. 1. Hälfte: Chronik des Bamberger Immunitätenstreites 1430—1435. Mit einem Urkundenanhang. Nach einem Manuskripte von Th. Knochenhauer neu bearbeitet und herausgegeben von Anton Chroust. [Veröffentlichungen der Gesellschaft für Fränkische Geschichte. I, 1.] Lex.-8° (LXXII u. 368) Leipzig 1907, Quelle & Meyer. *M* 15.—; Subskriptionspreis *M* 12.—

Die neue „Gesellschaft für Pflege der geschichtlichen Erinnerungen Frankens durch planmäßige Erforschung seiner Geschichte“ hat den seltenen Vorteil, schon im zweiten Jahre ihres Bestehens die Reihe ihrer Leistungen durch ein recht bedeutendes Werk mit einem gewissen Glanze eröffnen zu können. Von der historischen Kommission der Kgl. Bayr. Akademie der Wissenschaften waren ihr fünf chronikalische Aufzeichnungen zur Geschichte Bambergs während des 15. und 16. Jahrhunderts, die ein inzwischen verstorbener Historiker für die Herausgabe unter den „Deutschen Städtechroniken“ 1865 bereits fertig vorbereitet hatte, zur Verwertung überlassen worden. Sie hat trefflichen Gebrauch davon gemacht. Der jetzige Herausgeber hat den verderbten Text der einzigen vorhandenen Handschrift namentlich durch die Heranziehung der Originalurkunden mehrfach zu verbessern gewußt, dasjenige, was in Einleitung und Anmerkungen sich als veraltet oder unvollständig erwies, glücklich ergänzt und eine recht wertvolle Dokumentensammlung von 65 Nummern neu hinzugefügt. Je mehr der Herausgeber selbst darauf bedacht ist, der Arbeit seines Vorgängers Achtung und Schonung zu erweisen, um so mehr muß anerkannt werden, welch große und ergiebige Arbeit er selbst geleistet hat. Der Gegenstand der veröffentlichten Aufzeichnungen ist nicht anziehend, es ist die Geschichte eines langwierigen, in seinen Einzelheiten häßlichen Streites zwischen der von Kaiser Sigismund begünstigten städtischen Bürgerschaft und dem mit dem Bischof gemeinsam handelnden Domkapitel. Allein die Aufzeichnung, schon als die älteste, die aus Bamberger bürgerlichen Kreisen erhalten ist, von gewissem Interesse, gewährt reichlichen Einblick in die Verfassung und das Leben der damaligen Stadt und macht mit den namhaften Persönlichkeiten aller Parteien bekannt. Indem dann in den Streit der Reihe nach Bischof, Nachbarstädte, Reichsfürsten, Kaiser, Konzil und Papst ziemlich lebhaft verstrickt werden, dehnt das Interesse auf die ganze große Welt damaliger Zeit sich aus. Merkwürdig ist das Verhalten der

Minderbrüder, deren Kloster mit der Bürgerschaft der gesamten Geistlichkeit, Konzil und Papst sich entgegenstellt. Leider reicht die Aufzeichnung nicht bis zum Ende des Streites, doch hat der Herausgeber durch die beigefügten Urkunden 45—65, die bis Juni 1440 führen, das Mangelnde einigermaßen ersetzt.

Dietrich von Nieheim, zijne opvatting van het Concilie en zijne Kroniek. Door Dr W. J. M. Mulder S. J. 8° (XXVI, 216 en XXX, 90) Amsterdam-Leuven 1907, E. van der Vecht.

In den „Mitteilungen d. J. für Österreichische Geschichtsforschung" (Bd VI, 1885) hatte Dr Sauerland fünf Fragmente aus einem Wiener Codex veröffentlicht als Stücke der „Chronik" des Dietrich von Niem, die noch um 1430 von Engelhus bezeugt, der Nachwelt verloren gegangen war. Während über mehrere dieser Stücke, ihre Zugehörigkeit und Zusammengehörigkeit noch Zweifel walteten, entdeckte Molhuysen, der Konservator der Handschriftensammlung der Universität Leiden, in einer dortigen Handschrift nicht nur einen besseren Text, sondern noch vier weitere Fragmente, durch welche mit Rücksicht auf diese Zweifel Sicherheit geschaffen, in Bezug auf Dietrichs persönliche Verhältnisse manches Neue gewonnen ist. Im zweiten Teil der vorliegenden Schrift sind nun auf Grundlage beider Handschriften alle neun Fragmente mit der äußersten Sorgfalt und reichem wissenschaftlichen Apparat neu veröffentlicht, nachdem der Verfasser die ansehnlichsten Sachkundigen eingehend konsultiert und die Örtlichkeiten in Deutschland, die hauptsächlich in Frage kommen, persönlich besucht hat. Um die ganze Bedeutung des Fundes ins Licht zu stellen, ist ein ganzes Geschichtswerk als erster Teil vorausgeschickt. In seinem ersten Hauptstück gibt dasselbe mit Zuhilfenahme der ganzen ungeheuern Literatur einen guten Überblick über die Zeit des großen Schismas; im zweiten unter Benutzung der neuesten Forschungen eine Lebensgeschichte Dietrichs; der dritte, für welchen sich der Verfasser der hochherzigen Unterstützung des ersten Kenners der Periode, Dr Finke, zu erfreuen hatte, schafft Klarheit über einige bis jetzt strittige Reformtraktate aus der Anfangszeit des Konstanzer Konzils; der vierte gibt den Anteil, welcher Dietrich an den Vorgängen dieses Konzils zukommt, wobei der Verfasser große Nüchternheit des Urteils zu erkennen gibt. Es liegt somit eine wertvolle und wissenschaftlich recht tüchtige Leistung vor, die dadurch nichts einbüßt, daß sie, wenigstens für mehrere ihrer Hauptstücke, ein etwas weiteres Publikum ins Auge zu fassen scheint und daher zuweilen in einer gewissen Weitläufigkeit sich gefällt. Daß der Name des bekannten Münchener Historikers S. Riezler konsequent unrichtig geschrieben wird, muß dem Ausländer, der sonst der deutschen Forschung so außerordentliche Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuwendet, gewiß nachgesehen werden.

Papst Gregors VII. Verhältnis zu den Klöstern. (Greifswalder Inaugural-Dissertation.) Von Albert Messing. 8° (96) Greifswald 1907, J. Abel.

Für die persönliche Würdigung Gregors VII., seiner Grundsätze, Absichten, Handlungsweise wie für die Geschichte der Klosterexemtionen bewährt sich diese Einzeluntersuchung als recht verlohnend. Sie verbindet Wahrheitssinn mit wissenschaftlicher Sorgfalt. Von deutschen Klöstern sind hauptsächlich Hirschau, Schaffhausen, Reichenau genannt, aber auch Brauweiler, Colmar u. a.

Die Glaubensspaltung im Gebiete der Markgrafschaft Ansbach-Kulmbach in den Jahren 1520—1535. Auf Grund archivalischer Forschungen. Von J. B. Götz, Stadtpfarrer in Freystadt. [Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes, V. Bd, 3. u. 4. Heft.] gr. 8° (XX u. 292) Freiburg 1907, Herder. *M* 5.50

Die Schrift beruht auf sorgfältiger Ausbeutung eines sehr umfangreichen archivalischen Materials und umfassender Kenntnis der einschlägigen Forschung. Zwar bietet sie bei der Masse des Stoffes und der Literaturverweise nicht immer eine leichte Lesung oder angenehme Benutzung, gewährt aber jedenfalls einen genauen und sichern Einblick in die Vorgänge, welche innerhalb weniger Jahre die Markgrafschaft von der alten Kirche losgerissen haben. Wiewohl sehr vorsichtig mit Aufstellungen, welche als Anklagen gegen die Anwälte der Neuerung aufgefaßt werden könnten, und um so offenherziger und strenger in Bezug auf Übelstände, welche gegen die katholische Seite berichtet werden, läßt doch die Darstellung in ihrer Gesamtheit die sich vollziehende Religionsänderung als einen Prozeß erkennen, der durch Liederlichkeit und Feigheit, Lüge und niedrige Berechnung, jedes höheren Zuges bar, in unglaublicher Erbärmlichkeit verlaufen ist. Der Erfolg erwies sich für Religion, Gesittung und Bildung des Volkes gleich verhängnisvoll. Dabei war die Änderung aufgenötigt mit List und Gewalt. Das Volk hing an der alten Kirche, der Adel war ihr treu ergeben, der Klerus zum weitaus größeren Teil wollte nichts von der Neuerung wissen. Nur der von seinen Schulden erdrückte Herzog, mit selbstsüchtigen Laientheologen als seinen Räten, hat, von den Zeitumständen begünstigt, um die alte Kirche ausplündern zu können, die neue Religion gemacht. Nachdem die einleitende Schilderung der vor dem Ausbruch der lutherischen Wirren in der Markgrafschaft herrschenden Zustände mit den düstersten Farben aufgetragen war und nichts Gutes mehr erkennen ließ, freut man sich, im Laufe der Darstellung noch gar vielem zu begegnen, wodurch dieses Nachtgemälde gemildert wird. Es wäre lohnend gewesen, bei einzelnen solcher Lichtpunkte eingehender zu verweilen und die Beispiele katholischer Treue und Entschiedenheit ein wenig zusammenzuordnen. Denn trotz der allgemein gewordenen Verwirrung der Geister und der auch die Besseren betäubenden Unklarheit, hat es an Beispielen der Standhaftigkeit nicht gefehlt.

Die Breslauer Germaniker. Von Dr Jos. Jungnitz. 8° (XII u. 410) Breslau 1906, Aderholz. *M* 4.—

Das deutsche Kolleg in Rom als Priesterbildungsanstalt hat sich für die Diözese Breslau in den schwersten Zeiten so heilkräftig und segensreich erwiesen, die Geschicke derselben und ihre kirchlichen Denkmale sind von dem Andenken hervorragender Germaniker so wenig zu trennen, daß es sich schon verlohnte, über die „Breslauer Germaniker“ ein eigenes Buch zu schreiben. Es finden sich da Notizen, zum Teil ausführliche Lebensbeschreibungen, über 230 einstige Zöglinge, nicht nur solcher, die aus der Diözese Breslau gebürtig, sondern auch fremder Landeskinder sofern sie nur in der Diözese Pfründen besessen oder kirchliche Wirksamkeit geübt haben. Abgesehen von den verhängnisvollen sieben Schwaben aus der Periode des Bischofs Jerin, gehören etwa 27 der Geburt nach den verschiedenen österreichischen Erbländern an; Franken, Bayern, Rheinland und Westfalen sind durch einzelne Namen vertreten, ganz vereinzelt in älterer Zeit Preußen und Sachsen. Auch

Belgien, Italien, Polen und Schweden haben Vertreter gestellt. Nicht weniger als 3 Bischöfe und 10 Weihbischöfe von Breslau sind Germaniker gewesen, zum Teil hochbedeutende Gestalten; 2 Erzbischöfe, 3 Bischöfe, 2 Weihbischöfe anderer Diözesen werden unter den schlesischen Germanikern genannt; von den wenigen, die der Studien im Germanikum ungeachtet zum Priestertum nicht gelangt sind, wird ein österreichischer Finanzminister, ein Generalfeldmarschall und ein Husarenoffizier registriert. Im Durchschnitt sind die schlesischen Germaniker rührige und unverdrossene Arbeiter gewesen, von klarer und fester katholischer Gesinnung. Solcher, die als Mißratene gelten können, wird kaum ein Dutzend aufgezählt, unter ihnen ein einziger Apostat. Verhältnismäßig viele haben aus Rom begeisterte und verständnisvolle Liebe für die kirchliche Kunst mit heimgebracht, andere haben im Kollegium Bücher und Bibliotheken schätzen gelernt. Herrliche Stiftungen zu charitativen wie zu erziehlichen Zwecken hat das Bistum alten Germanikern zu danken, manche haben trotz der Ungunst einer zerrütteten Zeit auch als Schriftsteller Tüchtiges geleistet. Alles dieses hat der Verfasser mit seinem bekannten Fleiße aus Archiven aller Art zusammengeschafft und dadurch wieder viel Wertvolles der Vergessenheit entrissen. Wären jene kleinen Äußerlichkeiten, welche eine Schrift zum Lesen erst recht einladend machen (geeignete Abteilungen, übersichtliche Druckanordnung, rasch orientierende Seitenüberschrift u. dgl.), nicht wieder so geflissentlich beiseite gelassen worden, das inhaltliche Interesse, verbunden mit einer angenehm fließenden Darstellung, wäre groß genug, um das Buch zu einer sehr ansprechenden und vielgesuchten Lesung zu machen.

Emund Rokoch. Ein Mainzer Kaufmann und Beamter des 17. Jahrhunderts. Von Dr H. Schrohe. 8° (94) Mainz 1907, Gymnasial-Programm.

Ein unternehmendes kaufmännisches Genie, während der Schwedenokkupation in Mainz eingewandert, 1633 mit einer Bürgerstochter vermählt, durch Handel mit Wein, Mehl, Salpeter u. a. und durch glückliche Spekulation mit Bodenbesitz rasch zu großer Bedeutung emporgestiegen, wurde Rokoch einflußreiches Mitglied des Rates, 1648 kurfürstlicher Rentmeister, 1651 Kammerrat. In die Geschichte der Mainzer Staats- und Stadtverwaltung, die des Mainzer Handels und vor allem der Mainzer Häuser sind die Spuren seiner Tätigkeit eingegraben. Er starb 1675 wahrhaft als der Mainzer Fugger, ausgezeichnet wie durch Reichtum so durch Rechtlichkeit, Tüchtigkeit und kirchlichen Sinn. Vorliegendes Schriftchen, das zum erstenmal seine ganze Bedeutung ans Licht stellt und seine Familiengeschichte zu entwirren unternimmt, ist das Ergebnis mühsamer archivalischer Einzelforschung. Aktenmäßig geschrieben, setzt es zu voller Würdigung eine große Vorliebe für lokalgeschichtliche Forschung voraus, erweist sich aber nach der kulturgeschichtlichen Seite hin außerordentlich anziehend, ergiebig und dankenswert.

Geschichte der österreichischen Revolution im Zusammenhang der mitteleuropäischen Bewegung der Jahre 1848—1849. Von Jos. Al. Frhrn v. Helfert. I. Bd: Bis zur österreichischen Verfassung vom 25. April 1848. Lex.-8° (XX u. 536) Freiburg 1907, Herder. M 10.—

Es war ein glücklicher Gedanke, die große Völkerbewegung, welche um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Staaten Mitteleuropas erschütterte, in ihrer Gesamtheit und ihrem Zusammenhang zu behandeln. Der Zusammenhang bestand

tatsächlich, und dank einer kunstreichen, synchronistischen Anordnung des Stoffes, tritt er hier gut hervor, wodurch die Sondererscheinungen in den verschiedenen Ländern sich wechselseitig beleuchten. In Österreich hat die Bewegung einen besonders vorbereiteten Boden gefunden. Wer die verworrenen Verhältnisse der Habsburgischen Monarchie heute verstehen will, muß zurückgreifen bis 1848. Mit Recht ist daher Österreich in die Mitte gestellt worden. Daß der greise Verfasser, ein unmittelbarer Zeuge der geschilderten Vorgänge, in hohem Maße kompetent ist, dafür bürgt eine Reihe seiner bedeutendsten diesem Zeitraume angehörenden Schriften, und es überzeugt ein Blick auf die von ihm beherrschte Literatur. Zur Ehre gereicht es ihm, daß er den Mut hat, der auf dem Andenken Metternichs lastenden Ungerechtigkeit einigermaßen entgegenzuarbeiten. Sonst bewahrt der Verfasser große Zurückhaltung und scheint vorsätzlich nur das zu Wort kommen zu lassen, was in persönlichen Aufzeichnungen oder späteren Darstellungen der damals Mithandelnden sich findet. Bei der Parteierregung seiner Zeit hat dies seine Nachteile. Zwielicht und Unklarheit bleiben zurück; eine klare Stellungnahme des Verfassers wäre zuweilen erwünscht gewesen. Die katholische Hierarchie, die, abgesehen von dem Häuflein der reformsüchtigen, damals in den Ländern deutscher Zunge die beste Stütze der Ordnung gewesen ist, kommt recht zu kurz. Ungerecht geradezu ist die Darstellung der Handlungsweise des trefflichen Bischofs Zängerle, wovor die eingehende Beleuchtung der betreffenden Vorgänge in Sentzer, Roman Sebastian Zängerle, Graz 1901, 338 f, hätte bewahren können.

Karl Radunz. Hundert Jahre Dampfschiffahrt. Mit 125 Abbildungen und 2 Tafeln. 8° (VIII u. 300) Rostock 1907, C. J. E. Volckmann. *M* 7.50; geb. *M* 8.50

Seitdem Robert Fulton mit seinem Dampfer zum erstenmal den Hudson hinauffuhr, sind hundert Jahre verflossen. Karl Radunz nahm hiervon Veranlassung, eine Geschichte der Dampfschiffahrt für einen weiteren Leserkreis zu schreiben. Das entworfene Bild ist ein äußerst wechselvolles und lebendiges. Die stete Zunahme der Dampfer an Zahl und Größe, ihre fortschreitende Vervollkommnung an Schnelligkeit, Sicherheit und Bequemlichkeit, allmähliche Beseitigung der Mißstände und geistreiche Überwindung mancher Schwierigkeiten, all die verschiedenen Versuche und Erfolge in England, Frankreich und Amerika, später auch in Deutschland sind so klar und anziehend geschildert, daß es schwer zu entscheiden ist, ob die Lesung des Buches mehr Belehrung oder Unterhaltung bietet. Davon kann uns eine kurze Übersicht über den reichen Inhalt überzeugen. In technischer Beziehung werden uns die Entwicklungsstufen vom kleinen Holzdampfer bis zu den riesigen Eisen- und Stahlschiffen vorgeführt und die sich folgenden Verbesserungen an Schaufelrad und Schraube beschrieben. Besondere Aufmerksamkeit muß natürlich der Maschine gewidmet werden. Die Kolbenmaschine verwandelt sich nach und nach aus einem plumpen, unbeholfenen Ungetüm in die gewaltige und kunstreiche Dreifach-Expansionsmaschine, die trotz ihrer Vollkommenheit bereits Gefahr läuft, von der Turbine verdrängt zu werden. Mit unglaublicher Zähigkeit arbeiteten die Maschinenbauer besonders darauf hin, den Kohlenverbrauch herabzumindern und so nicht nur an Raum zu gewinnen, sondern auch an Kosten zu sparen. Mußte doch der Norddeutsche Lloyd im Jahre 1901 21,5 Millionen Mark für Kohlen auslegen; überdies ist zu bedenken, daß z. B. Kaiser Wilhelm d. Gr. für eine Überfahrt nach New York

4500 Tonnen Kohlen aufnimmt, wodurch ein ungeheurer Raum für gewinnbringende Fracht verloren geht. Noch unter einer andern Rücksicht sehen wir, wie sich die Maschine verschiedenartig ausgestaltet, da Kriegsschiffe nicht die gleichen Anforderungen an sie stellen wie Handelsschiffe und hinwiederum Fracht- und Personenbeförderung andere Eigenschaften erheischen. Interessant ist schließlich auch der Kampf ums Dasein, den die Segelschiffe mit den Dampfern nicht ohne Erfolg ausfechten. Außer der technischen Seite wird auch die wirtschaftliche in Betracht gezogen. So erfahren wir, wie die Bedienungsmannschaft immer zahlreicher und vielgestaltiger wird. Eine anziehende Beschreibung schildert uns, bis zu welchem Grade von Annehmlichkeit und Bequemlichkeit, ja von Luxus die Einrichtung der Wohnräume ausgebildet wurde, bis zu welchem Überfluß und welcher Verfeinerung sich die Versorgung mit Lebensmitteln aller Art gesteigert. Anderseits werden auch die sinnreichen Vorrichtungen aufgezählt, welche die Passagiere gegen jede Gefahr von seiten des Wassers und des Feuers sicherstellen sollen. Das alles ist uns geboten in einer leichtfließenden, anschaulichen Sprache, erläutert durch treffliche Abbildungen und geschöpft aus zuverlässigen Quellen. Erwünscht wäre ein guter Realindex.

Über die Vorgeschichte und die Anfänge der Chemie. Eine Einleitung in die Geschichte der Chemie des Altertums. Von Dr Franz Strunz. gr. 8° (VIII u. 70) Wien 1906, Deuticke. *M* 2.—

Der wichtigste Teil der kurzen Broschüre ist der letzte Paragraph über „die chemischen Grundlagen der Metallurgie im Altertum". Derselbe ist das Resultat großer Belesenheit und zeugt von einer besondern Fähigkeit des Verfassers, auch an sich trockene Gegenstände in interessanter Weise zusammenzustellen. Unter den Gründen zu Gunsten der prähistorischen Entwicklungsreihe: 1. Steinzeit, 2. Eisenzeit, 3. Bronzezeit, wird gesagt, daß die Verhüttung von Kupfererzen viel schwieriger sei als die von Eisenerzen. Das trifft aber nur bei den schwefelhaltigen Kupfererzen zu; und weshalb sollen gerade diese im Altertum verhüttet worden sein? Die andern Kupfererze werden viel leichter reduziert als Eisenerze. Weshalb soll überhaupt jene Reihenfolge allgemein gültig sein? Muß doch offenbar das massenhafte Vorkommen oder die leichte Beschaffung des einen oder des andern leicht verhüttbaren Erzes, Kenntnis der Zusammensetzung der Bronze vorausgesetzt, auf die Produktion des einen oder des andern Metalles einen wesentlichen Einfluß ausgeübt haben. Verfasser scheint aus dem Zeugnisse des Plinius zu schließen, daß ein Vorkommen gediegenen Silbers in der Vorzeit unbekannt war, wohl wenige werden seine Ansicht teilen. Die Literaturangabe ist recht vollständig. Aus der andern Hälfte der Broschüre sind die Grundzüge der Geschichte der Chemie in der „Einleitung" recht lesenswert. Statt der mißlichen „Einleitung" von 12 Seiten zu einer „Einleitung" von 44 Seiten hätte dieser Paragraph besser einen andern Titel erhalten. In den andern, besonders mehr allgemeinen Ausführungen dieses ersten Teiles ist Verfasser wenig glücklich gewesen. Bei manchem ist schwer anzunehmen, daß es ernst gemeint ist, z. B. was über Mittelalter, Renaissance, Philosophie gesagt ist. S. 14 ist der große Einfluß, welchen die Vernichtung der alexandrinischen Bibliothek auf den Rückgang alchimistischer Kenntnisse ausübte, gar nicht berührt worden. Die chemische Gleichung S. 56 enthält einen Druckfehler.

Hilfsbuch für den katholischen Religionsunterricht in den mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Von Prof. Jakob Schumacher. 3. Tl: Der kirchliche Gottesdienst. Mit 7 Abbildungen. 8° (64) Freiburg 1907, Herder. 70 *Pf.*

Das Schriftchen bildet den Schluß des Hilfsbuches. Es behandelt das Kirchenjahr mit seinen drei Festkreisen, die Feier der heiligen Messe, die Spendung der heiligen Sakramente und der Sakramentalien und zuletzt eine Anzahl der bekanntesten Hymnen. Das Büchlein darf als eine recht brauchbare Einführung in die kirchliche Liturgie bezeichnet werden. Hervorzuheben sind Übersichtlichkeit und Klarheit der Darstellung. Flügelaltäre (S. 29) sind eine verhältnismäßig junge Erscheinung, nicht aber schon seit alter Zeit in Gebrauch. S. 31 wird auffallenderweise die Stola noch immer als Rest eines langen faltenreichen Gewandes bezeichnet.

Katholische Volksschul-Katechesen. Für die Mittel- und Oberstufe ein- und zweiklassiger und für die Mittelstufe mehrklassiger Schulen. Von Johann Ev. Pichler, Katechet in Wien. 3. Tl: Lehre von den Gnadenmitteln. I. Bdchn: Die heiligen Sakramente. 8° (VIII u. 254) Wien 1907, „St Norbertus"-Verlag. *M* 2.20

Die Pichlerschen Katechesen über die heiligen Sakramente teilen alle Vorzüge der Katechesen über den Glauben und die Gebote (vgl. diese Zeitschrift LXXI 347 576). Die Erklärung der Sakramente der Buße und des Altars wird in Form eines Erstbeichtunterrichtes und eines Erstkommunionunterrichtes gegeben. Man mag über ein solches Vorgehen anderer Ansicht sein als der Verfasser, als Erstbeichtunterricht und als Erstkommunionunterricht können die betreffenden Katechesen immerhin dem Katecheten neben den bereits vorhandenen Anleitungen sehr gute Dienste leisten. Sie zeugen nicht bloß von großer Erfahrung, sondern auch von nicht geringer Fähigkeit, die gemachten Erfahrungen praktisch zur Verwertung zu bringen. In einem Anhang werden die von der Münchener Schule geforderten fünf Herbart-Zillerschen Formalstufen im Sinne ihrer Vertreter abgelehnt. Mit Recht. Was der Verfasser an gleicher Stelle über das entwickelnde oder erklärende Verfahren sagt, trifft unseres Erachtens den Kernpunkt der Frage zu wenig, d. i. soll das Katechismuswort Ausgang des Unterrichtes sein, oder soll die jeweilige Wahrheit gewissermaßen das Ergebnis des Unterrichtes darstellen? Auch wer vom Katechismus ausgeht, wird zur Erklärung des Begriffes Sakrament von einem konkreten Sakramente, am besten von der Taufe, ausgehen. Nicht zu billigen sind die Änderungen in der Reihenfolge der Fragen. Wenn solche sich als praktisch oder notwendig erweisen sollten, nun so arbeite man den Katechismus dahin um. Jedem Elementarlehrer aber es überlassen, die Folge der Fragen und Materien selbst zu bestimmen, „weil der Katechismus überall den abstrakten Begriff an die Spitze stelle, der Lehrer aber vom Konkreten ausgehen müsse", kann nur zum Wirrwarr und zur Willkür führen.

Ausgeführte Katechesen über die katholische Gnadenlehre. Von Heinrich Stieglitz, Stadtpfarrprediger in München. 8° 1. Tl. (VIII u. 272) *M* 2.20; geb. *M* 2.80; 2. Tl. (VIII u. 328) *M* 2.40; geb. *M* 3.— Kempten und München 1907, Kösel.

Anlage und Durchführung der vorliegenden Katechesen über die Gnade und die Gnadenmittel bedürfen keiner Erläuterung, da die Münchener Methode, welche

bei ihnen eingehalten ist, in ihren Vorzügen und Mängeln in diese Blättern bereits wiederholt besprochen wurde. Das erste Bändchen ist der Gnade, der Taufe, der Firmung, der letzten Ölung, der Priesterweihe, der Ehe, den Sakramentalien und dem Gebet gewidmet, das zweite den Sakramenten der Buße und des Altars. Stieglitz ist, was man auch über die formalen Stufen und die methodische Einheit seines Vorgehens denken mag, nicht bloß ein Katechet, der es ernst nimmt, sondern zugleich ein tüchtiger Katechet. Das zeigen auch die beiden neuen Bändchen. Man wird in ihnen sehr viel brauchbares Material, manche gute Beobachtungen und mehr als einen feinen psychologischen Zug finden.

Introduction aux études liturgiques. Par le R^me Dom Cabrol, Abbé de Farnborough. 16° (172) Paris 1907, Bloud & Cie. *Fr.* 3.—

Gut ist der zweite Teil der Schrift, welcher sich mit der Methode der liturgischen Forschungen und ihren nächsten Zielen beschäftigt. Als dringendste Aufgaben derselben bezeichnet der Verfasser die Herausgabe noch nicht veröffentlichter Texte, Revision der bereits früher edierten Handschriften mittels der reichen Hilfsmittel der modernen Quellenkritik, vergleichendes Studium der liturgischen Dokumente zur Feststellung einer etwaigen Verwandtschaft und zur Einordnung in Familien, Sammlung aller in den schriftlichen und monumentalen Quellen gelegentlich gebotenen Hinweise auf liturgische Verrichtungen, sorgfältige Untersuchungen aller einzelnen gottesdienstlichen Funktionen, Zeremonien, Feste und was sonst in den Bereich des Ritus fällt, endlich Schaffung einer methodisch angelegten Bibliographie aller Liturgika, sowohl der gedruckten wie der handschriftlichen. Dom Cabrol hat die Ziele der liturgischen Studien mit diesen Forderungen ganz richtig dargestellt; ob sich dieselben aber so bald, und wäre es nur in einem namhaften Umfang, verwirklichen lassen? Der erste Teil der Schrift gibt einen Abriß der Geschichte der liturgischen Studien, der indessen nicht jedermann befriedigen dürfte. Für den Fachmann enthält er zu wenig, für den Nichtfachmann aber zu viel. Zudem ist die Auswahl zu ungleichartig und ungleichmäßig. Namentlich sind die neueren Arbeiten aus Deutschland entschieden zu kurz gekommen. Ein Mangel ist auch, daß das Material nicht nach einem festen, auf den einzelnen Zweigen der Liturgik sich aufbauenden System geordnet ist. Wegen der Missa Illyrica (S. 46) wäre zu vergleichen gewesen, was darüber in den „Stimmen" LXIX 143 festgestellt wurde.

Seelsorger-Praxis. Sammlung praktischer Taschenbücher für den katholischen Klerus. kl. 8° Paderborn, F. Schöningh. XII. Rechtsbestimmungen für Orden und Kongregationen. Von Augustin Arndt S. J. (VIII u. 112) 1904. 90 *Pf.* XIII. Vormundschaftsrecht nebst Fürsorgeerziehung. Von Dr F. Fidler. (X u. 228) 1904. *M* 1.50. XV. Ratgeber bei Verfügungen von Todes wegen, Schenkungen und Stiftungen. Von Dr iur. utr. Joseph Dochnahl. (XVI u. 404) 1905. *M* 2.20

Nr XII umfaßt in gedrängter Kürze sowohl die kirchlichen wie weltlichen Rechtsbestimmungen für Orden und Kongregationen. — Der in Nr XIII behandelte Stoff muß dem praktischen Seelsorger auch darum geläufig sein, damit er im stande sei, den vielfach in Erziehungsfragen an ihn herantretenden Bitten um Beratung gut und erfolgreich zu genügen. — (Nr XIV vgl. diese Zeitschrift LXIX 111.) —

In Nr XV werden in kurzer, aber erschöpfender Weise die vielen Änderungen besprochen und dargelegt, welche das Bürgerliche Gesetzbuch für dieses Gebiet herbeigeführt hat.

1. **Praxis solemnium functionum episcoporum cum appendicibus pro abbatibus mitratis et protonotariis apostolicis iuxta ritum romanum.** Studio et opere Sac. Beniamini Favrin. gr. 8° (144) Ratisbonae 1906, Pustet. *M* 2.80; geb. *M* 3.60

2. **Zeremoniale für den Altardienst bei den Drittordens-Versammlungen.** Herausgegeben von P. Kassian Thaler, Provinzial der nordtirolischen Kapuziner-Ordensprovinz. 12° (116) Bregenz a. B. 1906, Verlag von J. N. Teutsch. Geb. *M* 1.40

1. Die erste der beiden Schriften enthält eine sehr praktisch angelegte Darstellung der Pontifikalfunktionen auf Grund des Ceremoniale episcoporum. Es sind die feierlichen Pontifikalvespern, die Semipontifikalvespern, die Vespern mit bloßer Assistenz des Bischofs, das Pontifikalamt, das Amt mit pontifikaler Assistenz, das pontifikale Requiem, das Requiem mit bischöflicher Assistenz, die vom Bischof bei Exequien vorgenommene Absolutio, der von ihm gegebene Segen mit dem Allerheiligsten, die Aussetzung des hochwürdigsten Gutes mit Assistenz des Bischofs und die pontifikalen Prozessionen. Anhänge beschäftigen sich mit der Privatmesse des Bischofs, mit dem Ritus einer in Gegenwart desselben gelesenen Messe, sowie mit den Pontifikalfunktionen der infulierten Äbte und der apostolischen Protonotare. Der Behandlung der einzelnen Pontifikalakte sind jedesmal in möglichst knapper, aber leichtverständlicher Form die nötigen Vorbemerkungen vorausgeschickt; sie selbst erfolgt dann in synoptischer Weise, wobei obendrein noch der größeren Klarheit halber die verschiedenen Funktionäre durch Rotdruck sowohl in den Überschriften der einzelnen Kolumnen als auch im Texte scharf hervorgehoben sind. Es läßt sich die Sache wohl kaum faßlicher, übersichtlicher und zugleich kürzer darstellen, als es in der Schrift geschehen ist.

2. Das zweite Büchlein ist ein Auszug aus des Verfassers „Praktischem Handbuch zur Leitung des dritten Ordens des hl. Franziskus“ und enthält die offiziellen Gebete (lateinisch und deutsch) für die monatlichen Versammlungen, die Einkleidung, die Profeß usw., eine Anzahl deutscher Gebete für die Andachten, einen Ablaßkalender, sowie endlich eine Auswahl passender Lieder.

Die tridentinische Eheschließungsform nach der Konstitution Pius' X. „Provida“ vom 18. Januar 1906. Von Dr Martin Leitner, Lyzealprofessor. 8° (24) Regensburg 1906, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 40 *Pf.*

Die so wichtige Konstitution Pius' X. Provida, durch welche das Kap. Tametsi des Tridentinums mit seiner Bestimmung über die klandestinen Ehen für das ganze Gebiet des jetzigen Deutschen Reiches auf alle rein katholischen Ehen ausgedehnt, in dem gleichen Bereich aber für alle akatholischen, sowie für alle gemischten außer Kraft gesetzt wird, soweit und wo es für dieselben Gültigkeit hatte, findet in dem oben angezeigten Schriftchen eine klare, bündige und allseitige Erklärung.

Das Geld und sein Paradies. Von P. Johannes Polifka C. SS. R. kl. 8° (200) Regensburg 1906, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. *M* 1.20

Der hochw. Verfasser zeigt, wie das richtig benutzte Geld eine fruchtbare Weltmacht ist, aber eine furchtbare Macht wird, wo es dem Laster dient. Die Schrift will in populärer Form nicht so sehr wirtschaftstheoretisch aufklären, als für das geistige und leibliche Wohl des Menschen praktische Winke geben.

Vergleichende Gemäldestudien von Karl Voll. Mit 50 Bildertafeln. 8° (202) München 1907, Müller. *M* 9.—

Das aus den Seminarübungen der Studierenden der Kunstgeschichte an der Münchener Universität hervorgegangene Buch vereint übersichtliche Klarheit mit gründlichen Darlegungen. Es tut dar, daß über Geschmack doch gestritten werden kann, wo immer ein einsichtsvoller Lehrer einen talentvollen Schüler findet. Professor Voll stellt in 23 Beispielen je zwei ähnliche Bilder desselben Meisters oder eines älteren und jüngern oder ein Original und eine Kopie gegenüber und erläutert dann Vorzüge und Mängel, Stil und Darstellung des einen und andern durch eingehende, sich an die 50 Tafeln anschließende Vergleichungen. Er beginnt mit Holbeins Madonna in Darmstadt und ihrer Kopie in Dresden. Es folgen die Besprechung des Paumgartner-Altares von Dürer vor und nach der Restauration, die Kritik eines Medusenbildes von Leonardo da Vinci und Rubens, Gegenüberstellung einer Madonna van Eycks in Brügge und deren Kopie in Antwerpen, dann andere Parallelen aus dem 15. bis 18. Jahrhundert. Nicht nur für das Selbststudium ist das Buch ein wertvolles Hilfsmittel, sondern auch für Lehrvorträge, in denen es darauf ankommt, die feineren Stilunterschiede in den Gemälden zu erkennen und zu werten. Jeden aufmerksamen Leser wird sich der Verfasser für die reichen und angenehm zu lesenden Unterweisungen zu Dank verpflichten.

Das Leben der heiligen Jungfrau. Von René-Marie de la Broise. Autorisierte deutsche Übersetzung von Emil Prinz zu Öttingen-Spielberg. kl. 8° (328) Regensburg 1906, Habbel. Geb. *M* 3.—

Der Verfasser war sichtlich bemüht, aus seiner Darstellung der Lebensereignisse der Gottesmutter alles Zweifelhafte wegzulassen, selbst bei Schilderung ihres inneren Lebens nur das zu bringen, was die zuverlässigsten Gottesgelehrten als sicher hinstellen. Über das Legendarische und von angesehenen Schriftstellern nur als wahrscheinlich Angesehene berichtet er kurz und gründlich in Anmerkungen. Man sollte glauben, sein Buch werde dadurch leer, weniger ansprechend. Das ist jedoch nicht der Fall. Gerade die Beschränkung auf das Wesentliche und unzweifelhaft Verbürgte gibt ihm einen eigenartigen Reiz, macht es einem aus dem edelsten Metall und den reinsten Edelsteinen verfertigten Schmuckstück ähnlich, das freilich kleiner, aber kostbarer ist als größere Zierden. Gründliche Kenntnis der Heiligen Schrift und ihrer Erklärer, ernster, ja strenger, aber doch immer pietätvoller historischer Sinn, Eindringen in den geistigen Gehalt der Ereignisse und die inneren Seelenzustände Marias setzten den Verfasser in den Stand, ein wirklich schönes Leben zu schreiben, das vom Übersetzer gut ins Deutsche übertragen worden ist.

1. **Rettet die Ehe und die Kinder!** Von E. Huch. 8° (56) Innsbruck o. J., Verlag der Kinderfreund-Anstalt. 45 *h*; geb. 60 *h*, in Leinwand 75 *h*.

2. **Tod oder Leben!** Von E. Huch. 8° (130) Innsbruck o. J., Verlag der Kinderfreund-Anstalt. 60 *Pf.*; geb. 85 *Pf.* (*K* 1.—)

1. Ein vortreffliches Volksschriftchen aus derselben bewährten Hand, „Platz den Kindern!", ist 1903 in diesen Blättern (LXIV 111) zur Empfehlung gekommen. Vorliegende Broschüre hat mit demselben manches gemeinsam. Sie behandelt wichtige, ins Leben tief eingreifende Fragen in edlem, würdevollem Ton und durchaus christlichem Geist. Auch sie will vor allem den Kindern ihren Platz sichern in Gottes großer Welt, in der Liebe und Achtung der Menschen, in der sorglichen Überwachung durch die berufenen Instanzen. Noch vieles andere in Bezug auf die häusliche Gesellschaft kommt zur Erörterung: Die Heiligkeit des Ehestandes, die Familienwohnung, die Mischehe, die Stiefkinder, die Ehelosen usw. Der anziehendste Abschnitt ist wohl der über „Das Apostolat der Dienstmädchen in der christlichen Familie". Es ist gewiß keine schwache Seite der kleinen Schrift, daß sie, entgegen gewissen modernen Theorien, der „Bekämpfung der Begierden" mutig das Wort redet, mag auch einmal (S. 38 39) der Idealismus zu hoch gespannt erscheinen und ohne Rücksicht auf wirkliche Lebenslagen zu strenge Forderung und Verurteilung ausgesprochen sein. In den meisten der vierzehn Abschnitte werden praktische Fragen mehr angeregt und zur Erwägung empfohlen als erschöpfend abgehandelt, allein schon diese Anregung ist geeignet, viel Gutes zu wirken; Seelsorger und Volksfreunde können dieselbe leicht weiter verfolgen.

2. Die Schrift enthält eine für weitere Kreise bestimmte kurze Darlegung und Begründung unserer Jenseitserwartungen: Gott, Unsterblichkeit, Himmel, Hölle, Fegfeuer. Ein recht praktisches Kapitel ist eingeschoben über die Folgerungen, die sich daraus ergeben für den wichtigsten der den Sterbenden zu erweisenden Liebesdienste. Der Stoff des Büchleins ist aus zuverlässigen Autoren geschöpft, gut verarbeitet und gefällig dargeboten.

Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Ein Bild ihres Lebens und Dichtens. Von Bertha Pelican. Mit dem Porträt der Dichterin und 3 Abbildungen. 8° (XIV u. 246) Freiburg 1906, Herder. *M* 2.80

Die flott sich abwickelnde Lebensbeschreibung, die erste ausführlichere, die von Frauenhand der Dichterin gewidmet wird, wendet sich zunächst an die gebildete Frauenwelt, um sie mit den poetischen Schöpfungen Annettens mehr vertraut zu machen. Ihr kam der Vorteil zu gut, aus den reichlich vorhandenen Forschungen, Würdigungen und Biographien mit vollen Händen schöpfen und die aus verschiedenster Richtung stammenden Urteile gegeneinander abwägen zu können. Eine große Detailsfülle wird daher auf verhältnismäßig engem Raume entfaltet; etwas Lehrhaftes, Kritisches, zuweilen Polemisches gibt den Grundton. Über dem ganzen walten Kunst- und Lebensanschauungen, die aller Achtung wert sind, und die Urteile im einzelnen erweisen sich für viele Punkte richtig. Die Parallelsetzung Levin Schückings mit Dantes Beatrice und Petrarcas Laura (S. 238) ist allerdings über die Maßen unglücklich; Annette würde auf Tod und Leben dagegen protestiert haben. Die Verfasserin hat wohl nur zum Ausdruck bringen wollen, wie sehr der Austausch mit Schücking als einem gewandten Literaten anregend und ermutigend auf Annettens dichterische Hervorbringungen gewirkt habe. Im übrigen gewährt das Büchlein ein gutes, inhaltreiches Lehrstück aus der neueren deutschen Literaturgeschichte und wird dazu beitragen, der großen Sängerin Westfalens erneute Aufmerksamkeit und Schätzung zuzuwenden.

Aus seliger Jugendzeit. Erzählungen für Knaben und Mädchen. Von Th. Messerer. Zweite Auflage. kl. 8° Regensburg 1906, Habbel. Mit je 2 Vollbildern. Geb. *M* 1.20

1. **Christabend. — Christmorgen.** (176) 2. **Kleine Abenteuer aus der Kinderwelt.** (148) — 3. **Sonntagsgeschichten. — Die Muttergottesbüchse.** (156) — 4. **Tapfere kleine Soldaten. — Kinder der Alpen.** (174)

Die dritte Serie der vom gleichen Verlage herausgegebenen Jugendschriften wendet sich an das erste lesefähige Kindesalter. Dieser Bestimmung entsprechend ist in den Erzählungen durchweg nicht die Rede von Kampf und Streit, sondern mehr von den Spielen und Ergötzungen. Doch werden in ihnen mit kundiger Hand auch bereits edle Samenkörner ausgestreut, die mit den Jahren sich zu hoffnungsvollen Keimen entwickeln können.

Jugendbücherei. Erzählungen für Knaben. Von Joseph Baierlein. kl. 8° Regensburg 1906, Habbel. Mit je 2 Vollbildern. Geb. *M* 1.20

1. **Der Herzog von Dodendorf.** (122) — 2. **Schmiersieders Christel.** (130) — 3. **Im Pandurengraben.** (118) — 4. **Zakkes, der Findling.** (118)

Wie der Titel besagt, wenden sich die vorstehenden vier Erzählungen an Knaben. Die darin zur Darstellung kommenden Helden gehören dem Jugendalter an und leisten, jeder nach seiner Lebensstellung, was man von ihnen in den gegebenen Verhältnissen nur billig fordern kann. Die Zeiten, in denen sie auftreten, sind verschieden. Der Schauplatz der ersten Erzählung ist die Zeit der nationalen Erhebung Deutschlands von 1809 bis 1814, derjenige der zweiten die Periode der Hussitenkriege. In das Jahr 1866 führt uns „Im Pandurengraben"; eine Episode aus dem Deutsch-französischen Kriege von 1870/1871 bringt „Zakkes, der Findling". Knaben von 12 bis 16 und mehr Jahren sind die Bändchen nach Inhalt und Stil vollkommen angemessen, und ihr Hauptzweck ist die Pflege einer gesunden nationalen Gesinnung. Von den vier uns hier gebotenen Bändchen hat uns das zweite am besten gefallen.

Bibliothek für junge Mädchen im Alter von 12—16 Jahren. Herausgegeben von Rektor Karl Ommerborn. II. Serie. 9. und 10. Bändchen. 12° Würzburg 1906, Bucher. *M* 1.20

1. **Aus dem Märchenlande.** Sechs Erzählungen von Alinda Jacoby. (106)
2. **Waldmädchen und Königstochter.** Von Fl. Zechmann. (114)

Aus der von uns schon wiederholt besprochenen Sammlung liegen zwei neue Bändchen vor. Für Leserinnen des im Titel angegebenen Alters halten wir nur die zweite Erzählung geeignet, weil sie allein dem Gedankenkreise derselben entsprechen dürfte.

Schauspiele für die Jugend. Von Dr Fr. X. Himmelstein. 33 Heftchen. Würzburg 1906 u. 1907, Bucherſche Verlagsbuchhandlung. kl. 8°

Diese Schauspielsammlung wird besonders den Vorständen von Vereinen und Erziehungshäusern willkommen sein. Sie hat für sich die Anerkennung von seiten gewiegter Pädagogen, unter denen wir nur Dr Rolfus namhaft machen wollen. Die Stücke sind durchschnittlich wenig umfangreich, meistens weniger als 30 Seiten —

und durch die geringe Anzahl der Rollen auch für kleinere Kreise brauchbar. Ein weiterer Vorteil liegt in der großen Auswahl der Stücke — es sind 33 — und der in ihnen gebotenen reichen Abwechslung. Die Schauspiele erscheinen jetzt nicht mehr in Bändchen vereinigt, sondern werden in einzelnen Nummern zu einem sehr billigen Preise, nämlich je nach dem Umfange zu 25, 30 oder 40 *Pf.* abgegeben, was die verdiente Verbreitung sicher fördern wird.

Der Geißhirt vom Gotthard. Von E. Müller. kl. 8° (142) Einsiedeln, Benziger & Co. Geb. *M* 1.—

Das vorliegende ist das erste Bändchen einer Sammlung von Jugendschriften, die unter dem Titel „Sonnenschein", Geschichten für Kinder und ihre Freunde, in rascher Folge herausgegeben werden soll. Herrscht auch kein Mangel auf diesem Gebiete, so dürfen wir die neue Jugendbibliothek doch mit Freude begrüßen; allerdings gilt dies nur in der Voraussetzung, daß sich die folgenden Nummern auf der Höhe halten, auf die sich die erste gestellt hat. An sittlich reinen, dabei interessanten und lehrreichen Erzählungen haben wir noch kein Zuviel, hauptsächlich wenn dieselben, wie es die Erstlingsnummer tat, die modernen Zustände und die in ihnen gebotenen Vorsichtsmaßregeln berücksichtigen.

Miszellen.

Ein sprachpsychologisches und religionspsychologisches Experiment des Kaisers Akbar. Eine der eigenartigsten und in mehrfacher Hinsicht großartigsten Erscheinungen im asiatischen Völkerleben ist der gewaltige Moghulherrscher Kaiser Akbar (geb. 15. Oktober 1542, gest. 15. Oktober 1605). Im 13. Lebensjahr zur Herrschaft über eines der größten und reichsten Ländergebiete Asiens berufen, wurde er der Schöpfer des glänzenden Kaisertums, dessen Erinnerung noch heute in der monumentalen Pracht Delhis und Agras fortlebt. Der Genius dieses merkwürdigen Mannes hat etwas Anziehendes, fast möchte man sagen Bezauberndes. Und so fern und fremd uns das asiatische Herrscherleben in den meisten Erscheinungen vorkommen mag, so kann sich doch niemand dem mächtigen Eindruck entziehen, den Akbars Leben und Streben im Laufe seiner nahezu fünfzigjährigen Regierung hervorruft. Am meisten jedoch fesselt Akbars eigenartige Stellung zum religiösen Leben seines Zeitalters. Der geniale Blick des Fürsten wandte sich den Fragen des religiösen Lebens mit einer Freiheit zu, die in ihm alles andere eher als den Beherrscher eines dem Islam fanatisch ergebenen und für den Glauben des Propheten kämpfenden Volksstammes vermuten ließe. Als ein Urenkel des furchtbaren Timur, dieser Geißel Asiens, inmitten eines vom Flammengeist des Islam erfüllten Volkes aufgewachsen, fand dieser Mann schon frühe keine Befriedigung in dem Fanatismus seines ererbten Glaubens und begann nach einer neuen Religion zu suchen. Als Ideal schwebte ihm ein allen äußeren

Einflüssen entzogener, in ursprünglicher Reinheit strahlender Gottesglaube vor. In den ihm zugänglichen Formen der religiösen Überlieferung sah er nur eine Trübung dieses reinen, in dem tiefsten Grund der menschlichen Natur sich offenbarenden, einzig wahren Gottesglaubens. Aber wie sollte der Weg zu diesem reinen, natürlichen Glauben zurückgefunden werden? Auf der Suche danach verfiel Akbar auf allerlei merkwürdige Experimente. Bekannt sind die Religionsgespräche, die er an seinen Hof in Fatehpur Sikri einführte. Wer diese stolze Akropolis unweit von Agra je besucht hat, wird sich der glänzend ausgestatteten Halle erinnern, die Akbar für diese Religionsgespräche erbauen ließ. Die Vertreter aller großen Religionen Indiens, Brahmanen, Mohammedaner, Parsi, Buddhisten, trafen hier zusammen. Und zu diesen berief der Kaiser als Vertreter des Christentums den von ihm hochgeschätzten sel. Rudolf Aquaviva aus der Gesellschaft Jesu. Während nun dieses religionsvergleichende Experiment längst bekannt ist, scheint ein anderes, viel merkwürdigeres Experiment, das diesem vorausging, bis jetzt der Aufmerksamkeit entgangen zu sein. Der Jesuit Hieronymo Xavier, ein Neffe des großen Apostels von Indien, der Nachfolger Aquavivas am Hofe des Kaisers und eigentliche Begründer der Mission im Moghulreiche, berichtet darüber in seinem Schreiben an den Ordensgeneral vom Jahre 1598. Dieses Schreiben ist unstreitig eine der bedeutendsten Urkunden des Zeitalters von Akbar. Es entstand unmittelbar nach des Kaisers Rückkehr aus Kaschmir. Xavier hatte den Fürsten dorthin begleitet und war Ende 1598 in seiner Begleitung nach Lahore zurückgekehrt. Während des Aufenthaltes in Kaschmir hatte er zum erstenmal Gelegenheit gefunden, in engeren und vertrauteren Verkehr mit dem außerordentlichen Manne zu treten. Über die Mitteilungen, die ihm der Kaiser machte, erzählt nun Xavier unter anderem (Journal of the Asiatic Society of Bengal 1896, 77):

„Der Kaiser erzählte mir, vor beiläufig 20 Jahren habe er 30 Kinder im zartesten Alter, bevor sie noch sprechen konnten, an einen von aller Berührung mit der Außenwelt abgeschlossenen Platz gebracht. Die Pflegerinnen, welchen die Kinder anvertraut wurden, durften nie ein Wort mit ihren Pflegebefohlenen reden. Zur Überwachung waren besondere Wächter aufgestellt. Des Kaisers Absicht dabei war, zu ermitteln, welche Sprache die Kinder reden würden, wenn sie älter würden. Und er war entschlossen, den Gesetzen und Gebräuchen jenes Landes zu folgen, dessen Sprache von den Kindern werde gesprochen werden. Aber diese Versuche mißglückten; keines der Kinder brachte es zu einer deutlichen Sprache. Und so blieb damals alles beim alten. Nur die Lehre Mohammeds war gestattet."

Diese Mitteilung ist unter mehrfachem Gesichtspunkt von erheblichem Interesse. Zunächst ist der sprachpsychologische Versuch an den Kindern, um die Sprache zu ermitteln, zu der diese ohne Beeinflussung von außen gelangen, schon an sich eine bemerkenswerte Tatsache. Sie spricht sehr bezeichnend für den erfinderischen Sinn jenes originellen Geistes. Aber ungleich bedeutsamer erscheint dieser sprachpsychologische Versuch als religionspsychologisches Experiment. Der merkwürdige Versuch — fast möchte man sagen ex ore infantium et lactentium — kennzeichnet überaus scharf die Richtung, in der sich

Akbars Suchen bewegte. Dem Kaiser widerstrebte der Islam seiner eigenen Stammesgenossen nicht weniger als die Hindureligion des unterjochten Indien. In beiden sah er nur die Willkür eines Menschenwerkes. Darum suchte er zuerst nach dem Gottesglauben eines von allem menschlichen Einfluß losgelösten religiösen Sinnens und Denkens. Dieses freie, unabhängige religiöse Sinnen und Denken konnte nur dort seinen ungetrübten Ausdruck finden, wo jeder gestaltende Einfluß von Anfang an ferngehalten wurde. Das war einzig und allein beim Kinde möglich. In der von der Natur selbst, ohne äußere Einwirkung entwickelten Sprache glaubte Akbar auch den natürlichen und darum reinsten und wahrsten Ausdruck des religiösen Empfindens zu gewinnen.

So seltsam dieses religionspsychologische Experiment ist, so bildet es doch einen höchst charakteristischen Zug in dem Streben des merkwürdigen Mannes nach einer Religion, die seinen Geist befriedigte. Erst als dieser Versuch mißlungen war, suchte er die Wahrheit durch die vergleichende Untersuchung der Religionen zu ermitteln. Das Beste von allen ihm zuzüglichen Religionen wollte er behalten und zu einer neuen Religion vereinigen. Diese Religion mußte die wahre und ursprüngliche sein. So folgte dem religionspsychologischen Versuch der religionsvergleichende Versuch. Auch dieser Versuch endete mit einem Bankrott, wie nicht anders zu erwarten war. Und nach allen religionspsychologischen und religionsvergleichenden Experimenten zur Ermittlung des reinen und ursprünglichen Gottesglaubens stand der gewaltige Mann am Abend seines Lebens noch an demselben Fleck, auf dem er zu forschen und zu grübeln begonnen hatte. Der einzig wahre Gottesglaube aber, der diesen großangelegten, mit den reichsten natürlichen Gaben ausgestatteten Geist hätte befriedigen und beglücken können, blieb, so nahe er bereits in der Begegnung mit den christlichen Glaubensboten leuchtete, dem von den dunkelsten Leidenschaften getrübten Auge des Kaisers verschleiert. Das Ringen und Streben, Suchen und Tasten des größten Herrschers, den Indien hervorgebracht hat, war umsonst. Lehrreich jedoch ist es uns als das trostlose Bild eines auf allen religionspsychologischen und religionsvergleichenden Pfaden suchenden, aber den einzig zuverlässigen Pfad der christlichen Offenbarung ängstlich vermeidenden Strebens nach dem Besitze der Wahrheit: Nihil novi sub sole!

Die Hausindustrie in Belgien. Als zur Feier des fünfundsiebzigjährigen Bestehens der belgischen Unabhängigkeit 1905 von staatlicher Seite das Prachtwerk La Belgique herausgegeben wurde, entfiel ein Hauptanteil der Darstellung in Titel, Text und Bild auf die Wunderwelt der belgischen Industrie. Das monumentale Werk selbst bezeichnete sich als einen Zubehör zu den Veröffentlichungen des belgischen Arbeitsministeriums und konnte in seinen Ausführungen über die industriellen Betriebe bereits auf eine Reihe von Bänden sich stützen, die seit 1895 dem Office du travail ihr Erscheinen verdankten. Für weitere Volkskreise bestimmt und zu mäßigen Preisen käuflich, sollen diese Veröffentlichungen das Interesse für die Industrie des Landes und deren Fortschritte

wachrufen und das Verständnis fördern. Indem sie als Ehrung und Würdigung der industriellen Arbeit von Staats wegen erscheinen, lehren sie das Volk die verschiedenen Arten dieser Arbeit kennen und ihre Vorteile schätzen. Unter den zahlreichen beachtenswerten Veröffentlichungen dieser Art treten namentlich zwei zusammenhängende Reihen durch Werbekraft und volkspädagogischen Wert in den Vordergrund. Die eine mit dem Sammeltitel Monographies industrielles hat zum Zweck, in illustrierten Einzelbänden die Hauptindustriezweige des Landes nach ihren wirtschaftlichen Vorbedingungen, ihrem technischen Verfahren, ihren Absatz- und Konkurrenzverhältnissen richtig verstehen zu lehren. Vier solcher Bände liegen seit 1903 bis heute vor, einer der Baumwollen- und Hanfspinnerei, einer der Herstellung von Chemikalien, einer der Papierfabrikation und einer den Steingut- und Töpferwaren gewidmet. Ungleich anziehender und in viel weiteren Beziehungen lehrreich ist die andere Serie, welche der Heimarbeit gewidmet ist, Les Industries à domicile en Belgique. Von acht dieser Bände, die seit 1899 ans Licht traten, sind die ersten fünf seit Jahren schon vergriffen. Zwar gilt es bei solcher Heimarbeit gewöhnlich nicht den großen Massen der Bevölkerung; einige Hundert, wenn es hochkommt einige Tausend, stellen die Gesamtheit solcher Arbeitsunternehmer in dem kleinen Lande dar. Noch auch erscheint diese bescheidene Heimarbeit als Goldquelle, durch die vom Auslande her Millionen nach Belgien geleitet werden. Nicht einmal handelt es sich um Produktionsweisen, welche eine bedeutende Weiterentwicklung, eine vielversprechende Zukunft vor sich haben. Im Gegenteil befinden sie sich meistens schon im augenscheinlichen Niedergang oder sehen sich auf immer engere Arbeits- und Landesgebiete beschränkt oder gehen in absehbarer Zukunft der Absorbierung durch die erbarmungslose Fabriktechnik entgegen. Was ihnen nichtsdestoweniger jenes hochgesteigerte Interesse verleiht, ist ihr tiefes Haften im Volke, die wohltätige Hilfe, die sie Tausenden kleiner Leute, der Halt, den sie so vielen armen Familien gewähren, der eigenartige Anblick des emsigen Zusammenschaffens ganzer Hausgenossenschaften, ja fast ganzer Dorfgemeinden. Alle wichtigeren Fragen des Volkslebens, Volkscharakter und Staatseinrichtungen, Wohnung und Hygiene, Ernährung und Erholung, Religion und Sittlichkeit, kommen bei dieser Heimarbeit in Betracht und werden von ihrer Vorherrschaft in einer Gegend aufs innigste berührt.

Da steht obenan die Spitzenklöppelei und Tüllstickerei, einst der Ruhm der flanderschen Frauen und eine Quelle des Wohlstandes für das Land, jetzt aber vor der Übermacht der Maschinenfabrikation rettungslos am Verschwinden. Die zwei Bände, die ihr gewidmet sind, La dentelle et la broderie sur tulle (1902) erscheinen wie die Gedenktafel auf ihrem Leichenstein. Nicht viel besser mag es bestellt sein mit den Überresten des einst blühenden Hausbetriebes der Leineweberei in Flandern, der Baumwollspinnerei in Flandern und Brabant, der Wollspinnerei in der Umgegend von Verviers und im wallonischen Anteil von Brabant, der Strumpfwirkerei zu Herve im Lüttticher Land. Mit Zähigkeit behaupten sich noch die Messerschmiede zu Gembloux, die Waffenschmiede von Lüttich, die Nagelschmiede im Wallonischen und die Strohflechter im Tale der Geer. Mecheln beschäftigt auch heute noch Hunderte von Hausarbeitern mit Stuhl-

fabrikation und wieder Hunderte als besser gestellte Möbelschreiner und Möbelschnitzer, noch immer vom alten Rufe zehrend und erfolgreich ins Ausland exportierend. Über die Heimarbeit für Herstellung von Streichhölzern hauptsächlich in Ostflandern (Umgegend von Alost) fehlt bis jetzt die Einzeldarstellung. Ergiebiger und für jetzt aussichtsvoller sind diejenigen häuslichen Arbeitsbetriebe, welche auf die Herstellung von Bekleidungsgegenständen abzielen. Nicht nur bestimmte Bezirke in Flandern, auch Binche im Hainaut und Herve im Lüttícher Lande leisten Ansehnliches in Herstellung von Schuhwaren. Brüssel ist seit den siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts ein Mittelpunkt für Konfektion von Herrenkleidung und befindet sich im besten Zuge, auch für Damengarderobe eine ähnliche Vorherrschaft sich zu erringen. Die Wallonen verlegen sich noch immer erfolgreich auf Handschuhmacherei, während Flandern in der Umgebung von Gent und Courtrai eine neue Blüte der Leinenstickerei sich entwickeln sah, die allem Anscheine nach dem Wettbewerb der Fabrikware auch in Zukunft wird trotzen können. Brüssel als moderne Luxus- und Modestadt führt das Zepter für die Herstellung der Krawatte, welche zahlreichen Heimarbeiterinnen über das ganze Land hin Beschäftigung gibt und wohl noch für lange Zeit Gelegenheit zum Verdienst gewähren kann. Löwen und Lede sind die Hauptplätze für Hemdenanfertigung, Herzele für Korsetten. Nach der Zählung vom Oktober 1906 widmeten sich in Löwen von 311 Hausarbeiterinnen nicht weniger als 118 der ausschließlichen Herstellung von Hemden. Die Anfertigung von Kragen und Manschetten, die seit den letzten fünzig Jahren in Belgien einen ungeheuern Umfang gewonnen hat, gehört zum großen Teile noch der Heimarbeit an. Bemerkenswert ist, daß der rapide Aufschwung sowohl der Kleiderkonfektion wie der Wäschefabrikation, die jetzt Tausende fleißiger Hände in Belgien in Bewegung setzen, erst aus den Zeiten des Deutsch-französischen Krieges her datiert, der für längere Zeit den französischen Markt gesperrt hielt und Brüssel die Beherrschung der Mode an sich reißen ließ. Etwas älter ist die Wiedereinführung der Leinenstickerei. Es war zur Zeit eines großen materiellen Notstandes 1847, als die Regierung zwei Stickerinnen aus Appenzell kommen ließ, um an Stelle der untergegangenen Spitzenindustrie die Weißstickerei unter der flanderschen Landbevölkerung wieder einzuführen. In einer andern Landgemeinde, Bellem, hatte fast um dieselbe Zeit eine wohltätige Dame auf eigene Initiative hin einen Kurs für Weißstickerei eingerichtet und blieb als Leiterin an der Spitze der immer bedeutender werdenden Produktion. In Moorsele folgte später ein unternehmender Pfarrherr, unterstützt von einem Frauenkloster, mit günstigem Ergebnis diesem Beispiel. An Hindernissen und Schwierigkeiten hatte es von Anfang nicht gefehlt, namentlich bis ein genügendes Absatzgebiet erschlossen war. Aber seit ihrer erfolgreichen Überwindung hat gerade diese Art der Heimarbeit im Lande breite Wurzeln geschlagen und begegnet bei den fleißigen Flamländerinnen den glücklichsten Anlagen. Noch weit glänzendere Blüte hat in viel kürzerer Zeit die Korsettfabrikation gewonnen, die bereits ansehnliche Ausfuhr in fremde Länder zu liefern im stande ist. Das moderne Belgien verdankt sie ganz und gar der Initiative frommer Franziskanerinnen, die 1878 zur Hebung einer armen Landbevölkerung die Herstellung der Korsette in Herzele eingeführt haben. Heute

zählt der kleine Ort unter 3000 Einwohnern 400 Korsettarbeiterinnen. Wie hier, sind auch in Massemen und Denderleeuw die Klöster der Franziskanerinnen die Zentralstationen für Korsettfabrikation, erst viel später sind Laienunternehmer in Herenthals und Sotteghem ihrem Vorbilde nachgefolgt.

Ein eigenes Kulturbild für sich bietet die Geschichte der Hausindustrie für Kabel- und Strickverfertigung zu Hamme in Ostflandern. Rings von Wasserstraßen umgeben, nahe mit dem Hafen von Antwerpen verbunden, unter einem Volke, das Schiffahrt und Fischerei leidenschaftlich liebt, sah sich die alteingebürgerte Seilwarenfabrikation von Hamme einer ungeheuern Nachfrage nach Tauen, Stricken, Netzen u. dgl. in nächster Nähe gegenüber, und noch unter der holländischen Herrschaft bei den Ausstellungen von Gent 1820 und von Haarlem 1825 standen die Seilerwaren von Hamme mit Ehren an der Spitze. Wie schon einmal zu Beginn des 17. Jahrhunderts die Sperrung der Schelde, so brachte im 19. Jahrhundert die Losreißung von Holland für die Weiterentwicklung dieser Industrie im Bezirk von Termonde einen fast tödlichen Schlag. Aber noch immer verblieb den betriebsamen Bewohnern von Hamme der Vorteil ihrer einzigartig günstigen geographischen Lage. Als sie 1868 damit begannen, den spottwohlfeilen Hanf von Ostindien einzuführen und dieses Material, das der mechanischen Bearbeitung der Maschine widerstrebt, mit ihren kräftigen und geübten Fingern zu bearbeiten, hatten sie durch die Wohlfeilheit ihrer Ware in kurzem den Markt erobert. In der Zeit von 1868 bis 1898 hat infolgedessen die Zahl der Heimarbeiter in Hamme sich verdreifacht. Während für Belgien im allgemeinen die auf Heimarbeit begründeten Seilerwerkstätten 1846 bis 1896 von 591 auf 517 zurückgingen, erlebten sie in Ostflandern gerade jetzt die Zeit ihrer Hochblüte. Die 165 Seilerwerkstätten Ostflanderns im Jahre 1846 waren 50 Jahre später auf 234 angewachsen, der Bezirk von Termonde, der Hamme in sich begreift, zählte deren allein 85, außerdem aber noch 6 mechanische Fabriken für Seilerwaren und 26 sog. „Kollektivfabriken", d. h. ausschließlich auf Heimarbeit begründete Geschäftsunternehmungen. Hamme ist währenddessen von einem kleinen Ort, der um 1800 etwa 7000, um 1850 etwa 9000 Seelen zählte, rasch zu einer Stadt emporgeblüht, die um 1903 nach amtlicher Zählung 14 326 Köpfe aufwies. Nach der Statistik von 1896 rechnete der Bezirk von Termonde unter 14 838 Arbeitern nicht weniger als 6317 Heimarbeiter. Dazu stellte Hamme allein unter seinen 3299 eingetragenen Lohnarbeitern 1061 Heimarbeiter, die mitarbeitenden Hausfrauen und Kinder natürlich nicht miteingerechnet. Seit 1898 beginnt freilich auch hier der immer mehr vervollkommnete Fabrikbetrieb die Hausindustrie zurückzudrängen. Aber noch hat die letztere kräftige Wurzeln und wird wenigstens für gewisse Teilarbeiten, für besondere Arten von Fabrikaten und namentlich für Herstellung der ganz billigen gewöhnlichen Ware sich noch auf lange hinaus behaupten können.

Im allgemeinen gesprochen, ist überhaupt auch in dem industriell fortgeschrittenen und maschinenreichen Belgien die Hausindustrie durchaus noch nicht hoffnungslos, und die Verfasser dieser Monographien unterlassen es nicht, auf

Grund ihrer eingehenden Forschungen und Beobachtungen der Regierung wie dem Volke Ratschläge darüber zu erteilen, wie dieselbe noch gehoben und weitergefördert werden könnte. Jedenfalls läßt die Mannigfaltigkeit der in dem kleinen Belgien noch blühenden Hausindustrien, der rasche und hohe Aufschwung, den einzelne Zweige derselben noch in den letzten Jahrzehnten genommen, über das Ergebnis keinen Zweifel, daß ein betriebsames und einsichtig geleitetes Volk immer wieder Mittel und Wege finden wird, seinen Lebensunterhalt zu gewinnen und zu einigem Wohlstand sich zu erheben. Anderseits ergibt sich freilich auch die Wahrnehmung, daß gerade die Heimarbeit, die für das Leben der unteren Volksschichten von so großer Bedeutung ist, des Schutzes und der Überwachung von oben bedarf (vgl. hierüber auch diese Zeitschr. LXX 448 f), wie sie auch aller Förderung und Begünstigung würdig ist.

Die „Kölnische Volkszeitung" gegen die „Stimmen aus Maria-Laach". Angesichts beunruhigender Erscheinungen der Gegenwart haben kürzlich die „Stimmen aus Maria-Laach" ihren Lesern Erwägungen unterbreitet über das, was bei solcher Lage von dem treuen Katholiken „die Stunde heischt" (Heft 7, oben S. 137 f), haben aber damit das Mißfallen der „Kölnischen Volkszeitung" auf sich gezogen, welche (Nr 708 vom 17. August 1907) gegen unsere Ausführungen mehrere Anklagen erhebt.

Ein Vorwurf lautet auf „Überspannung des kirchlichen Gedankens", ohne daß jedoch ein Versuch gemacht wäre, aus den wirklichen Darlegungen der „Stimmen" den Vorwurf zu begründen. Die Exkurse, welche beigefügt werden, sind unsern Ausführungen völlig fremd.

Ein zweiter Vorwurf ist der einer „ungerechten Beschuldigung des Laientums":

„Man sollte Gott auf den Knien danken, daß die gebildete katholische Laienwelt in Deutschland noch ein so reges Interesse für Kirche und kirchliche Fragen zeigt, daß bei uns noch nicht jene Kirchhofsruhe der völligen Gleichgültigkeit namentlich unter der Männerwelt sich bemerkbar macht, welche so verhängnisvoll namentlich für die Kirche Frankreichs geworden ist. Aber gewisse Kreise scheinen hierin fast ihr Ideal zu erblicken und es geradezu darauf anlegen zu wollen, durch ein liebloses, verdächtigendes Treiben dem gebildeten Laientum die Mitarbeit an der katholischen Sache gründlich zu verleiden, ja zahlreiche katholische Laien, und nicht die schlechtesten, aus der Kirche förmlich hinauszudrängen, d. h. wenn sie sich hinausdrängen ließen."

Daß so bewegliche Klagen auf das katholische Lesepublikum im großen ihren Eindruck nicht verfehlen, ist völlig klar, nicht klar aber ist, wer unter jenen „gewissen Kreisen" zu verstehen sei, welchen derartige Absichten und Bestrebungen zur Last gelegt werden sollen. Die „Stimmen aus Maria-Laach" jedenfalls weisen solche Anwürfe mit Entschiedenheit zurück. Ihr Aufsatz kann zu solchen Anschuldigungen eine berechtigte Handhabe nicht bieten, im Gegenteil wurde gerade da (S. 140) unter den trostreichsten Lichtpunkten der Gegenwart die opferwillige Betätigung des Laientums im katholischen Deutschland rühmend hervorgehoben. Selten ist eine grundlosere Anklage ausgesprochen worden als hier, und es war

nicht klug von der „Kölnischen Volkszeitung", im selben Atemzuge den „Stimmen" „schwarzseherische Übertreibung", ja „maßlose Übertreibung" zum Vorwurf zu machen.

Eine gewisse Erregtheit wie hier gibt sich auch in einer weiteren Beschwerde zu erkennen. Um die Notwendigkeit darzutun, gerade in gegenwärtiger Stunde den Anschluß an Papst und Bischof zum Leitstern zu nehmen, haben die „Stimmen" auf Gefahren hingewiesen, die durch verschiedene Symptome immer ernster sich ankündigen. Insbesondere wurde mit einigen Strichen verdeutlicht, welche Zustände sich entwickeln müßten, wenn das bereits öffentlich proklamierte „Aufsteigen des Laientums" in Regelung der kirchlichen Angelegenheiten sich nach der zu Tage getretenen Richtung noch weiter vollziehen würde. In diesem Zusammenhang, bei Schilderung kommender, teilweise bereits in Entwicklung begriffener Zustände, vor welchen gewarnt und für welche das Heilmittel dargeboten werden sollte, folgen, nachdem der mutmaßlichen Stellung des Papstes gedacht war, die Worte: „Wie der Papst so mögen die Bischöfe sich bescheiden und friedfertig schicken nach dem, was die leitenden ‚katholischen' Preßorgane ihnen gestatten oder oktroyieren", und unmittelbar daran schließt sich die entsprechende Zukunftsaussicht für die Stellung der Pfarrer. Alles dies hat aber nach dem ganzen Zusammenhang zur Voraussetzung, daß es mit dem „Aufsteigen des Laientums" in Schlichtung kirchlicher Verhältnisse einmal vollends dahin gekommen sein wird, wie die Natur der menschlichen Dinge es könnte befürchten lassen. Ausdrücklich heißt es deshalb im Verlauf der Schilderung selbst: „Noch sind wir nicht so weit, aber die Zeichen der Zeit deuten doch nach dieser Richtung."

Aus dieser längeren, enge zusammenhängenden Schilderung nimmt nun die „Kölnische Volkszeitung" einen einzigen kurzen Satz heraus, um sich über denselben sehr entrüstet zu zeigen:

„Dieser Satz drückt uns vor allem die Feder in die Hand. . . . Dieser Satz ist zweifellos auch an die Adresse der Köln. Volkszeitung gerichtet. Wir stellen dem Verfasser die bestimmte Frage: In welchen Fällen haben die leitenden katholischen Organe dem Papst und den Bischöfen in kirchlichen Dingen ihre Meinung aufoktroyiert?"

In dem Aufsatze der „Stimmen" ist die „Kölnische Volkszeitung" mit keiner Silbe genannt, und an der berührten Stelle handelt es sich gar nicht darum, über vergangene Dinge irgend etwas zu konstatieren. Die Beschwerde der „Kölnischen Volkszeitung" ist eine excusatio non petita. Ebensowenig steht die Beteuerung, welche die „Kölnische Volkszeitung" sogleich folgen läßt, mit dem Aufsatze der „Stimmen" in tatsächlichem Zusammenhang:

„Die leitenden deutschen Zentrumsorgane haben sich unseres Wissens niemals angemaßt, in kirchlichen Fragen dem Papst oder den Bischöfen Vorschriften zu machen. Sie haben die kirchliche Autorität stets willig respektiert, die kirchliche Kompetenz stets streng gewahrt."

Dem Aufsatz der „Stimmen aus Maria-Laach" waren weit ernstere und höhere und wohl auch fruchtverheißendere Aufgaben gestellt als die, der „Kölnischen Volkszeitung" oder einem andern Zentrumsorgan über die Vergangenheit das Gewissen zu erforschen. Auch heute genügt es für uns, auf den wirklichen

Inhalt unserer Darlegungen noch einmal nachdrücklichst hinzuweisen, von welchem die Strategie der „Kölnischen Volkszeitung" die Aufmerksamkeit abzulenken nur zu sehr geneigt ist. Ausgangspunkt war die Überzeugung, daß Geschlossenheit und Disziplin in gegenwärtiger Stunde der Kirche Deutschlands vor allem not tue, daß solche früher vorhanden waren und Segen brachten und, wenn einmal wieder in voller Kraft, noch reicheren Segen bringen würden. Als sicheres Mittel, dahin zu gelangen und Irrwege zu verhüten, empfahlen die „Stimmen" den vertrauensvollen Anschluß an Papst und Bischöfe, und sie gingen sogleich dazu über, den Nachweis zu erbringen, wie die beunruhigendsten Erscheinungen im Geistesleben des gegenwärtigen katholischen Deutschland dadurch ihres gefährlichen Charakters von selbst entkleidet würden. Im einzelnen wurde dies gezeigt unter Erörterung der beliebten Tagesphrasen von Kultur, Reform und Fortschritt, des unheilvollen, immer bedenklicher um sich greifenden Interkonfessionalismus und des falschen, auf das religiöse Gebiet übergreifenden Nationalismus. Es war nicht zu vermeiden, auch Halt zu machen vor einer andern Gefahr, die längst beunruhigend sich gezeigt hatte und eben jetzt, da unsere Darlegungen ans Licht treten sollten, infolge unerwarteter Enthüllungen die Augen aller öffentlichen Kreise auf sich zog.

Über das „Aufsteigen des Laientums in der katholischen Kirche" haben die „Historisch-politischen Blätter" im sechsten Hefte des laufenden Jahres (CXXXIX 432) einen ziemlich offenherzigen Artikel vor das große Publikum gebracht. Da war die Rede von „der größeren Freiheit der Bewegung, die sich das Laientum in der Kirche allmählich zu verschaffen gewußt hat", und als Hauptwurzel dieser Neuerscheinung wird gerühmt: „Die immer mehr und mehr auch den katholischen Volksteil erfassende Entwicklung zum Individualismus", als Frucht aber: „Die Verselbständigung des Laientums gegenüber den spezifisch kirchlichen Interessen". Diese bedenkliche Proklamation des „aufsteigenden Laientums" hat zwar im neunten Hefte der gelben Blätter (CXXXIX 674) eine vortreffliche Zurückweisung erfahren. Aber daß eine solche programmatische Kundgebung in einem so angesehenen katholischen Organ sich hervorwagen durfte, und daß, abgesehen von der genannten Entgegnung, von keiner Seite ein entschiedener Protest wachgerufen wurde, war ein betrübendes, im Zusammenhang mit andern Erscheinungen Besorgnis weckendes Zeichen.

Es handelt sich hierbei ganz und gar nicht um „schwarzseherische Übertreibung", sondern um eine bereits vorhandene teilweise Trübung der richtigen Auffassung kirchlicher Dinge in manchen Kreisen des katholischen Deutschland, von dem die Anzeichen vorliegen. Wenn die „Stimmen aus Maria-Laach" auf Gefahren, die nach dieser Seite drohen, aufmerksam gemacht haben, so stehen sie unter denen, die über die kirchlichen Zustände Deutschlands ein Urteil beanspruchen können, mit ihren Besorgnissen keineswegs allein.

Windthorsts staatsmännischer Blick war schon zu Zeiten des noch währenden Kulturkampfes auf Klippen aufmerksam geworden, die nach dieser Richtung hin verborgen lagen, und er hat es nicht als Beleidigung oder Verdächtigung des Laientums angesehen, zuweilen mit aller Offenheit sich darüber auszusprechen.

Er benutzte dafür sogar die feierliche Gelegenheit des Katholikentages zu Münster 1885, wo er bei der Schlußrede in der vierten öffentlichen Sitzung vom 3. September ausführte:

„In der heutigen Zeit hat sich die Notwendigkeit geltend gemacht, daß auch Laien in die kirchlichen Verhältnisse sich gleichsam einmischen müssen, weil sie allein nach Lage der Gesetzgebung im stande sind, ganz und voll das zu sagen, was ihnen auf dem Herzen liegt. Da ist denn die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß die einzelnen sich ein wenig über sich selbst hinwegheben. Das ist eine Krankheit, die ist in der Erbsünde begründet, und darum ist denen, die jenen Beruf haben, dringend zu wünschen, daß sie fort und fort auf die kirchliche Autorität hingewiesen werden. Und wenn wir hier erscheinen, zu Ihnen sprechen und dann die Herren Bischöfe hier sehen, dann vergegenwärtigen wir uns immer die Frage: ‚Sind wir auch im vollen und ganzen Einverständnis mit der Lehre der Kirche und mit den Autoritäten?‘ In dem Augenblick, wo wir nur eine Linie davon abweichen, wären wir unwiederbringlich verloren, und unser Gewissen wäre schwer belastet."

Die „Krankheit", deren Bedenklichkeit Windthorst richtig erkannte und welcher er vorzubeugen suchte, hat inzwischen einigermaßen Eingang gefunden und kündigt durch mancherlei ernste Symptome sich an. Die „Stimmen" hatten daher wohl recht, auf Windthorsts Rezept zurückzukommen: „fort und fort hinzuweisen auf die kirchliche Autorität". Darin kann eine „Verdächtigung" oder „Lieblosigkeit" nicht liegen.

In dem Aufsatz der „Stimmen" ist nur von wohlbegründeten, vielfach geteilten Befürchtungen oder von offenkundigen Tatsachen die Rede gewesen. Wenn die „Laienorganisation" gegen den Index als ein gänzlich verfehltes Unterfangen hingestellt wurde, so galt dies der Sache in sich selber, ihrer objektiven Bedeutung und ihrem Zusammenhang mit andern Zeiterscheinungen. Persönlichkeiten, Absichten und Gesinnungen wurden nicht berührt, es lag hierzu keine Veranlassung vor. Hier also von „lieblosem und verdächtigendem Treiben" zu reden, wie die „Kölnische Volkszeitung" tut, ist nicht nur „lieblos", sondern mehr als ungerecht.

Trotz alledem sehen wir uns zu unserer Freude doch nicht auf ganzer Linie im Gegensatz zu den allerdings teilweise recht temperamentvollen Auseinandersetzungen der „Kölnischen Volkszeitung". In einem wenigstens können wir zum Glück ihr völlig beipflichten, und es steht zu hoffen, daß nach Überwindung etwaiger Mißverständnisse hierin die Einigung sich bieten wird. In der Tat, die Gegenwart erheischt in hohem Maße, wie die „Kölnische Volkszeitung" mit Recht betont, „ein kirchentreues Laientum" und dessen möglichst rege aktive Unterstützung für viele Gebiete des kirchlichen Lebens, „soweit dies" — wie wiederum die „Kölnische Volkszeitung" selbst den Gedanken formuliert: „soweit dies im Rahmen des unwandelbaren kirchlichen Organismus möglich ist und den heutigen Bedürfnissen entspricht".

Der Glaubensgehorsam.

(Eine Erläuterung zu Satz 1—8 im neuen Syllabus.)

Großgezogen von einer Wissenschaft, die nur ihr eigenes Licht kennt und den Glanz des Übernatürlichen krankhaft scheut, von Jugend auf gewohnt, seine eigenen Wege zu gehen und keinerlei Schranken der freien Forschung anzuerkennen, mußte der Modernismus eine ausgesprochene feindliche Haltung annehmen, sobald ihm die kirchliche Lehrautorität entgegentrat. Diese Kampfesstellung findet ihren Ausdruck in Satz 1—8 des Syllabus. Ein Teil der Sätze (1—5) wendet sich gegen das kirchliche Lehramt in der überlieferten Ausdehnung seiner Gewalt überhaupt, während Satz 6—8 sich mehr auf die Träger der Lehrautorität zu beziehen scheinen. Aufgabe der folgenden Ausführungen wird es sein, in Bezug auf jeden dieser beiden Punkte die katholische Lehre klarzulegen, die im neuen Syllabus verurteilten Anschauungen der Moderne zu beleuchten und zu widerlegen.

I. Die kirchliche Lehrgewalt.

Der Glaube ist nach dem Ausspruch des Kirchenrats von Trient (Sess. 6, c. 8) der Anfang des menschlichen Heiles, die Grundlage und Wurzel aller Rechtfertigung. Im Glauben wurzeln Hoffnung und Liebe und alle übernatürlichen Tugenden; aus ihm nimmt der Katholik die Beweggründe zum christlichen Handel und Wandel. Ist der Sünder auch noch so tief gefallen, so kann aus seinem Glauben Reueschmerz und Vorsatz zur Besserung des Lebens emporwachsen und ihn zur Gnade der Rechtfertigung führen. Wo der Glaube aber geschwunden, ist das letzte übernatürliche Band zerrissen, das den Menschen mit Gott verbindet.

Es ist daher ganz natürlich, wenn der Glaube eine der ersten Hirtensorgen der Kirche ist, wenn die Kirche die ihr von ihrem Stifter gegebene Lehrautorität einsetzt, um den Glauben in uns zu erhalten und ihn vor allen Gefahren zu bewahren. Aber ebenso natürlich ist es, wenn die Feinde der Kirche den Glauben in uns zu erschüttern sich bestreben, indem sie den Gehorsam gegen die kirchliche Lehrautorität zu untergraben suchen.

Es ist eine Eigentümlichkeit der Kirche Christi, daß sie nicht nur das Recht hat, zu lehren, sondern auch die Vollmacht, für ihre Lehren Anerkennung und Unterwerfung zu verlangen.

Ein Gelehrter kann wohl einladen, daß man seiner Schule sich zugeselle, irgend eine Verpflichtung ihn zu hören oder gar seine Lehren anzunehmen besteht nicht. Man hört ihn, solang es beliebt, und je nach dem Gewicht der Gründe, die er für seine Anschauungen in die Wagschale zu legen hat, verwirft man oder stimmt zu. Letzter Richter bleibt die eigene Vernunft, und von der Menge des Gehörten nimmt man, was sich bewährt, vielleicht ein winziges Bruchstück all der Ideen, die der menschliche Lehrer uns beibringen möchte; vielleicht wird auch alles gleich an der Schwelle abgelehnt. Ganz anders verhält es sich bei der Kirche.

Sie tritt vor uns hin mit der Forderung, gehört zu werden; sie legt uns Lehren vor, die unsere menschliche Einsicht übersteigen, und verlangt von uns im Namen Gottes, daß wir Verstand und Willen beugen unter das Joch des Glaubens. Mit einer im Menschenleben so ungewohnten Lehrautorität kann die Kirche Jesu Christi nur deshalb auftreten, weil ihr göttlicher Stifter, der Gott aller Wahrheit, sie mit der Gewalt zu lehren ausgerüstet hat. Er sprach zu den Aposteln: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker"; er war es, der sagte: „Wer euch höret, der höret mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich"; „wer glaubt und sich taufen läßt, der wird gerettet werden, wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden." Er war es auch, der sie durch Sendung des Heiligen Geistes zur Ausübung der Lehrgewalt befähigte.

Weder die Apostel noch ihre Nachfolger ließen mit dem Glauben markten. Fanden sie keine Zustimmung zum Worte Gottes unter ihren Zuhörern, so schüttelten sie den Staub von ihren Füßen und zogen weiter. „Ihr habt euch selbst des Wortes des ewigen Lebens für unwürdig erachtet, darum wenden wir uns zu den Heiden", sprach der Völkerapostel Paulus, als die Juden der Predigt von Christus dem Messias nicht glauben wollten. Es war der Widerklang jener Worte des göttlichen Meisters, der an die zweifelnden Jünger die Frage gerichtet hatte: „Wollt auch ihr gehen?"

Die Kirche lebte daher stets der Überzeugung, daß sie den reichen Schatz an Lehren, welche ihr der Heiland und die Apostel hinterlassen, auch späteren Geschlechtern zum ewigen Segen verwalten und ausspenden müsse. So ermahnte der Völkerapostel Paulus vom Kerker aus seinen Lieblingsschüler Timotheus, den Bischof von Ephesus, die gesunde Lehre stets vor Augen zu haben, den Glaubensschatz, den er von ihm empfangen, zu bewahren und künftigen Geschlechtern zu überliefern. „Was du von mir gehört hast durch viele Zeugen, das empfiehl treuen Männern, die

geeignet sein werden, andere zu lehren.“ Es ist nur der Ausdruck jener tiefsten Überzeugung, welche die Bischöfe der ersten christlichen Jahrhunderte beseelte, wenn der hl. Augustinus[1] von ihnen sagt: „Was sie in der Kirche fanden, das hielten sie fest; was sie selbst gelernt hatten, das lehrten sie wieder; was sie von den Vätern empfangen, das haben sie den Kindern überliefert.“ Die Kirche hielt sich für die Säule und Grundfeste der Wahrheit, wie der Heilige Geist durch den Mund des hl. Paulus sie genannt hatte. Bevor die Kirche den Katechumenen zuließ zur heiligen Taufe, verlangte sie von ihm den Gehorsam des Glaubens in dem feierlichen Bekenntnis des apostolischen Symbolums. Leugnete ein Getaufter später die kirchliche Lehre, so galt er für ausgeschlossen aus der Christenheit. Nicht einmal den Gruß sollte man einem solchen bieten, lehrt der hl. Johannes.

Die Kirche nahm das Recht in Anspruch, auftauchenden Irrlehren gegenüber die von Christus und den Aposteln erhaltene Glaubenshinterlage zu verteidigen und die angefochtenen Lehren in genau formulierten Sätzen den Gläubigen zur Annahme vorzulegen. Dies geschah entweder in der feierlichen Versammlung der Bischöfe des christlichen Erdkreises oder durch die Stimme des obersten Hirten. Solche klar und scharf formulierte Sätze, welche in kurzer prägnanter Weise eine von Gott geoffenbarte Wahrheit zum Ausdruck brachten, bezeichneten die Gottesgelehrten später mit dem Namen Dogma oder Glaubenssatz. Bei konziliaren Beschlüssen kleideten sich die Glaubensdefinitionen oft in die Form von sogenannten Kanones, welche direkt die Irrlehre unter Androhung des Anathems, d. h. des Ausschlusses aus der Kirche, verurteilten. Mochte die Kirche aber positiv oder negativ die geoffenbarten Wahrheiten feststellen, immer verlangte sie die eigentliche Glaubenszustimmung zur definierten Lehre. Es wäre jedoch ein Irrtum anzunehmen, die Kirche habe von den Gläubigen den eigentlichen Glaubensakt bloß verlangt, wo es sich um Definitionen eines ökumenischen Konzils oder um feierliche Entscheidungen des Papstes handelte. Dann wäre es der Kirche in den ersten drei Jahrhunderten ihres Bestandes sozusagen unmöglich gewesen, von den Christgläubigen Glaubenszustimmung zu verlangen; denn wir begegnen in jenen Zeiten fast nur dem täglichen ordentlichen Lehramte, konziliare Entscheidungen lehrhaften Charakters liegen kaum vor; von Lehrentscheidungen der Päpste finden wir bloß schwache Spuren. Die Kirche forderte und mit vollem Recht einen eigentlichen

[1] Contra Iulianum lib. 2, nr. 34 (Migne, P. lat. XLIV 698).

Glaubensakt von den Christen, da wo sie kraft ihrer Autorität geoffenbarte Wahrheiten zu predigen und zur Annahme vorzulegen hatte. Pius IX. handelte ganz im Sinne auch der ersten Kirche, als er 1863 in seinem Briefe an den Erzbischof von München-Freising auf die Pflicht der einfachen Gläubigen wie der katholischen Gelehrten hinwies, allüberall da den Glaubensgehorsam im strengsten Sinne des Wortes zu leisten, wo die Kirche in der alltäglichen Verwaltung ihres Lehramtes Wahrheiten als von Gott geoffenbart zu glauben vorlegt. Seine Worte lauten:

„Selbst dann, wenn es sich um jene Unterwerfung handelte, die durch einen Akt des göttlichen Glaubens sich vollziehen muß, ist dieselbe nicht auf das zu beschränken, was durch ausdrückliche Dekrete ökumenischer Konzilien, der römischen Päpste und dieses Apostolischen Stuhles definiert ist, sondern muß auch auf das ausgedehnt werden, was durch das ordentliche Lehramt der ganzen über den Erdkreis zerstreuten Kirche als göttlich geoffenbart überliefert und daher von den katholischen Theologen in allgemeiner und ständiger Übereinstimmung als zum Glauben gehörig gehalten wird" (Denzinger, Enchiridion nr. 1536).

Allein die Kirche mußte nicht bloß den Glauben predigen, sie hatte auch die Pflicht, die Hinterlage des Glaubens zu schützen.

Nun kann der Glaube aber nicht nur dadurch gefährdet werden, daß man geoffenbarte Wahrheiten direkt leugnet, sondern auch dadurch, daß man die sogenannten theologischen Schlußfolgerungen bestreitet, die sich aus den geoffenbarten Wahrheiten unmittelbar ergeben, oder indem man jene natürlichen Wahrheiten in Frage zieht, auf welchen die geoffenbarten Glaubenssätze ruhen.

So setzt z. B. die Lehre vom ewigen Leben das Dasein einer geistigen, dem physischen Tode nicht unterworfenen Seele voraus, und die Leugnung dieser Vernunftwahrheit muß naturgemäß die Leugnung eines ewigen unsterblichen Lebens nach sich ziehen. Anderseits ist ein wirklich unsterbliches Leben der Seele nicht recht denkbar ohne geistige Betätigung. Somit muß es für den Glauben aufs mindeste höchst bedenklich erscheinen, wenn jemand von einem dauernden Schlaf der Seele nach diesem irdischen Leben spricht. Ein ewiges glückseliges Leben wäre jedenfalls äquivalent geleugnet. In ähnlicher Weise verhält es sich mit einer ganzen Reihe von Vernunftwahrheiten.

Soll die Kirche nach der Absicht ihres göttlichen Urhebers die Glaubenshinterlage bewahren, sie unvermindert und unverfälscht künftigen Generationen bis ans Ende der Zeiten übermitteln können, so muß ihre Lehrgewalt auch auf die Wahrheiten sich erstrecken, die dem Glauben zu Grunde liegen oder aus ihm naturgemäß folgen. Tatsächlich finden wir in den Konzilsentscheidungen nicht bloß Definitionen unmittelbar geoffenbarter Wahrheiten,

sondern auch Feststellungen über eine ganze Reihe von theologischen Schlußfolgerungen im strengen Sinne des Wortes. So sind manche Entscheidungen, welche die spekulative Ausgestaltung des Geheimnisses der heiligen Dreifaltigkeit und der Menschwerdung des Herrn, der Gnade und der heiligen Sakramente betreffen, theologische Schlußfolgerungen, die aber durch definitives Urteil der Kirche bestätigt sind. Die Kirche verlangt auch hier unter Androhung des Anathems Unterwerfung des Verstandes unter ihr Urteil und Annahme der von ihr aufgestellten Lehre. Es handelt sich nicht mehr um die Leistung eines eigentlichen Glaubensaktes, sondern nur um die feste, zweifellose Annahme einer mit der geoffenbarten Wahrheit innig verknüpften Lehre auf Grund der unfehlbaren kirchlichen Autorität. Man würde übrigens fehlgehen, wenn man annehmen wollte, theologische Schlußfolgerungen seien bloß dann verpflichtende Norm, wenn sie ausdrücklich definiert sind. Auch ohne zur eigentlichen Definition zu schreiten, hat das Lehramt der Kirche das Recht, theologische Schlußfolgerungen zur Annahme vorzulegen und deren Gegenteil zu verurteilen. Daher ermahnte Pius IX. in seinem schon oben angeführten Schreiben an den Erzbischof von München-Freising die katholischen Gelehrten, daß es notwendig für sie sei, „sich sowohl den Lehrentscheidungen der päpstlichen Kongregationen als auch denjenigen Lehrstücken zu unterwerfen, welche von der allgemeinen und stetigen Übereinstimmung der Katholiken als so sichere theologische Wahrheiten und Schlußfolgerungen festgehalten werden, daß Meinungen, welche jenen Lehrstücken zuwider sind, obwohl sie nicht häretisch genannt werden können, doch eine andere theologische Zensur verdienen" (Denzinger nr. 1537).

Über Doktrinen der natürlichen Ordnung spricht die Kirche sich bloß dann aus, wenn dieselben entweder die notwendige Grundlage geoffenbarter Wahrheiten bilden oder im Gegenteil eine geoffenbarte Wahrheit gefährden.

Von der Befugnis, philosophische Thesen bzw. auch Behauptungen jeder andern Wissenschaft zu verurteilen, wo dieselben der geoffenbarten Wahrheit entgegentraten, mußte die Kirche zwar jederzeit, besonders aber seit dem Ausgange des 18. Jahrhunderts Gebrauch machen, als der Unglaube einen systematischen Kampf gegen die Grundlagen der geoffenbarten Religion begann. Das Vatikanische Konzil (Sess. III, c. 4) wies auf dieses Recht und diese Pflicht der Kirche hin. „Die Kirche, welche zugleich mit der Aufgabe zu lehren auch den Befehl erhielt, die Glaubenshinterlage zu schützen, hat von Gott das Recht und die Pflicht, eine fälschlich sog. Wissenschaft zu verurteilen, damit keiner durch Philosophie und leeren Trug getäuscht werde. Daher ist es allen Christgläubigen verboten, solche Meinungen, welche als dem Glauben widerstrebend erkannt

werden, besonders wenn sie von der Kirche verurteilt sind, als wahre Resultate der Wissenschaft zu verteidigen; die Gläubigen sind vielmehr durchaus gehalten, dergleichen Meinungen für Irrtümer anzusehen, welche den trügerischen Schein der Wahrheit zur Schau tragen" (Denzinger nr. 1645).

Mit dieser Pflicht, die Glaubenshinterlage zu schützen, hängt das Recht der Kirche zusammen, den Sinn der Heiligen Schrift authentisch zu erklären (Trid. sess. IV; Denzinger nr. 668), Glaubensstreitigkeiten und auftauchende Glaubensfragen durch ihr Urteil endgültig zu entscheiden (Conc. Vatic. sess. IV, c. 4; Denzinger nr. 1678), Bücher zu prüfen, und je nach dem Ergebnis dieselben gut zu heißen oder zu verurteilen (Const. Leonis XIII Officiorum ac munerum vom 25. Januar 1900).

Nachdem wir in kurzen Zügen die Lehre der Kirche über die ihr von Christus verliehene Lehrgewalt dargelegt, können wir nunmehr dazu übergehen, die entgegengesetzten Behauptungen der Moderne, wie sie sich in Satz 1—5 des neuen Syllabus kundgeben, kurz zu würdigen.

* * *

Die ersten vier Sätze zielen dahin, die wissenschaftliche Exegese der kirchlichen Lehrgewalt zu entziehen. Dabei ist der eine Grundgedanke leitend, nur wissenschaftliche Text- und Geschichtskritik sei im stande, den Sinn festzustellen, welchen bestimmte Stellen auch der heiligen Bücher des Alten und Neuen Testaments besitzen, während die dogmatischen Entscheidungen der Kirche dazu total ungeeignet seien.

Satz 1. „Das kirchliche Gesetz, welches vorschreibt, Bücher über die Heilige Schrift einer vorausgehenden Zensur zu unterwerfen, erstreckt sich nicht auf die Vertreter der Bibelkritik und der wissenschaftlichen Exegese der Bücher des Alten und Neuen Testaments."

In der Konstitution Officiorum ac munerum, welche die neue Indexgesetzgebung Leos XIII. einleitet, findet sich in den Decreta generalia tit. II de censura librorum c. 3 folgendes Gesetz: „Alle Gläubigen sind gehalten, der kirchlichen Zensur wenigstens jene Bücher zu unterbreiten, welche die heiligen Schriften, die heilige Theologie, die Kirchengeschichte, das kanonische Recht, die natürliche Gotteslehre, die Ethik und andere religiöse und sittliche Disziplinen betreffen, und allgemein alle Schriften, an welchen die Religion und die sittliche Ehrbarkeit besonderes Interesse haben." [1]

---

[1] Omnes fideles tenentur praeviae censurae ecclesiasticae saltem subiicere libros, qui divinas scripturas, sacram theologiam, historiam ecclesiasticam, ius

Sicher fallen dem Wortlaut nach auch die Arbeiten der Vertreter der Bibelkritik und der wissenschaftlichen Exegese unter das Gesetz. Eine Ausnahme für dieselben ist nirgends statuiert und wird nach kirchlichen Prinzipien niemals statuiert werden. Die heiligen Bücher sind als Glaubensquelle von Gott der heiligen Kirche übergeben. Die Exegese ist wesentlich Erklärung der Heiligen Schrift, insofern dieselbe Quelle der Offenbarung ist, und steht so in innigster Beziehung zur heiligen Theologie. Auch dann, wenn man die wissenschaftliche Exegese im Sinne Loisys (Autour d'un petit livre 49) einschränken wollte auf die Erforschung des ursprünglichen Sinnes mit den Mitteln bloßer philologischer Textkritik und historischer Kritik der heiligen Bücher und ihres Inhalts, würde dieselbe immer noch zugleich Teilwissenschaft der katholischen Exegese im Vollsinn des Wortes bilden. Die Kirche kann also auf direkte Kontrolle der Bibelkritik nicht verzichten.

Die Bibelkritik und die wissenschaftliche Exegese der vorhergehenden Prüfung der Kirche entziehen, wäre ein gefahrvolles Unternehmen. Es würden damit Bücher freigegeben werden, welche unter dem Schein rein philologischer und historischer Kritik die Grundlagen des Glaubens untergraben könnten.

Es wäre verfehlt, mit Loisy (Autour d'un petit livre XXI) zu glauben, es genüge wechselseitige Kontrolle von seiten der Bibelkritik im engeren Sinne des Wortes. Solche Kontrolle ist gut, ist wichtig und notwendig. Aber der Katholik stellt sich eine andere, viel wichtigere Frage: „Wie verhalten sich die Lehren dieses Buches zum Glauben?" Für die Reinerhaltung und Beschützung des Glaubens hat die kirchliche Lehrautorität zu sorgen. Die wissenschaftliche Exegese muß, wenn sie katholisch bleiben soll, in steter Fühlung bleiben mit der Dogmatik, und es ist jedenfalls nicht von Gutem, wenn auch in Deutschland der Versuch gemacht wird, den Dogmatikern in der Bibelfrage das Wort abzuschneiden[1].

Loisy glaubte, bei seinem Buch L'Évangile et l'Église der kirchlichen Approbation nicht zu bedürfen: „Er veröffentlichte weder eine heilige Geschichte zum Gebrauch für Katecheten, noch ein Handbuch der Theologie für Seminarien — dergleichen Veröffentlichungen zu kontrollieren, kann die Kirche sich nicht dispensieren —, sondern er richtete als bloßer Privatmann, der seit langer Zeit dem historischen Studium der Bibel ergeben war, eine möglichst kritische und wissenschaftliche

canonicum, theologiam naturalem, ethicen aliasve huiusmodi religiosas aut morales disciplinas respiciunt ac generaliter scripta omnia, in quibus religionis et morum honestatis specialiter intersit.

[1] Vgl. Christian Pesch, Zur Inspirationslehre, in dieser Zeitschrift LXX (1906) 153 ff.

Antwort an einen sehr bekannten protestantischen Gelehrten, der das Wesen des Christentums hatte definieren wollen" (Autour d'un petit livre x f).

Loisy vergaß bei diesen Worten, daß nicht der Gelehrte zu bestimmen hat, welche Bücher der kirchlichen Prüfung unterworfen werden müssen, sondern die Kirche. Übrigens hätte § 42 der Indexgesetzgebung Leos XIII. jeden Zweifel praktisch beseitigen müssen. Denn dort werden die Weltgeistlichen angewiesen, auch Schriften, die über rein menschliche Wissenschaften handeln, der kirchlichen Gutheißung zu unterbreiten.

Allein Loisy schreibt das stolze Wort: „Der Verfasser gesteht, daß er in dem armseligen Vorrat seiner Kenntnisse die Idee einer von den Obern gebilligten Wissenschaft nicht besitzt ... er sah nicht ein und sieht noch jetzt nicht ein, was an der Spitze dieser (historisch-kritischen) Arbeit (eines Privatmannes) das Suffragium eines theologischen Zensors und die Approbation eines Bischofs bedeutet haben würden." Nun, es würde bedeutet haben, daß Loisy die Gesetze der Kirche, wenigstens die Decreta generalia der Konstitution Officiorum ac munerum vom 25. Januar 1900 kenne und zu befolgen sich bemühe; es würde bedeutet haben, daß der Autor den Wunsch hege, sein Werk möge nichts enthalten, was den Glauben gefährden oder im Mißklang mit demselben stehen könnte; es hätte bedeutet, daß der Verfasser nicht in die Reihe jener liberalen Theologen gehöre, welche die Wissenschaft, ja selbst die wissenschaftliche Erklärung der heiligen Schriften, der Quellen der Offenbarung, dem Urteil der Kirche entziehen wollen. Dem Katholiken, vor allem dem katholischen Priester, sollte wenigstens die Idee einer Wissenschaft nicht fremd sein, die in Forschungsgang und Resultaten nichts gegen den Glauben enthält und so die Billigung der kirchlichen Obern verdient.

Satz 2. „**Die von der Kirche gegebene Auslegung der heiligen Bücher ist zwar nicht zu verachten, unterliegt jedoch der genaueren Beurteilung und Berichtigung von seiten der Exegeten.**"

Das Konzil von Trient hat in seiner vierten Sitzung (Denzinger nr. 668) ausdrücklich beschlossen: „Keiner dürfe, auf seine Klugheit gestützt, es wagen, in Sachen des Glaubens und der Sitten, die zur Auferbauung der christlichen Lehre gehören, die Heilige Schrift nach seinem Sinn zu verdrehen und sie gegen den Sinn auszulegen, welchen die heilige Mutter, die Kirche, hielt und noch hält, der es zukommt, über den wahren Sinn und die Deutung der heiligen Schriften zu urteilen, oder auch gegen die allgemeine Übereinstimmung der Väter." Dieses Dekret wurde vom Vatikanischen Konzil erneuert (Sess. III, c. 2; Denzinger nr. 1637).

Nach diesen Worten ist die Kirche die authentische Auslegerin der Heiligen Schrift, und jede Auslegung, die ihr widerspricht, ist unter Strafe verboten. Von einer genaueren Beurteilung und Berichtigung der kirchlichen Auslegung durch die wissenschaftliche Exegese kann keine Rede sein. Sonach

kann der zweite Satz des Syllabus nur als eine direkte Leugnung der Tridentiner Glaubensentscheidung und als eigentliche Häresie betrachtet werden.

Der vom heiligen Offizium verurteilte zweite Satz liegt ebensowohl wie Satz 1 und 4 dem ganzen Werke Loisys zu Grunde. Allein nirgends bemüht sich dieser, einen Beweis für seine Auffassung zu erbringen, wie denn überhaupt eine eigentliche philosophisch und theologisch stichhaltige Beweisführung nicht die starke Seite mancher moderner Exegeten ist. Loisy schreibt (Autour d'un petit livre xv): „Ohne Zweifel ist die Kirche auch ein historischer Zeuge, der für die Bedeutung des biblischen Zeugnisses nicht zu vernachlässigen ist; aber das historische Zeugnis der Kirche hat nicht die Strenge eines dogmatischen Urteils; bevor es angewandt wird, muß es analysiert, diskutiert, gewogen werden wie jedes andere Zeugnis.“ Es ist klar, daß im Sinne der modernen Bibelkritik das Zeugnis der Kirche über den Sinn einer Bibelstelle erwogen wird auf Grund der Vergleichung jenes Sinnes mit dem aus bloßer kritischer Analyse des Textes gewonnenen Sinne. Was nicht durch letzteren gewährleistet ist, wird von der modernen Bibelkritik abgelehnt. „Man wird nicht das Nicänische Glaubensbekenntnis einführen, um den Sinn der Formel ‚Gottes Sohn‘ in den synoptischen Evangelien zu bestimmen. Der Sinn der evangelischen Texte ist unabhängig von der Deutung, die ihnen später mittels einer religiösen Philosophie gegeben wurde, die sich in der Predigt Jesu nicht fand. Das gleiche gilt von der Idee des Reiches Gottes, von der Einsetzung der Kirche, vom Ursprung der Sakramente“ (ebd. 16). Diese Art und Weise zu denken wäre nur dann richtig, wenn die historisch-kritische Methode die einzige wäre, den Sinn eines biblischen Textes zu ergründen, und es demnach frei stände, rundweg zu leugnen, was diese im Texte nicht findet. Über der historischen und philologischen Textuntersuchung steht zunächst die Analogie des Glaubens. Sie wirft ihr Licht auf die einzelnen Texte der heiligen Bücher und wie man bei der Prüfung wissenschaftlicher Werke die Kenntnis der betreffenden Wissenschaft als Licht vor Augen haben muß, so geht es bei der Interpretation der heiligen Bücher, welche Glaubensquellen sind. Es ist ferner eine bedauerliche Ignoratio elenchi, wenn Loisy die Bedeutung der kirchlichen Interpretation einzelner Texte dadurch zu beseitigen sucht, daß er schreibt: „Die Beweisbarkeit der historischen Fakta, welche Gegenstand des Glaubens sind, wird von den Definitionen vorausgesetzt; sonst würde nicht die Kirche die Tatsachen garantieren, sondern der Autorität der Kirche würden die Tatsachen mangeln, und diese Autorität würde auf dem Nichts beruhen.“ Wenn Loisy noch eine schwache Erinnerung an den Gang der apologetischen Beweisführung aus besseren Zeiten gerettet hätte, so würde er leicht bemerkt haben, daß zuerst rein historisch die substantielle Authentie der Evangelien dargelegt, und aus den Evangelien rein historisch die Tatsache erwiesen wurde, daß Jesus von Nazareth sich durch Wunder als Gottesgesandten und Bevollmächtigten bekundet hat. Niemals wurde zum Beweise dieser Grundwahrheit auf die kirchlichen Lehrentscheidungen rekurriert. Auf dieser Wahrheit baut sich dann theologisch die Autorität der von Christus gestifteten Kirche auf.

Satz 3. „Aus den kirchlichen Verurteilungen und Zensuren gegen eine freie und mehr ausgebildete Exegese ergibt sich, daß der von der Kirche vorgestellte Glaube mit der Geschichte im Widerspruch steht und die katholischen Glaubenslehren mit dem wahrem Ursprung der christlichen Religion tatsächlich nicht in Einklang zu bringen sind."

Als das Buch L'Évangile et l'Église von acht französischen Bischöfen verurteilt worden war, schrieb Loisy im Vorwort zu seinem Büchlein (Autour d'un petit livre XXII) die Worte: „Die Haltung gewisser kirchlicher Autoritäten selbst kann (Leute, die des Nachdenkens fähig sind) dahin führen, anzunehmen, daß der amtliche Glaube der Kirche mit der Geschichte in Widerspruch steht, daß der katholische Glaube unvereinbar ist mit der Wahrheit über die Anfänge des Christentums."

„Die Haltung gewisser kirchlicher Autoritäten" wird sich bei Loisy zunächst nur beziehen auf das Einschreiten des Kardinalerzbischofs von Paris gegen eine Artikelserie Firmins (= Loisy) in der Revue du clergé français und gegen L'Évangile et l'Église. In zweiter Linie könnten in Betracht kommen die Enzyklika Providentissimus Deus und der Brief Leos XIII. an den französischen Klerus. Andere Entscheidungen der Kirche über die Geschichte des Urchristentums existieren aus neuerer Zeit nicht, und auch die Erlasse Leos XIII. wie diejenigen der Bibelkommission betrafen die Geschichte der ersten christlichen Zeit nur indirekt. Der Satz spricht denn auch von „Verurteilungen und Zensuren gegen eine freiere und ausgebildetere Exegese".

Das Einschreiten der kirchlichen Autorität gegen gewisse Geschichtskonstruktionen über den Ursprung des Christentums, soweit von einem solchen Einschreiten oder einer Stellungnahme überhaupt die Rede sein kann, beweist bloß, daß diese Konstruktionen nach der Überzeugung der kirchlichen Autorität mit der katholischen Glaubenslehre in Widerspruch stehen. Auch der Nichtkatholik wird zugeben, daß diese sog. Geschichte des Urchristentums ihre Ansprüche auf Wahrheit erst durch Beweise begründen müßte, nicht aber Hypothesen und unbewiesene Annahmen, wie man sie dutzendweise bei Loisy und bei seinen Gewährsmännern, den rationalistischen Bibelkritikern, findet, als Wahrheit ausspielen darf.

Die Reformzeitschrift Demain brachte in ihrer ersten Nummer Vendredi 27 Octobre 1905 eine Korrespondenz aus London, betitelt: L'affaire Loisy et la situation religieuse en Angleterre. Da heißt es unter anderem: „Selbst in Rußland wird in einem streng orthodoxen religiösen Blatt offen erklärt, daß die

römische Kirche sich augenblicklich in einem Prozeß vor dem Richterstuhl der Wissenschaft befindet, und daß ihre Macht, mit der modernen Welt zu verhandeln, erprobt werden muß an der Macht, mit Abbé Loisy zu verhandeln. Man behauptet auch, daß der Fehler, solange mit der Anerkennung der wissenschaftlichen Methode gezaudert zu haben, in Wirklichkeit bedeute, daß die römische Kirche so ihre gänzliche Ohnmacht bewiesen und für immer ihr Prestige und ihre Autorität in der Person ihrer offiziellen Vertreter zerstört habe. Das ist auch zweifellos die allgemeine Ansicht in England unter denen, welche die Schriften des Abbé Loisy gelesen haben." Später wird hinzugefügt: „In England glauben mehrere, daß nicht nur das praktische Prestige der offiziellen Kirche zerstört ist, sondern der Eifer der Gegner Loisys scheint für den Augenblick den Heiligen Stuhl in eine wahre Häresie (den Monophysitismus) verstrickt und auch sein theologisches Prestige zerstört zu haben." Dann heißt es: „Ich werde nicht versuchen zu prüfen, in welchem Maße der gewöhnliche englische Leser in seiner Schlußfolgerung recht oder unrecht haben kann. Ich begnüge mich hier, ohne einen Kommentar zu bieten, einfach zu berichten, was ich gehört und gesehen habe!"

Eine sonderbare Objektivität, die Beschuldigungen gegen die Lehrautorität der Kirche aufführt, aber kein Wort des Protestes gegen dieselben hat, sondern es dahin gestellt sein läßt, in welchem Maße sie wahr seien.

Satz 4. „Das Lehramt der Kirche vermag den wirklichen Sinn der Heiligen Schrift auch selbst durch dogmatische Entscheidungen nicht festzustellen."

Dieser Satz hängt innig zusammen mit den beiden unmittelbar vorhergehenden Sätzen, besonders mit Satz 2. Ist wissenschaftliche Textuntersuchung und historische Kritik mit ihren sogenannten inneren Kriterien, die sich stetig nach dem Stande eben herrschender philosophischer Anschauungen ändern, der eigentlich einzig berechtigte Weg, den wirklichen Sinn der Heiligen Schrift zu bestimmen, so liegt es auf der Hand, daß kirchliche Entscheidungen, und wären es auch dogmatische Definitionen, an und für sich uns nicht mit Sicherheit den wirklichen Sinn der heiligen Texte aufklären können.

Nun ist es aber eine ausgemachte Tatsache, daß die Kirche den Sinn einer Reihe von biblischen Stellen dogmatisch für jeden Katholiken festgestellt hat. Dahin gehören die berühmten Stellen über die Taufe: „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes", über die Einsetzung der hochheiligen Eucharistie, über die Einsetzung des heiligen Bußsakraments durch die Worte: „Empfanget den Heiligen Geist" usw., des Primats durch die Worte: „Du bist Petrus, und auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen" usw. Die Kirche hat sich auch ausdrücklich im Konzil von Trient die Vollmacht

zugeschrieben, authentisch den Sinn der Heiligen Schrift zu erklären. Dies zu leugnen, wäre ausgesprochene Häresie.

Der Modernismus sucht sich vor dieser Schlußfolgerung dadurch zu retten, daß er mit Loisy sagt, die historische Kritik beweise den tatsächlichen historischen Sinn, welchen die Stellen der Heiligen Schrift in sich, im Geiste ihres menschlichen Urhebers besitzen, die Glaubensentscheidungen dagegen denjenigen Sinn, welchen der Glaube in ihnen entdeckt und welchen sie für den Glauben haben. „Die Definitionen der letzten Konzilien", schreibt Loisy (Autour d'un petit livre 16), „über die Einsetzung der kirchlichen Hierarchie, des päpstlichen Primates, der Sakramente durch Christus selber, sind für den Kritiker Ideen und für den Gläubigen allgemeine Wahrheiten, deren dogmatischer Ausdruck keineswegs die Art des Bandes bestimmt, welches historisch den Ursprung der Kirche an das Amt Christi knüpft." Das heißt wohl auf deutsch, die Konzilien mögen sagen, Christus habe die Kirche, den Primat, die Sakramente eingesetzt — der historische Kritiker hat das Recht, es zu leugnen. Allein was historisch falsch ist, kann nicht für den Glauben wahr sein, und was wahr ist für den Glauben, kann nicht historisch falsch sein.

Es gibt wohl schwerlich ein für den Glauben gefährlicheres Unterfangen, als die Doppelrolle spielen zu wollen bald des modernen Textkritikers und Historikers, der kühn in Abrede stellt, was sich seinen apriorististischen Prinzipien nicht fügen will, bald des Gläubigen, der sich vor der Autorität der Kirche beugt. Der Heilige Vater Pius X. hat in seiner Enzyklika Pascendi Dominici Gregis vom 8. September 1907 mit treffenden Worten das zweideutige Gebaren der Modernen gekennzeichnet, wenn er schreibt:

„Vieles, was sie sagen oder schreiben, scheint sich zu widersprechen, so daß man leicht glauben könnte, sie seien unschlüssig und unsicher. Doch geschieht dies mit Vorbedacht und Überlegung auf Grund ihrer Meinung, daß Glaube und Wissenschaft wechselseitig auseinanderzuhalten sind. Daher stoßen wir in ihren Büchern auf einzelnes, was der Katholik völlig billigen wird, auf der folgenden Seite aber stehen Dinge, von denen man glauben möchte, ein Rationalist habe sie diktiert. Schreiben sie Geschichte, so tun sie der Gottheit Christi keine Erwähnung; bei der Predigt aber in der Kirche bekennen sie dieselbe fest und bestimmt. Erzählen sie Geschichte, so kümmern sie sich nichts um Konzilien und Väter; halten sie Katechese, so führen sie diese und jene mit Ehren auf. Daher unterscheiden sie auch die theologische und Pastoralexegese von der wissenschaftlichen (Schrifterklärung). Ebenso scheuen sie nach ihrem Grundsatz, daß die

Wissenschaft vom Glauben auf keine Weise abhänge, es nicht, wo sie über Philosophie, Geschichte, Kritik handeln, den Spuren Luthers zu folgen[1] und eine Verachtung der katholischen Vorschriften, der heiligen Väter, der ökumenischen Konzilien, der kirchlichen Lehrgewalt allseitig zur Schau zu tragen. Werden sie darüber getadelt, so beklagen sie sich, man nehme ihnen die Freiheit."

Satz 5. „Da in der Hinterlage des Glaubens nur geoffenbarte Wahrheiten enthalten sind, so steht es der Kirche unter keiner Rücksicht zu, über Behauptungen rein menschlicher Wissenschaften ein Urteil zu fällen."

Dieser Satz ist das kontradiktorische Gegenteil dessen, was die Kirche im Vatikanischen Konzil (Sess. 3, c. 4; Denzinger nr. 1646) feierlich definiert hat.

Wir haben deshalb hier nur den Grund näher zu prüfen, welcher zum Beweise für die irrige Behauptung aufgeführt wird. Er lautet: „In der Hinterlage des Glaubens sind nur geoffenbarte Wahrheiten enthalten." Dies ist richtig, aber es folgt daraus keineswegs, daß es der Kirche nicht zustehe, über Behauptungen menschlicher Wissenschaften zu urteilen. Zunächst ist es leider Tatsache, daß die sog. „Wissenschaft" sehr oft auf ihrem Gebiete nicht stehen bleibt, sondern zum positiven Angriff gegen die geoffenbarten Wahrheiten vorgeht. Die Geheimnisse des Glaubens: die heiligste Dreifaltigkeit, die hochheilige Eucharistie, die Lehre von der Gnade, von der Erhebung des Menschen in die übernatürliche Ordnung, von himmlischer Belohnung und ewiger Verwerfung, werden im Namen der menschlichen Wissenschaften dem Gespötte preisgegeben. Sodann gibt es eine Reihe menschlicher Wissenschaften, welche mit der Glaubenslehre das Materialobjekt ihrer Untersuchungen wenigstens zum Teil gemeinsam haben. Dies gilt vor allem von einer Reihe philosophischer Disziplinen, z. B. der natürlichen Gotteslehre und der Sittenlehre oder Ethik, aber auch von der Geschichte und der literarischen Kritik. Auf dem Gebiete der Anthropologie und Psychologie haben Naturwissenschaften und Glaubenslehre mannigfache Berührungspunkte. Wenngleich die Glaubenslehre uns eine Reihe von übernatürlichen Wahrheiten an die Hand gibt, so ist sie doch, weil

[1] Satz 29 verurteilt von Leo X. in der Bulle Exurge Domine vom 16. Mai 1520: „Es ist Uns der Weg gebahnt, die Autorität der Konzilien zu entnerven und frei ihren Akten zu widersprechen und ihre Beschlüsse zu richten und zuversichtlich zu bekennen, was immer wahr scheint, möge es von irgend einem Konzil gebilligt oder verurteilt sein."

für den Menschen bestimmt, durch tausend Fäden mit den natürlichen Wahrheiten verknüpft. Sie setzt die natürlich erkennbaren Wahrheiten voraus, wurzelt in ihnen, um sich dann über sie zu erheben. „Die Gnade", so sagt ein alter Grundsatz der Gottesgelehrten, „zerstört die Natur nicht, sondern setzt sie voraus." Aber das ist gerade der Grund, warum die Kirche, „welche zugleich mit dem Lehramt den Auftrag erhalten hat, die Glaubenshinterlage zu bewahren", nicht ruhig zusehen kann, daß man unter der falschen Flagge menschlicher Wissenschaft Irrtümer einschmuggle, die dem Glauben widersprechen oder dessen natürliche Fundamente untergraben. „Die Kirche", so sagt das Vatikanische Konzil (Sess. 3, c. 4; Denzinger nr. 1646), „verbietet sicher nicht, daß solche Disziplinen innerhalb ihres Gebietes ihre eigenen Prinzipien und Methode gebrauchen; aber indem sie diese gerechte Freiheit anerkennt, wehrt sie eifrig, damit jene nicht im Widerstreit mit der göttlichen Wahrheit Irrtümer in sich aufnehmen oder ihre eigenen Marken überschreitend Gebiete des Glaubens besetzen und beunruhigen."

Es ist ein bloßes Zerrbild der katholischen Theologie, wenn Loisy (Autour d'un petit livre 211) behauptet: „Die Theologie tat und tut noch, als ob sie in sich selbst eine Naturwissenschaft und eine Geschichtswissenschaft besäße, nebst einer allgemeinen Philosophie dieser Dinge, die aus ihrer wissenschaftlichen Kenntnis sich ergibt . . ., als ob sie für sich selbst im stande und berechtigt wäre, eine direkte und absolute Kontrolle über jede Arbeit des menschlichen Geistes auszuüben." Dies ist ein Extrem, das kein ernster katholischer Theologe billigt. Das andere Extrem ist die Aufstellung Loisys, welcher dem Glauben bloß insofern eine Rolle bei der wissenschaftlichen Erforschung zugestehen will, als er die sittliche Verfassung des Forschenden günstig beeinfluße. „Der religiöse Glaube spielt bloß wie ein Licht hinein in das, was man die Moralphilosophie der Dinge und die sittlichen Bedingungen der menschlichen Tätigkeiten nennen könnte" (ebd. 214 f). Die Wahrheit liegt zwischen beiden Extremen in der Mitte.

Die natürlichen Wissenschaften haben ihr eigenes Formalobjekt, ihre eigenen Grundsätze und Methoden, aber die Glaubenslehre und die Theologie bilden für sie eine negative Norm, indem notwendig alles falsch sein muß, was den Glaubenswahrheiten und den mit ihnen notwendig verbundenen Vernunftwahrheiten oder ihren notwendigen Folgerungen widerspricht.

(Schluß folgt.)

Julius Beßmer S. J.

Die Wertzuwachssteuer.

Wenn es keinen Widerspruch bedeutete, Steuern nach ihrer Beliebtheit einzuteilen — der gemeine Staatsbürger findet keine sonderlich angenehm —, so müßte man die Wertzuwachssteuer offenbar zu den allerbeliebtesten zählen. Noch vor fünf bis sechs Jahren war diese Steuer so gut wie unbekannt, höchstens fristete ihre Theorie, noch wenig ausgebaut, ein bescheidenes Dasein in gelehrten Werken der Finanzwissenschaft; und heute, nach einigen wenigen Jahren, steht bereits mehr als der zwanzigste Teil der Bevölkerung Preußens unter dieser Steuer, und fast täglich berichten die Tageszeitungen von Neueinführungen oder wenigstens von Entwürfen einer Wertzuwachssteuer in größeren und kleineren Kommunen[1].

Der Gedanke der Wertzuwachssteuer ist nicht neu. Schon James Mill will die durch die Entwicklung der Gesellschaft ohne Mitwirkung der Grundbesitzer entstandenen Wertzunahmen für den Staat verwenden, sein Sohn John Stuart Mill hat diesen Plan weiter zu begründen versucht und das Wort vom „unverdienten Wertzuwachs" geprägt; durch das Auftreten Henry Georges nahm die Idee neuen Aufschwung. In Deutschland gilt als der erste und energischste Vertreter ohne Zweifel Adolf Wagner. Er hat dem Gedanken zuerst das Utopische genommen und den Weg zur Durchführung gezeigt, aber von einer praktischen Anwendung weiß auch er in seiner Steuerlehre, die 1899 erschienen ist, noch nichts zu berichten. Dazu hat erst die rapide wirtschaftliche Entwicklung verhelfen müssen, die uns die Neuzeit gebracht hat, zumal in den größeren Kommunen, deren Aufgaben sich in den letzten Jahren ganz außerordentlich gemehrt haben: man denke nur an Schulen- und Armenwesen, an die mannigfaltigen hygienischen Einrichtungen und vor allem an die zahlreichen und umfassenden Veranstaltungen auf sozialpolitischem Gebiete. Das alles be-

[1] Wir beschäftigen uns im folgenden mit der kommunalen Wertzuwachssteuer; die seit 1898 in Kiautschou eingeführte Wertzuwachssteuer fällt daher außerhalb des Bereiches unserer Betrachtung.

dingt Ausgaben in früher nie gekannter Weise, und so ist es begreiflich, daß sich das Interesse der Finanzwissenschaft und der Finanzpraxis seit längerer Zeit mehr als bisher dem kommunalen Finanzwesen zuwendet.

Wie sollen die Geldmittel zu den neuen Aufgaben beschafft werden? Die bisherigen Steuern der Kommunen können nicht beliebig hoch geschraubt werden; das ist schon gesetzlich nicht möglich. Es müssen Steuerquellen gefunden werden, die vom Staate noch nicht angegriffen sind: ein höherer finanzieller Ertrag und eine wo möglich gerechtere Verteilung, das ist die Aufgabe. Den Weg dahin weist, wenigstens für Preußen, das Kommunalabgabengesetz vom 14. Juli 1893, nach welchem die bis dahin staatlichen Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuern den Gemeinden überwiesen werden. Wenn diese Miquelsche Reform auch nicht gleich alle Wünsche befriedigt hat, so läßt sich doch nicht leugnen, daß durch sie eine viel größere Freiheit und Selbständigkeit der Kommunen auf finanziellem Gebiete geschaffen ist, als früher vorhanden war.

Die Motive zu dem Gesetze weisen direkt hin auf eine bessere Ausnutzung der Grundsteuer in den größeren Städten, und eine unbefangene Beurteilung unseres modernen Wirtschaftslebens kann dem nur recht geben. Die Wertsteigerung des Grund und Bodens in unsern Großstädten und auch in manchen kleineren, rasch sich entwickelnden Orten, nicht minder die Steigerung des Geländes bei Anlage von Kanälen, Eisenbahnen und ähnlichen öffentlichen Veranstaltungen ist vielfach eine ganz außerordentliche[1].

---

[1] So erzählt Damaschke in seinen „Aufgaben der Gemeindepolitik" 106 ff — diese Fälle sind zu Schulbeispielen geworden — von dem Bauer Kilian, der in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Schöneberg bei Berlin einen Kartoffelacker für 2700 Taler kaufte und denselben Acker in den siebziger Jahren für 6 000 000 Mark als Bauterrain verkaufte. Ein anderer Besitzer aus Britz bei Berlin fand für sein 8 Morgen großes Grundstück, das er für 50 000 Mark anbot, keinen Abnehmer; als in der Nähe eine Eisenbahnhaltestelle (Bahnhof Hermannstraße) angelegt wurde, erhielt er von einer Terraingesellschaft 1 300 000 Mark. — Im Zentrum des Berliner Geschäftsviertels, am Hausvogteiplatz, betrugen die Bodenwerte zu Anfang des 19. Jahrhunderts etwa 11 Mark pro Quadratmeter, 1865 belief sich der Wert auf 115, 1880 auf 344, 1895 auf 990 Mark. — Der Gesamtbodenwert von Charlottenburg, wo die Entwicklung allerdings von allen deutschen Städten am stärksten gewesen ist, betrug im Jahre 1865 6 Mill. Mark, im Jahre 1897 300 Mill. Mark. — Die Wertsteigerung des Geländes am Kurfürstendamm (Berlin-Charlottenburg), das einschließlich des Straßengeländes über 700 000 qm umfaßt, zeigen folgende Zahlen: 1860 war der Wert 100 000 Mark, 1865 1 Mill. Mark, 1870 2,5 Mill. Mark, 1872 6,5 Mill. Mark, 1886 14 Mill. Mark, 1890 30 Mill. Mark, 1898 50 Mill. Mark.

Kein Wunder, daß der Stadtfiskus seinen Teil verlangt; zunächst durch die Grundsteuer, die alljährlich zu zahlen und die sich nicht mehr wie früher nach dem Ertrage, sondern, für gewöhnlich wenigstens, nach dem gemeinen Wert, d. h. nach dem jeweiligen Verkehrswert des Geländes bestimmt; sodann durch die Umsatzsteuer, die beim Besitzwechsel vom Kaufpreis berechnet wird, und neuestens durch die Wertzuwachssteuer, die periodisch oder nur beim Besitzwechsel erhoben werden kann. Nach dem Vorgange von A. Wagner zerlegt man den Wert des städtischen Bodens in drei Bestandteile: den anfänglichen Erwerbswert, den Wertzuwachs, der durch neuen Kapitalaufwand für Bau, Meliorationen usw. entstanden ist, und endlich den Wertzuwachs, der durch allgemeine Umstände herbeigeführt wird; dieser letztere „unverdiente Wertzuwachs" soll nun steuerlich stärker gefaßt werden durch die Wertzuwachssteuer.

Bevor wir in eine prinzipielle Besprechung eintreten, möge zunächst kurz berichtet werden, wie sich die Gesetzgebung bisher zu der neuen Steuer gestellt, und fernerhin, wie weit die praktischen Versuche gediehen sind.

Von den Bundesstaaten, die sich bisher mit dem Problem der Wertzuwachssteuer beschäftigt haben, sind zu nennen: Bayern, Baden, Sachsen, Hessen und Preußen; auch für Elsaß-Lothringen liegt ein Entwurf vor. Im bayrischen Landtage wurde im Frühjahr 1902 durch die Abgeordneten Jäger und Schirmer ein Antrag auf staatliche Einführung der Wertzuwachssteuer eingebracht mit der Bestimmung, daß Staat und Gemeinde je 10% von der zwischen zwei Besitzwechseln gelegenen Steigerung des nackten Bodenwertes erhalten, und daß die Gemeinde ihren Anteil zur Förderung des Wohnungsbaues für die Minderbemittelten, der Staat seinen Anteil auch zur ländlichen Wohnungspflege verwenden solle. Ein abgeänderter Antrag derselben Abgeordneten vom Oktober 1903 wurde in der Zweiten Kammer angenommen, in der Ersten jedoch ohne Begründung oder Beratung abgelehnt. — In Baden hat nach eingehenden Verhandlungen am 30. Juni 1904 die Kammer die Regierung einstimmig ersucht: dem nächsten Landtag im Zusammenhang mit der Revision der gesamten Gemeindebesteuerung eine Zuwachssteuervorlage zu machen. — In Sachsen ist ein diesbezüglicher Antrag der Regierung von den Ständen zwar abgelehnt worden, jedoch mit dem Ersuchen, einen neuen, modifizierten Entwurf vorzulegen. — Auch in Hessen hat die Regierung im Rahmen einer allgemeinen Steuerreform eine Wertzuwachssteuer vorgeschlagen. In der Zweiten Kammer einstimmig angenommen, wurde der Entwurf von

der Ersten Kammer im Oktober 1905 zurückgewiesen. Unterdessen hat die Regierung bereits einen neuen, veränderten Entwurf an die Zweite Ständekammer gelangen lassen, der die Ausstellungen der Ersten Kammer tunlichst berücksichtigt. — Im größten Bundesstaate endlich, in Preußen, ist bereits durch das Kommunalabgabengesetz von 1893 auf die Wertzuwachssteuer hingewiesen und die Möglichkeit ihrer Durchführung geschaffen worden. Ende 1905 ließ sodann die Regierung dem Abgeordnetenhause den Entwurf zu einem Kreis- und Provinzialabgabengesetz zugehen, durch das den Kreisen die Erhebung von Umsatzsteuern gestattet werden sollte, und unter diesen Umsatzsteuern wird auch ausdrücklich eine Steuer auf den Wertzuwachs verstanden. Vom Abgeordnetenhause am 19. Februar 1906 gebilligt, wurde der Entwurf am 31. März auch vom Herrenhause genehmigt und ist nun in Geltung getreten. — Der Vollständigkeit halber fügen wir noch bei, daß auch dem Reichstag ein Antrag Jäger-Hitze-Faßbender vom 25. Februar 1907 über Regelung des Wohnungswesens vorliegt, in dem es unter anderem heißt: Der Reichskanzler sei zu ersuchen, zur Förderung eines gesunden Wohnungswesens eine Verständigung der einzelnen Staaten einzuleiten zum Zwecke . . . der Erschwerung wucherischer Grundstücksspekulation durch Einführung der Besteuerung nach dem gemeinen Wert, der Wertzuwachssteuer usw.

In den einzelnen Parlamenten gingen die Ansichten über die Einrichtung der Steuer und über die Art und Weise ihrer Durchführung begreiflicherweise sehr auseinander: die einen wollen obligatorische, die andern bloß fakultative Einführung, hier soll den Kommunen der volle Ertrag zufallen, dort sollen sie ihn mit dem Staate teilen; gemeinsam ist nur der Gedanke, die Steuer nicht selbst zu erheben, sondern dieselbe den Unterverbänden (den Kommunen, in Preußen auch den Kreisverbänden) zuzuweisen.

Was nun die praktische Durchführung der neuen Steuer von seiten der Kommunen angeht, so ist auf ein anfängliches zaghaftes Beginnen bald eine Periode rascher und raschester Verbreitung gefolgt. Von allen Seiten her berichten die Tagesblätter von Einführung der Wertzuwachssteuer bzw. von Entwürfen zu derselben. Meist handelt es sich um stark im Aufblühen begriffene Orte mit hohen Kommunalsteuern. Man scheut eine Erhöhung der Einkommensteuer und anderseits wird hingewiesen auf den hohen und stets noch steigenden Grundstückswert, der mehr als bisher steuerlich heranzuziehen sei; so kommt man zur Wertzuwachssteuer. Die einzelnen Steuer-

ordnungen zeigen, entsprechend den örtlichen Verhältnissen und Bedürfnissen, selbstverständlich mancherlei Verschiedenheiten, in den wesentlichen Punkten weisen sie jedoch eine große Übereinstimmung auf. So wird die Steuer in keiner Kommune periodisch erhoben, was theoretisch ja durchaus möglich wäre, sondern überall an eine bereits bestehende Umsatzsteuer angeschlossen und als Besitzwechselabgabe gedacht; überall finden sich im Interesse des Besitzers entsprechende Anrechnungen für Meliorationen usw. — Eine kurze Anführung einiger besonders wichtiger Entwürfe mag für unsere Zwecke genügen.

Die erste Großstadt, die es gewagt hat, die neue Steuer einzuführen, ist Frankfurt a. M.; ihr Entwurf ist vielfach vorbildlich geworden. Die Frankfurter Wertzuwachssteuerordnung, „Steuerordnung, das Währschaftsgeld in Frankfurt a. M. betreffend", stammt aus dem Jahre 1904. Um den dringenden Finanzbedürfnissen abzuhelfen, wurde zunächst die Umsatzsteuer von 1% auf 2% erhöht. Sodann wurde bestimmt: wenn seit dem früheren Eigentumswechsel weniger als fünf Jahre bei bebauten und weniger als zehn Jahre bei unbebauten Grundstücken verflossen sind, so wird ein Zuschlag zu der bestehenden Umsatzsteuer erhoben. Dieser Zuschlag soll jedoch erst dann erhoben werden, wenn eine Wertsteigerung von mindestens 30% des früheren Erwerbspreises vorliegt, und zwar soll in diesem Falle der Zuschlag 5% betragen, und er soll steigen bis zu einem Maximalsatz von 25% bei einem Mehrwert von über 130%. Mit dieser Einrichtung will man den Wertzuwachs, der durch raschen Besitzwechsel — vielfach infolge von Bodenspekulation — erzielt ist, treffen. Außerdem wurde noch eine Zuschlagsbelastung zur allgemeinen Grundsteuer eingerichtet, nach der für bebaute Grundstücke 1—2%, für unbebaute 1—6% erhoben werden, wenn der frühere Erwerb mehr als zwanzig bzw. zehn Jahre zurückliegt. Der Unterschied der beiden Zusatzsteuern liegt also darin, daß die erste nach Prozenten von der Wertsteigerung, die zweite nach Prozenten vom Erwerbspreise erhoben wird. Die letztere Bestimmung hat ihren Grund in den örtlichen Grundbesitzerverhältnissen. Wie Brunhuber[1] berichtet, sind weite Ländereien in und um Frankfurt in den Händen weniger Eigentümer (Rothschild, Bethmann-Hollweg, Mumm usw.), die zu einer Besitzübertragung nicht genötigt sind und ruhig die Boden-

[1] Robert Brunhuber, Die Wertzuwachssteuer. Zur Praxis und Theorie. Jena 1906, Verlag von Gustav Fischer, 109.

wertsteigerungen abwarten können. Dem sucht die Frankfurter Steuerordnung dadurch in etwa vorzubeugen, daß sie bei der Veräußerung derartig lange lagernden Eigentums, besonders bei unbebauten Grundstücken, eine besonders hohe Abgabe erhebt. — Die genaueren Bestimmungen, die mehr die Technik der Steuer betreffen, können wir füglich übergehen.

Dem Frankfurter Beispiel folgte bald Köln. Hier suchte man vor allem das schnell umsetzende Spekulantentum zu treffen, die große Masse alteingesessener Hausbesitzer dagegen möglichst zu schonen. Daher werden die vollen Sätze nur dann erhoben, wenn zwischen der früheren und jetzigen Veräußerung höchstens fünf Jahre verflossen sind; bei einem Zwischenraum von fünf bis zehn Jahren werden $^2/_3$, bei mehr als zehn Jahren $^1/_3$ erhoben. In allen Fällen bleibt ein Wertzuwachs von 10 % von der Besteuerung frei. Eine höhere Wertsteigerung wird, wenn sie zwischen 10 % und 20 % beträgt, mit 10 %, wenn sie zwischen 20 % und 30 % beträgt, mit 11 % usw. je 10 % der Steigerung mit je 1 % Steuer mehr belegt, bis zu einem Höchstsatz von 25 %, der von einer Steigerung von über 160 % erhoben wird. Rückwirkende Kraft hat die Kölner Steuer nicht, sie trifft nur den Wertzuwachs, der nach dem 1. April 1905 entsteht. Interessant ist noch bei der Kölner Ordnung die eigenartige Verbindung zwischen Umsatzsteuer und Zuwachssteuer. Justizrat Trimborn spricht sich darüber also aus: „Wir haben die Zuwachssteuer verkoppelt mit der Umsatzsteuer. Das ist für unsere Konstruktion besonders charakteristisch. Wir hatten bisher 1 % Umsatzsteuer für bebaute und unbebaute Grundstücke. Der Ertrag dieses einen Prozent war etwas über 800 000 Mark im Jahr. Nun erhöhten wir dieses eine Prozent auf 2 %; außerdem aber verkoppelten wir die Zuwachssteuer mit der zweiprozentigen Umsatzsteuer nach zwei Richtungen; einmal für den Einzelfall, wie folgt: Wenn bei einem Umsatz Umsatzsteuer und außerdem Zuwachssteuer bezahlt worden ist, so soll man berechtigt sein, die Zuwachssteuer abzuziehen von dem zweiten Prozent Umsatzsteuer. In manchen Fällen wird die Zuwachssteuer durch dieses zweite Prozent absorbiert; in vielen Fällen ist sie aber so groß, daß noch immer etwas übrig bleibt. Neben diese Verkoppelung im Einzelfall tritt eine solche genereller Art. Ist das Ergebnis der Zuwachssteuer am Schlusse eines Etatsjahres mehr als 400 000 Mark, dann soll die Umsatzsteuer für das folgende Jahr um $^1/_2$ % herabgesetzt werden; steigt der Ertrag auf 800 000 Mark, dann wird ein ganzes Prozent gestrichen. So wurde der Bürgerschaft das Gefühl beigebracht, daß wir

doch nicht rein fiskalisch vorgingen, und daß wir die Zuwachssteuer nicht nur deshalb erstrebten, weil sie uns Geld einbrachte, sondern daß wir sie nehmen, um sie als bessere an die Stelle einer schlechteren zu setzen. Da sagte sich die Bürgerschaft: „Die Leute sind doch besser, als man glaubt.“ Noch eine weitere, mehr steuertechnische Eigentümlichkeit enthält die Kölner Ordnung: eine gegenseitige Kontrollierung der Grundwertsteuer und der Wertzuwachssteuer. Für 1905 wurde eine neue Einschätzung sämtlicher Grundstücke und Häuser der Stadt nach ihrem gemeinen Wert angeordnet. Gibt der Besitzer nun einen geringeren Wert an, so wird dieser zwar anerkannt; verkauft er aber später zu hohen Preisen, so wird wegen der starken Differenz die Wertzuwachssteuer natürlich sehr steigen. Gibt er aber einen zu hohen Wert an, um bei etwaigem Verkauf wenigstens einem Teile der Wertzuwachssteuer zu entgehen, so muß er für alle kommenden Jahre erhöhte Grundwertsteuer zahlen.

Die ferneren Wertzuwachssteuerordnungen haben sich die Frankfurter und Kölner Ordnung meistens zum Muster genommen — wenn sie in Einzelheiten natürlich auch abweichen —, und überheben uns so einer eingehenden Darlegung. Eingeführt bzw. geplant ist die Steuer, um nur einige wenige Städte zu nennen, in Gelsenkirchen, Essen, Dortmund, Hanau, Naumburg a. d. S., Zehlendorf, Reinickendorf, Berlin usw.

Wie ist nun die Wertzuwachssteuer prinzipiell zu beurteilen und wie ist sie praktisch durchzuführen? Wie wird sie finanziell und wie sozial wirken? Diese Fragen mögen uns noch kurz beschäftigen.

Was zunächst den wichtigsten Punkt, die Frage nach der prinzipiellen Berechtigung, betrifft, so gehen die Ansichten darüber weit auseinander. Steuerzahlen gehört von jeher zu den minder angenehmen Beschäftigungen eines Staatsbürgers, und so ist es durchaus begreiflich, daß diese Steuer von den Kreisen, welche durch sie getroffen werden oder vermeinen getroffen zu werden, von vornherein als ungerecht abgelehnt wird. Die einzig gerechte Steuer sei die Einkommensteuer; aber wenn einer von einer „einzig gerechten“ Steuer redet, so meint er in der Regel die Steuer, die ihn am wenigsten belastet. Jedoch auch da, wo man der Steuer nicht so direkt interessiert gegenübersteht, ist die prinzipielle Beurteilung eine durchaus verschiedene, und das ist im letzten Grunde zurückzuführen auf die verschiedenartige Stellung zum Privateigentum an Grund

und Boden. Es gibt eine Ansicht — und manche Bodenreformer stehen derselben nicht ganz fern —, die dem Staate oder der Kommune ein gewisses Mitbesitzrecht an Grund und Boden zuschreibt. Daraus ergibt sich dann freilich eine direkte Berechtigung auf einen Anteil des Wertzuwachses an Grund und Boden, ganz besonders noch dann, wenn die Allgemeinheit durch Veranstaltungen irgendwelcher Art zur Entstehung desselben beigetragen hat. Auf der andern Seite müßte dann freilich die Allgemeinheit auch etwaige Verluste entschädigen, eine Forderung, die von einzelnen Theoretikern, wie A. Wagner, auch zugestanden wird, von den meisten jedoch, und in der Praxis überall, allerdings mit der gar nicht beweiskräftigen Berufung auf andere Steuern, abgelehnt wird.

Über das Wort „unverdienter Wertzuwachs" mag man immerhin streiten, aber man braucht nicht erst das Privateigentum an Grund und Boden in Frage zu ziehen, um zu einer inneren Berechtigung der Wertzuwachssteuer zu gelangen. Die Erhebung der Steuern hat zu geschehen nach den Anforderungen der austeilenden Gerechtigkeit, welche verlangt, daß die Lasten nach Maßgabe der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit (des Vermögens im weitesten Sinne) verteilt werden. Das ist ein Axiom der Finanzwissenschaft. Ebenso ist zu verlangen, daß die Besteuerung progressiv gestaltet werde, d. h. der Steuerfuß soll für die größeren Einkommen stärker steigen. Und endlich ist zu sagen, daß diese progressive Besteuerung nach Maßgabe der Leistungsfähigkeit nur durchgeführt werden kann, wenn man nicht nur die Höhe, sondern auch die Art des Einkommens der Steuerpflichtigen berücksichtigt: Renteneinkommen ist höher zu belasten als Arbeitseinkommen. In diesen drei Sätzen ist bereits die Berechtigung der Wertzuwachssteuer enthalten: auch der städtische Grundbesitzer soll entsprechend seiner Leistungsfähigkeit herangezogen werden, und zwar um so stärker, je höher sein Einkommen und je weniger es Arbeitseinkommen ist. Dazu kommt noch ein Weiteres: Es läßt sich nicht leugnen, daß durch mancherlei Veranstaltungen der Kommunen eine starke Wertsteigerung von Grund und Boden hervorgerufen wird, die dem Besitzer zunutze kommt; und wenn man da auch noch nicht sofort vom „unverdienten Wertzuwachs" im strengsten Sinne reden kann, so wird man doch das Prinzip von Leistung und Gegenleistung nicht ganz von der Hand weisen können. Man darf dasselbe aber auch nicht übertreiben. Wesentlich wird demselben in kommunaler Besteuerung entsprochen durch die Bettermentabgabe, durch Gebühren usw.

Eine Berücksichtigung dieses Prinzips mag außerdem noch statthaben insofern, als durch eine bestimmte Leistung der Kommune mein daraus gewonnenes Einkommen klarer als Renteneinkommen erscheint und infolgedessen auch höher zu besteuern ist und weiterhin meine Gegenleistung, die Steuer, wieder zu Kommunalzwecken verwandt wird. Übrigens würde, je größer und je bedeutender eine Kommune wird, die Verteilung der Steuern nach dem Gesichtspunkte von Leistung und Gegenleistung auch immer schwieriger werden. Das bestimmende Prinzip muß bleiben die Leistungsfähigkeit; damit ist die Wertzuwachssteuer vollständig gesichert, und niemals darf man so weit gehen, aus dem Prinzip von Leistung und Gegenleistung einen direkten Rechtsanspruch auf den „unverdienten Wertzuwachs" zu erheben; das würde zu unabsehbaren Konsequenzen führen.

Soviel über die prinzipielle Berechtigung der Steuer. Die Einwürfe, welche gegen die Steuer als solche noch erhoben werden, sind nicht von besonderem Belang. Die Behauptung, wenn die Kommune den „unverdienten Wertzuwachs" besteuern dürfe, müsse sie auch für eventuellen Wertverlust eintreten, wurde schon berührt und als auf einer falschen Voraussetzung beruhend abgewiesen. Aber auch davon abgesehen, ist dieser Einwand mehr theoretisch als praktisch bedeutsam. Alle Wertzuwachssteuerordnungen lassen kleinere Gewinne — Frankfurt bis zu 30 % — frei, also müßten dann auch entsprechende Freilassungen bei Zahlung einer Entschädigung verlangt werden. Damit würden die meisten Entschädigungen schon fortfallen, ganz abgesehen davon, daß für eine durch bestimmte Maßregeln hervorgerufene Wertminderung des Grund und Bodens der Grundeigentümer schon auf privatrechtlichem Wege Entschädigung erzielen würde.

Ein weiterer oft vorgebrachter Einwand ist dieser: Wenn dann nun einmal der unverdiente Wertzuwachs besteuert werden soll, warum denn gerade beim städtischen Grundeigentum? Es würden doch auch auf andern Gebieten ohne „Verdienst" große Gewinne erzielt. Gewiß, und diese „unverdienten" Gewinne soll man nur zur Besteuerung heranziehen; das wäre ein bedeutsamer Schritt vorwärts zu einer gerechteren Verteilung der Steuerlasten. Wenn aber vorerst nur Versuche gemacht worden sind mit der Besteuerung der Konjunkturgewinne beim städtischen Grundeigentum, so ist der nächstliegende Grund der, daß sich hier die Besteuerung am einfachsten und bequemsten durchführen läßt.

Die Wertzuwachssteuer ist *prinzipiell* durchaus zu rechtfertigen, die gegen sie vorgebrachten Einwürfe sind nicht stichhaltig. Allein damit

ist noch nicht alles gesagt; die schönsten Theorien versagen nicht selten, sobald sie in die rauhe Wirklichkeit übersetzt werden. Wie steht es mit der Möglichkeit der praktischen Durchführung der Wertzuwachssteuer? Darauf wird eine erschöpfende Antwort nur die praktische Erfahrung geben können. Vor allem wird die Erfahrung lehren müssen, wie die Steuer im einzelnen, den lokalen Verhältnissen entsprechend, einzurichten bzw. abzuändern ist. Bei andern mehr wesentlichen Fragen ihrer Einrichtung muß jedoch auch die Theorie wieder gehört werden.

Da ist nun vor allem die Frage zu erörtern: Was ist zu besteuern? Der „unverdiente Gewinn". Als Gewinn wird gelten die Differenz der zwischen zwei Zeitpunkten beim Grund und Boden festgestellten Werte, und zum „unverdienten" Gewinn gelangt man durch Abzug aller zur Melioration des Grundstückes verwandten Ausgaben des Eigentümers. Und eine weitere Frage ist die: Soll die Steuer beim bebauten oder nur beim unbebauten oder beim gesamten städtischen Besitz erhoben werden? Beim unbebauten Boden tritt der „unverdiente Wertzuwachs" allerdings am klarsten hervor. Daraus folgt aber nicht, daß er beim bebauten Boden nicht auch vorhanden sei; häufig in noch stärkerem Maße. Zudem würde sich die Spekulation um so stärker auf die freigelassenen Grundstücke werfen, und endlich dürfte es im allgemeinen und im einzelnen Falle gar nicht so leicht sein zu sagen, was denn eigentlich ein bebautes Grundstück sei. Auf der andern Seite sind die Bedenken, welche gegen die Besteuerung des gesamten städtischen Bodens vorgebracht werden, nicht derart, daß sie eine einseitige Belastung begründen könnten.

Mit dieser Frage hängt eng zusammen die andere nach dem Zeitpunkt der Erhebung. Ist die Steuer periodisch zu erheben oder nur beim Besitzwechsel? Man kann nicht sagen: das eine ist das absolut Richtige und das andere absolut zu verwerfen, beides hat seine Vorteile und beides seine Nachteile. In der Praxis beschränkt man sich auf die Erhebung der Steuer beim Besitzwechsel. Die Nachteile lassen sich nicht verkennen: einmal die Schwierigkeit der Berechnung, wenn bei einem Grundstück vielleicht jahrzehntelang ein Besitzwechsel nicht stattgefunden hat. Sodann die Benachteiligung des kapitalschwächeren Besitzers, der zu öfterem Umsatz gezwungen ist, und infolgedessen jedesmal die Wertzuwachssteuer zu zahlen hat, während derjenige, welcher auf raschen Umsatz nicht so angewiesen ist, viel besser dasteht. In etwa sucht ja diesen Übelstand, wie bereits dargelegt, die Frankfurter Steuerordnung dadurch zu heben, daß

lang zurückgehaltener Besitz beim Übergang höher besteuert wird. Schließlich ist bei dieser Art Erhebung die Gefahr der Umgehung durch Bildung von Ringen oder Terraingesellschaften zur selbständigen Ausnützung der Grundstücke nicht ganz von der Hand zu weisen. Die periodische Erhebung würde aber vielleicht noch größere Schwierigkeiten machen; man denke nur an die Taxation; ganz abgesehen davon, daß eine periodisch zu erhebende Steuer ohne Zweifel unter die direkten Steuern zu zählen wäre, deren Erhebung von seiten der Kommunen aber durch das preußische Kommunalabgabengesetz unmöglich gemacht ist. — Ein Grund spricht noch besonders für Erhebung der Steuer beim Besitzwechsel. Die Umsatzsteuer, welche bei Veräußerung von Grundstücken fast überall erhoben wird, enthält im Grunde ja auch eine gewisse Besteuerung des unverdienten Wertzuwachses, aber sie ist eine rohe Steuer, sie wird vom Gesamtwert, ohne Rücksicht auf Gewinn und Verlust, und überdies noch vom Käufer erhoben. Das ist kein erfreulicher Zustand und eine feinere, den Verhältnissen sich besser anpassende und somit auch gerechtere Steuer durchaus wünschenswert. Wie dieselbe zu erreichen, hat bei der Beratung des schon erwähnten Entwurfes zu einem Kreis- und Kommunalabgabengesetz im Jahre 1905 der damalige Minister des Innern von Bethmann-Hollweg ausgesprochen: er halte es für erwünscht, so sagte er, daß die Umsatzsteuer entwicklungsfähig bleibe nach der Richtung einer Wertzuwachssteuer. Man kann die Wertzuwachssteuer betrachten als eine verfeinerte Umsatzsteuer, die den Beruf hat, allmählich an die Stelle der alten rohen Umsatzsteuer zu treten.

Die Wertzuwachssteuer will den „unverdienten" Gewinn treffen, der sich — in der Praxis wenigstens — beim Umsatz ergibt. Was unter Umsatz, Besitzwechsel usw. zu verstehen sei, ob außer Kauf auch Tausch, Schenkung, Enteignung usw., darüber gehen die Ansichten weit auseinander, und zwar vielfach nach der Stellung, die die einzelnen zur Wertzuwachssteuer überhaupt einnehmen. Und ähnlich dürfte es sein mit der Frage nach dem Umfang der Anrechnungen, die man dem Eigentümer auf den ursprünglichen Erwerbspreis gestatten will. Es ist selbstverständlich, daß dem Eigentümer alle auf das Grundstück gemachten Aufwendungen voll anzurechnen sind, aber es wird schwer sein, allgemein zu bestimmen, was im einzelnen zu geschehen hat. Eine milde und entgegenkommende Durchführung darf nie außer Acht gelassen werden und eine etwas reichlichere Anrechnung ist jedenfalls eher zu empfehlen als eine gar zu rigorose Durchführung. — Unter demselben Gesichtspunkte ist dann endlich

auch noch die Frage zu beurteilen, ob die Steuer rückwirkende Kraft haben soll. In den Kreisen der Bodenreformer tritt man stark dafür ein; man habe zurückzugehen bis etwa zum Jahre 1870/71, weil mit dieser Zeit in Deutschland eine rapide Bodenwertsteigerung beginne, andernfalls bleibe die Steuer vorläufig finanziell unfruchtbar. Nun muß man ja wohl einem Vertreter dieser Ansicht recht geben, wenn er vom Standpunkt einer verständigen Diätetik die ganzen Portionen den halben vorzieht[1], allein es kommen doch auch noch andere Gesichtspunkte in Betracht. Eine gerechte und allseitig befriedigende Schätzung würde mit den allergrößten Schwierigkeiten verbunden sein. Die einzelnen Steuerordnungen zeigen denn auch eine große Verschiedenheit. So ist z. B. die Kölner Steuerordnung nicht rückwirkend, und ähnlich spricht sich der hessische Entwurf aus; und dort, wo eine Rückwirkung statthat, wie z. B. in Frankfurt, ist dieselbe doch so milde gestaltet, daß eigentliche Härten vermieden werden.

Um ein vollständiges Bild zu geben, wären noch manche andere Punkte, wie etwa die Höhe der Steuer, ihre Abstufung usw., zu erörtern. Das würde jedoch allzu tief in die eigentliche Steuertechnik führen; wir übergehen daher diese Dinge und wenden uns noch kurz zu der Frage: Wie ist die Wertzuwachssteuer nach ihren finanziellen und sozialen Wirkungen zu beurteilen?

Eine Steuer verfolgt in erster Linie finanzielle Zwecke; als sozial ist sie insofern anzusprechen, als die gerechte Verteilung der Lasten sozial erwünschte Wirkungen hervorruft.

Was nun zunächst das finanzielle Ergebnis angeht, so muß dasselbe, rein theoretisch angesehen, ein recht bedeutendes sein. Wenn auch keine allgemeine Statistik der Entwicklung der Bodenwerte besteht, so beweisen doch einzelne Untersuchungen, daß vielfach eine ganz enorme Steigerung vorhanden ist. So ist z. B. nach einer angestellten Berechnung der Bodenwert von Berlin in den Jahrzehnten von 1870 bis 1890 um $3^1/_2$ Milliarden Mark gestiegen. Bei gleichem Steigen der Nachfrage würde in jedem Jahr eine weitere Zunahme des Wertes um 175 Millionen Mark in Aussicht stehen. In Köln beläuft sich der Wert der jährlich umgesetzten Grundstücke auf beiläufig 100 Millionen Mark; in Charlottenburg auf 141 Millionen Mark; Berlin (ohne Vororte) wies im Jahre 1905 einen Grundstücksumsatz im Wert von 710532351 Mark auf. Solche Zahlen weisen ja

[1] Vgl. K. Kumpmann, Die Wertzuwachssteuer, Tübingen 1907, 92.

auf hohe Erträge hin, freilich werden dieselben durch die Höhe und die Art der Erhebung der Steuer wesentlich bedingt werden. Zu bedenken ist auch, daß die Wertzuwachssteuer eine Konjunkturgewinnbesteuerung ist, und daß daher ihre Erträgnisse wesentlich mit der Konjunktur zusammenhängen. Dieses Schwanken der Erträgnisse hat, nebenbei bemerkt, auch den sehr praktischen Vorschlag gezeitigt, die Wertzuwachssteuer nicht zur Deckung der laufenden Ausgaben zu verwenden, sondern sie in Fonds zu sammeln zur Deckung außerordentlicher Ausgaben. Mitteilungen über die praktischen Ergebnisse der Steuer liegen bei der Kürze der Einführungszeit natürlich nur wenige vor. In Frankfurt trat die Steuerordnung am 8. Mai 1904 in Kraft. Es gingen nun — nach Kumpmann — im Jahre 1904 ein durch unmittelbare Besteuerung des Zuwachses: 115 536,80 Mark, durch die Besteuerung bei längerer Besitzdauer 112 945,45 Mark; zusammen also 228 482,25 Mark. In Köln wurde in den Jahren 1905 und 1906 die Steuer in dem Etat jedesmal mit 20 000 Mark, in dem Etat für 1907 mit 80 000 Mark eingestellt; gegen Ende März 1907 hatte dann die neue Steuer allerdings wider alles Erwarten schon nahezu 200 000 Mark erbracht.

Über die soziale Seite endlich wird man sich noch viel weniger jetzt schon ein abschließendes Urteil erlauben dürfen als über die finanziellen Wirkungen. Da die Wertzuwachssteuer bei ihrer jetzigen Einrichtung nur eine verhältnismäßig geringe Quote des Gewinnes trifft, so steht von vornherein fest, daß sie keine bedeutenden sozialen Umwälzungen hervorrufen wird, und es zeugt gewiß von starkem Optimismus, wenn sie von bodenreformerischer Seite gelegentlich als die Steuer der Zukunft bezeichnet wird. Man muß von ihr sozial nicht mehr verlangen, als sie nach ihrer ganzen Anlage leisten kann: eine Hintanhaltung der unnatürlichen Steigerung der Grundstückspreise und mancher damit verbundenen Übelstände. Und ob sie das leisten wird, steht auch noch nicht zweifellos fest. Eine notwendige Voraussetzung ist die, daß die Steuer nicht überwälzbar ist, und über diese Frage gehen die Meinungen weit auseinander.

Im allgemeinen wird man wohl sagen können, daß beim Verkauf eine Steigerung um den Wert der Zuwachssteuer nicht ohne weiteres möglich ist, da jeder Verkäufer schon so wie so den höchsten Preis verlangen wird, der ihm irgendwie erreichbar erscheint. An dem guten Willen wird es ja gewiß nicht fehlen; so empfahl z. B. der Haus- und Grundbesitzerverein in Essen, „die Mieten sofort der Wertzuwachssteuer und den sonstigen gestiegenen

Lasten entsprechend zu erhöhen". Es wird schließlich auf eine Machtfrage herauskommen: Sind die Grundbesitzer so stark, daß sie die Preise beliebig steigern können, so wird die Wertzuwachssteuer auf den Käufer abgewälzt; werden jedoch die Preise nach den allgemeinen Tatsachen des wirtschaftlichen Lebens, nach dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage geregelt — und das dürfte denn doch, freilich mit Ausnahmen, das Gewöhnlichere sein —, so hat der Verkäufer die Wertzuwachssteuer zu tragen. In diesem Sinn wird man A. Wagner zustimmen können, wenn er sagt: „Es gilt die alte nationalökonomische Regel, die schon von der klassischen Nationalökonomie aufgestellt worden ist: Eine Steuer, die auf die Grundrente fällt, kann nicht eigentlich abgewälzt werden; sie wird von demjenigen getragen, der sie zahlen muß."

Eine weitere Vorbedingung wäre dann noch die, daß keine Umgehung der Steuer stattfindet; an Versuchen, und gelegentlich auch an erfolgreichen, hat es nicht gefehlt.

Unter diesen Voraussetzungen, daß nämlich der Verkäufer wirklich die Steuer zahlt, sie also weder auf den Käufer abwälzen noch sie umgehen kann, wird man wohl sagen müssen, daß die Einführung der Wertzuwachssteuer vom sozialen Gesichtspunkt aus durchaus zu begrüßen ist.

In jedem Falle hat die Gesamtheit ihren Vorteil: entweder sinken die Boden- und Mietpreise, und das ist sozial von größter Bedeutung, oder sie sinken nicht, dann wird aber der Ertrag der Wertzuwachssteuer um so höher sein, und dieser Ertrag wird ja wieder der Gesamtheit zunutze kommen. Ein bestimmtes Urteil läßt sich in dieser Sache vorläufig gar nicht abgeben; alle theoretischen Erörterungen, was eintreten werde oder eintreten müsse, sind müßig; nur die praktische Erfahrung wird eine bestimmte Antwort geben können, und diese Antwort wird der Verschiedenheit der Verhältnisse entsprechend verschieden ausfallen. Soviel steht aber jedenfalls fest, daß die Unruhe, die sich weiterer Kreise der Grundbesitzer bemächtigt hat, nicht begründet ist. Es ist festgestellt, daß in Köln z. B. ungefähr 80 % der Hausbesitzer von der Steuer fast gar nicht betroffen werden; die schwierige Lage mancher großstädtischer Hausbesitzer hat andere Gründe. Auch die Befürchtung, durch die Wertzuwachssteuer werde die Spekulation unterbunden, ist hinfällig. Die Spekulation an sich hat gewiß ihre Berechtigung, und es wäre töricht, sie verwerfen zu wollen, aber man muß zunächst einmal wohl unterscheiden zwischen Spekulation in beweglichen Gütern und Bodenspekulation, und was die letztere angeht, so

mag man dieser in gewissen Grenzen einen volkswirtschaftlichen Nutzen zuerkennen, und die Wertzuwachssteuer wird sie an der Erreichung desselben nicht hindern; was aber durchaus zu bekämpfen ist, das ist die Form, in der die Bodenspekulation sich heute vielfach äußert, die ungesunden, durch nichts zu rechtfertigenden Auswüchse, und wenn da die Wertzuwachssteuer ein Hindernis bildet, so ist sie schon allein aus dem Grunde willkommen zu heißen.

Eines darf man bei Beurteilung der ganzen Frage nicht außer acht lassen: Die Wertzuwachssteuer ist, nach der Seite ihres sozialen Erfolges angesehen, nicht als ein einzelnes, für sich allein bestehendes Mittel zu betrachten; ihre volle Wirkung wird sie nur erzielen in Verbindung mit mancherlei noch zu erstrebenden sozialen und verwaltungstechnischen Maßnahmen; nur durch eine Reform im großen wird es möglich sein, den vielfachen Übelständen des großstädtischen Wohnungswesens zu steuern.

Franz Rauterkus S. J.

Ein wertvoller Beitrag zur historischen Bevölkerungsstatistik.

In einer früheren Abhandlung über die Volkszahl deutscher Städte im Mittelalter[1] haben wir darauf hingewiesen, daß eigentliche Volkszählungen in unserem Sinne im Mittelalter für ganze Länder überhaupt nicht stattgefunden haben. Auch das 16. Jahrhundert brachte in dieser Hinsicht keinen namhaften Fortschritt, und selbst im 17. Jahrhundert gehören wirkliche Zählungen sämtlicher Einwohner eines Landes noch zu den Seltenheiten. Reichlicheres und besseres Material als über den Stand der Bevölkerung ist über die Bewegung der Bevölkerung aus diesen Jahrhunderten noch vorhanden. Es wurde allerdings nicht, wie heutzutage, von Staats- und Kommunalbehörden zu Verwaltungszwecken erhoben, sondern von den Kirchenbehörden, und sollte in erster Linie seelsorgerischen Zwecken dienen, aber für die Bevölkerungsstatistik ist es gleichwohl von großer Bedeutung. Leider sind die Schätze, welche die alten Kirchenbücher enthalten, bisher nur wenig ausgebeutet worden. J. Jastrow sagt in seiner trefflichen Schrift über die Volkszahl deutscher Städte zu Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit[2]: „So sind gegenwärtig die Kirchenbücher wohl von allen erdenklichen Quellen zur deutschen Geschichte die einzige, für deren Publikation nichts geschieht. Schriftsteller und Urkunden werden zahlreich herausgegeben, und in Betreff der Originale ist wenigstens dafür gesorgt, daß sie, wenn irgend möglich, nicht mehr in Städte und Dörfer zersplittert, sondern in Provinzialarchiven gesammelt werden. Selbst die Denkmäler unserer nationalen Vergangenheit, die unbeweglich am Boden haften, haben doch gegenwärtig fast überall in wissenschaftlichen Inventaren eine Sammelstätte gefunden. Für die Kirchenbücher geschieht weder das eine noch das andere." — Der bekannte österreichische Statistiker v. Inama-Sternegg bezeichnet diese Klage Jastrows

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXXII (1907) 53—64.
[2] Berlin 1886, 140.

über die Nichtausnutzung der Kirchenbücher als durchaus berechtigt und fügt hinzu[1]: „Und doch ist es außer Frage, daß sie (die alten Kirchenbücher) in großer Zahl und guter Beschaffenheit allüberall in deutschen und außerdeutschen Landen vorhanden sind, und daß ihre Bearbeitung noch immer die relativ besten und reichsten bevölkerungsstatistischen Aufschlüsse für die älteren Zeiten gewährt." — In den letzten beiden Jahrzehnten ist nun allerdings manches zur Inventarisierung und Ausnutzung der Kirchenbücher geschehen[2], aber das Erreichte steht doch in gar keinem Verhältnis zu der Fülle von Material, das noch in keiner Weise verwertet worden ist.

Um so mehr ist es anzuerkennen, daß sich in der Neuen Welt, in Zentralamerika, wo wegen der unfertigen und unsichern politischen Verhältnisse das kirchliche Hirtenamt ein so überaus schwieriges und dornenvolles ist, ein Kirchenfürst gefunden hat, der keine Mühe und Arbeit scheute, um alles, was in den alten Kirchenbüchern seines Sprengels an historisch, ethnographisch und statistisch wertvollem Material vorhanden war, zu sammeln und in sachgemäßer Weise zu verarbeiten. Wir machen unsere Leser um so lieber mit den Ergebnissen dieser überaus wertvollen Untersuchungen bekannt, als wir damit eine Ehrenpflicht gegenüber einem deutschen Landsmann erfüllen, dessen große Verdienste um die Wissenschaft in seiner Heimat bisher noch nicht genügend gewürdigt sind. Es ist der Bischof Bernhard August Thiel[3] von San José de Costa Rica. Seine Untersuchungen

---

[1] Die Quellen der historischen Bevölkerungsstatistik in Statistische Monatsschrift XII. Jahrg., Wien 1886, 402.

[2] Wir nennen außer den wertvollen Inventarisierungen der Kirchenbücher in Baden, Belgien und Österreich nur die Abhandlungen von St. Glonner, Bevölkerungsbewegung von 7 Pfarreien im Kgl. Bayerischen Bezirksamt Tölz seit Ende des 16. Jahrhunderts in G. v. Mayrs Statistischem Archiv IV. Jahrg., 263—280 und von J. Gmelin, Bevölkerungsbewegung im Hällischen seit Mitte des 16. Jahrhunderts, ebd. VI. Jahrg., 238—283.

[3] Geboren am 1. April 1850 in Elberfeld, trat nach Absolvierung des Abiturientenexamens im Jahre 1869 in das Novizial der Lazaristen in Köln, wirkte nach Vollendung seiner theologischen Studien in Ecuador und Costa Rica als Theologieprofessor und wurde wegen seiner glänzenden Begabung von Leo XIII. bereits im Jahre 1880, als er kaum das kanonische Alter erreicht hatte, zum Bischof von San José ernannt, das die ganze Republik Costa Rica umfaßt. Als Bischof unternahm er 13 größere Missions- und Forschungsreisen in die zum Teil unbekannten und schwer zugänglichen Gebiete, wohin sich die Reste der indianischen Urbevölkerung zurückgezogen hatten. Dort legte er den Grund zu seinen ausgedehnten linguistischen, ethnographischen und historischen Kenntnissen und machte wertvolle Erwerbungen

wurden zuerst veröffentlicht in der in San José erscheinenden Zeitschrift El Mensajero del Clero (Jahrg. 1896—1900) und dann im Auszug in einem größeren Sammelwerk Revista de Costa Rica en el siglo XIX[1], das außerdem Angaben über die Weiterentwicklung der Bevölkerung Costa Ricas im 19. Jahrhundert enthält. Diese beiden Quellenwerke legen wir den folgenden Ausführungen zu Grunde.

Bei der Besitzergreifung durch die Spanier zählte Costa Rica bei einem Flächenraum von 48 000 qkm (was also ungefähr der Größe der preußischen Provinzen Rheinland und Westfalen gleichkommt) nach einer Schätzung der spanischen Behörden 27 200 Einwohner, die sich auf vier verschiedene Indianerstämme verteilten. Diese Schätzung, die im Jahre 1522 stattfand, kann natürlich auf Genauigkeit keinen Anspruch machen; anderseits fehlte es aber den Behörden nicht an Anhaltspunkten, die eine annähernd richtige Schätzung ermöglichten, da gerade von dem größten Stamme, den Choroteken, die Hauptmasse damals bereits getauft war, deren Zahl sich daher ohne Schwierigkeit feststellen ließ, während die kleineren Stämme, die noch dazu in mehrere Unterabteilungen zerfielen, wegen ihrer geringen Zahl leichter abzuschätzen waren. Die folgenden Schätzungen sind schon viel genauer, wenn auch die eigentlichen Zählungen sich bis ins 19. Jahrhundert nur auf die Einwohner europäischer Rasse, die zivilisierten Indianer und die Mischlinge beschränkten, während die an Zahl immer mehr abnehmenden wilden Indianer auch in dieser Epoche nur geschätzt werden konnten. Immerhin können wir annehmen, daß die auf solche Weise gewonnene Gesamtzahl uns ein ziemlich richtiges Bild von dem jeweiligen Stand der Bevölkerung zur Zeit der verschiedenen Erhebungen geben, zumal die Verzeichnisse Einzelangaben für sämtliche

für das von ihm begründete ethnographisch-naturwissenschaftliche Museum, das jetzt als die reichste wissenschaftliche Sammlung des Landes gilt. Die Sociedad de Estudios Americanistas erwählte ihn zu ihrem Vorsitzenden. Die Zeitung El Pais schrieb bei seinem Tode: „Man kann mit vollster Wahrheit behaupten, daß Dr Thiel, obschon ein Ausländer von Geburt, trotzdem der beste Kenner der begrabenen Erinnerungen unserer einheimischen Rasse und der beste Kenner unserer Geschichte war.“ Dabei bewahrte er aber auch seiner angestammten Heimat ein liebevolles Interesse, was u. a. daraus hervorgeht, daß er jährlich 100 Dollar für den Deutschen Flottenverein gab. Leider entriß ihn ein früher Tod seiner segensreichen Tätigkeit. Er starb am 9. September 1901. Vgl. Die katholischen Missionen, Jahrg. 1901—1902, 243—246.

[1] Bd I, San José 1902.

zum Teil recht kleine Gemeinden enthalten, und zwar mit Unterscheidung der Bevölkerung nach der Abstammung in den größeren Gemeinden, in denen Personen verschiedener Abstammung sich vorfanden.

Wir wollen nun ohne Rücksicht auf die Einzelangaben zunächst eine kurze Übersicht über die Gesamtbevölkerung zur Zeit der verschiedenen Erhebungen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts geben mit Unterscheidung der Bevölkerung nach der Abstammung.

Das Gesamtergebnis dieser Übersicht über die Bevölkerungsbewegung Costa Ricas läßt sich kurz dahin zusammenfassen: Die reinen Rassen haben abgenommen, die Mischlingsrassen haben sich ganz außerordentlich stark vermehrt. Das erstere gilt jedoch nur mit einer Einschränkung, denn die Abnahme der Spanier in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist nur eine scheinbare. In Wirklichkeit haben sich die nach Costa Rica ausgewanderten Spanier stark vermehrt. Das geht, abgesehen von der Zunahme im 17. Jahrhundert, ganz klar aus der ungewöhnlich starken Vermehrung in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hervor. Gewiß hat daran die Einwanderung aus dem Mutterlande einen beträchtlichen Anteil; aber dieselbe war im 18. Jahrhundert nicht wie heutzutage in manchen Kolonialgebieten eine Masseneinwanderung, sondern beschränkte sich auf einzelne Individuen oder Familien. Jedenfalls

Abstammung	1522	1569		1611		1700		1720		1741		1751		1778		1801	
	Gesamtzahl	Gesamtzahl	% der Gesamtbevölkerung	Gesamtzahl	% der Gesamtbevölkerung	Gesamtzahl	% der Gesamtbevölkerung	Gesamtzahl	% der Gesamtbevölkerung	Gesamtzahl	% der Gesamtbevölkerung	Gesamtzahl	% der Gesamtbevölkerung	Gesamtzahl	% der Gesamtbevölkerung	Gesamtzahl	% der Gesamtbevölkerung
Spanier	—	113	0,6	330	2,1	2 146	11,2	3 059	15,7	4 687	19,4	7 807	32,5	6 046	17,7	4 942	9,3
Indianer	27 200	17 166	98,2	14 908	95,9	15 489	80,2	13 269	68,3	12 716	52,7	10 109	42,1	8 104	23,7	8 281	15,7
Mestizen	—	—	—	25	0,2	213	1,1	748	3,9	3 458	14,4	3 057	12,7	13 915	40,7	30 413	57,9
Neger	—	30	0,2	25	0,2	154	0,8	168	0,8	200	0,8	62	0,3	94	0,2	30	0,1
Mulatten u. Zambos	—	170	1,0	250	1,6	1 291	6,7	2 193	11,3	3 065	12,7	2 987	12,4	6 053	17,7	8 925	17,0
Gesamtbevölkerung	27 200	17 479	100,0	15 538	100,0	19 293	100,0	19 437	100,0	24 126	100,0	24 022	100,0	34 212	100,0	52 591	100,0

ergoß sich nicht in eine einzelne der zahlreichen spanischen Kolonien auf einmal ein Einwandererstrom, sondern derselbe verteilte sich auf das ganze ungeheure Kolonialgebiet. Wenn man sich die Ausdehnung des spanischen Kolonialreiches und die verhältnismäßig geringe Bevölkerung des Mutterlandes im 18. Jahrhundert vergegenwärtigt, muß man sich sagen, daß der Zuwachs, den eine Kolonie von untergeordneter Bedeutung, wie es Costa Rica war, aus Spanien erhielt, nicht sehr bedeutend gewesen sein kann. Wenn nun trotzdem die spanische Bevölkerung Costa Ricas sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts von 2146 auf 7807 (also um 364 %) vermehrte, so muß die natürliche Zunahme durch den Überschuß der Geburten über die Sterbefälle sehr beträchtlich gewesen sein. Um so auffallender ist die Abnahme in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, allein sie ist eine rein rechnungsmäßige. In den ersten Jahrhunderten nach der Eroberung bestand eine gewisse Tendenz, das spanische Element innerhalb der Bevölkerung gegenüber dem eingebornen als möglichst zahlreich und bedeutend hervortreten zu lassen. Dieser allgemeinen Tendenz entsprechend pflegten die Pfarrgeistlichen, die selbst durchgängig spanischer Abkunft waren, bei den Eintragungen in die Taufbücher, denen stets ein Vermerk über die Abstammung beigefügt war, als Spanier nicht nur die Kinder aus rein spanischen Ehen, sondern auch die Mischlinge und deren Deszendenten zu bezeichnen, selbst wenn wiederholte Rassenmischungen stattgefunden hatten. Das ging so fort bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts, von wo an sich allmählich eine entgegengesetzte Tendenz geltend zu machen begann. Die Personen rein spanischer Abkunft fingen nämlich an, sich als eine Art Aristokratie, als die Elite der Bevölkerung zu betrachten, und legten Wert darauf, daß niemand zu ihnen gerechnet werde, dessen Abstammung von spanischen Eltern, und zwar sowohl von väterlicher wie von mütterlicher Seite, nicht außer Zweifel war. Dieser veränderten Tendenz mußten sich auch die Pfarrgeistlichen anbequemen, und so ergab dann bald die auf den Angaben der Kirchenbücher beruhende Unterscheidung der Bevölkerung nach der Abstammung ein ganz anderes Bild.

Nur durch eine solche Änderung in der Registrierung ist die ganz beispiellose Vermehrung der Mischlinge von Indianern und Weißen, der Mestizen, zu erklären, da eine Zunahme durch Einwanderung in diesem Falle ja ganz ausgeschlossen ist (wenigstens im 18. Jahrhundert). Unter ganz außergewöhnlich günstigen Umständen kann sich eine Bevölkerungsgruppe durch rein natürliche Vermehrung in 28 Jahren allerdings wohl verdoppeln, aber nicht vervierfachen, wie es bei den Mestizen Costa Ricas

in den Jahren 1751—1778 geschehen ist. Die rein spanische Bevölkerung hat sich in dieser Periode durch Zuzug aus dem Mutterland und durch Geburtenüberschuß stark vermehrt und würde bei Aufrechterhaltung der bisherigen Klassifikation sich im Jahre 1778 wohl auf 10 000—15 000 belaufen haben, während nach der neuen Methode nur 6046 gezählt wurden; der Rest ist also offenbar zu den Mestizen und Mulatten gerechnet worden. Auch im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts ist die gleiche Tendenz zu beobachten, wenn auch in weniger scharf hervortretender Weise. Die Mestizenbevölkerung hat sich von 1778 bis 1801 wieder mehr als verdoppelt, während die spanische Bevölkerung abermals zurückgegangen ist. Wenngleich aber die gewaltige Zunahme der Mestizen im 18. Jahrhundert zum Teil eine nur scheinbare ist, so muß doch auch die wirkliche Zunahme eine ganz außergewöhnlich große gewesen sein. Zuerst werden die Mestizen bei dem Zensus von 1611 erwähnt. Es sind nur 25, ein ganz winziger Bruchteil der Bevölkerung. Auch zu Anfang des 18. Jahrhunderts machen sie nur 1,1 % der Bevölkerung aus. Dann steigt aber noch unter der alten für sie ungünstigen Klassifikation ihr Anteil rasch auf 3,9 % im Jahre 1720 und auf 14,4 % im Jahre 1741. Im folgenden Jahrzehnt hat ihre Zahl infolge von ansteckenden Krankheiten etwas abgenommen, und ihr Anteil ist auf 12,7 % gesunken. Dann tritt die erwähnte Änderung in der Klassifikation der Bevölkerung ein, die ihre wirkliche Zahl und ihren Anteil an der Gesamtbevölkerung klar hervortreten läßt. Statt 3057 im Jahre 1751 ergeben sich 13 915 beim Zensus von 1778, das sind $^2/_5$ der Gesamtbevölkerung (40,7 %), und zu Beginn des 19. Jahrhunderts[1] machen

---

[1] Leider hat man im 19. Jahrhundert bei den Erhebungen über den Stand und die Bewegung der Bevölkerung in Costa Rica die Unterscheidung nach der Abstammung fallen gelassen. Da aber zu Beginn des Jahrhunderts die Mestizen weitaus den bedeutendsten Teil der Bevölkerung bildeten und die nicht sehr beträchtliche Einwanderung eine wesentliche Änderung in der Zusammensetzung der Bevölkerung nicht hervorgebracht hat, so darf man wohl annehmen, daß die gewaltige Zunahme im Laufe des 19. Jahrhunderts in erster Linie auf die große natürliche Vermehrung der Mestizenbevölkerung zurückzuführen ist. Die Zählungen im Laufe des 19. Jahrhunderts ergaben folgende Resultate: 1824 65 393 Einwohner, 1836 78 365 Einwohner, 1844 93871 Einwohner, 1864 120499 Einwohner, 1875 156634 Einwohner, 1883 182 073 Einwohner, 1888 205 731 Einwohner, 1892 243 205 Einwohner. Für 1900 wurde die Bevölkerung auf 303 762 und für Ende 1904 auf 331 340 Einwohner berechnet. Ausländer wurden 1902 nur 6289 gezählt, woraus sich ergibt, daß die Vermehrung hauptsächlich durch den Überschuß der Geburten über die Sterbefälle herbeigeführt ist. Derselbe betrug beispielsweise im Jahre 1901 5143 Seelen.

sie mit einer Gesamtzahl von 30413 mehr als die Hälfte der Bevölkerung aus (57,9 %).

Die Zahl der Neger ist in Costa Rica niemals beträchtlich gewesen. Nur einige wenige waren aus Nicaragua und Panama als Sklaven eingeführt worden. Da Personen ihres eigenen Stammes in Costa Rica im 16. und 17. Jahrhundert nur in ganz beschränkter Zahl vorhanden waren, waren sie auf die Verbindung mit Angehörigen anderer Rassen angewiesen. So entstand hier wie in andern Gebietsteilen des lateinischen Amerika die Mischlingsrasse der Mulatten (Mischlinge von Weißen und Negern) und Zambos (Mischlinge von Indianern und Negern), die sich ähnlich wie die Mestizen stark vermehrten. Schon 1700 berechnete man die Zahl der Mulatten und Zambos in Costa Rica auf 1291, während reine Neger nur 154 gezählt wurden. Die Neger erreichten mit 200 im Jahre 1741 ihre höchste Zahl und verschwanden von da ab fast vollständig aus der Bevölkerung. Im Jahre 1801 waren nur noch 30 Neger vorhanden. Die Mulatten und Zambos dagegen nahmen um so mehr zu. Im Jahre 1741 zählte man 3065, im Jahre 1778 bereits 6053 und zu Beginn des 19. Jahrhunderts 8925. Mit 17 % der Gesamtbevölkerung übertrafen sie damals schon die indianische Urbevölkerung, die nur noch 15,7 % ausmachte.

Das auffallendste an der ganzen Bevölkerungsentwicklung Costa Ricas ist aber jedenfalls der gewaltige Rückgang der eingebornen Bevölkerung. Von 27200 im Jahre 1522 war ihre Zahl auf 15489 im Jahre 1700 und auf 8281 im Jahre 1801 gesunken. Als Ursachen dieses Rückganges glauben wir mit Dr Thiel die folgenden bezeichnen zu können:

1. In der ersten Periode von der Entdeckung des Landes und der ersten teilweisen Besetzung bis zur vollständigen Befestigung der spanischen Herrschaft im Jahre 1569 lag die Hauptursache der Abnahme der Bevölkerung in den mörderischen Kriegen der verschiedenen Stämme untereinander. So sollen in dieser Zeit die Choroteken in Churuteca und Orotina, deren Zahl vor ihrem Krieg mit den Guetaren ungefähr 6000 betrug, durch den Krieg bis auf 26 vollständig ausgerottet worden sein. Natürlich wird auch die Eroberung des Landes durch die Spanier nicht ohne Kämpfe vor sich gegangen sein.

2. Ein anderer Grund der Volksverminderung lag in den zahlreichen Menschenopfern, die vor der Christianisierung des Landes den Götzenbildern und den Manen der verstorbenen Häuptlinge dargebracht wurden.

Menschenfresserei scheint nur bei einem Stamm, den Choroteken, üblich gewesen zu sein.

3. Während des 18. Jahrhunderts wurde die eingeborne Bevölkerung an der Ostküste geradezu dezimiert durch die wiederholten Einfälle englischer Seeräuber, die sie haufenweise nach Jamaica und Bluefields schleppten und dort als Sklaven verkauften. Die Bevölkerung von Pocosi, Tariaca und der Insel Tojar verschwand auf diese Weise vollständig. Der Gouverneur Don Diego de la Haya Fernandez bezifferte im Jahre 1722 die von den Engländern nach Jamaica verkauften Indianer von Talamanca und Tojar auf 2000.

4. Verheerend waren die Wirkungen, welche ansteckende Krankheiten unter den Indianern anrichteten. Sie sind gegen solche Krankheiten viel weniger widerstandsfähig als die Weißen und Schwarzen oder auch als die Mischlinge. Die Pest, welche in Costa Rica in den Jahren 1614, 1645, 1690, 1694 und 1737 wütete, forderte unter den Indianern zahlreiche Opfer. Auch die wiederholt auftretenden Pocken erwiesen sich für die Indianer als besonders verderblich. In mehreren Ortschaften konnte man noch im Jahre 1864 die Beobachtung machen, daß fast die ganze indianische Bevölkerung davon befallen wurde, während unter den Mestizen auch nicht ein einziger Todesfall vorkam. Bischof Thiel konnte persönlich feststellen, daß die Indianer des Guatoso-Gebiets sich in den Jahren 1882 bis 1896 von ungefähr 800 bis auf 267 verminderten, hauptsächlich, wie er sagt, infolge von Lungenschwindsucht.

5. So nachteilig aber auch die angeführten Ursachen auf die Bevölkerungsentwicklung einwirken mußten, so würden sie allein doch nicht ausreichen, eine so bedeutende Abnahme, wie sie bei den Indianern Costa Ricas vom 16. bis 19. Jahrhundert stattgefunden hat, zu erklären. Mit Recht bemerkt Dr Thiel, daß man oft die Erfahrung machen kann, daß nach einem Krieg oder nach Erlöschen einer verheerenden Seuche die Bevölkerung außergewöhnlich rasch zunimmt und die Tendenz hat, die Lücken wieder auszufüllen. So sollte man auch bei den Indianern erwarten, daß auf die großen Menschenverluste Perioden der Zunahme und des Erstarkens folgen würden. Das ist aber nicht der Fall, und dies hat seinen Grund darin, daß die natürliche Fruchtbarkeit bei den Indianern eine sehr geringe ist. Schon im 18. Jahrhundert wurde das festgestellt durch eine Enquete, welche der Gouverneur Don José Lacano de Briones im November und Dezember 1713 und im Januar 1714 veranstaltete.

Er ging persönlich in zehn ausschließlich von Indianern bewohnten Dörfern von Haus zu Haus und notierte sich bei einem jeden die Anzahl der Bewohner, der Familien und der aus der Ehe hervorgegangenen Kinder. Aus diesen Aufzeichnungen läßt sich folgende Tabelle zusammenstellen:

Name der Ortschaften	Zahl der Bewohner	Zahl der Familien	Ehen ohne Kinder	Ehen mit 1 Kind	Ehen mit 2 Kindern	Ehen mit 3 Kindern	Ehen mit 4 Kindern	Ehen mit 5 o. mehr Kindern
Garabito . . .	27	7	1	3	1	—	—	2
Barba	205	58	23	4	15	15	1	—
Pacaca	204	47	9	10	10	7	6	5
Aserri	154	40	11	8	11	6	2	2
Curridabat . .	137	36	11	6	8	7	4	—
Quircot . . .	57	14	3	2	3	3	3	—
Tobosi	75	16	4	3	2	2	1	4
Cot	40	12	5	2	3	—	1	1
Ujarras . . .	45	17	11	4	2	—	—	—
Naborios . . .	55	17	5	4	5	1	1	1
Zusammen	999	264	83	46	60	41	19	15

Von den 264 Ehen waren also 83 (31,4 % der Gesamtzahl) ohne Kinder, 46 (17,4 %) hatten nur 1 Kind, 60 (22,7 %) hatten 2 Kinder, 41 (15,6 %) 3 Kinder, 19 (7,2 %) 4 Kinder und 15 (5,7 %) 5 oder mehr Kinder. Die Familien ohne Kinder oder mit nur einem Kind machen zusammen 48,8 % sämtlicher Ehen aus, also beinahe die Hälfte der Bevölkerung. Nun liegt es auf der Hand, daß nicht nur wenn die Ehe kinderlos bleibt, sondern auch wenn nur ein Kind aus der Ehe hervorgeht, eine positive Verminderung der Bevölkerung eintritt. Bei einem Durchschnitt von zwei Kindern auf die Ehe bleibt die Bevölkerung stationär. Eine Vermehrung kann nur eintreten, wenn durchschnittlich mehr als zwei Kinder auf die Ehe kommen. Das ist hier offenbar nicht der Fall. Die Ehen mit mehr als zwei Kindern machen zusammen nur 28,5 % der Gesamtzahl aus. Allerdings könnten sie gleichwohl die durch die beiden ersten Gruppen bewirkte Abnahme der Bevölkerung ausgleichen, wenn unter ihnen Ehen mit vier, fünf oder noch mehr Kindern vorwiegend wären. Derartige Ehen waren aber im ganzen nur 34 (12,9 %) vorhanden. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben wir es also hier mit einer Bevölkerungsgruppe zu tun, die durch allzu geringe natürliche Fruchtbarkeit allmählich dem Aussterben entgegengeht. Mit voller Gewißheit kann man das nur sagen, wenn man nicht nur die Gesamtzahl der Familien, sondern auch

die der Kinder kennt. Letztere läßt sich aber aus den Aufzeichnungen des Don José Lacaya de Briones nicht genau feststellen. Wir kennen allerdings die Gesamtzahl der Bewohner und die Gesamtzahl der Familien, wissen damit aber noch nicht, wie viel unter den Bewohnern erwachsene, verheiratete oder verwitwete Personen und wie viele Kinder waren. Für die Familien mit 1—4 Kindern läßt sich die Gesamtsumme berechnen. Sie beträgt 365 Kinder. Nehmen wir nun für die letzte Gruppe durchschnittlich 6 Kinder auf eine Ehe an, was wohl nicht zu niedrig gerechnet ist, so würden noch 90 Kinder hinzukommen, und es würde sich also eine Gesamtzahl von 455 Kindern auf 464 Ehen ergeben, was zweifellos zu einer allmählichen Verminderung der Bevölkerung führen muß. Zu bedauern ist es, daß die Unterscheidung dieser Bevölkerungsgruppe nach dem Familienstand und nach der auf jede Familie fallenden Zahl der Kinder nicht vollständig durchgeführt ist, und daß der verständige Gouverneur sich nicht auch danach erkundigt hat, wie viele Kinder in jeder Familie bereits verstorben waren. Wir könnten dann die eheliche Fruchtbarkeit einer indianischen Bevölkerungsgruppe aus dem 18. Jahrhundert genau berechnen. Aber das konnte er freilich auch nicht ahnen, daß man nach zwei Jahrhunderten seine Aufzeichnungen statistisch ausbeuten werde.

Außer den Angaben über den Stand der Bevölkerung von Costa Rica und seinen Gebietsteilen enthalten die Datos cronológicos para la historia eclesiástica de Costa Rica auch sehr interessante Angaben über die Bewegung der Bevölkerung, die ebenfalls den alten Pfarrbüchern entnommen sind. Dieselben sind allerdings nicht mehr aus allen Gemeinden vorhanden, sondern nur aus der damaligen Hauptstadt Cartago und einigen andern, meist in der Nähe von Cartago gelegenen kleineren Gemeinden. Wir berücksichtigen hier nur die Cartago betreffenden Angaben. Sie beginnen mit dem Jahre 1594 und reichen, allerdings mit vielen Lücken und kleineren oder größeren Unterbrechungen bis zum Jahre 1751. Die erste Serie, die von 1594 bis 1699 reicht, weist besonders viele Lücken auf. Die Angaben über die Eheschließungen und Sterbefälle fehlen bei den meisten Jahren, die Angaben über die Taufen bei 40 Jahren. Im ganzen sind aus diesem Zeitraum 2170 Geburten (bzw. Taufen) verzeichnet, und zwar 1390 (64,1 %) eheliche, 780 (35,9 %) uneheliche. Was die Abstammung angeht, so stammten 1391 von spanischen Vätern oder Vätern unbekannter Rasse, 308 von Indianern, 64 von Mestizen, 118 von Negern, 105 von Mulatten; 31 werden als hijos de sirvientes, Dienst-

botenkinder, bezeichnet, 148 als Kinder von unbekannten Vätern; endlich 5 Taufen von Engländern.

Verhältnisberechnungen und Beziehungen auf die Gesamtbevölkerung und deren ethnische Bestandteile scheinen wegen der Lückenhaftigkeit des Materials für die ganze Periode (1594—1699) nicht angebracht. Wohl aber dürfte es von Nutzen sein, eine Jahresreihe, für welche die Angaben vollständig vorliegen, herauszugreifen.

Geburten, Eheschließungen und Sterbefälle in der Hauptstadt Cartago und in den umliegenden Ortschaften von 1678 bis 1689:

Jahr	Geburten und Taufen:									Eheschließungen	Sterbefälle	
	Gesamtzahl	Eheliche	Uneheliche	Rassenangehörigkeit des Vaters							von Erwachsenen	von Kindern
				Spanier oder unbekannt. Rasse	Indianer	Mestize	Neger	Mulatte	Kinder unbekannter Väter			
1678	46	28	18	28	2	7	—	2	7	5	12	28
1679	76	55	21	61	8	2	3	2	—	14	21	22
1680	148	92	56	131	2	—	6	1	8	27	13	13
1681	42	28	14	34	2	—	1	2	3	15	31	28
1682	71	45	26	47	—	2	2	4	16	14	17	16
1683	62	37	25	44	1	1	1	3	12	45	54	49
1684	68	41	27	53	7	1	4	1	2	51	31	45
1685	11	6	5	11	—	—	—	—	—	8	19	32
1686	47	25	22	37	2	—	1	2	5	—	19	58
1687	25	16	9	14	1	2	3	1	4	4	19	25
1688	106	60	46	61	8	4	4	9	20	15	16	21
1689	36	18	18	22	2	1	2	1	8	17	15	5
1678–89	738	451	287	543	35	20	27	28	85	215	267	342

Die Gesamtbevölkerung belief sich im Jahre 1675 auf 1746 Einwohner, von denen 1114 Spanier, 190 Indianer, 70 Mestizen, 55 Neger, 145 Mulatten und 2 Engländer waren; bei 170 Personen ließ sich die Abstammung nicht feststellen. Nehmen wir die Gesamtbevölkerung zu rund 1750 an, so ergibt sich eine nach unsern heutigen Begriffen mäßige Geburtsziffer von jährlich 35,1 Geburten im Durchschnitt auf 1000 Einwohner, eine sehr hohe Sterbeziffer von 29,0 Sterbefällen auf 1000 Einwohner und eine hohe Heiratsziffer, nämlich durchschnittlich 10,3 Eheschließungen auf 1000 Einwohner. Auffallend sind, abgesehen von der großen Kinder-

sterblichkeit, besonders die starken Schwankungen in der Zahl der Eheschließungen und Geburten. Eine ausreichende Erklärung dafür läßt sich mangels einer genaueren Kenntnis der damaligen Zustände in Cartago überhaupt nicht geben. Bezüglich der Geburten werden diese Schwankungen wohl zum Teil daher rühren, daß zur Pfarrei Cartago eine Anzahl weit entfernter Ortschaften gehörte, aus denen die neugebornen Kinder nicht immer gleich nach der Geburt zur Taufe in die Stadt gebracht wurden, sondern erst, wenn die Zeit, das Wetter und andere Umstände es erlaubten. Da es sich bei den Aufzeichnungen im Pfarrbuch nicht so sehr um die Geburt als um die Taufe handelte, so konnte es sehr wohl geschehen, daß eine beträchtliche Anzahl von Kindern in einem andern als dem Geburtsjahr in das Taufregister eingetragen wurde. Manchmal wird die im Pfarrbuch als Taufe verzeichnete Handlung nichts anderes gewesen sein als eine Nachholung der Zeremonien in der Kirche, nachdem zu Hause bereits die Nottaufe erteilt war. Man kann sich leicht denken, daß die entfernt wohnenden Indianer in solchen Fällen es mit der Nachholung der Taufe nicht sehr eilig gehabt haben werden. Auffallend ist auch die große Zahl von unehelichen Geburten. 38,9% uneheliche Geburten, das ist in der Tat ein erstaunlich hoher Prozentsatz. Allein da von den 287 unehelichen Kindern nur 85 als Kinder unbekannter Väter bezeichnet werden, darf man wohl annehmen, daß es sich in den meisten Fällen um einen antizipierten ehelichen Verkehr handelt, dem später die Eheschließung und Legitimation nachfolgt. Auch legt der unverkennbare Parallelismus, der in den meisten Jahren zwischen der Zahl der ehelichen Kinder und der Zahl der von spanischen Vätern stammenden Kinder besteht, den Gedanken nahe, daß die unehelichen Geburten zum weitaus größten Teil auf die auf einer niedrigen Kulturstufe stehende farbige Bevölkerung kommen. Endlich bildeten die staatlichen Gesetze, welche eine Eheschließung zwischen Negern und Indianern untersagten, ein Hindernis für die legitime Kindererzeugung, da die wenig zahlreichen Neger in den meisten Fällen gar nicht in der Lage waren, mit Personen der eigenen Rasse eine eheliche Verbindung einzugehen. Immerhin wirft aber die große Zahl der unehelichen Geburten kein günstiges Licht auf die sittlichen Zustände Costa Ricas im 17. Jahrhundert.

Aus dem 18. Jahrhundert liegen von 1720 an Angaben über die Taufen, Trauungen und Beerdigungen in Cartago und den zur Pfarrei gehörigen Ortschaften vor mit den bereits im 16. und 17. Jahrhundert

üblichen Unterscheidungen nach der Abstammung. Da aber die ersten 15 Jahre dieses Zeitraums manche Lücken, Schwankungen und Ungenauigkeiten aufweisen, begnügen wir uns, hier die Angaben aus den Jahren 1735—1751 wiederzugeben, die mit großer Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit verzeichnet zu sein scheinen.

Geburten, Eheschließungen und Sterbefälle in der Hauptstadt Cartago und in den umliegenden Ortschaften von 1735 bis 1751:

Jahr	Geburten und Taufen:									Eheschließungen	Sterbefälle:		
	Gesamtzahl	Eheliche	Uneheliche	Rassenangehörigkeit des Vaters							Gesamtzahl	von Erwachsenen	von Kindern
				Spanier	Indianer	Mestize	Neger	Mulatte	Kinder unbekannter Väter				
1735	212	130	82	98	9	41	1	31	32	38	58	44	14
1736	218	125	93	42	8	107	—	30	31	49	42	33	9
1737	161	103	58	60	3	62	—	21	15	52	313	304	9
1738	292	161	131	64	13	83	—	92	40	46	76	34	42
1739	225	128	97	37	3	90	—	47	48	110	87	50	37
1740	251	170	81	46	2	118	—	40	45	17	69	50	19
1741	228	163	65	52	6	95	—	56	19	—	50	40	10
1742	176	116	60	82	5	32	—	8	49	24	20	13	7
1743	189	126	63	38	19	80	—	15	37	8	63	38	25
1744	155	101	54	65	7	39	—	10	34	18	56	40	16
1745	191	129	62	121	5	24	—	4	37	21	37	26	11
1746	181	106	75	113	5	37	—	2	24	33	63	42	21
1747	192	134	58	72	15	77	—	11	17	21	81	66	15
1748	131	98	33	96	2	3	—	2	28	54	80	52	28
1749	179	122	57	120	1	6	—	4	48	18	161	85	76
1750	155	100	55	104	1	—	—	2	48	37	153	83	70
1751	200	136	64	122	—	18	—	4	56	48	77	47	30
1735—51	3336	2148	1188	1332	104	912	1	379	608	594	1486	1047	439
i. Durchschnitt	196,2	126,3	69,9	—	—	—	—	—	—	34,9	87,4	61,6	25,8

Bei den Geburten sind, wenigstens soweit die Gesamtzahl in Betracht kommt, die Schwankungen nicht größer, als sie auch jetzt noch bei Bevölkerungsgruppen von ähnlichem Umfange beobachtet werden. Sehr groß sind aber die Unterschiede, die hinsichtlich der Zahl der Eheschließungen und Sterbefälle zwischen den einzelnen Jahren dieses Zeitraums bestehen. Doch sehen wir darin keinen Grund, die Glaubwürdigkeit und Genauigkeit der Angaben der Pfarrbücher anzuzweifeln. Es wurde oben schon darauf

hingewiesen, daß im 17. und 18. Jahrhundert mehrfach ansteckende Krankheiten in Costa Rica wüteten, die namentlich unter der farbigen Bevölkerung große Verheerungen anrichteten. So wurde im Jahre 1737, wie die Pfarrbücher anmerken, auch Cartago von der Pest heimgesucht. Daher die enorme Zahl von 313 Sterbefällen in diesem Jahre gegenüber nur 42 im Vorjahre. Die Krankheit scheint fast ausschließlich die Erwachsenen befallen zu haben, während die Kinder verschont blieben. Aber sehr begreiflich ist es, daß nun in den nächsten Jahren eine außergewöhnlich große Kindersterblichkeit eintrat, da viele Kinder der Fürsorge der Eltern entbehren mußten, die ihnen durch den Tod entrissen waren. Ebenso naturgemäß ist es, daß darauf einige Jahre mit bedeutend verminderter Sterblichkeit folgen, da die Seuche in erster Linie die älteren und schwächeren Individuen betroffen haben wird, die bei normaler Entwicklung in den folgenden Jahren ihr Ende gefunden hätten, und die nun an dem durchschnittlichen Jahreskontingent fehlten. Offenbar hat auch in den Jahren 1749 und 1750 in Cartago eine ansteckende Krankheit geherrscht, wenn auch unsere Quelle das nicht ausdrücklich bemerkt. Überhaupt ist es zu bedauern, daß die Angabe der Todesursachen, mit der das Pfarrbuch im Jahre 1720 begonnen hatte, nicht konsequent weiter geführt ist, aber es ist jedenfalls eine sehr bemerkenswerte Tatsache, daß man schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts in einer kleinen spanischen Kolonialstadt in Zentralamerika den Versuch einer Todesursachenstatistik gemacht hat, während in manchen europäischen Staaten erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts damit begonnen worden ist.

Auch die Schwankungen in der Zahl der Eheschließungen und zum Teil auch in derjenigen der Geburten hängen ohne Zweifel mit der durch die ansteckenden Krankheiten hervorgerufenen Störung der Bevölkerungsentwicklung zusammen. Im Jahre 1737 hatten infolge der Pest zahlreiche Eheleute durch einen frühzeitigen Tod den Gatten oder die Gattin verloren. Im Jahre 1738 sehen wir noch keine Steigerung der Eheschließungen, wohl aber im Jahre 1739, nachdem das Trauerjahr vorüber war. Da steigt auf einmal die Zahl der Trauungen, die im Durchschnitt dieser Periode 35 beträgt, auf 110. Ein so gewaltiger Zudrang zur Eheschließung mußte naturgemäß in den folgenden Jahren eine Baisse zur Folge haben. Im Jahre 1740 verehelichten sich noch 17 Paare. Damit war, wie es scheint, der Vorrat an Heiratskandidaten erschöpft, denn im Jahre 1741 finden wir keine einzige Trauung verzeichnet. In

den folgenden Jahren fand dann wieder ein allmählicher Übergang zu normalen Verhältnissen statt.

Auf die Geburtenzahl hat die Pest des Jahres 1737 nicht einen so auffallenden Einfluß ausgeübt wie auf die Zahl der Sterbefälle und Eheschließungen. Aber wir sehen doch in dem Unglücksjahre selbst eine Abnahme gegenüber dem Vorjahre und in den folgenden Jahren, zumal im Jahre 1738, eine beträchtliche Zunahme. Bei der großen Zahl von neugeschlossenen Ehen und bei der hohen Kindersterblichkeit ist das gewiß nicht zu verwundern. Natürlich mußte dann in den weiter folgenden Jahren mit der Zahl der Eheschließungen auch diejenige der Geburten zeitweise abnehmen. Im ganzen hat in dieser Periode die Bevölkerung Cartagos durch den Überschuß der Geburten über die Sterbefälle erheblich zugenommen, um 1850 im ganzen, oder jährlich um 109. Ohne den großen Menschenverlust infolge der ansteckenden Krankheiten in den Jahren 1737 und 1749—1750 wäre der Überschuß noch viel größer gewesen. Die unehelichen Geburten beliefen sich in diesem Zeitraum auf 35,6 % der Gesamtzahl. Der Prozentsatz hat also gegenüber der Periode 1678—1689 etwas abgenommen, ist aber noch immer außerordentlich hoch. Die Ursachen, auf welche diese betrübende Erscheinung zurückzuführen ist, werden danach im wesentlichen wohl dieselben geblieben sein. Große Schwankungen zeigt die Geburtenhäufigkeit bei den verschiedenen Rassen in diesem Zeitraum. Aber es läßt sich nicht feststellen, inwieweit dieselben auf tatsächlichen Unregelmäßigkeiten in der Bevölkerungsbewegung oder nur auf einer verschiedenartigen Praxis in der Klassifikation beruhen. Das scheint jedoch auch aus dieser Übersicht klar hervorzugehen, daß die Geburtenfrequenz der Indianer eine sehr geringe ist, während die Mischlingsrasse der Mestizen immer mehr zunimmt und mit der Gesamtzahl der Geburten derjenigen der Spanier, von denen sie im 17. Jahrhundert noch durch einen gewaltigen Abstand getrennt waren, schon ziemlich nahekommt. Im übrigen halten wir es nicht für angebracht, auf die Schwankungen in der Geburtenfrequenz der verschiedenen Rassen im einzelnen näher einzugehen.

Dagegen dürfte es sich auch hier empfehlen, die durchschnittliche Zahl der Geburten, Eheschließungen und Sterbefälle zur Gesamtbevölkerung in Beziehung zu setzen, was sich um so leichter bewerkstelligen läßt, da uns die Ergebnisse eines Zensus bekannt sind, der gerade in diese Periode hineinfällt. Am 31. Dezember 1741 zählte Cartago samt den mit ihm zu einem Pfarrbezirk vereinigten Ortschaften 5785 Einwohner (1295 Spanier,

135 Indianer, 2240 Mestizen, 90 Neger, 1190 Mulatten und Zambos, 835 ohne Angabe der Rasse). Auf 1000 Einwohner berechnet, ergibt sich also für Cartago im Durchschnitt der Jahre 1735—1751 eine mäßige Geburtsziffer von 33,9, im Gegensatz zum 16. Jahrhundert eine sehr günstige Sterbeziffer von 15,1 und eine ziemlich niedrige Heiratsziffer von 6,0 auf je 1000 Einwohner.

Das wichtigste Ergebnis, das sich aus den Angaben der alten Pfarrbücher Costa Ricas entnehmen läßt, scheint unseres Erachtens in der Feststellung zu liegen, daß die eingeborne Bevölkerung daselbst nicht so sehr durch äußere Gewalt, auch nicht durch die Berührung mit den andern Rassen an sich, sondern durch die eigene geringe Fruchtbarkeit allmählich immer mehr zurückgegangen ist. Der Rückgang der indianischen Bevölkerung läßt sich in allen Teilen Amerikas beobachten, im Norden wie im Süden und in der Mitte. Aber darin besteht ein großer Unterschied zwischen dem vorwiegend von germanischen Völkern in Besitz genommenen Norden und dem von romanischen Völkern besiedelten Süd- und Mittelamerika, daß in Nordamerika die Urbevölkerung bis auf verhältnismäßig sehr geringe Reste ganz verschwunden ist und auch nicht in der gegenwärtigen Bevölkerung durch Beimischung ihres Blutes eine Spur ihres Daseins hinterlassen hat. In Süd- und Mittelamerika hat die Zahl der Indianer zwar auch bedeutend abgenommen, aber das indianische Blut ist nicht verloren gegangen, es hat sich in der zahlreichen Mestizenbevölkerung erhalten und sich als durchaus lebenskräftig erwiesen. Wie man auch sonst von der Rassenmischung denken mag, das zeigt das Beispiel der Bevölkerungsentwicklung Costa Ricas jedenfalls mit aller Deutlichkeit, daß diese Mischlingsbevölkerung an Fortpflanzungsfähigkeit hinter den reinen Rassen nicht zurücksteht.

H. A. Krose S. J.

„Gottesminne“ und „Gral“.

Zwei Zeitschriften für schöne Literatur.

Noch vor wenigen Jahren gab es auf katholischer Seite nur eine Zeitschrift für schöne Literatur: die „Dichterstimmen“. Heute blüht dieses Organ in vergrößertem Format lebenskräftig weiter, während gleichzeitig zwei andere sich einen wachsenden Leserkreis erwerben: die „Gottesminne“ [1] und „Der Gral“.

Diese Tatsache deutet zunächst auf ein regeres Interesse unserer Lesewelt für die Erzeugnisse der Dichtkunst im engeren Sinne. In zweiter Linie dürfte sie auch den Schluß gestatten, daß die eigentliche Romanperiode mit der Begleiterscheinung wahlloser Vielleserei ihren Höhepunkt überschritten hat. Das Interesse der Leser, wenigstens unter den gebildeten Katholiken, scheint allmählich einer ernsteren Richtung zu folgen. Die „Gottesminne“ schenkt konsequent zu ihrem Programme dem Roman überhaupt keine Aufmerksamkeit, „Der Gral“ und „Dichterstimmen“ beobachten den Moderomanen gegenüber eine berechtigte Zurückhaltung.

Von dem zwanzigjährigen Wirken der „Dichterstimmen“ haben wir letztes Jahr eine kurze Übersicht entworfen (vgl. diese Zeitschrift LXXI 186 ff); so dürften denn hier einige Worte über die beiden andern Organe am Platze sein. Es handelt sich indes im folgenden nur um eine Orientierung über den gegenwärtigen Stand dieser Zeitschriften, nicht um eine Analyse ganzer Jahrgänge. Diese kurzen Ausführungen sollen

[1] Der Aufsatz lag bereits im Druck vor, als die Kunde vom Eingehen der „Gottesminne“ eintraf. Da man noch im Aprilheft auf dem Umschlag die Worte liest: „Die Zahl unserer Freunde ist weit über unsere ursprünglichen Erwartungen hinausgewachsen“, und wiederum im Juniheft: „Aus dem Leserkreis der ‚Gottesminne‘ fliegen uns ungezählte Kundgebungen der Anerkennung zu“, so kommt die Nachricht unerwartet. Die volle Darlegung der Gründe, welche das Eingehen der Zeitschrift veranlaßten, wird, wie der Herausgeber durch ein Zirkular ankündigt, in der demnächst erscheinenden Doppelnummer 10/11 erfolgen. Auch bei der veränderten Lage dürften unsere Bemerkungen der sachlichen Begründung wie des objektiven Nutzens nicht entbehren.

weitere Kreise auf das Gute aufmerksam machen und die Herausgeber in freundschaftlicher Kollegialität zur Abstellung von etwaigen Mängeln anregen.

1. „Gottesminne.“

„O glückliche Zukunft, in der Glaube und Kunst den leuchtenden Himmel wieder über unser Leben zaubern, wo das Ringen mit Gott im Gebete die sonnige Klarheit der Kunst und die Kunst den Weiheduft des Gebetes trägt, wo die Menschen wieder wissen, was Gottesminne ist.“ So ruft P. Ansgar Pöllmann O. S. B. in einer Programmschrift zu seiner Zeitschrift begeistert aus.

Das Organ „will die Antwort auf diese Sehnsuchtsfrage beschleunigen; es hat sich demnach ein großes Ziel gesteckt. — Sollen wir stehen bleiben und rückwärts schauen in das brennende Gomorrha? Nein, vorwärts, es ist ein Kreuzzug um die heiligsten Güter. Unser Schlachtruf ist unsere Zuversicht, denn er lautet: Gott will es!“ Es nennt sich „Monatschrift für religiöse Dichtkunst“. Der Herausgeber bemerkt indes: „Obwohl wir den katholischen Begriff mit unentwegter Schärfe festhalten, so vermochte doch der weitgezogene Kreis unserer ästhetischen Beurteilung eine Reihe namhaftester protestantischer Künstler und Gelehrten uns zuzuwenden.“ Ebenso lesen wir auf dem Umschlag vom 5. Heft 1907 (Abdruck aus „Augsb. Postztg“): „Auch Dichter, die nicht oder nicht ausgesprochen im katholischen Lager stehen, kommen hier zu Wort: Ernst Zahn, Hans Heinz Ewers, Miriam Eck, Ernst Knodt, Richard Dehmel.“ Die Zeitschrift steht in ihrem fünften Jahrgange.

Hübsche Proben religiöser Dichtkunst in Form von kleinen lyrischen und epischen Beiträgen fesseln zunächst die Aufmerksamkeit des Lesers. Die kirchlichen Feste des Jahres, die Verehrung der Heiligen, besonders Mariens, fromme Sagen und Legenden, das Sehnen des Menschenherzens nach Wahrheit, Güte und übersinnlicher Schönheit sind die Stoffe dieser Poesien. Für viele, vielleicht sogar für die Mehrzahl der hier gebotenen Gaben gilt die Charakteristik: echte Frömmigkeit und echte Poesie.

Zwar hat diese Gattung von Beiträgen auf katholischer Seite von jeher besondere Aufmerksamkeit und Pflege gefunden, alle Jahrgänge der „Dichterstimmen“ legen davon Zeugnis ab. Dennoch würde man sie ungern vermissen. Die Poesien von Martin Greif, Antonie Jüngst, M. Herbert, Lorenz Krapp, Ansgar Albing, Laurenz Kiesgen, vom Herausgeber selbst und von andern Dichtern zeigen die Mannigfaltigkeit der Be-

handlung, welcher religiöse Stoffe fähig sind. Überschreiten auch viele Beiträge eine mäßige Mittellinie nicht, so erweisen sich doch die meisten wenigstens formell betrachtet als Produkte einer männlichen Reife.

In mancher Hinsicht interessanter, weil mehr dieser Zeitschrift eigen, sind die zahlreichen Übersetzungen aus andern Sprachen. Die „Gottesminne“ hat seit einiger Zeit diesem Punkte ihr Hauptaugenmerk zugewendet, und mit Recht; denn hier liegt ein unermeßliches Arbeitsfeld, das noch der Pflege harrt. Wenn das Organ in wirksamer Weise dazu beitragen könnte, uns Katholiken die vielen noch ungehobenen Schätze der religiösen Literatur anderer Völker zugänglich zu machen, oder wenn es zu einer solchen Arbeit auch nur in größerem Maßstab anregte, so brauchte es weiter keinen Berechtigungstitel zu seiner Existenz. Der letzte Jahrgang zeigt diesbezüglich einen bedeutenden Fortschritt gegen früher. Gleich das erste Heft enthält einige sorgfältig gearbeitete Übersetzungen von Psalmen, die folgenden Nummern bringen zahlreiche Beiträge aus der französischen, spanischen, dänischen und russischen Literatur. Freilich sollte sich der Herausgeber dem Charakter der Zeitschrift entsprechend auf die Annahme von religiösen Stücken beschränken.

Auch die Wiedergabe von Mysterienspielen und kirchlichen Dramen des Mittelalters betrachtet das Organ als eine seiner Aufgaben. Unserem modernen Zeitgeschmack entspricht ja diese naive Art der Darstellung erhabenster Geheimnisse nicht immer. Wir finden vielleicht manche Stellen komisch oder trivial, die bei den damaligen Zuhörern keinen Anstoß erregten. Das darf uns jedoch nicht hindern, den reichen Fond von Poesie anzuerkennen, der hier verborgen liegt und nur der vorurteilsfreien Hingabe benötigt, um in seiner ganzen Schöne auch für unser Auge sichtbar zu werden.

Zu diesen unleugbaren Vorzügen der „Gottesminne“ kommen eine stattliche Reihe von literarhistorischen Aufsätzen und programmatischen Arbeiten. An und für sich wäre es der Eigenart dieser Zeitschrift entsprechender, wenn sie des modernen Essays entraten könnte. Aber es ist natürlich schwer, ein gemischtes Publikum auf die Dauer mit rein poetischen, noch dazu religiösen Gaben bei Laune zu halten. Nur hochgebildete Leser würden die Durchführung eines solchen Programms ermöglichen. Die „Gottesminne“ wendet sich wie die meisten literarischen Zeitschriften an „Gebildete und weniger Unterrichtete“. Deshalb setzen diese leichtgeschriebenen Aufsätze — kurze Biographien von Dichtern und Künstlern, populäre Abhandlungen über Ästhetik usw. — weder fachwissenschaftliche

Vorbildung noch ausgesprochen poetisches Empfinden, wohl aber Interesse für Literatur und Kunst voraus. — Die Ausstattung ist geschmackvoll. Seit einiger Zeit erscheint das Organ illustriert.

Dagegen kann man es nicht mehr als Vorzug der Zeitschrift bezeichnen, daß sie über die Schranken der religiösen Dichtung hinaus sämtliche Stoffe in den Bereich ihrer Betrachtung zieht: „Ihr Gebiet ist die gesamte Literatur des In- und Auslandes alter und neuer Zeit“ (Programm). Wenn dem so ist, wozu dann der einschränkende Titel: „Monatschrift für religiöse Dichtkunst?“ Der Herausgeber stützt indes seine Auffassung, die offenbar zumeist der Verlegenheit entspringt, mit religiösen Beiträgen eine Zeitschrift aufrecht zu erhalten, folgendermaßen: „Wir überschauen nur das unendliche Feld (der Gesamtliteratur) vom Standpunkt einer einzigen und einheitlichen Weltanschauung aus.“ Gut, aber tut das nicht jedes charakterfeste katholische Literaturorgan? Wie beweist also P. Pöllmann für seine Zeitschrift ein Recht auf den besondern Titel? Oder betrachtet die „Gottesminne“ etwa profane Stoffe wirklich von einem spezifisch religiösen Standpunkt? Denn das ist wohl der Sinn des etwas vagen Ausdruckes „Weltanschauung“, und eine solche Betrachtungsweise würde allerdings genügen, um den Titel zu rechtfertigen. Ganz gewiß, nur fehlt in einer großen Zahl der Beiträge, z. B. von Nikolaus Welter, Hans Willy Mertens, Pocci, um einstweilen von protestantischen und freigeistigen Mitarbeitern gar nicht zu sprechen, diese wesentliche Bedingung gänzlich. Durchblättere man z. B. das ganze erste Pocciheft, das Maiheft der „Gottesminne“. Da sind zunächst die drei Aufsätze: Pocci als Künstler, Graf Pocci und die Kinder, Pocci und das Marionettentheater. In keinem wird das religiöse Moment auch nur ernstlich gestreift. Von den veröffentlichten Gedichten sodann kommen auf ein Dutzend kaum drei oder vier mit religiösen Anklängen. Endlich sind die zahlreichen beigegebenen Illustrationen zumeist die Wiedergaben der gelungenen Karikaturzeichnungen des Künstlers. Das alles ist gewiß recht interessant, und die Anstrengungen von Verlag und Redaktion verdienen Lob, aber was hat das mit dem Titel „Gottesminne“ zu tun? Wo ist da ein spezifischer Unterschied zwischen dieser religiösen Poesie und der profanen? Auch das zweite Pocciheft, das uns zur Zeit noch nicht vorliegt, wird, nach der Ankündigung zu schließen, überwiegend das profane Element im Leben und Schaffen des Künstlers behandeln. Nach diesen Grundsätzen kann der Herausgeber schließlich den Schwänken Till Eulenspiegels, des Pfaffen Amis, der Schildbürger besondere Hefte der „Gottesminne“ widmen; denn auch sie fallen in den Bereich der Gesamtliteratur.

Eine wichtigere Frage, die sich nicht umgehen läßt: Hält die Zeitschrift wenigstens jenen „Standpunkt einer einzigen und einheitlichen Weltanschauung“ fest? Der Herausgeber veröffentlichte vor einiger Zeit ein Mitarbeiterverzeichnis von „300 glänzenden Namen“, wie er sich ausdrückte. Da man nun hier einer bedeutenden Zahl von andersgläubigen Schriftstellern

begegnet, so fragt man sich zunächst, was der Ausdruck „einzige und einheitliche Weltanschauung“, noch dazu als Distinktivum von andern Literaturblättern hingestellt, eigentlich besagen wolle. Vielleicht ist das so zu verstehen: Die Mitarbeiter dürfen an sich irgend welcher Weltanschauung huldigen, müssen aber im Organ diejenige des Herausgebers sich zu eigen machen? Das wäre von überzeugten Andersgläubigen doch etwas viel verlangt, das geht nicht. Welche Weltanschauung ist also gemeint? Offenbar wenigstens die positiv christliche, das gibt einen Sinn, obgleich dann die Emphase „einzig und einheitlich“ cum grano salis zu nehmen ist. Sehen wir zu, wie oder ob dieser Begriff sich bei einzelnen Mitarbeitern vorfindet.

Ein „Gottesminne“-Sänger, auf den das Organ seit einiger Zeit in der Reklame gern hinweist, ist Richard Dehmel. Unseres Erachtens gehört dieser Schriftsteller besser in den „Simplizissimus“ als in die „Gottesminne“. — Um indes nicht als prüde zu gelten, müssen wir diese Ansicht etwas eingehender beweisen, es handelt sich hier um eine folgenschwere Prinzipienfrage. Lassen wir also zunächst einen begeisterten Verehrer Dehmels sprechen.

August Beringer zeichnet seinen Helden 1904 in einer längeren Würdigung („Lit. Echo“ VII. Sp. 100 ff) folgendermaßen: „Unendlich reich und vielfältig ist (bei Dehmel) das Spiel des Lichtes, in dem das Liebesthema vom Weibe erglänzt. Kaleidoskopisch wechseln und drängen sich die Bilder der Liebesbeziehungen zwischen Mann und Weib. Als Träumer und Künstler sieht Dehmel ‚alles nackt‘. Er spricht unverhüllt von allen Formen der Liebe. — Alle Mächte sollen ‚an des Weibes blendenden Göttlichkeiten sich entketten‘. — Dieses Nackterwerden in der Liebe, das ‚ein Opfer bleiben soll vor dem Thron der Klarheit‘, erfolgt in dem monumentalen Zyklus der ‚Verwandlungen der Venus‘.“ Zum Schlusse kommt der Lobredner auf das Glaubensbekenntnis Dehmels zu sprechen, das nach ihm am reinsten im Roman ‚Zwei Menschen‘ (1903) enthalten ist und in den Worten gipfelt:

„Wir aber, wir Menschen der wachsenden Einsicht, kennen
Ihn anders, den Gott in unsrer Brust,
Dank jenem Geist allrühriger Liebeslust,
Den ich nicht wage ‚Gott‘ zu nennen:
Gott ist ein Geist, der klar zu Ende tut,
Was er zu Anfang nicht gedacht hat —
Dann sieht er alles an, was Ihn gemacht hat,
Und siehe da: es ist sehr gut!“

Dieser Charakteristik fügt Richard Dehmel selbst noch eine autobiographische Skizze bei, der wir folgende Sätze entnehmen: „Ich ging nach Danzig und machte dort in einem halben Jahr mein Abiturientenexamen, was man mir in Berlin ‚wegen sittlicher Unreife‘ hatte verwehren wollen ... Ostern 1899 verließ ich meine erste Gattin mit ihrer Zustimmung, weil eine stärkere Liebe mich ergriff“ usw.

Es braucht in unserer Zeit kaum noch erwähnt zu werden, daß Dehmel eben dieser schwülen Sinnlichkeit die Berühmtheit, seinen „glänzenden Namen“ verdankt; denn ernste Kritiker schätzen seine poetische Begabung durchweg sehr niedrig ein. So lesen wir im „Lit. Zentralblatt“ (1902, Schöne Literatur Sp. 335) folgende Kritik über „Ausgewählte Gedichte“, eines seiner besten Werke: „Wenn man diese Gedichte gelesen hat, so glaubt man dem Dichter:

> Solche Gedichte, meine braune Geliebte,
> Könnt' ich dir noch viertausend und einige dichten
> An einem Nachmittag . . .

und sicher hat er bei der hohen Stellung, die man ihm merkwürdigerweise angewiesen hat, auch mit der Fortsetzung recht:

> Und die würden meine vielen verehrten
> Neuen deutschen und neuesten jüdisch-deutschen
> Lyrischen Brüder sicher furchtbar rühmen.“

Selbstverständlich gehört Ansgar Pöllmann nicht zu diesen lyrischen Brüdern, dennoch wundert man sich nicht wenig, daß eine Zeitschrift für religiöse Dichtkunst einen solchen Mitarbeiter an sich heranläßt und zu seiner Aufnahme noch bemerkt: „Mit diesem Heft, an dem selbst ein Richard Dehmel sich mit seinen meisterhaften Übersetzungen beteiligte, machen wir unseren Lesern sicherlich eine große Freude“ („Gottesminne“ 1907, Hft 2).

Ganz abgesehen übrigens vom moralischen Standpunkt, dem doch gerade die „Gottesminne“ nicht ein Aschenbrödelplätzchen anweisen kann, dürfte man Dehmels Poesie wohl am besten mit dem Satze charakterisieren: Wo seine Muse gegen den Felsen des gesunden Menschenverstandes anrennen kann, da tut sie's aber auch.

Hören wir den eben zitierten Kritiker weiter: „Dehmel macht sich das Dichten furchtbar leicht: er fragt rein gar nichts nach Form und Rhythmus und läßt sich hundertmal den Gedanken und den Fortschritt des Gedichts durch den Reim diktieren, der ihm fast immer eine Verlegenheit ist. Ich will aber gern glauben, daß Dehmel so dichten muß, wie er dichtet“. Dann zitiert der Kritiker eine Probe aus „Ausgewählte Gedichte“:

Stimme im Dunkeln.

> Es klagt im Dunkeln irgendwo.
> Ich möchte wissen, was es ist.
> Der Wind klagt wohl die Nacht an.
>
> Der Wind klagt aber nicht so nah.
> Der Wind klagt immer in der Nacht.
> An meinen Ohren klagt mein Blut,
> Mein Blut wohl.
>
> Mein Blut klagt aber nicht so fremd.
> Mein Blut ist ruhig wie die Nacht.
> Ich glaub', ein Herz klagt irgendwo.

Dehmel übersetzte für die „Gottesminne“ einige Gedichte von Paul Verlaine, dem die Zeitschrift eine eigene Nummer widmet. Wer ist oder besser war Verlaine? Es gäbe ein langes Kapitel, wollte man diese Frage eingehend beantworten. Verlaine war ein talentierter französischer Lyriker, der aber ein beispiellos verwahrlostes Dasein führte. Trunkenheit, Landstreicherei, Unzucht bildeten dessen Hauptinhalt. Freilich soll man nicht blindlings den Stab über den armen Menschen brechen: als unheilbarer Schnapstrinker hatte er alle Herrschaft über sich selbst verloren. Als man ihm während seiner Kerkerhaft die Schnapsflasche wegnahm, da erwachten auf kurze Zeit die religiösen Gefühle und Erinnerungen seiner Kindheit. Das ist seine „Bekehrung“, die er in der Gedichtsammlung Sagesse in offenbar aufrichtiger, wenngleich ungesund leidenschaftlicher Weise besingt[1]. Bald darauf fiel der Unselige ins Lasterleben zurück und überbot an schmutzigster Lyrik seine früheren Pornographien.

Da begreift es sich, daß der schwüle Dehmel zu den eifrigsten Übersetzern Verlaines gehört; dennoch lag keine Notwendigkeit vor, ihn um Übersetzungen anzugehen: die anständigen Poesien des französischen Lyrikers sind auch von Katholiken übertragen worden[2].

Zudem ist es mit der Verherrlichung Verlaines auch so eine Sache. Mag die „Gottesminne“ immerhin einige Proben aus der Sagesse bieten; daß die katholische Kirche gerade sehr stolz auf diesen zweifelhaften Apologeten zu sein braucht, will uns nicht recht einleuchten. Il est tout sens. Il n'a jamais réfléchi. Dieses Wort seines Verehrers Anatole France ward im Hinblick auf seine kurze Bekehrungsperiode gesprochen. Immerhin bekennt sich Verlaine in den besseren Werken wenigstens zu jener „einzigen und einheitlichen Weltanschauung“ der „Gottesminne“, was man von Dehmel auch nach der laxesten Auffassung eben nicht mehr sagen kann.

Mitarbeiterin an der Zeitschrift ist auch die Münchener Schriftstellerin Marie Janitschek. Ihren Roman „Die neue Eva“ (1902) nennt das Herdersche Konversationslexikon „geradezu pornographisch“. Mit diesem Urteil deckt sich alles, was auf katholischer Seite bisher über Janitschek geschrieben wurde. Und wir Katholiken stehen da nicht allein. „Es ist unerklärlich, wie Marie Janitschek dazu kam, die ohnedies so blühende

[1] So spricht er zu Gott: Êtes-vous fous? („Gottesminne“ 1907, Hft 2, S. 104.)

[2] Wenn Dehmel Gott „Kuß der Allbrunst“ nennt („Gottesminne“ 1907, Hft 2, S. 113), so ist das ganz charakteristisch für den Übersetzer, nicht für Verlaine.

pornographische Literatur so ‚wertvoll‘ zu bereichern", meint ein Kritiker im „Lit. Zentralblatt" (1903, Sp. 19), und im nämlichen Blatt sagt ein anderer Rezensent gelegentlich der Besprechung einer furchtbar schmutzigen Szene: „Nächst den Perversitäten einer Janitschek dürfte diese Szene das Schmutzigste in unserer modernen Literatur sein." Der so spricht, bekennt sich als Zola-Verehrer, leidet also nicht unter „konfessioneller Prüderie". Marie Janitschek aber steht trotz „Amazonenschlacht", „Mimikry", „Neue Eva", „Aus Aphroditens Garten" usw. auf der Mitarbeiterliste der „Gottesminne", unter den „300 glänzenden Namen".

Mitarbeiter ist weiterhin Otto Hauser, der Hauptübersetzer und -verherrlicher Verlaines. Gleichzeitig mit seinen Beiträgen zu dieser Zeitschrift „für religiöse Dichtkunst" veröffentlichte er den Roman „Spinoza" in der „Frankfurter Zeitung". Es ist ziemlich erstaunlich, was in dieser begeisterten Apotheose des verhängnisvollen Pantheisten „Gott" und „Gottesminne" bedeutet, um von der derben Erotik ganz zu schweigen.

So könnte man noch eine ganze Reihe von „Gottesminne"-Sängern auf ihre Weltanschauung hin prüfen: den hypermodernen Richard Schaukal, den mehr und mehr kulturkämpferischen Fritz Lienhard, Karl Bleibtreu, Hanns Heinz Ewers, Miriam Eck, Ernst Zahn usw. Jedoch es sind der Stichproben genug. Die Auffassung des Begriffs „Gottesminne" ist in Bezug auf die Mitarbeiterschaft eine so weite, daß eine gleichzeitige Mitarbeit an dieser Zeitschrift, am „Simplizissimus" und an der „Wartburg" keinerlei weitere Inkonsequenz bedingte[1].

Indem wir dieses feststellen, verkennen wir keineswegs die gutgemeinte Absicht des Herausgebers. Ansgar Pöllmann hat ja wahrlich genug der Proben seiner Begeisterung für die katholischen Ideale gegeben. So ging er bekanntlich mit Roseggers Weltanschauung, die noch unvergleichlich besser ist als Dehmels Kult des Fleisches, sogar in unnötig schroffer Form ins Gericht. So spendete er in seinen „Rückständigkeiten" manchen katholischen

[1] Es muß hier bemerkt werden, daß die Zeitschrift in den ersten Jahrgängen einen viel einheitlicheren Charakter hatte. Freilich zeigten sich von Anfang an kleine Widersprüche zwischen Programm und Ausführung, die einem ungetrübten Genuß der vielen schönen Gaben im Wege standen. Die Verlagshandlung klagte: „Auffallenderweise verhält sich der hochw. Klerus noch sehr reserviert." Man wartete eben auf eine Abnahme in der Zahl und Bedeutung dieser Entgleisungen. Aber sie wurden in letzter Zeit immer bedenklicher. Vielleicht trägt der Herausgeber daran keine Schuld, da, wie es scheint, eine hartnäckige Krankheit ihn zeitweilig am Arbeiten hindert.

Dichtern ihren protestantischen Kollegen gegenüber da und dort ein offenbar übertriebenes Lob, und auch in den vielen Geleitworten zu seiner Zeitschrift verrät sich ein solcher Enthusiasmus für die katholische Poesie, daß man öfter versucht ist, an Stelle eines Superlativs den Positiv zu setzen. „Der weitgezogene Kreis dieser ästhelischen Beurteilung“ hat daher jedenfalls nur den Zweck, Andersdenkende der katholischen Kirche näher zu bringen. Eine solche Absicht verdient alles Lob, vermag aber den eingeschlagenen Weg nicht zu rechtfertigen.

2. „Der Gral.“

Für den Standpunkt dieser neuen Zeitschrift sind folgende Ausführungen der Redakteure Franz Eichert und Richard v. Kralik bezeichnend: „Die charakteristische Besonderheit, die der neuen Monatschrift die Berechtigung zur selbständigen Existenz gibt, soll darin bestehen, daß die positiven Seiten des katholischen Standpunktes auf allen Gebieten der Literatur zu möglichst voller und reiner Entfaltung gebracht werden. Die Herausgeber sind entschlossen, ihren katholischen Standpunkt rückhaltlos zur Geltung zu bringen. Ihnen scheinen schon vom rein ästhetischen Gesichtspunkt aus die katholischen Ideale die höchsten künstlerischen Aufgaben zu bieten. Sie sind überzeugt, daß nur auf diesem Wege das Höchste geleistet werden kann, daß nur in dieser Richtung die Zukunft der nationalen Kultur liegt“ (Prospekt).

Des weiteren erklärten die Herausgeber, „Der Gral“ werde sich nicht auf religiöse Poesie beschränken, er werde überhaupt keinen Stoff, keine Behandlungsart ausschließen und vor allem den wirklichen neuen Produktionen der schaffenden Kunst seine Blätter öffnen, „den neuen Werken, Arbeiten, Versuchen, Anschauungen eines zielbewußten katholischen Schrifttums“. Anderseits werde auch das kritische Referat ausgiebige Pflege finden, ja „die Zeitschrift soll ein verläßlicher Führer, ein vertrauter Wegweiser durch die Literatur der Gegenwart sein und durch jene Literatur der Vergangenheit, auf der unsere eigensten Arbeiten und Aufgaben beruhen“. Ein Kreis gleichgesinnter katholischer Schriftsteller bekannte sich unter dem Namen „Gralbund“ zu diesem Programm und zur Mitarbeit an der Zeitschrift.

Der erste Jahrgang dieses neuen Literaturblattes liegt nun abgeschlossen vor. Das Organ erscheint bis jetzt in ziemlich anspruchslosem Gewande: es sind Hefte von 48 Seiten Oktav, in gefälligem Druck, aber ohne Illustrationen und Titelbilder.

Der einheitliche, zur Romantik geneigte Charakter der Mitarbeiter bedingte zunächst ein Vorwiegen romantischer Stoffe. Literarhistoriker, wie Dr Wilhelm Kosch, Dr Wilhelm Öhl u. a. behandeln hier in größeren Aufsätzen „Das Zeitalter der Romantik“ und „Neue Bücher über Romantik“. Romantische Abhandlungen, Gedichte, dramatische Szenen von den bekannten Schriftstellern Kralik, Eichert, Hlatky, Domanig, Br. Willram, A. Jüngst, M. Buol sind natürlich in großer Zahl hier vertreten, Namen der Vorzeit, ein Eichendorff, eine Emilie Ringseis erscheinen in den Spalten der Zeitschrift mit nachgelassenen Gedichten. Ähnlich wie in der „Gottesminne“, obschon nicht in dieser Reichhaltigkeit, werden uns Übertragungen aus fremden Sprachen geboten. Kurz, wenn „Der Gral“ auch in Zukunft seiner Eigenart gemäß der romantischen Poesie besondere Aufmerksamkeit zuwendet, dürften selbst protestantische Literarhistoriker bei der heutigen Vorliebe für diese Dichtungsart an dem Organ nicht mehr vorbeigehen können.

Das Programm der Zeitschrift ist indes nicht einseitig romantisch; es umfaßt, wie wir gesehen, das ganze literarische Schaffen auf katholischer Grundlage. Deshalb begegnet man hier Schriftstellern, welche mit der romantischen Richtung nur entferntere Verwandtschaft haben: M. Herbert, Martin Greif, M. v. Greiffenstein, Dr August Lieber, Hermann Herz, Heinrich Opitz S. J., L. Rafael, übrigens sämtlich Katholiken. Selbst die, auch auf gegnerischer Seite sehr hoch geschätzten Poesien des Herausgebers Franz Eichert sind, was Sprache, Stil und technische Kunstmittel anbelangt, eher modern realistisch als romantisch. Mehr der romantischen Auffassung nähern sich dagegen der ansprechende kleine Essay „Das Lied von der Freude“ von Lorenz Krapp und die feine Skizze „Heimatlos“ von Fabri de Fabris, obwohl diese beiden Autoren in ihren übrigen Werken stark moderne Anklänge besitzen. Erwähnung verdienen hier auch die literarhistorischen Aufsätze über Ibsen, Gerhart Hauptmann, Franz Graf Pocci, J. K. Huysmans, M. Herbert, die zeigen, daß die Zeitschrift ihre Untersuchungen durchaus nicht auf die Romantik im engeren Sinne beschränkt.

Auf dem Gebiete der Kunstkritik hat „Der Gral“ in Sophie Görres eine tüchtige Kraft gewonnen, während E. Hamann für die Dezembernummer eine Weihnachtsbücherschau lieferte. Dieser Katalog, ausschließlich von Werken katholischer Schriftsteller, verdient besondere Beachtung; denn manch einer wird eine solche Zahl ganz bedeutender Leistungen auf katholischer Seite nicht vermuten.

Und das ist eben der hauptsächlichste positive Vorzug der Zeitschrift. „Der Gral“ macht auf die wirklichen Schätze unserer katholischen Literatur, den reichen poetischen Gehalt, der in den Idealen unserer Religion liegt, in umfassender Weise aufmerksam und regt in der sehr interessanten literarischen Umschau unaufhörlich zur mutigen Verfolgung dieser höchsten künstlerischen Ziele an.

Natürlich wäre dieser ganze bisher skizzierte positive Teil der Zeitschrift noch einer bedeutenden Ausbildung fähig. Namentlich wünschte man die Hauptartikel eingehender, planmäßiger, auch da und dort ruhiger im Ton. Im allgemeinen muß hier Polemik wegbleiben; wenn solche nötig, so gehört sie in den kritischen Teil, den die Zeitschrift mit Recht in ihr Programm aufnahm.

Dieser letztere ist gut besorgt und bietet für den Leser des Interessanten viel. Alle wichtigen Ereignisse in der Literaturwelt kommen hier zur Sprache, und die Zeitschrift informiert trefflich über neue Strömungen, Tendenzen, Auffassungen und Wünsche, wie sich solche auf katholischer und protestantischer Seite in den Literaturorganen und Neuigkeiten vom Büchermarkt bemerkbar machen. Das Urteil respektiert bei aller Weitherzigkeit und Noblesse doch immer die gesunden Schranken, welche dem Katholiken durch seine Weltanschauung gezogen sind. Um übrigens auch Gegnern eine freie Aussprache ihrer Ideen zu ermöglichen, hat die Redaktion einen „Turnierplatz“ eingerichtet, der schon zu manchen Waffengängen zwischen den verschiedenen Richtungen diente. So findet sich im elften Heft eine sachlich gehaltene Kritik des übertriebenen Verlainekults, ohne daß indes die „Gottesminne“ genannt wird.

Im sechsten Heft liest man folgende Bemerkungen der Redaktion: „Noch kein halbes Jahr dauert unsere Gralfahrt, und schon wächst die Zahl derjenigen, die uns Gefolgschaft leisten, dem sechsten Tausend entgegen. Wenn wir in unserem ersten Hefte schrieben, daß unserem Wirken mehr eine positiv-schaffende als eine negativ-kritische Tendenz zu Grunde liege, so wußten wir wohl, daß dieses Verhältnis zeitweilig, namentlich am Anfange unserer Wirksamkeit, eine vorübergehende Umkehrung erfahren könnte. Einerseits war es in der Tat kein kleines Wagnis, mit einem ‚ostentativ‘ katholischen Programm der herrschenden Richtung entgegen zu treten; da galt es vor allem, dieses Programm wie etwas ganz Neues von allen Seiten zu entwickeln und ins rechte Licht zu setzen. Prinzipielle Erörterungen, polemische Auseinandersetzungen waren nicht zu vermeiden. Diese Arbeit war vielleicht nicht nach dem Geschmacke aller Leser, aber sie mußte und muß getan werden.“ Anderseits, so fährt der Bericht fort, biete die Aufnahme positiver Schöpfungen schon aus Raummangel in einem Monatsblatt große Schwierigkeiten.

Darum soll nun mit dem zweiten Jahrgang die Gralbücherei ihren Anfang nehmen. „Sie wird nur abgeschlossene, über das Niveau gewöhnlicher Unterhaltungslektüre hinausragende Werke neuester katholischer Dichtkunst in Buchausgaben bringen und dergestalt die eigentliche positive Arbeit im Sinne unseres Programms zu leisten haben.“ Angekündigt sind bereits „Gralsage“ von R. v. Kralik, „Vittoria Colonna“ von M. Herbert, sowie eine Anthologie aus den Werken zeitgenössischer katholischer Lyriker mit Porträts und biographischen Notizen. Die Abonnenten erhalten diese Werke zur Hälfte des Ladenpreises.

Ein seltener Erfolg lohnte übrigens die Anstrengungen der Herausgeber und Mitarbeiter. Die Abonnentenzahl stieg schon beim zweiten Heft auf über 4000 und beträgt jetzt am Ende des ersten Jahrganges zwischen 7000 und 8000 — und dies alles bei einer sehr mäßigen Reklame. Ganz richtig bezeichnet Eichert den guten Fortgang des Organs als das Resultat des klaren und konsequenten Festhaltens an dem katholischen Programm.

* * *

Soll man nun das über die beiden Zeitschriften Gesagte kurz zusammenfassen, so ergibt sich im ganzen ein recht erfreuliches Bild. Viel Talent, viel echtes, künstlerisches Streben und eine ideale Begeisterung für die Schönheiten der übernatürlichen heiligen Religion sprechen aus diesen Blättern. Unter all diesen Rücksichten stehen sich die beiden Organe ungefähr gleich. In anderer Hinsicht hat natürlich jedes seine besondern Vorzüge und seine nicht zu verkennenden Schattenseiten.

Die reiche Fülle religiöser Poesie, welche die „Gottesminne“ in Form von Mysterienspielen, Übertragungen aus andern Sprachen, literarischen Abhandlungen und Originalgedichten bietet, überwiegt durchaus die profanen Stoffe, bei denen man die Übereinstimmung mit dem Programm der Zeitschrift vermißt. Man könnte diese letzteren mit den Wolken und Nebelschichten vergleichen, die sich zeitweilig auf den Spitzen der Berge lagern: die Berge stehen doch, wenn auch Nebelschleier die Aussicht trüben. — Was jene Mitarbeiter anbelangt, welche allerdings nicht zum Charakter der „Gottesminne“ passen, so findet diese objektiv befremdende Erscheinung in der guten Absicht des Herausgebers vielleicht einigermaßen eine Erklärung. Die Zeitschrift hat indes so tüchtige Mitarbeiter, daß sie, rein literarisch genommen, durch den Wegfall der Dehmelschen und verwandter Erzeugnisse nichts verlieren würde. An und für sich ist es sicher nicht zu tadeln, daß auch Andersgläubige an einem katholischen Literaturblatt mitwirken. Nur muß die Redaktion dafür sorgen, daß nicht etwa Elemente einschleichen,

deren sittliche und religiöse Anschauungen das direkte Gegenteil von den Idealen bedeuten, welche das Organ anstrebt.

Charakter tut not! — Ansgar Pöllmann bezeichnete dieses Wort seinerzeit als das zündende Motiv, das ihn zur Gründung seiner Zeitschrift bewogen: „... da scholl in die kunstfreudige Welt der Katholiken der bis ins Mark dringende Ruf des hochsinnigen, unerschrockenen Kulturkenners auf dem bischöflichen Stuhle von Rottenburg: ‚Charakter tut not!‘ und ließ die letzten kleinlichen Rücksichten schwinden“ (Vorwort zur „Gottesminne“). „Der Gral“ hat diese Devise in seinem ersten Jahrgang treu festgehalten, er hat Charakter. — Was den Inhalt betrifft, so wünschte der Kritiker noch manche Verbesserung, auch die äußere Ausstattung hat sicherlich ihren Höhepunkt noch nicht erreicht, aber man bedenke wohl, es ist der erste Jahrgang, der vor uns liegt. So betrachtet, muß man anerkennen, daß an positivem Inhalt schon sehr viel geboten wurde, was nicht nur der engeren romantischen Richtung, sondern noch viel mehr und vor allem der katholischen Gesamtliteratur zugute kommt. Gewiß hat „Der Gral“, wie vorauszusehen, manche Anfeindungen auch oder vielmehr besonders von katholischer Seite erfahren. Sie galten indes lediglich seinem ausgesprochen katholischen Charakter, und das ist eine Ehre für die Zeitschrift: die Verwaschenheit allein geht heutzutage zollfrei.

„Der Gral“ macht keineswegs Anspruch auf Alleinberechtigung. Er „wünscht, im Verein mit jenen (andern katholischen Literaturblättern) die Gesamtheit unserer Kultur gerade so zu stützen und auszugestalten, wie die verschiedenen Steine eines Gewölbes sich gegenseitig tragen und ergänzen“ (Programm). Er hält also sein Programm für auch berechtigt, und darin liegt doch weder Anmaßung noch Intoleranz. Wohl aber finden sich solche auf seiten der Gegner, die ihm sein gutes Recht bestreiten. Ihnen gibt Karl Domanig („Gral“, Hft 10, S. 343) die ruhige, männliche Antwort:

„Was wir sind, gedenken wir zu bleiben, und wie wir sind, uns zu behaupten. Unser Streben ist: so viel wie möglich unser Können auf eine hohe Stufe zu bringen, über Erfolg und Mißerfolg des Tages mit weitem Blick hinwegzusehen, dem deutschen Volke, und zwar zuvörderst unsern Stammes- und Glaubensgenossen, zu nützen und auf solche Weise den Katholizismus in der deutschen Nationalliteratur nicht auszuschalten, nein, so Gott will, redlich einzubürgern.“

Alois Stockmann S. J.

Delhi.

(Schluß.)

---

18. Februar 1905.

Mit dem wandernden Delhi begab ich mich in der Frühe wiederum auf die Wanderung, um die große Nekropolis kennen zu lernen, zu der sich die Kaiserstadt in ihren Mausoleen ausgebaut hat. Überall sieht das Auge die Grabdenkmäler aus der Ebene emporsteigen, oktagonale Anlagen, die sich nach jeder Seite des Achteckes in kräftigen Bogen öffnen und von einer eindrucksvollen Kuppel überragt sind. In den geschlossenen Massen, die schon aus der Ferne den feierlichen Ernst des Todes ankünden, erhält die Ebene so recht das Gepräge einer ehrfurchtgebietenden Totenstadt. Ein prachtvolles Beispiel dieser Art von Bauten bietet sich dem Auge in dem Rundbau, der sich etwa einen Kilometer von Tughlakabad entfernt erhebt. Den Grundplan bildet ein Oktogon, über dem Oktogon baut sich ein in 16 Seitenflächen zerlegter Rundbau auf, welcher eine imposante Kuppel trägt. Die Schönheit des Ganzen beruht auf der klaren Gliederung der Massen durch die Anlage des Bogenkranzes. Jede Seite des Achteckes öffnet sich in drei schlanken Kielbogen, so daß die Mauerflächen sich in einen Kranz von Bogen auflösen. Die einzelnen Bogen sind mit außerordentlicher Feinheit der Linienführung behandelt. Das darüber ruhende Sechzehneck zeigt nach jeder der 16 Seiten je eine Bogenöffnung. Die Kuppel selbst erhebt sich über einem kleineren kreisförmigen Unterbau in kurzem Abstand vom oberen Rande des Sechzehneckes. In diesem Bilde prägt sich ein streng und klar gegliederter Grabbau würdevoll aus.

So glänzend sich die Architektur der Pathan-Fürsten in ihren Moscheen bewährte, so hat sie doch vielleicht das Schönste in diesen Grabdenkmälern geleistet. Die Strecke zwischen Alt-Delhi und Neu-Delhi ist eine wahre Via Appia der herrlichsten Grabdenkmäler, und es mutete mich seltsam an, im fernen Indien auf einer Straße zu wandeln, die an Großartigkeit der Grabmäler es wohl mit jener Straße aufnehmen kann, in deren Totenkammern sich die Herrin der Welt mit unvergänglichem Glanze umgeben hat. Es ist wirklich ein merkwürdiges Zusammentreffen! In den prachtvollen Denkmälern, welche die Via Appia einsäumen, wollte einst die Herrin der abendländischen Welt die welterobernde Macht ihrer Feldherren und Staatsmänner lebendig erhalten. Alles, was in der Vorstellung der Römer nur den unabwendbaren Untergang des Einzelnen vor Augen führte, sollte vor dem Glanze zurücktreten, in dem die Gebieterin des Riesenreiches auch im Tode noch erstrahlte. An dieses Bild vom fernen Tiberstrande

dachte ich, als ich am Ufer der Jamuna ein Grabdenkmal neben dem andern, eines schöner als das andere, aus dem felsigen Boden emporsteigen sah. Es ist, als habe die künstlerische Schaffungskraft ihr höchstes Ideal in der Grabesherrlichkeit gesucht, um in der Majestät des Grabes die Macht lebendig zu halten, die sie im Leben nicht festzuhalten vermochte.

In dieser Gräberarchitektur tritt uns eine ununterbrochene Reihenfolge der schönsten Denkmäler entgegen von den ersten Eroberungszügen der tatarischen Stämme bis in unsere Tage. Ein so vollständiges und so abgeschlossenes Bild der Entwicklung, wie es uns Delhi in den Mausoleen der Pathan- und Moghulfürsten bietet, findet sich nirgendwo. Volle 700 Jahre umfaßt diese Epoche sepulchraler Architektur, die sich über den gewaltigen Herrschergeschlechtern wölbt, in deren Hand die Geschicke Indiens einst lagen. Männer von Genie und Tatkraft, wie sie vielleicht an keinem andern Punkte Asiens sich je so zahlreich beisammen fanden, Feldherren und Staatsmänner, die an dem Ausbau der Macht des asiatischen Rom arbeiteten, ruhen hier verlassen und vergessen. Und mit den Großen Delhis liegt Delhis Größe selbst im Sande der Ebene begraben. Die ganze Kaiserstadt erscheint mit ihren Kuppeln, Türmen und Mauern, wie ein einziges titanenhaft angelegtes Mausoleum, unter dem die Gebieterin Asiens ruht. Ich habe gar manches Grabdenkmal Chinas und Japans im Laufe meiner Wanderung gesehen. Nanking und Peking, Nikko und Schiba schweben der Erinnerung noch lebhaft vor in den Totenalleen, die zu den Gräbern der größten Herrscher Chinas und Japans führen. Aber wie barbarisch, primitiv, unbeholfen ist das alles gegenüber Bauten, die sich mit den prachtvollsten Denkmälern der antiken Welt in ihrem künstlerischen Gepräge messen können. Dabei vergesse man nicht: das Volk, das diese Grabmäler den Heroen seines Geistes und seines Schwertes baute, war nicht im Anblick der monumentalen Schönheit eines Rom oder Athen, sondern unter dem einfachen Zelte des Nomaden groß geworden. Wenn man sich dessen erinnert, so steigt die Bewunderung für die Größe, die hier vor unsern Augen sozusagen aus dem Stein herauswächst. Und nun denke man sich eine Straße, neben der sich in einer Länge von 20 Kilometern zu beiden Seiten tief in die Ebene hinein diese Kuppelbauten erheben, manche kleiner, andere größer, alle aber ausgezeichnet durch die Pracht des Aufbaues, dann erhält man annähernd ein Bild von der Majestät dieser gewaltigen Nekropole, der großartigsten, die Asien, der ausgedehntesten, welche die Erde besitzt. An einzelnen Stellen drängen sich die Grabdenkmäler dicht aneinander. Dies trifft namentlich dort zu, wo sich das Mausoleum über dem Grabe eines „Heiligen" des Islam erhebt. Im Schatten seines durch fürstliche Gunst und Kunst verherrlichten Grabes wünschten die Mächtigen zu ruhen, Prinzen und Edelleute, Staatsmänner und Kriegshelden, die einst mit ihm gelebt hatten. Ein solches Grab ist das Mausoleum des muselmanischen „Heiligen" Nizam-Ud-din. Nizam-Ud-din war einer der berühmtesten Sendboten des Islam in der Glanzperiode der Pathan. Über seinem Grab wurde von Kaiser Tughlak ein Kuppelbau aufgerichtet, der in den einfachen Linien seiner Bogen und Portale ein technisch und

künstlerisch gleich vollendetes Werk ist. Die reichliche Anwendung kostbaren Steinmaterials erhöht den Eindruck der architektonischen Gliederung. Ringsum zieht sich ein Kranz der schönsten Marmorsarkophage. Diese herrlichen Marmorplatten, über deren Seitenfläche sich eine Fülle der anmutigsten Arabesken ausbreitet, umgeben das Mausoleum mit einem unvergleichlichen Prunk. Doch das ist nur eine der vielen Gruppen. Andere Gruppen sind noch reicher und schöner. Der Wanderer geht an ihnen vorüber. Er achtet ihrer kaum und ist zufrieden, wenn er die bedeutendsten Werke wenigstens gesehen hat. Einen ehrfurchtgebietenden Eindruck macht die unter dem Namen Chausath Khamba bekannte Totengruft, eine kryptaähnliche Halle, deren Spitzbogengewölbe auf 64 Pfeilern ruht, daher der Name „Halle der 64 Pfeiler". Ganz aus weißem Marmor hergestellt, bietet die Halle mit ihrem fein durchbrochenen Gitter und ihren schönen Bogengewölben einen ungemein reichen Anblick. Weniger ernst und feierlich, aber um so glänzender erscheint das Grab von Mirza Jehangir. Die aus Marmor gewobenen Spitzenschleier sind Werke von außerordentlicher Feinheit der Arbeit. Man weiß in der Tat nicht, was bewunderungswürdiger ist, die Erfindungsgabe des Zeichners oder die Fertigkeit des Künstlers, welcher den Stein so weich und zart wie Wachs zu bewältigen weiß. Dicht daneben liegt das Grab der Tochter des Kaisers Schah-Jahan. Die kaiserliche Prinzessin hatte den von dem eigenen Sohn, dem furchtbaren Aurangezeb, entthronten Kaiser mit rührender Hingebung bedient. Sie wollte mit dem unglücklichen Vater das Los der Gefangenschaft teilen. Nach des Vaters Tod beharrte sie in ihrer Abgeschiedenheit. Ihren Reichtum verwandte sie auf den Bau der großen Pilgerherberge in Delhi und der Prachtmoschee in Agra. Einsam verschied sie, vom Volke tief betrauert, im 67. Lebensjahre. Eine einfache Marmorplatte bezeichnet das Grab, dem als Inschrift die letzten Worte der Sterbenden eingegraben wurden: „Errichtet kein Prachtdenkmal über meiner Ruhestätte. Ein bißchen Gras ist die beste Grabdecke für das arme und vergängliche Wesen, das darunter ruht, die Tochter des Kaisers Schah-Jahan."

Doch hier sind wir bereits in eine andere Kunstsphäre eingetreten. Der heitere Glanz der Moghulepoche umgibt uns schon. Zu den Denkmälern dieser Epoche führt der Weg durch Ferozabad. Diese Neugründung Delhis bildet das nächste Ziel meiner Wanderungen.

Die Schöpfung von Tughlakabad war nur eine Episode, eine ganz kleine Episode in der Geschichte des wandernden Delhi. Auch diese Stadt genügt bald nicht mehr. Sie wird der Vergessenheit übergeben. Delhi gibt sich von neuem dem Wanderzug hin, um an einem andern Punkte aus ähnlichen Granitmassen als neue Stadt wieder zu erstehen. Die mächtigen Bauwerke der Moschee und des Palastes, welche den Mittelpunkt von Tughlaks Stadt bildeten, waren kaum vollendet, da war es dessen Nachfolger auch schon zu eng in der Umwallung. Feroz Schah baut sich ein neues, noch glänzenderes Delhi an einem ganz andern, 12 Kilometer von Tughlakabad entfernten Punkt der Ebene. Schon gestern in der Frühe war links auf dem Wege nach letzterer Stadt eine zinnengekrönte Umwallung sichtbar geworden und ein hoch sich auftürmender Torweg hatte die Auf-

merksamkeit auf sich gelenkt. Ein wenig nach rechts waren die kühnen Linien der Kuppeln einer Moschee hervorgetreten. Das ist Feroz Schahs Schöpfung Ferozabad. Von einer geradezu wahnsinnigen Baulust war Feroz Schah (1351 bis 1388), der Enkel Tughlaks, getrieben. Die lange Regierungszeit ist angefüllt mit grandiosen Bauunternehmungen. Sein Geschichtschreiber zählt die folgenden Werke auf: 40 Moscheen, 30 Madrassis (Schulen), 100 Karawanseraien, 100 Hospitäler, 100 öffentliche Bäder, 150 Brücken, 30 Wasserdämme, 30 Teiche. Die Zahlen mögen vom Geschichtschreiber etwas abgerundet worden sein, aber die noch erhaltenen Bauwerke sprechen deutlicher als alle Zahlen für die Baulust des Kaisers. Eines der bedeutendsten Unternehmen ist die Kanalisierung der Jamuna in einer Ausdehnung von 400 Meilen zur Bewässerung des nordwestlichen Indien und zur leichteren Verbindung des Nordens mit Hindustan. Man hat den Eindruck, als habe die überquellende Kraft dieser ehemaligen Steppensöhne so wenig Genüge in ihren großartigen Heereszügen gefunden, daß sie sich in der großartigsten Monumentalkunst auswirken mußte. Das gestern besuchte Tughlakabad stellt ganz gewiß eine gigantische Leistung dar. Aber sie war wie des Riesen Spielzeug. Spielend wurden die Felsmassen aufgeschichtet, spielend wieder beiseite geworfen. Und eine neue Stadt, die an Denkmälern das zehnfache der älteren Schöpfungen umfaßt, wird innerhalb weniger Jahrzehnte von Tughlaks Enkel hervorgezaubert. Das waren keine ephemeren Leistungen, für den Augenblick berechnet, leichte luftige Holzbauten wie in China und Japan die kaiserlichen Paläste; die Werke schienen für eine Ewigkeit bestimmt. Die „Schwarze Moschee", Kalan Masjid, ist eines der schönsten Bauwerke aus dem Zeitalter von Feroz Schah. Die Anlage erscheint zwar in der strengen Einfachheit, die Tughlak, der Begründer der neuen Dynastie, im Gegensatz zu der üppig auswachsenden Fülle des indischen Ornamentes eingeführt hatte. Aber in dieser Einfachheit entfaltet der Aufbau eine imponierende Macht durch die Wucht der kräftigen Quadern, aus denen sich die Portale und Kuppeln zusammensetzen. Das eigentliche Heiligtum ruht auf einem massiven Unterbau von 28 Fuß Höhe und ist rings von einem mit zahlreichen kleinen Kuppeln überdeckten Bogengang in Gestalt eines Rechtecks umgeben. Die schräg geneigten massigen Pfeiler geben dem Eingang etwas von dem Ernst des altägyptischen Tempelbaues. Alles ist darauf berechnet, in der Masse der harmonisch zusammenwirkenden Glieder den Eindruck jener strengen Abgeschlossenheit hervorzubringen, die einst den Heiligtümern an den Ufern des Nil eine so majestätische Würde gegeben. Aber es ist überaus bezeichnend für den Einfluß, den die bezaubernde Pracht des Hindutempels auf den Eroberer gewonnen hatte, daß diese schlichte Größe nach wenigen Jahrzehnten wiederum sich mit dem ganzen Reichtum des indischen Ornamentes verband. Schmiegsam wie der Hindu war die Kunst des Hindu, und während sie sich dem religiösen Symbol des Eroberers mit der dem Hindu eigenen sklavischen Unterwürfigkeit anpaßte, drang sie so schnell in das Geheimnis der ihr aufgezwungenen Kunstformen ein, lernte dieselben technisch und künstlerisch so vollkommen beherrschen, als wären diese stets ihr eigenstes, durch Jahrhunderte gehütetes Kunstgeheimnis gewesen.

Ein sprechendes Beispiel ist Indrapat, das ich auf dem Wege zu Humayuns Grab besuchte. In Indrapat lebt das altepische Indraprastha fort, die königliche Stadt jenes Fürsten, den die epische Dichtung im Mittelpunkt ihres Sagenkranzes verherrlicht hat. Es hat einen eigenen Reiz, auf einem so alten heroischen Boden gestanden und in die Wogen geblickt zu haben, die einst unter den Augen des epischen Sängers vorüber rollten. Aber noch schöner wäre es, Erinnerungen an diese ferne Zeit auf dem von der Sage geweihten Boden zu begegnen. Erst wenige Monate sind es her, da erfreute sich das Auge im fernen Hinterindien auf den Ruinenfeldern Kambodschas unter dem Schatten der Riesenbäume an den Denkmälern, in denen gerade dieses Indraprastha verherrlicht wird. Ruinen treten allerdings auch hier dem Auge entgegen, aber es sind Ruinen eines zweitausend Jahre jüngeren Indraprastha. Auch an diesem Punkte schlug das nomadisierende Delhi des afghanischen Eroberers auf seiner Wanderung durch die Ebene vorübergehend sein granitenes Zelt auf und wiederum in einer Pracht, die uns selbst in dem trümmerhaften Bild noch in Staunen setzt. Die mächtigen Ringmauern aus Granit sind an vielen Stellen eingestürzt, die bastionartigen Torwege verschüttet. Um so eindrucksvoller wirkt in diesem Ruinenbild das schöne Lal Darwaza-Tor; es ist ein glänzender Repräsentant jenes Torbaues, der zu den hervorstechendsten Schöpfungen muselmanischer Kunst in Indien zählt. Diese starren Mauermassen mit den mächtigen Türmen haben einen echt kriegerischen, gewalttätigen Charakter. Der afghanische Eroberer erscheint da in Stein verkörpert. Von noch höherem Werte aber ist die Moschee von Indrapat. Mit ihr schließt die Bauepoche des älteren Delhi ab. Der neue Eroberer und Erbauer Delhis, der Moghul, steht bereits auf dem Boden der alten Kaiserstadt. Die Moschee ist unstreitig eines der edelsten Bauwerke des älteren indisch-sarazenischen Stiles. Sie wurde im Jahre 1541 vollendet. Zwei und ein halbes Jahrhundert waren seit der Eroberung Delhis durch den Islam verflossen. Innerhalb dieses Zeitraumes hatte sich die kühne Baulust des gewaltigen Eroberers durch die wechselnden Phasen eines bald blühend indischen bald ernst sarazenischen Stiles zu einer festen Form durchgerungen. Wie lebenskräftig diese Kunstform war, hat Kaiser Sher Schah (1540—1545) in den wenigen Jahren bewiesen, welche die bereits eingeleitete Herrschaft der Moghul-Eroberer unterbrachen. In den beiden stolzen Schöpfungen, die mit seinem Namen verbunden sind, in der so eigenartigen Kila Kona-Moschee, und in dem Grabdenkmal in Schahabad, offenbart sich eine Schönheit und Kraft des Pathanstiles, die alles zu übertreffen scheint, was die vorausgehende Epoche geleistet. Im Anblick dieser Pracht kann sich niemand dem Eindruck entziehen, daß hier ein gewaltiges Geschlecht im Grabe ruht. Alles erinnert an die Größe der dahingeschiedenen Fürsten, an die Macht und den märchenhaften Reichtum der imposantesten Herrschergestalten Indiens.

Eines der nobelsten Denkmäler in der Ebene von Delhi ist das Mausoleum Humayuns. Humayun ist der zweite Kaiser der Moghul-Dynastie (1526—1556). In seinem Grab ist uns das älteste Bauwerk dieser Dynastie erhalten. Schon aus weiter Ferne wird der palastähnliche Bau mit seiner Kuppel und seinen

Portalen sichtbar. Seine Masse aus abwechselnd rotem Granit und weißem Marmor, von einer Kuppel überwölbt, erhebt sich weithin über die Ebene, so daß die öde Landschaft seltsam von der leuchtenden Pracht des Grabdenkmals absticht. Das Grab ist so angelegt, daß es inmitten eines mit Zypressen und niederem Gebüsch reich geschmückten Gartens aufsteigt. Eine zinnenbekrönte Umwallung schließt die Grabanlage nach außen ab, während zwei Torwege unter ihrem kühn geschwungenen Spitzbogenportal zum Innern führen. Vor uns steigt in einer Länge und Breite von 200 Fuß eine Terrasse als Unterbau des Mausoleums empor. Die Mauerflächen der Terrasse sind durch tiefliegende Bogen unterbrochen, so daß es aussieht, als löse sich der Unterbau in eine kryptaähnliche Bogenhalle auf, welche das Grabmonument trägt. Über dem Bogen und zwischen den Pfeilern sind Mauerbänder von weißem Marmor in den roten Sandstein eingelassen. Der Farbenwechsel bringt die Wucht des Unterbaus kräftig zur Geltung. Das Grabdenkmal selbst ragt wie ein Palast über der weiten Terrasse in Gestalt eines Rechteckes empor, dessen vier Ecken durch Seitenflächen so durchschnitten werden, daß die Umrisse die Form eines Achtecks annehmen. Die Anlage des Innern ist sehr einfach, und doch steckt in der Art, wie die Räume abgeteilt sind, ein außerordentlich feiner architektonischer Sinn, indem nämlich das Achteck so gegliedert ist, daß es sich in fünf kleinere Achtecke zerlegt, ein zentrales Achteck mit dem Grab und vier kleinere Achtecke an den vier Ecken. Dadurch wird eine vortreffliche Harmonie erzielt. Was aber den Beschauer am angenehmsten überrascht, das ist die glückliche Art, in der die weiten Außenflächen durch eine harmonische Verteilung von Portalen und Nischen belebt werden. Jede Fassade öffnet sich in der Mitte in einem mächtigen Spitzbogenportal und in zwei kleineren Portalen an der Seite. Mit den Portalen verbinden sich Spitzbogenfenster und Nischen. Ihre volle Schönheit empfängt diese Gliederung durch die weißen Marmorflächen und Marmorbänder, welche mit dem roten Sandstein abwechseln. Jede andere plastische Ausstattung fehlt. Aber die Farbenwirkung dieses Wechsels von Rot und Weiß breitet über die kräftigen Steinmassen einen Schimmer wunderbarer Schönheit aus, der sich in der schneeweißen Marmorkuppel zu funkelnder Pracht im Lichte der Tropensonne steigert.

In der Gestalt, in der es heute vor uns steht, ist das Mausoleum das Werk Akbars. Aber es darf als sicher angenommen werden, daß Humayun selbst den Bau des eigenen Grabes entworfen hatte. Der Sohn vollendete nur, was der Vater begonnen. Es lag in der Gewohnheit der Tatarenfürsten, sich schon bei Lebzeiten ihr Grabdenkmal zu errichten, um sich an der Herrlichkeit zu erfreuen, die einst ihr Grab umgeben sollte. So bauten bereits die Pathanfürsten in dem ersten Jahrhundert der Gründung Delhis sich ihre Gräber. Die Moghulfürsten setzten diese Architektur fort, aber in einer Weise, die sich von derjenigen ihrer Vorgänger nicht unerheblich unterschied. Die Mausoleen der Pathan waren Grabdenkmäler in des Wortes eigentlichstem Sinne, Anlagen, die ausschließlich dem Tode geweiht bleiben sollten. Darum prägt sich in dem Aufbau dieser Gräber, so reich das dekorative Element auch stellenweise vertreten sein mag, ein feierlich

ernster Charakter aus. Anders die Moghulfürsten. Das Grab sollte nicht bloß dem Tode, sondern auch dem Leben offen stehen. Sie gaben ihrem Mausoleum einen solchen Charakter, daß es zuerst eine Stätte des Vergnügens wurde, ein anmutiges, reizendes Plätzchen, wo sie sich im Kreise ihrer Frauen und Lieben dem heitersten Lebensgenuß hingaben. Dort, wo sie einst inmitten ihrer Freunde ruhen wollten, sollte zuerst das lebendige Auge die ganze Schönheit der für sie bestimmten Ruhestätte in sich aufnehmen, bevor für immer die Nacht des Todes sich darauf senkte. So war das Mausoleum eine traute, heimliche, von allen Freuden des Lebens verklärte Stätte geworden, bevor der Tod einzog. Und dieser Schimmer der verklärenden Freude sollte auch im Tode nicht verdunkelt werden. Wie ein Lebender wollte der Tote unter Lebenden fortleben. Diesem eigenartigen Grabesgedanken entsprach auch die neue Grabesanlage. Das Mausoleum beginnt in dem heitern Glanze, mit dem es umwoben wird, ein festliches Gepräge zu tragen. Darin unterscheidet sich die Grabesherrlichkeit der Moghul von derjenigen der Pathan. Letztere ist ernst und gewaltig, erstere voll Anmut und Schönheit. Humayuns Grab leitet diese neue Epoche ein. Und ein merkwürdiger Zufall wollte es, daß die erste Ruhestätte der Moghulfürsten auch die letzte Zufluchtsstätte des Erben der Moghulfürsten wurde. Nach der Erstürmung Delhis im Jahre 1857 hatte sich Bahadur Shah, dem Namen nach noch Kaiser von Delhi, in die Grabgruft seines erlauchten Ahnen geflüchtet. Zwischen den Gräbern zogen ihn die Eroberer Delhis mit seinen Söhnen hervor. Während das Volk einen Versuch machte, Kaiser und Söhne der Gefangenschaft zu entreißen, wurden die Prinzen unter den Augen des Vaters erschossen. Der letzte Kaiser von Delhi aber wanderte in die Verbannung nach Birma. Beim Anblick der Stelle, wo der unglückliche Mann mit den letzten Sprossen eines so großen Herrschergeschlechtes zwischen den Marmorsarkophagen hervorgeholt wurde, verdunkelt sich das Bild heiterer Herrlichkeit, mit dem Akbar das Grab seines Vaters umgeben hat. Die Stätte, wo einst der Kaiser mit seinen Freunden in den kühlen Abendstunden lustwandelte, wo seine Kinder spielten, war im wahren Sinne die Totenstätte des Geschlechtes geworden. Aus der Betrachtung dieses düstern Bildes führte mich ein anderes Bild wiederum in die Tage zurück, wo mit dem Sohne des Mannes, der hier ruht, die größte Epoche Delhis beginnt.

Die Wanderungen über die Ebene haben mich den Ringmauern nahe gebracht, über denen jenes Delhi emporsteigt, in dem sich die Glorie der zweiten Epoche, das goldene Zeitalter der Moghul, verkörpern sollte.

Während dreier Jahrhunderte war die Stadt auf der Ebene umhergezogen. Eine mauerumgürtete Stadt baute sich neben der andern auf der Ebene in gewaltigen Denkmälern auf, neu in den Umwallungen und Palästen, neu in den Moscheen und Mausoleen. Eines blieb. In jeder neuen Gründung pflanzt sich das erste Delhi und die Überlieferung des ersten türkischen Eroberers fort. Und darum prägten sich auch in der Kunst, so reich und vielseitig sich diese entwickelte, dieselben Züge grandioser Tatkraft aus. Das ist es, was diese Wanderungen auf den Pfaden des wandernden Delhi so anziehend macht. Durch

die Totenstadt der weiten Ebene zieht sich vom Siegesturm des Kutab Minar nach Tughlakabad, von Tughlakabad nach Ferozabad, von Ferozabad nach Indrapat, von dort zu Humayuns Grab eine wahre via triumphalis künstlerischen Fortschrittes.

Als der Moghul-Eroberer die Herrschaft der Pathan (1520) gebrochen hatte, da schien es einen Augenblick, als solle Delhi dem Verfalle preisgegeben werden. Es lag nun einmal im Charakter dieser aus dem Nomadentum hervorgegangenen Völker, daß sie niemals die Ruhe fanden, um das Werk ihrer Vorgänger auszubauen. Jedes Fürstengeschlecht schlug sein Zelt aus Marmor und Granit an einem andern Punkte auf. Baber, der Besieger der Pathan, zog dem Laufe der Jamuna entlang gegen Süden, um an einem tiefer liegenden Punkte des Stromes sich eine neue Hofburg zu bauen. Mit Delhi bewirbt sich Agra um die Vormachtstellung. Eine Zeitlang tritt die alte Kaiserstadt der Pathan vor der neuen Kaiserstadt der Moghul zurück. Zehn Meilen von Agra entfernt entsteht Akbars (1556—1605) Siegesstadt Fatehpur Sikri, eine Akropolis der prächtigsten Bauwerke. Aber dem Enkel Akbars genügen auch die Schöpfungen des größten aller Moghulfürsten bereits nicht mehr. Schah Jahan (1627—1657) schafft etwas ganz Neues, indem er gleichzeitig sich in Agra und Delhi dicht am Ufer desselben Stromes eine Hofburg baut, deren künstlerische Schönheit alles überstrahlen sollte, was Akbar in seinen großen Bauten geleistet. Ohne auf Agra zu verzichten, kehrt er wiederum nach Delhi zurück, um die zerfallende Hauptstadt der Pathanfürsten zu neuem Glanze erstehen zu lassen. Delhi wird seiner alten Größe zurückgegeben. Zuerst steht es ebenbürtig wiederum Agra zur Seite als Residenz des Kaisers, der abwechselnd an einem der beiden Orte weilt. Bald aber schwingt es sich zur eigentlichen Gebieterin Indiens empor. Und alle Größe und Macht der Moghulfürsten verkörpert sich mehr und mehr im Namen Delhi. Diesem neuen Delhi, der Palaststadt des Kaisers Schah Jahan und seiner glänzenden Hofburg, gilt mein letzter Besuch.

19. Februar 1905.

Einen würdigen Zugang zur alten kaiserlichen Hofburg bildet die 70 Fuß breite „Silberstraße".

In dem reichen plastischen Schmuck vieler Kaufläden, in den feinen Skulpturen, die sich um Balkone und Nischen ranken, leuchtet noch ein Schimmer des alten Glanzes und in den Erzeugnissen des hochentwickelten Kunsthandwerks von Delhi, in den Gold- und Silberarbeiten, in der Seidenstickerei und Teppichweberei pflanzt sich noch ein gut Stück der alten glorreichen Überlieferung fort. Die Kaiserstadt war eine wahrhaft kaiserliche Stadt. Das reichste und üppigste Hoflager asiatischen Herrschertums war auch der günstigste Boden für das Kunstgewerbe. Alles, was das indisch-sarazenische Kunstgewerbe in Edelmetall und Edelgestein, in kostbaren Stoffen und in Keramik zu leisten vermochte, fand sich hier zusammen, um mit einem künstlerischen Gewande und köstlichem Geschmeide die Herrin Indiens, das asiatische Rom, zu schmücken. Während ich an den reichen Wohnhäusern vorbeifuhr, dachte ich an eine andere Kaiserstadt, die ich

letztes Jahr besucht. Wie verschieden war doch das Bild, das Pekings Kaiserstraße vor einem Jahr an dem schönen Oktobermorgen bot, als ich hinaus nach der Gräberstadt der alten Kaiser fuhr. Peking schaut schmutzig und vernachlässigt drein. Delhis Physiognomie ist noch fürstlich vornehm im Verfall.

Das Kaiserschloß liegt dicht an der Jamuna und bedeckt in Gestalt eines nahezu ganz regelmäßigen Parallelogramms einen Flächenraum, der in der Längenrichtung von Ost nach West 1600 Fuß, in der Breite von Nord nach Süd 320 Fuß mißt. Nach allen Seiten ist die Burg festungsartig von einem Wall umzogen, der in gewissen Abständen durch imposante Tor- und Turmbauten unterbrochen wird. Wir schreiten durch das Tor, dessen mächtige Verhältnisse erst jetzt deutlich hervortreten, und finden uns in einer hochgewölbten Halle. Unter diesem kühnen Spitzbogengewölbe glaubt man sich unwillkürlich in das Schiff einer gotischen Kathedrale versetzt. Der Eingang ist würdig der Stätte, von der aus einst die Geschicke Indiens gelenkt wurden. Ja „einst". Welche Enttäuschung! Zuerst sucht das Auge vergebens nach dem stolzen Palast. Es stößt auf Militärbaracken, weißgetünchte Mauern. Die Pracht, von der uns die Reisenden des 17. und 18. Jahrhunderts berichten, ist verschwunden. Ein des Eroberers unwürdiger Vandalismus hat eine Ruine geschaffen, wo einst eines der größten Werke der asiatischen Welt gestanden. Wir begegnen nur mehr Bruchstücken, allerdings solchen, auf denen noch der Glanz der Vergangenheit in unvergänglicher Schönheit zu ruhen scheint.

Wir überschreiten den Hof und befinden uns im Diwan-i-Am. Es war die Halle der öffentlichen Empfänge. Sie ist 200 Fuß lang und 100 Fuß breit. Nach drei Seiten ist sie geöffnet, während die vierte Seite durch eine Wand abgeschlossen wird. Die Decke wird von reich geschmückten Pfeilern aus rotem Sandstein getragen. Die Rückwand der Halle ist noch zum Teil mit einem prachtvollen Mosaik bekleidet. Eine farbenfrische Blumen- und Vogelwelt war in kostbaren Steinen aus der weißen Marmorfläche hervorgezaubert worden. Welchen Reiz diese funkelnde Pracht auf das Auge ausgeübt haben muß, läßt sich noch einigermaßen aus den Resten erraten, die erhalten geblieben sind. Doch das alles hält keinen Vergleich aus mit dem anliegenden Fürstensaal.

Einen Saal wie der Diwan-i-Kas gibt es wohl keinen zweiten mehr auf asiatischer Erde. Stolz kündet sich der Thronsaal über dem Bogenportal an in dem Vers: „Gibt es auf Erden ein Paradies, so ist es hier, so ist es hier, und nirgendwo anders als hier." Den Eintretenden umfängt ein feenhaft schönes Bild. Man ist wie geblendet von der ungeahnten Herrlichkeit dieses für die fürstlichen Empfänge bestimmten Raumes. Es ist eine langgestreckte, nach allen Seiten offene Halle, deren flachgedeckter Raum durch sechs Reihen schön gearbeiteter Pfeiler harmonisch abgeteilt wird. Alle Säulen sind untereinander durch wundervoll ausgeführte Kranzbogen verbunden. Obschon der Saal seines kostbarsten Schatzes, des weltberühmten Pfauenthrons beraubt ist, so bildet er auch heute noch ein wahres Kleinod der indisch-sarazenischen Kunst. Von außen betrachtet macht die Halle den Eindruck der größten Einfachheit. Das Innere aber entfaltet einen

unbeschreiblichen Reichtum. Alles ist aus blendend weißem Marmor, Säulen und Pfeiler, Fußboden und Decke. Besäße die Halle nichts anderes als diese Pracht des edelsten Marmors, aus dem jedes Glied des Bauwerks fein und edel herausgemeißelt ist, so würde das allein den Thronsaal zu einer der herrlichsten Kunstschöpfungen machen. Der höchste Ruhm dieses Kunstwerks aber liegt in dem Mosaik, mit dem die Marmorflächen geschmückt sind. Eine Welt der farbenreichsten Blumen und zartesten Blätter ist in kostbaren Steinen dem Marmor eingefügt worden. Die volle Blütenpracht des Frühlings sprießt aus dem Marmor hervor. Mit unnachahmlicher Anmut und Frische ist die Natur in diesen zarten Formen wiedergegeben, und wie ein weicher, duftiger Schmelz sind die Blüten und Ranken auf der schneeweißen Fläche hingehaucht. Bisweilen steigert sich das milde harmonische Kolorit des Mosaik zu tiefer, glühender Leuchtkraft. Wäre dieser Schmuck auch nur an wenigen Stellen zur Anwendung gekommen, so würde das schon genügt haben, um der leuchtenden Klarheit des Marmors einen ganz neuen Reiz zu geben. Jetzt aber strahlt die ganze Marmorpracht des Thronsaales in dem Farbenzauber dieser Blumenwelt. Jeder Pfeiler und Bogen, jede Wandfläche und Einrahmung, alles leuchtet in dem natürlichen Kolorit der dem Marmor eingefügten Edelsteine. Es ist ein höchst merkwürdiges Gebäude. Der Farbenschmelz, die Eleganz der Zeichnung, die Schönheit der Einzelheiten, die Vollendung der sich nirgendwo vordrängenden Elemente, alles wirkt zu einer Pracht zusammen, die wie der verklärende Abglanz des Herrschertums leuchtet, das einst auf dem Pfauenthron die Huldigung Asiens entgegennahm. Bei jedem Schritt wächst unser Erstaunen über die Verschwendung des Materials, den Reichtum der Ornamente, die Vollendung im einzelnen. Während wir durch die Pfeilerreihen schreiten, wechselt die Perspektive und bringt in dem Gegensatz des milden und glühenden Kolorits der Steine eine Lichtwirkung hervor, welche kein Maler wiederzugeben vermag. Man denke sich die lange, sechsfache Reihe der schönsten Marmorpfeiler, alle untereinander und nach jeder Seite hin durch kranzförmige Marmorbogen verbunden, darüber eine Marmordecke, deren Flächenfelder mit Gold durchwirkt sind, und das Ganze erfüllt vom goldenen Sonnenlichte, das von außen einströmt, dann kann man sich einigermaßen die Wirkung vorstellen, welche dieses orientalische Märchenbild hervorruft. Das Licht, das durch die Arkaden flutet, scheint auf einmal den Blumen und Girlanden aus Onyx, Lapislazuli, Smaragd, Rubin Leben einzuhauchen. Magische Lichter irren im Raum umher, kriechen an den Wänden empor, schimmern durch die Pfeilerreihen hindurch, flimmern in dem blendenden Weiß des Marmors. Das Ganze hat etwas Unerklärliches, Geheimnisvolles. Ergänzt man dazu die Herrlichkeit des von Diamanten und Perlen funkelnden Thrones, den Nadir Schah im Jahre 1738 mit sich nach Teheran fortschleppte, jenes als Wunderwerk gerühmten Pfauenthrones, so genannt nach den beiden ihr Rad schlagenden Pfauen, welche die Lehne des kaiserlichen Sessels bildeten, so erhält man eine annähernde Vorstellung von der mystisch feierlichen Pracht, die hier den Sinn des Beschauers gefangen nahm. Und heute? Während die beiden Pfauen mit ihrem Gefieder aus Edelsteinen von unermeßlichem Wert den Krönungsthron des Schah von Persien schmücken, steht an der Stelle, von

der die Befehle des höchsten Herrn von Indien ausgingen, nur noch der kahle Marmorblock, der den Untersatz jenes Weltwunders darstellte, befleckt mit dem Blute des letzten unabhängigen Moghulkaisers, dem man hier die Augen ausstach.

Im Hintergrund lenkt ein großer Marmorschirm die Aufmerksamkeit auf sich. Darüber erscheint im Bogenfeld das Bild der Wage. Wir treten näher und finden uns in einem nach drei Seiten durch Marmorwände abgeschlossenen Saal, dem kaiserlichen Serail. Die weiten, hell glänzenden Flächen sind von oben bis unten durch zarte Mosaikstreifen in Felder der verschiedensten Formen abgeteilt. Jedes Feld ist für sich betrachtet ein kleines Meisterstück der feinsten Mosaikarbeit. Der Wechsel des verschiedenfarbigen Steines und der Glanz des üppigen Arabeskenspiels, welches Wände und Decke bedeckt, verbinden sich zu einem unbeschreiblichen Zauber. Aber diese Schönheit tritt fast vor dem Marmorschirm in der Bogenöffnung im Hintergrund zurück. Die Marmorplatte, welche den Bogen ausfüllt, ist so fein durchbrochen, daß die weiße Fläche einem anmutigen Spitzenschleier gleicht, der nur ganz leicht das Innere des kaiserlichen Serails verhüllt. Eine Spitzenarbeiterin könnte nicht zarter arbeiten, als es hier der Steinmetz mit seinem Stichel vermochte. Der Marmorsaal, in dem wir uns befinden, war die Stätte, wo der mächtigste Potentat Asiens im Kreise seiner intimen Ratgeber verkehrte, um Indiens Geschicke zu entscheiden und zu besiegeln, eine Camera della Segnatura ganz eigener Art. Als Ganzes betrachtet, ist der Marmorsaal ein Prachtstück von glänzender künstlerischer Wirkung, ein wahres Fürstenkabinett.

Geblendet von all dem Glitzern und Flimmern des lichten Marmors und farbenreichen Mosaiks, trat ich auf den dem Strom zugewandten Balkon. Tief unter uns rollte die Jamuna ihre schlammigen Wasser. Darüber hinaus stößt das Auge nur auf eine rötlich schimmernde, felsige Ebene. Asiens höchste Pracht scheint mit einem Schlag entschwunden. Man glaubt sich in die Einsamkeit der Steppe versetzt.

Neben dem Diwan-i-Kas liegen die kaiserlichen Bäder. Es ist einer der am besten erhaltenen Teile des Palastes und ganz gewiß nicht weniger reich ausgearbeitet wie Fürstensaal und Thronsaal. Unter dem Eindruck, den der Diwan-i-Kas und Saman Burj hervorrufen, schwächt sich allerdings einigermaßen die Wirkung. Es wurde nichts geschont, um einer Stätte, wo der reichste und mächtigste Herr Asiens sich dem üppigen Lebensgenuß des Orientalen hingab, auch eine üppige Schönheit zu geben. Mit einem wahren Raffinement bietet die künstlerische Erfindungsgabe ihre geheimsten Kräfte auf, um die Baderäume in Marmor und Mosaik auszuschmücken. Es reiht sich ein Marmorsaal an den andern. Boden und Decke, Wände und Bänke, alles leuchtet wie frisch gefallener Schnee, aus dem die anmutigsten, farbenfrischen Frühlingsblumen hervorsprießen. Das einströmende Licht wird durch das farbige Glas, das die Öffnung der Marmorkuppel verschleiert, etwas gedämpft und gleitet in einem herrlichen Spiel der Farben über die weißen Flächen hin. Draußen aber umgab einst ein wahrer Paradiesesgarten tropischer Schönheit diese Stätte des üppigsten Lebensgenusses.

Einige Schritte davon erhebt sich im Hintergrund eines kleinen, von hohen Mauern umgebenen Hofes die Perlmoschee. Klein in ihren Maßen stellt sie in ihrem Ausbau den vollendeten Gegensatz zu der poesievollen, farbenreichen Schönheit

bar, die das Auge bis jetzt gefesselt. Auf einer Marmorterrasse steigen drei kranzförmige Bogenportale empor, das mittlere ist etwas größer als die beiden Seitenportale; darüber wölben sich drei Kuppeln von mäßiger Größe. Der ganze Bau nimmt nur einen Flächenraum von 40 Fuß Länge und 34 Fuß Breite ein. Dementsprechend ist die Halle klein und nur durch zwei Pfeilerstellungen abgeteilt. Und doch, so unbedeutend der Bau in seiner architektonischen Anlage erscheint, so herrlich ist die Wirkung des Ganzen. In diesem winzigen Gebilde steckt eine Wucht und Kraft, daß man sich erstaunt fragt: Worin liegt das Geheimnis dieser Wirkung? Man hat die Erklärung „in der vollkommenen Harmonie der Verhältnisse und im Kolorit" gesucht. Gewiß, in edler Harmonie wirken alle Teile zusammen: Portal, Bogengewölbe, Kuppel, und die feinsinnige Verteilung der Farben trägt wesentlich dazu bei, die Wirkung zu erhöhen. Aber nun denke man sich den Bau in ganz denselben Größenverhältnissen aus Holz in allen seinen Teilen ausgeführt wie etwa in Japan. Die Wucht des Eindruckes würde sofort verschwinden; das Geheimnis der überraschenden Wirkung liegt vor allem in der Schönheit des Steines. Diese Marmorblöcke bauen sich vor uns im blendenden Weiß des leicht gefrorenen Schnees zu einer so vornehm gegliederten Masse auf, daß man meinen könnte, das ganze Bauwerk sei aus einem einzigen Riesenblock des reinsten Marmors herausgehauen. Ein Marmorfels scheint in ein herrliches Bogengewölbe mit mächtigen Pfeilern und Kuppelbauten umgewandelt worden zu sein. Der kostbare Stein als solcher soll wirken, darum bleibt jeder Reiz des ornamentalen Schmuckes weg. Nur über dem Portal ziehen sich als Mosaikgirlande die leicht hingeworfenen Umrisse eines stilisierten Blattwerkes hin. Die Perlmoschee bildet in der klassisch schönen Einfachheit ihres Marmors den ausgesprochenen Gegensatz zu dem Farbenzauber, der alle jene Räume auszeichnet, die unmittelbar der Majestät des Herrschers dienten.

Wir stiegen zur Terrasse des Delhi-Tores empor. Vor uns lag die Hauptmoschee. Welch ein Bild! Ich verstehe es recht wohl, daß die majestätische Pracht, die hier sich entfaltet, einst in den zahllosen Scharen der Pilger, welche aus allen Teilen Asiens nach Delhi strömten, das stolze Gefühl von der weltbeherrschenden Macht der Herrin Indiens erwecken mußte. Delhi, die Gebieterin der Welt durch des Propheten Glauben: dieser Gedanke ließ den Erbauer ein Riesenwerk schaffen, mit dem sich in der Kraft und Energie der Anlage kaum ein anderes Denkmal auf indischem Boden messen kann.

Wo immer das Bild der Moschee sichtbar wird, überrascht es durch seinen imposanten Anblick. Bereits auf dem Höhenzug des Ridge hatte es das Auge gefesselt. Von der Terrasse des Delhi-Tores aus aber gewinnt man ein wundervolles Gesamtbild des Bauwerkes. Wer den Bau in dem architektonischen Zusammenwirken aller Einzelteile nach seinem vollen künstlerischen Wert beurteilen will, muß zuerst von diesem Punkte ausgehen. Eine gewaltige Terrasse dient der Moschee als Unterbau. Sie ist aus mächtigen Quadersteinen angelegt. Die breiten Steinflächen werden durch Spitzbogennischen unterbrochen, die sich, eine dicht neben der andern, wie ein Kranz um den Unterbau herumziehen. Am Rande der Terrasse wird die Säulenhalle sichtbar. Leicht und luftig schlingen sich diese weiten offenen Arkaden

mit ihren schlanken Säulen und Bogen als Einfassung um das Heiligtum, und während sie den Bau nach außen abschließen, lassen sie doch zugleich durch die weiten Bogenöffnungen die Marmorpracht des Innenbaues hindurchleuchten. Ein dreifaches Portal durchbricht die Säulenhalle, nämlich an der Stirnseite und an den beiden Längsseiten der Terrasse. Die Portale lenken sofort die Aufmerksamkeit auf sich durch die mächtigen Mauerflächen, in denen sie hoch über die Terrasse emporsteigen. Ein riesiges Spitzbogenportal öffnet sich in der Mitte. Die Flächen, welche zu beiden Seiten das Portal einrahmen, werden durch tiefliegende breite Bogenöffnungen gegliedert. Leicht emporsteigende, in einem niedlichen Kiosk abschließende Türme fassen die Massen ein. Die durchbrochenen Arkaden schlingen sich wie ein Bogengewinde von Portal zu Portal. Bastionartig vorspringende Türme, über welchen sich eine von Säulen getragene Kuppel erhebt, vermitteln dort, wo die Arkaden im Rechteck aufeinanderstoßen, den Übergang und bereiten den Blick auf die überraschende Wirkung vor, welche die eigentliche Moschee hervorruft. Diese, d. h. die große Gebetshalle, bildet tief im Hintergrund als vierte Seite des quadratförmigen Hofes den Abschluß des Ganzen. Nur der Spitzbogen des Riesenportals wird mit seiner leuchtenden Marmorbekleidung sichtbar. Darüber erheben sich drei Kuppeln, während zwei Türme die Fassade wie mit kräftigem Rahmen abschließen. Der dreifache Kuppelbau ist unstreitig das großartigste Element in dieser prachtvollen Gruppierung. Ganz in schneeweißem Marmor ausgeführt, zeichnen sich die Kuppeln ebensosehr durch den Adel der Verhältnisse wie durch die Größe der Dimensionen aus. Die Wirkung des in glänzendweißen Flächen schimmernden Marmors wird noch gehoben durch die schwarzen Marmorstreifen, die sich wie feine Adern von oben nach unten herabziehen. Dadurch rippt sich die kugelförmige Marmormasse wie eine geschlossene Knospe, deren zarte Blätter an den Rändern scharf hervortreten. Es ist eine Riesenknospe, die in der Lichtflut des tropischen Tages ihren Glanz über alle Teile des stolzen Baues ausgießt. Die Wirkung ist eine ernste, feierliche und zugleich lebendig malerische. So baut man nur im Orient. Je mehr Bilder sich zusammendrängen, um so mehr läuft man Gefahr, daß der Blick abgestumpft, das Auge unempfindlich wird, nachdem es so viel des Schönen in sich aufgenommen hat. Aber beim Anblick dieses Wunderbaues wird auch das unempfindlichste Auge wach.

Wir biegen in die Khas Road ein. Etwa in der Mitte des Weges macht die Straße eine leichte Krümmung. In demselben Augenblicke wird der mittlere Torweg der Umfassungsmauer in seiner majestätischen Größe sichtbar. Der erste Eindruck ist großartig. In ernsten ruhigen Massen baut sich das gewaltige Tor vor dem Auge auf. Je näher man kommt, um so kräftiger treten die Linien des Riesenbogens hervor, und wenn man endlich die unterste Stufe der Treppenanlage erreicht und zu dem Gewölbe des Bogens über sich emporblickt, kann man sich des Gefühls einer überwältigenden Wucht kaum erwehren. Anmut und Eleganz treten vor dem Zug des Gigantischen, der die Umrisse beherrscht, gänzlich zurück. Das macht sich schon in dem Ausbau der Stufen geltend, die weniger einer Treppenanlage als einer terrassenförmig aufsteigenden Pyramide gleichen.

Das Portal gibt dem Eintretenden eine Ahnung von der Herrlichkeit des Innern. Sobald man den weiten Hofraum betreten, beginnt mit einem Schlage die Formenpracht und Farbenpracht aus nächster Nähe auf das Auge einzuwirken. Es ist ein Bild, so ganz verschieden von den Eindrücken eines Diwan-i-Kas, daß man meinen sollte, es sei von einer ganz andern Künstlerzunft geschaffen. Jene Marmorhalle mit ihrem bezaubernden Spiel der Blumen und Blätter, die in dem duftigsten Farbenschmelz aus dem Stein herauswachsen, macht mehr den Eindruck eines Feenpalastes. Hier aber weckt alles den Eindruck feierlicher Erhabenheit: Wir schreiten über den mit blinkenden Marmorplatten belegten Hof. Der Hof mißt in der Länge 400, in der Breite 300 Fuß; die Moschee selbst hat eine Längsausdehnung von 261 Fuß. Die Arkaden ringsum lassen die schlanke Schönheit der Säulen und Bogen aus nächster Umgebung zu malerischer Geltung kommen. Dicht vor uns öffnet sich die Fassade in der ganzen Weite und Höhe ihres Hauptportals, während sich gleich zwei stolzen Palmschäften die zwei Türme mit ihrem krönenden Kiosk leicht emporschwingen. Über alles hinaus ragen die Riesenknospen der Kuppeln und strahlen ein blendendes Licht zurück. Was aber keine Beschreibung wiedergeben kann, das ist die Wirkung, welche der Farbenwechsel hervorruft, die Pracht des rosarot leuchtenden Sandsteins und des weißen Marmors. Während nämlich die Hauptmasse der Baues der ausgezeichnete Sandstein, und zwar in großen, fein geglätteten Blöcken bildet, wird der Marmor verwandt, um die roten Flächen durch breite ornamentale Bänder zu beleben. Das dunkle Rot der Arkaden, der weiße und schwarze Marmor der Fassade, die wie mit Schnee bedeckten Kuppeln, von den glitzernden goldenen Spitzen überragt, die rosafarbenen Linien der hoch hinausstrebenden Minarets, das alles verstand die überlegene Meisterschaft des Künstlers, dem dieser Bau seinen Ursprung verdankt, so fein zu kombinieren und dabei die Wirkung der einzelnen Nuancen in einen so schönen Einklang mit dem Gesamtbilde zu bringen, wie es nur immer im Steine möglich ist. Man rühmt den Farbensinn des Japaners, aber hier ist im reinsten und edelsten Stein ohne die Zuhilfenahme eines Pinselstriches ein Sinn für Harmonie der Farben entwickelt wie nirgendwo in Japan. Und erst in dieser vollen, farbigen Wirklichkeit kommt die harmonische Großartigkeit der Architektur zur Erscheinung. Die geniale Leichtigkeit, mit der hier die gigantischen Mauermassen, Torwege, Portale, Terrassen, Arkaden, Säulenhallen, Kuppeln, Türme zu einer einzigen mächtigen Gesamtwirkung verbunden werden, reißt jeden Beschauer zur Bewunderung fort.

Indem wir die Gebetshalle betreten, wölbt sich über uns in trefflich abgemessenen Spitzbogen das auf kräftigen Pfeilern ruhende Gewölbe. Der plastische Reichtum der Wandflächen entfaltet eine Fülle der anmutigsten Ornamente. Aber so blendend sich die Pracht des Marmors in den sinnreichen Arabesken von der Grundfläche abhebt, so wenig kann der Innenraum befriedigen. Nachdem die Wucht des architektonischen Aufbaues die Erwartung auf das höchste gespannt hat, bereitet das Innere eine Enttäuschung. Das, was uns wahrhaft erheben und begeistern könnte, die seelenvolle Schönheit, fehlt. Hier ist für die ideale Größe, wie sie sich in den unvergänglich schönen Darbietungen der christlichen

Kunst verkörpert, kein Raum. Der Betende wirft sich vor einer öden Nische nieder, und seine Betrachtung verliert sich ins Unbestimmte; anstatt daß sie sich im Anblick der künstlerischen Verklärung religiöser und sittlicher Ideale zu dem erhebt, von dem alle Wahrheit und Schönheit ausgeht, stiert sie auf jene Stelle des Mihrab, die ihr die Richtung gegen Mekka weist. Was äußere Schönheit zu bieten vermag, das leuchtet zwar in dem Marmor und Mosaik in der denkbar höchsten Vollendung. Dem Orientalen stehen ja alle äußeren Mittel in üppiger Fülle zur Verfügung: verschwenderischer Aufwand des edelsten Gesteins und höchste technische und künstlerische Fertigkeit. Aber ohne den belebenden Odem Gottes wird alle Kunst nur auf eine das Auge bestechende Pracht gerichtet sein. Dahin zielt die Kunst des Orientalen. Das Auge soll durch den Reichtum geblendet, das Gefühl durch den Glanz bezaubert und gefangen genommen werden. Umsonst sucht das Auge nach jener erhabenen Kunst, auf der ein Abglanz himmlischer Herrlichkeit ruht. So viel Anmutiges, Glänzendes, ja wahrhaft Schönes die vielen Mosaikbänder bieten, ihre Arabesken müssen sich zuletzt mit Blumen und Blumentöpfen begnügen. Welche Armut in diesem Reichtum! Wenn es aber dem Islam an irgend einem Punkte zwischen der iberischen und indischen Halbinsel gelungen ist, seinen Denkmälern äußerlich den Charakter stolzer Macht und Größe aufzudrücken, so ist es Delhi. Es schien, als habe die Glut des Islam im Kampfe um die Vorherrschaft über Indien das Blut dieser Söhne der Steppe mit einer Lebensfülle durchdrungen, die sich in einer unbegrenzten Baulust Bahn zu brechen suchte. So gewaltig hat jenes Geschlecht zu bauen verstanden, und doch dabei wiederum so anmutig, daß man nicht weiß, was man mehr bewundern soll, die Majestät der Massen oder den Reiz der Formen. Erhebt sich in dem stolzen Kuppelbau und in dem kühn geschwungenen Spitzbogen das mohammedanische Bauwerk zu einer Hoheit des künstlerischen Ausdruckes, den der Hindustil niemals erreicht hat, so empfängt es jetzt in der Fülle des plastischen Schmuckes ein Element, das dieser Hoheit einen ganz neuen Reiz verleiht. Die Flächen lösen sich in eine Fülle von Säulen und Pfeilern, in eine Mannigfaltigkeit von Nischen und Balkonen auf, die dem Aufriß ein ganz anderes Ansehen gaben. Die Massen des Gesteins teilen sich und scheinen gleichsam in unzähligen Blumen aufzublühen. Diese eigenartige Verschmelzung des indischen und des sarazenischen Elements ist es, die der Architektur des Islam auf indischer Erde ihren Glanz verleiht. Zeigen sich bereits auf dem Boden des ältesten Delhi alle Merkmale eines nach wuchtiger Kraft und lebendiger Pracht ringenden Stils, so tritt diese indisch-sarazenische Kunst auf der Höhe ihres Schaffens mit einer Freiheit und Großartigkeit auf, welche an Vielseitigkeit und innerem Werte alles in den Schatten stellt, was bis damals der Islam überhaupt auf dem Boden Europas oder Asiens hervorgebracht hatte. Man sagt, es habe in keinem Lande die Kunst des Islam eine so edle, feine Blüte, eine so folgerichtige Durchbildung erfahren wie auf der iberischen Halbinsel. Es ist lehrreich, die Kunst, die sich auf der Halbinsel im fernen Westen in den großartigen Schöpfungen einer Alhambra und anderer Werke entfaltet mit der Entwicklung zu vergleichen, die dieselbe Kunst des Islam auf der

Halbinsel im fernen Osten genommen hat. Mit der Epoche, die auf dem Boden Delhis beginnt, hat die maurische Epoche, die damals auf der Höhe ihrer Entwicklung stand, manche Verwandtschaft. Hier wie dort ist es ein gewaltiger Geist, der das Zeitalter der Herrschaft des Islam erfüllt. In der hohen Landeskultur, in Poesie, Wissenschaft, Kunst findet der unternehmende Sinn des Eroberers seinen Ausdruck, und auf der indischen wie auf der iberischen Halbinsel nimmt die Architektur an der glänzenden Außenseite dieser Kultur einen wesentlichen Anteil.

Nun mag es wohl richtig sein, daß in Spanien der künstlerische Genius des Islam in dem Adel und in der Anmut der Ornamentik das Höchste erreicht, dessen er fähig war. Aber in der Macht und Majestät des architektonischen Aufbaues, in der Fülle und Vielseitigkeit der Formen, in dem Umfang und Reichtum der über die immense Halbinsel zerstreuten Denkmäler wird die indische Kunst weder von der iberischen noch von einer andern Kunstsphäre des Islam übertroffen. Es gibt keinen Fleck islamitischer Erde, aus dem eine solche Fülle der schönsten und großartigsten Denkmäler hervorwuchs, wie der Boden, den der Islam unter den Pathanfürsten von Delhi aus zu erobern begann. Um die erstaunliche Lebenskraft der Kunst zu ermessen, die sich bereits während dieser ersten Epoche entwickelte, darf sich der Wanderer nicht auf die Kaiserstadt allein beschränken. Er muß das ganze muselmannische Indien besuchen, Agra und Ahmedabad, Malwa und Jaunpur, Kalburgah und Bijapur. Und wenn er dann von seinen Kreuz- und Querfahrten durch Indien nach jenem alten Delhi zurückkehrt, das den Ausgang bildete, so sieht er sich einem neuen Delhi gegenüber. Es ist das Delhi der Moghulfürsten, die letzte der großen Wandlungen, welche die Kaiserstadt auf ihren Wanderungen durch die Ebene durchgemacht hat.

Man braucht gar nicht den Enthusiasmus eines Archäologen und Kulturforschers zu besitzen, um im Zauber dieser glänzenden Denkmäler zu schwelgen. Gar vieles ist zwar verfallen. Aber aus der Verwüstung erhebt sich das unverwüstliche Bild einer Epoche künstlerischen Ringens, während der sich mit der überlegenen Kraft des Schwertes die höchste Fertigkeit des Meißels verband, um durch die Wucht und den Glanz der aufgetürmten Massen den Symbolen des Islam einen überwältigenden Ausdruck zu geben.

Das ist Delhi: eine Zitadelle, die Indiens Geschicke durch Jahrhunderte wie mit einem eisernen Ring umklammert hielt, eine Hofburg, wo alles den heitersten Lebensgenuß in dem feenhaften Glanze des mächtigsten asiatischen Herrschertums atmete, eine Moschee, in deren majestätischen Kuppeln das Symbol des Islam wie ein herausforderndes Siegeszeichen hoch über das weite Häusermeer hinausragt, ringsum eine blutgetränkte Ebene, der Schauplatz von Kämpfen, welche über das Schicksal von Millionen entschieden, und alles umrahmend ein schier unbegrenztes Totenfeld, über dem der Genius der großen Herrschergestalten noch zu schweben scheint. Im Angesichte der erblassenden Herrlichkeit empfindet man noch etwas von der Macht, die einst Asiens Völker im Banne ihres Zaubers gefesselt hielt.

Joseph Dahlmann S. J.

Rezensionen.

Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge. Erster Band: **Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge im 16. Jahrhundert.** Von **Bernhard Duhr** S. J. Mit 163 Abbildungen. Lex.-8° (XVI u. 876) Freiburg 1907, Herder. *M* 22.—

Unter dem Titel „Die alten deutschen Jesuiten als Historiker" hat P. Duhr 1889 in einem gehaltreichen Beitrag zur „Zeitschrift für katholische Theologie" zum erstenmal vor der Öffentlichkeit erkennen lassen, daß er die Geschichte seines Ordens sich zum besondern Gebiet auserſehen habe. Hatte er bis dahin durch eine Reihe schöner historischer Untersuchungen über verschiedene Fragen und in verschiedenen wissenschaftlichen Organen sich als umsichtigen Historiker bewährt, so trat von jetzt an die Bebauung der Jesuitengeschichte bei ihm immer ausschließlicher in den Vordergrund. Bereits 1891 begannen die „Jesuiten-Fabeln" zu erscheinen, die für Beseitigung des alten, jede Geschichtschreibung entehrenden Lügenquarkes gar nicht hoch genug zu werten sind und seitdem in zwei weiteren Auflagen immer neue Vervollkommnung gefunden haben. Sie bewiesen eine wahrhaft erstaunliche, nur durch vieljährige Forschung erklärliche Beschlagenheit. Es folgte 1894 der schwierige, vielumfassende Schlußband zu Pachtlers großangelegtem Werk über das Studienwesen des Ordens in den Monumenta Germaniae Paedagogica (vgl. diese Zeitschr. XLVII 593) und 1896 wieder eine besondere Arbeit über „Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu" (LI 431). Über die Persönlichkeit der ersten Jesuiten, die in Deutschland wirkten, über die Jesuiten an deutschen Fürstenhöfen, über die Stellung derselben zum Zinsverbot, zum Hexenwesen u. dgl. liegen von P. Duhr teils in besondern Publikationen teils in den verschiedensten Zeitschriften eine Reihe schätzenswerter Beiträge vor.

Die schwierigsten jener Vorarbeiten, die zu einer ernsthaften Geschichte des Jesuitenordens in Deutschland nur allzusehr in Abgang waren, sind somit großenteils von P. Duhr in eigener Person geleistet worden. Nach solcher Grundlegung und einer findigen Forscherpraxis von mehr als 25 Jahren durfte er getrost wagen, mit einem zusammenfassenden Geschichtswerke so großen Stils hervorzutreten.

Was bis jetzt vollendet liegt, ist freilich nur die Geschichte der Anfänge des Ordens in Deutschland (1540—1600), aber es handelt sich dabei um eine hochwichtige Zeit, um recht bemerkenswerte Persönlichkeiten und um großartige moralische Erfolge; für die Mühewaltung des Geschichtschreibers insbesondere handelt es sich um die Schwierigkeit der richtigen Abgrenzung, Einschränkung und Gruppierung. Dabei ist nicht zu übersehen, daß manches, was für die Geschichte des Ordens

im ganzen von größtem Belang ist und für alle späteren Bände zur notwendigen Grundlage dient, wie z. B. die Studienordnung, die Marianischen Kongregationen u. dgl., schon in diesem Bande eine nahezu abschließende Behandlung gefunden hat.

Eine kurze Prüfung schon muß überzeugen, daß hier gründliche und kritische Quellenforschung geleistet ist, welche nichts zuläßt ohne unabweisbaren Quellenbeleg, welche die wichtigsten Archive in Ferne und Nähe, innerhalb wie außerhalb des Ordens nicht nur sich tributär gemacht, sondern mit emsigem Spürsinn ausgebeutet hat. Die Darstellung, bei tadelloser Glätte schlicht und klar wie Wasser, scheint als Hauptziel zu verfolgen, möglichst reichen Stoff auf möglichst knappem Raum zusammenzuschichten. Das Urteil, völlig unbefangen, hält sich an das, was jedermann als wahr, billig und recht einleuchten muß. Ein großer Vorteil ist es, daß der Verfasser, als alteingebürgertes Mitglied des Ordens mit allen Einrichtungen, Auffassungen und Überlieferungen in demselben wohlvertraut, Großes und Kleines nach ihrer relativen Bedeutung zu schätzen, Aussagen und Berichte nach ihrem wirklichen Wert abzuwägen weiß. Von Voreingenommenheit oder gar Ordenschauvinismus ist er dabei so weit entfernt, daß man eher eine gewisse Geneigtheit zur Strenge gegen das eigene Blut, ein recht beflissenes Entgegenkommen gegenüber fremder Kritik und gegenüber veränderten Auffassungen des heutigen Zeitgeistes zuweilen bemerkbar finden könnte. Im ganzen wird das Maßvolle, Verständige und Billige in der Urteilsweise den Leser wohltuend berühren und kaum verfehlen können, dem Verfasser bei Außenstehenden Vertrauen zu erwecken.

Von dem Inhalt des großen Bandes einen auch nur annähernden Begriff zu geben, hält schwer, derselbe ist zu massenhaft und vielgestaltig. Fast jedes der 23 Kapitel hat den Gehaltwert einer vollständigen Monographie. Es versteht sich, daß gelegentlich des Wirkens der ersten Jesuiten in Deutschland auf damalige Zustände und Zeiterscheinungen tiefer eingegangen wird, daß die oft recht verwickelte Entstehungsgeschichte der 27 deutschen Kollegien und der zahlreichen kleineren Missionsposten in die besondern Verhältnisse der Städte, Fürstenhöfe, bischöflichen Kurien und Domkapitel oft tief hineinführt und dadurch für Spezial- und Lokalgeschichte reichlichen Gewinn abzuwerfen vermag. Schwer zu erschöpfenden Reichtum entfalten die Abschnitte über das Studienwesen und den Schulbetrieb von der Elementarklasse bis hinauf zur Universität, das prächtige Kapitel über die Marianischen Kongregationen und das vielleicht für viele noch anziehendere über das Schultheater. Seelsorgsweise, Schriftstellerei, Bautätigkeit erfahren die ganze eingehende Behandlung, wie ihre Bedeutung für die Wirksamkeit und den Ruf des Ordens es verlangt. Auf die Haltung der Jesuiten zum Fünfprozentstreit und zum Hexenwesen wie auf ihr Wirken an den Fürstenhöfen mußte genauer eingegangen werden, selbst über ihre verhältnismäßige Bedeutung für die Ordensgeschichte noch hinaus, teils wegen der besondern Schwierigkeit, die sie dem Geschichtschreiber bieten, teils wegen ihrer Wichtigkeit für die Kulturgeschichte im allgemeinen.

Im einzelnen begegnet fast Unzähliges, was bald überrascht, bald erfreut, bald wenigstens der Erinnerung sich wert erweist. Da ist der Einfluß der Patres auf

den Aufschwung der Wallfahrt in Altötting oder auf die wachsende Einführung des Bittgebetes zum Schluß des Ave Maria, ihr Eifer für die Verbreitung guter Bücher, ihre Aufmerksamkeit auf Pflege der Landessprache, der deutschen wie der böhmischen, ihre warmherzige Liebe zu Deutschland, wie sie bei den hervorragendsten ihrer Führer, einem Canisius, Pontan, Gretser u. a., so ungekünstelt hervortritt. Die vielen und standhaft durchgekämpften Schlachten, um die Pflege des Griechischen an den Gymnasien zu erhalten, gereichen den Jesuiten noch heute zur Ehre, ähnlich ihr besonnener Eifer für das Studium der Klassiker, ihr erfolgreiches Bemühen, Thomas von Aquin für die Theologie, Aristoteles für die Philosophie die unbestrittene Führung zu verschaffen. Auch der Kampf um den Karzer und die Tendenz zu vernünftiger Einschränkung, Verteilung und Verwertung der Schulferien für die studierende Jugend macht ihrer Pädagogik keine Schande. Dazu kommt die menschenfreundliche Fürsorge für die Wohlfahrt der Hörigen und Arbeiter, die Einführung des „Feierabends“ an Sonn- und Festtagen und mancher schöne Zug der Dankbarkeit und Pietät, z. B. die tiefgewurzelte Anhänglichkeit an die katholischen Fürstenhäuser Habsburg und Wittelsbach, oder die Erbfreundschaft mit erlauchten Familien gleich den Waldburg oder den Fugger. Besonders warm berührt, was im Kapitel 14 („Im Dienste der Not“), aber auch sonst noch an vielen Stellen von der charitativen Tätigkeit der alten deutschen Jesuiten zu erzählen ist. Obenan steht die Fürsorge für die armen Studenten, die Seelsorge für die öffentlichen Gefängnisse, der Schutz für die Dienstboten und der Krankendienst in den so häufig wiederkehrenden Pestzeiten.

Wichtiger als alle solche Züge im einzelnen ist jedoch, daß im Laufe der gesamten Darstellung der Geist, der den Orden durchdrungen hielt, richtig erfaßt und empfunden wird: einerseits die unentwegte Richtung auf das Höchste, die echt übernatürliche Auffassung der gestellten Aufgabe, anderseits die besonnene, nüchterne Leitung von oben, der rechtschaffene, anspruchslose, menschenfreundliche und billige Sinn, der durchweg in den Provinzen und Kollegien des Ordens geherrscht hat. Fehler, Irrtümer, Mißgriffe einzelner vermögen an diesem Gesamtbilde nichts zu ändern.

Es ist versucht worden, das, was P. Duhr über die Klagen und Schwierigkeiten der ersten deutschen Jesuiten gegen die Strenge der frühesten römischen Inderbestimmungen beigebracht hat, als Präzedenzfall im Sinne der neuesten „Inderbewegung“ zu verwerten. Ein solcher Versuch bedeutet jedoch nach mehr als einer Seite hin ein Mißversehen. Zunächst ist ja ein himmelweiter Unterschied zwischen der ersten Einführung einer solchen einschränkenden Maßregel und der Neuordnung und Neubekräftigung einer durch drei Jahrhunderte ausgereiften und bewährten Büchergesetzgebung, ebenso besteht ein unmeßbarer Abstand zwischen der notorisch ans Krankhafte grenzenden Strenge des Caraffapapstes zur Zeit eines tödlichen Ringens mit der kaum erst eingewurzelten antikirchlichen Weltanschauung und der weitherzigen Milde, dem geklärten Blicke eines Leo XIII. Dann aber tut man auch den alten Jesuiten ein wahres Unrecht, sie schlechthin als Gegner der Indergesetzgebung hinstellen zu wollen. Daß gerade sie in ihrer berufsmäßigen Tätigkeit für die Verteidigung der Kirche durch die überstrengen Bestimmungen gegen Benutzung protestantischer Theologiewerke sich mannigfach gehemmt sahen und in dieser Beziehung eine größere Leichtigkeit wünschten, bedarf keiner Erklärung. Auch in der Folge haben gerade die Jesuiten unter dem Inder nicht wenig zu

leiden gehabt. Aber keinem wäre es wohl darüber in den Sinn gekommen, einer uneingeschränkten Zirkulation häretischer Schriften in den katholischen Kreisen das Wort zu reden. Man braucht nur die Klagen des Alfons Pisanus zu lesen (S. 648) über die durch freie Lesung solcher Schriften angerichteten Verheerungen — und ähnliche Klagen oder Warnungen hätten sich auch von Canisius und andern führenden Jesuiten jener Zeit unschwer zusammenstellen lassen. Durchdrungen von der Notwendigkeit einer umsichtigen kirchlichen Büchergesetzgebung und deren entschiedener Handhabung, wünschten sie nur solche Bestimmungen entfernt oder gemildert zu sehen, welche der Verteidigung der Kirche und dem Fortschritt des Guten Hindernisse zu bereiten schienen. Auch wird niemand behaupten können, daß ihre vertraulichen Vorstellungen beim Ordensgeneral etwas von Auflehnung oder anmaßlicher Kritik an sich tragen. Es ist die schlichte Darlegung eines wirklichen Notstandes.

Bei der so gründlichen Erörterung des jesuitischen Studienwesens, welche diesem Bande einen großen Teil seines Wertes verleiht, hat der Verfasser hervorgehoben, daß die Leistungen der Jesuitenschulen für ihre Zeit auf der Höhe standen, den protestantischen Schulen nichts nachgaben und der ungeteilten Anerkennung der Sachkundigen sich erfreuten. Er hat zugleich betont, daß die Jesuitenschule dahin gerichtet war, nicht nur wohlunterrichtete, sondern auch sittlich tüchtige, d. h. brave und gute Männer zu erziehen. Dahingegen werden auch Mängel (z. B. S. 259) rückhaltlos anerkannt, Mängel indes, die nicht so sehr im Systeme selbst gelegen, als durch Notstände und Verhältnisse ausgebildet wurden, und nicht so sehr den eigentlichen Schulbetrieb als die Weiterentfaltung bestimmter Wissenszweige in höhere wissenschaftliche Bahnen berühren. Referent hätte gewünscht, daß neben diesen Mängeln auch die großen Vorzüge, das, was die alte Jesuitenschule ihrer Idee und Einrichtung nach zur Ausbildung des jugendlichen Geistes zu leisten im stande war, kräftiger betont worden wäre. Angedeutet ist es ja in den wenigen Sätzen S. 289, aber für die Mehrzahl der Lesenden eben auch nur leise angedeutet. Es scheint daher am Platze, auch jetzt noch auf das frühere verdienstvolle Werkchen des Verfassers „Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu" (Freiburg 1896) zurückzuverweisen, das in diesem wichtigen Punkte etwas weniger dem Lakonismus huldigt. Eingehender verweilen bei dieser positiven Seite des jesuitischen Schulbetriebes auch die „Historisch-politischen Blätter" (CXIV [1894] 751—756) in ihrem Referate zu P. Duhrs Schlußband zu Pachtlers Ratio Studiorum, und die dortigen Ausführungen, großenteils den Worten eines hervorragenden jesuitischen Pädagogen entnommen, bieten zu der Sache eine ganz wünschenswerte Ergänzung.

Um andere kleine Skrupel hier gleich anzureihen, wäre zu wünschen, daß die Oberpfalz von der Pfalz immer deutlich unterschieden würde, da sonst, wie S. 18 geschehen, Verwirrung entstehen muß. Die Schwierigkeit liegt freilich im Wortlaut der lateinischen Quellen, die nicht zu unterscheiden pflegen; das Richtige muß aus dem Kontext ersehen werden. Für die Einwohnerzahl der Städte zu Ausgang des Mittelalters folgt der Verfasser den hergebrachten Angaben. Auf Köln rechnet er 60 000, auf Augsburg 80 000, auf Konstanz 40 000 Seelen. Ein Brief des P. Rethius S. 83 spricht für Ausburg sogar von 80 000 Kommunikanten, unter welchen nur noch 6000 Katholiken. Da empfiehlt es sich, die besonnenen Untersuchungen über „Die Volkszahl deutscher Städte im Mittelalter" zu vergleichen, die P. Krose in dieser Zeitschrift (LXXII 53) veröffentlicht hat und welche vor solchen Angaben als sicher übertriebenen warnen.

Wenn der Verfasser den Zusammenhang, der zwischen Teufelsaustreibung und Hexenprozeß bestehe, S. 738 stark betont, so hat er dabei offenbar rein historisch die Vorgänge und Verhältnisse jener bestimmten Zeitperiode im Auge. In der Tat wird niemand etwas dagegen einwenden, daß der Verfasser in dem Kapitel „Teufelsmystik und Hexenprozesse" die Erscheinungen beider Art neben- oder nacheinander behandelt. Klar ist auch, daß in Hinsicht auf vermeintliche Vorkommnisse beider Art die Leichtgläubigkeit eine Rolle spielen konnte. In der Blütezeit der Hexenprozesse mag endlich der Fall des öfteren vorgekommen sein, daß in den Aussagen einer wirklich oder vermeintlich Besessenen andere Personen der Hexerei angeklagt worden sind. Ein derartiger „Zusammenhang" ist aber ein äußerlicher, mehr ein „Zusammentreffen". Dabei bleibt bestehen, daß der Zustand der Besessenheit etwas total Verschiedenes ist von dem Teufelspakt und die Anwendung des Exorzismus auch von ferne nichts zu tun hat mit einem Hexenprozeß. Das kirchliche Altertum kennt Fälle von Besessenheit und Teufelsaustreibung, da noch niemand von Hexenprozessen etwas ahnte, und im vorgeschrittenen 19. Jahrhundert haben Exorzismen stattgefunden, da längst alle Hexenprozesse zum Abscheu waren. Die Vollmachten, die noch jetzt die Kirche ihren Dienern zur Bannung dämonischer Gewalten verleiht, werden daher auch fortbestehen und ihre volle Bedeutung haben ohne jede Beziehung zu den Verirrungen des Hexenwahnes.

Das Werk, schon soweit es mit diesem ersten Band vorliegt, ist ein für die Kirchengeschichte, Schulgeschichte und Kulturgeschichte Deutschlands überaus ergiebiges und wichtiges. Bei glücklicher Fortsetzung, die solch herrlichem Anfang mit allem Nachdruck zu wünschen ist, wird sich dies noch immer mehr Anerkennung verschaffen. Der Verfasser hat aber auch verstanden, sein Werk in einem so würdigen äußeren Gewande erscheinen zu lassen, daß es von selbst die Augen auf sich zieht. Wie das Werk gediegen, so ist die Ausstattung glänzend. Vorteilhaft unterscheidet es sich aber vor so vielen der beliebten illustrierten Werke unserer Zeit, indem es nicht in Häufung der mannigfaltigsten Zieraten und Abbildungen, sondern in Maß und Auswahl, in feinfühliger Verteilung, in echter Vornehmheit seine Zierde sucht.

Mag das Werk durch die Größe des Umfangs und die Kostspieligkeit der Beschaffung einem weiteren Leserkreis schwer zugänglich bleiben, durch den Reichtum und die Wichtigkeit seines Inhalts muß es sich dennoch Bahn brechen, wie es durch seine ganze Anordnung sich Achtung verschafft. Den Verfasser wie den Orden, dessen Wachsen und Wirken in dem prächtigen Bande veranschaulicht ist, kann man nur aufrichtig beglückwünschen.

Otto Pfülf S. J.

Neuere Publikationen gegen die monistische Weltanschauung Ernst Haeckels.

1. **Der naturalistische Monismus der Neuzeit oder Haeckels Weltanschauung**, systematisch dargelegt und kritisch beleuchtet von Dr **Vitus Brander**. Gekrönte Preisschrift. gr. 8° (VIII u. 350) Paderborn 1907, Schöningh. *M* 7.—
2. **Der naturalistische Monismus Haeckels** auf seine wissenschaftliche Haltbarkeit geprüft von Dr *Jos. Engert.* Von

der theologischen Fakultät der Universität Würzburg gekrönte Preisschrift. [Theologische Studien der Leogesellschaft. Heft 17.] gr. 8⁰ (XVI u. 352) Wien 1907, Mayer & Co. *M* 4.50

3. **Haeckels Weltanschauung**, naturwissenschaftlich kritisch beleuchtet von Dr phil. **E. Dennert.** 1.—3. Tausend. 8⁰ (VI u. 112) Stuttgart 1906, Kielmann. *M* 1.50

4. Derselbe, **Die Weltanschauung des modernen Naturforschers.** 8⁰ (346) Stuttgart 1907, Kielmann. *M* 7.—

5. **Hegel, Haeckel, Kossuth und das zwölfte Gebot.** Eine kritische Studie von **O. D. Chwolson**, Professor an der Kais. Universität zu St Petersburg. 8⁰ (90) Braunschweig 1906, Vieweg. *M* 1.60

6. **Ernst Haeckel als Biologe und die Wahrheit.** Von Dr **Arnold Braß.** 8⁰ (96) Stuttgart 1907, Kielmann. *M* 1.50

7. **Naturwissenschaft und Religion.** Von Geh. Reg.-Rat Dr **J. Reinke**, Universitätsprofessor zu Kiel. Herausgegeben von der Gesellschaft für Naturwissenschaft und Psychologie. 8⁰ (20) München 1907, Verlag von „Natur und Kultur". 30 *Pf.*

8. Derselbe, **Haeckels Monismus und seine Freunde.** Ein freies Wort für freie Wissenschaft. 8⁰ (40) Leipzig 1907, Barth. 50 *Pf.*

9. Derselbe, **Die Natur und wir.** Leichtverständliche Aufzeichnungen. 9⁰ (238) Berlin 1907, Paetel. *M* 5.—; geb. *M* 6.—

Die Zahl der Gegenschriften, die durch Haeckels „Welträtsel" und dessen neuere „Lebenswunder" hervorgerufen wurden, ist bereits eine sehr beträchtliche geworden. Wir wollen hier nur einige der bemerkenswertesten derselben, die in den letzten zwei Jahren erschienen sind, in kurzer Übersicht besprechen.

1. und 2. Brander und Engert befassen sich mit einer eingehenden Kritik des naturalistischen Monismus Haeckels. Beide Schriften sind von Schülern Schells verfaßt, beide sind preisgekrönte Doktordissertationen der Universität Würzburg. Durch gründliche und allseitige Behandlung des Gegenstandes nehmen beide Schriften einen hervorragenden Platz ein. Die Schrift Branders ist in ihrer Fragestellung präziser, in der Einteilung übersichtlicher und in der Kritik schärfer. Jene Engerts geht tiefer ein auf den Gedankengang des naturalistischen Monismus und hat denselben sowohl im biologischen wie im psychologischen Teile vielfach sogar besser, anschaulicher und konsequenter entwickelt als Haeckel selber. Dadurch gewinnt die beigefügte Kritik, die auch hier meist recht zutreffend ist, einerseits an Gewicht; aber sie sondert sich anderseits manchmal nicht so scharf von der Darlegung der gegnerischen Theorien ab, als es der Leser vielleicht wünschen möchte. Haeckel ist ferner für Engert an einigen Stellen (z. B. S. 9) „ein tiefer

und wahrhaftiger Denker, ein philosophischer Charakterkopf", während anderswo (z. B. S. 12) bemerkt wird, daß Haeckels Weltanschauung selbst von einem Freidenker wie Steiner mit Recht „kindlich philiströs" genannt werde und die Hauptschuld daran trage, daß im breiten Publikum eine Philosophie groß gezogen worden sei, „die an Flachheit ihresgleichen sucht". Brander schildert Haeckel (S. 2) als den Riesen Goliath des monistischen Heerlagers; aber der Siegeslauf, dessen seine naturalistischen Schriften in den weitesten Kreisen sich rühmen dürfen, lege uns den tiefernsten Gedanken nahe: „Volk der Denker, quo vadis?" (S. 350.) Daß Haeckels naturalistischer Monismus weder in naturwissenschaftlicher noch in philosophischer Beziehung wirklich begründet ist, daß er ferner bei genauerer Prüfung nicht einmal ein echter Monismus, sondern vielmehr ein innerlich zusammenhangsloser Pluralismus und Atomismus ist, der für die gesetzmäßige Entwicklung der Welt keine vernunftgemäße Erklärung zu bieten vermag, das haben beide Verfasser in überzeugender Weise nachgewiesen. Das widerspruchsvolle Doppelspiel des Materialismus und Panpsychismus bei Haeckel, durch welches er stets die Lücken der einen Anschauung durch Flickstücke aus der andern willkürlich zu ergänzen sucht, findet in diesen Schriften zahlreiche Belege. Bei Brander ist der Abschnitt über den „wahren und falschen Monismus" (S. 18—50) als besonders gelungen zu bezeichnen.

Brander behandelt im ersten Teil seiner Schrift kurz das erkenntnistheoretische Fundament des naturalistischen Lehrgebäudes, im zweiten Teil schildert und prüft er eingehend den Ausbau desselben in den Problemen der Kosmologie, der Psychologie und der Theologie. Engert behandelt im ersten Artikel die Probleme des Naturlebens, im zweiten die psychischen Probleme, im dritten jene der Kosmologie und im vierten das religiöse Problem. Beide Verfasser unterziehen im letzten Abschnitt Haeckels Stellung zum Christentum einer verdienten scharfen Kritik. Daß sie als Schüler Schells auch die philosophischen Anschauungen ihres Lehrers wiederholt zitieren, versteht sich von selbst. Bei Brander tritt die Eigentümlichkeit der Schellschen Philosophie hauptsächlich im psychologischen Teile hervor, indem das Wesen der Seele als einer geistigen einfachen Substanz nicht genug hervorgehoben wird; in dem Abschnitt „Athanismus oder Thanatismus?" (II. Tl. § 7) fanden daher die alten Beweise der christlichen Philosophie für die Unsterblichkeitslehre nicht die gewünschte Verwertung. Bei Engert begegnen uns bei Erörterung des Gottesbegriffes und der Weltschöpfung stellenweise (z. B. S. 184 und 227) einige pantheistische Anklänge der Schellschen Auffassung, die jedoch für einen philosophisch geschulten Leser schwerlich zu wirklichen Mißverständnissen führen werden, wenn sie auch die wünschenswerte Klarheit vermissen lassen. Für katholische Philosophen können beide Schriften zum Studium angelegentlich empfohlen werden. Für weitere Kreise dürfte Branders Schrift geeigneter sein, da sich in ihr die Kritik des monistischen Systems klarer und schärfer von der Darlegung desselben scheidet, während bei Engert die biologischen Tatsachen mit den monistischen Spekulationen, die an dieselben geknüpft werden, sich vielfach so innig verweben, daß ein philosophisch nicht gut geschulter Leser einen zu günstigen

Eindruck von der monistischen Auffassung erhalten könnte. Dies gilt insbesondere auch von seiner Schilderung der monistischen Religion (S. 248 ff).

Einige kleinere Bemerkungen zu beiden Schriften seien hier noch beigefügt. Zu Brander: In dem Zitat S. 235 aus Wasmann muß es heißen: „30 Gattungen fossiler Halbaffen und 18 Gattungen fossiler echter Affen". S. 182 lies de Vries, 234 Cao-Magnon, 236 Branco; Termitoxenia (186) ist kein Ameisengast, sondern Termitengast; 286 ff hätten die verschiedenen Formen des Lernens bei Mensch und Tier kurz behandelt werden können. Ein Sachregister wäre für eine neue Auflage wünschenswert.

Zu Engert: Oskar Hertwigs Stellungswechsel zu Haeckel ist tiefer gehend, als S. 14 angedeutet wird; er ist insbesondere ein Hauptgegner des Haeckelschen „biogenetischen Grundgesetzes". Auch zur Individualitätslehre der Zelle (S. 18 ff) nimmt er in seiner „Allgemeinen Biologie" einen kritischen Standpunkt ein. S. 35 fehlt die Konjugation bei einzelligen Organismen. Die „Denkorgane" Flechsigs (S. 92) sind von Obersteiner u. a. als unhaltbar nachgewiesen worden. Eine Verschmelzung der Kerne bei der Befruchtung (S. 102) tritt nur beim Echinus-Typus ein, nicht beim Ascaris-Typus. In Bezug auf die Beweiskraft des Satzes Cogito ergo sum (S. 243) sind die Meinungen der Philosophen nicht so einstimmig.

3 und 4. Von dem Botaniker Dr E. Dennert, einem Schüler A. Wigands, haben wir schon früher einige Publikationen in dieser Zeitschrift besprochen: „Die Wahrheit über Ernst Haeckel und seine Welträtsel" (LXVIII 440), „Am Sterbelager des Darwinismus" (LXXI 104), „Bibel und Naturwissenschaft" (LXXI 106). Der protestantische Verfasser tritt in seinen populären Schriften energisch gegen den Haeckelschen Monismus und für die christliche Weltanschauung ein. Von den beiden neuen Publikationen beschäftigt sich Nr 3 mit der Weltanschauung Ernst Haeckels. Die einzelnen Abschnitte der „Welträtsel" Haeckels werden der Reihe nach durchgenommen und einer meist recht gelungenen Kritik unterzogen. Die Schrift ist gemeinverständlich gehalten, sollte aber der leichteren Übersicht halber mit Überschriften der einzelnen Unterabteilungen versehen werden an Stelle der Sternchen, welche einzig die Abschnitte der 111 Seiten langen Darstellung verfolgen lassen.

Auf S. 80 macht Dennert aufmerksam auf das Doppelspiel, welches Haeckel im 17. Kap. der „Welträtsel" mit seiner berüchtigten Saladinquelle („Jehovas gesammelte Werke") getrieben hat. Dieses „Schmutzbuch" war von Haeckel als theologische Quelle auch in die englische Ausgabe jenes Werkes aufgenommen worden, bis der Übersetzer 1904 in der 5. Aufl. erklärte, Professor Haeckel habe sich jetzt davon überzeugt, daß er sich in Saladins Autorität geirrt habe; darum verzichtete er in jener neuen englischen Ausgabe auf die Benutzung dieser „Lügenquelle". „Während und nachdem das nun in England geschah, erschienen in Deutschland weitere Auflagen der ‚Welträtsel' mit dem völlig unveränderten 17. Kapitel, in dem das Neue Testament nach Saladins Vorbild behandelt wird. Für den deutschen Michel hat also Haeckel noch nicht eingesehen, daß Saladin keine glaubwürdige Quelle ist, sondern nur für England, wo man weiß, daß der Mann gar kein Theolog ist."

Die folgende Schrift Dennerts (Nr 4) „Die Weltanschauung des modernen Naturforschers“ erbringt den Beweis, daß Haeckels Behauptung, seine monistische Weltanschauung sei „die Weltanschauung des modernen Naturforschers“, völlig haltlos ist. Mit Recht unterscheidet der Verfasser (S. 332 ff) zwischen „Weltanschauung“ und „Weltbild“. Letzteres könnte man auch Naturanschauung nennen, da es sich auf die Gruppierung der naturwissenschaftlichen Tatsachen zu einem einheitlichen hypothetischen Gesamtbild beschränkt. Die Weltanschauung dagegen greift über auf die höchsten und letzten Fragen des Ursprunges und des Zieles der Weltdinge und trägt daher einen wesentlich metaphysisch-religiösen Charakter. Dennert zeigt nun in seiner Schrift an den Beispielen von Haeckel, Wallace, Verworn, G. Romanes, W. Ostwald, H. Driesch und J. Reinke, daß von einer Weltanschauung des modernen Naturforschers gar keine Rede sein könne, da nicht bloß die Weltanschauungen derselben, sondern auch die Weltbilder, auf denen jene beruhten, mannigfach verschieden sind. Der energetische Monismus Ostwalds widerspricht dem mechanistischen Monismus Haeckels, der psychophysische Monismus Verworns steht im Gegensatz zu den beiden vorigen, der Vitalismus von Driesch widerspricht der mechanistischen Lebenslehre usw. Romanes hat sich sogar am Ende seines Lebens vom Monismus losgesagt und ist zum Theismus zurückgekehrt in seinen nachgelassenen „Gedanken über Religion“. Allerdings blieben seine Anschauungen über den Gottesbegriff in manchen Vorurteilen befangen, indem er z. B. glaubte, auf Gott lasse sich der Begriff der moralischen Güte nicht anwenden, weil „die Natur an Zähnen und Klauen rot vor Blutgier“ sei. Die Widerlegung dieses Einwandes bei Dennert (S. 201 ff) scheint uns nicht genügend. Auch die Ansichten von Romanes über die Begriffe des Natürlichen und Übernatürlichen (S. 209 ff) hätten einer klareren Richtigstellung bedurft; desgleichen seine Ansichten über die Dreieinigkeit und andere christliche Dogmen (S. 218 ff). Da Dennert keinen Anspruch darauf erhebt, Theolog zu sein, ist es nicht befremdlich, daß seine Ausführungen der theologischen Tiefe entbehren.

5. Die Schrift des bekannten Petersburger Physikprofessors, dessen Lehrbuch der Physik auch in seiner deutschen Übersetzung sehr geschätzt wird, befaßt sich, wie schon der Titel andeutet, nicht bloß mit Haeckel, obwohl die vernichtende Kritik desselben den Hauptteil der Schrift ausmacht und das größte Aufsehen erregt hat. Das erste Kapitel (S. 1—18) erörtert im allgemeinen das Verhältnis zwischen Philosophie und Naturwissenschaft, das zweite (S. 18—20) wirft einen kurzen Rückblick auf den Bankrott der Hegelschen Naturphilosophie, das dritte (S. 20—78) legt den Maßstab des „zwölften Gebots“: Du sollst über nichts schreiben, was du nicht verstehst, an Haeckels „Welträtsel“ an, das vierte (S. 78—89) wendet sich gegen einen philosophischen Gegner Haeckels, H. Kossuth, und weist dessen Kritik als zu einseitig philosophisch zurück, das fünfte Kapitel endlich (S. 89—90) bildet den Schluß. Uns interessiert hauptsächlich das dritte Kapitel.

Chwolson untersucht in demselben die physikalischen Sätze der Haeckelschen „Welträtsel“ und namentlich die physikalische Grundlage seines Monismus, das sog. Substanzgesetz. Wir zitieren hier das Schlußurteil (S. 76):

„Das Resultat unserer Untersuchung ist entsetzlich, man darf wohl sagen — haarsträubend! Alles, aber auch alles, was Haeckel bei Berührung physikalischer Fragen sagt, erklärt und behauptet, ist *falsch*, beruht auf Mißverständnissen oder zeugt von einer kaum glaublichen Unkenntnis der elementarsten Fragen. Selbst von dem Gesetz, welches er selbst als ‚Leitstern' seiner Philosophie proklamiert, besitzt er nicht die elementarsten Schulkenntnisse. Und mit solch totaler Unkenntnis ausgerüstet, hält er es für möglich, das Fundament der modernen Physik, die kinetische Substanztheorie, für unhaltbar zu erklären und zu behaupten, daß eine der großartigsten, vielleicht die großartigste Errungenschaft menschlichen Geistes, das Entropiegesetz oder der zweite Hauptsatz der Thermodynamik, aufgegeben werden muß. Sollte Haeckel sich nur zur Physik so verhalten haben? Mit Sicherheit dürfen wir wohl behaupten, daß er sich in gleicher Weise zu den zahlreichen andern Wissenszweigen verhalten hat, die in seinem Werk besprochen oder auch nur gestreift werden.... Haeckels Welträtsel sind typisch für jene Werke, deren Autoren das zwölfte Gebot verachten: *Du sollst nie über etwas schreiben, was du nicht verstehst....*"

6. Der Verfasser dieser Schrift, Dr A. Braß, ist Zoolog. Er will prüfen, ob Haeckel als Biolog die Wahrheit sage, und kommt dabei zu einem durchaus negativen Ergebnisse. Die Einleitung gibt die psychologische Entwicklung des Verfassers wieder, welcher anfangs von Haeckels Ideen sich einnehmen ließ, bis er später ihre Haltlosigkeit erkannte. Von den sieben Kapiteln ist das erste physikalischen, die übrigen biologischen Inhalts. Letztere besprechen Haeckels Moneren, seine Gasträatheorie, die Abstammung der Säugetiere, die Entwicklung des Auges, die vorgebliche Stammesentwicklung von Hand und Fuß und endlich die „Fürsorge für das Werdende" in der Natur (Eientwicklung, Brutpflege usw.). So gut auch die Absicht des Verfassers war, die Unhaltbarkeit der biologischen Theorien Haeckels nachzuweisen, so hat uns die Schrift doch eigentlich enttäuscht. Den Beweis, daß jene Theorien der Wahrheit nicht entsprechen, hat er allerdings erbracht. Aber bei größerer Sachlichkeit und Tiefe in Behandlung jener Fragen wäre ihm sein Beweis wohl noch viel besser gelungen. Die positiven Belege für die Unhaltbarkeit der Haeckelschen Entwicklungslehre auf biologischem Gebiet haben wir bei andern Autoren, wie v. Baer, Wigand, Hamann, Fleischmann, Reinke u. a., großenteils schon besser dargestellt gefunden.

7—9. Der protestantische Biolog J. *Reinke* nimmt eine ganz hervorragende Stelle ein unter den Gegnern des Haeckelschen Monismus. Seine größeren Werke „Die Welt als Tat" (1905 bereits in 4. Aufl.), „Einleitung in die theoretische Botanik" (1901) und „Die Philosophie der Botanik" (1905) haben sich für die teleologische Weltanschauung, welche die Naturordnung auf ein höchstes intelligentes Prinzip zurückführt, große Verdienste erworben. Reinkes ernstes Streben nach Wahrheit zeigt sich auch namentlich darin, daß er den Prinzipien der christlichen Philosophie immer mehr Aufmerksamkeit schenkt und sich ihnen auch in seinen eigenen Anschauungen immer mehr nähert.

Die unter Nr 7 erwähnte Schrift gibt einen Vortrag wieder, den Reinke in München in der „Gesellschaft für Naturwissenschaften und Psychologie" hielt.

Seinen Gegenstand bilden die Beziehungen zwischen Naturwissenschaft und Religion. Hier zeigt sich, daß Reinke die „Kosmische Intelligenz", welche er als erste Weltursache betrachtet, nicht in pantheistischem, sondern in theistischem Sinne auffaßt. Sein ganzer Vortrag ist eigentlich eine Apologie der theistischen Weltanschauung, und zwar in ihrem historischen, christlichen Gewande. Wie die Entstehung der ersten Lebewesen, so führt er auch jene des menschlichen Geistes auf einen Schöpfungsakt Gottes zurück. Zum Schluß spricht er sich gegen den falschen Agnostizismus und gegen den Atheismus aus. „Ich halte den Atheismus für ein Übel, weil er ein Irrtum ist, zu dem die Naturwissenschaft keinen Anlaß bietet" (S. 19). Ja er macht sich sogar den Ausspruch Robert Mayers zu eigen, welcher sagte: „Aus vollem, ganzem Herzen rufe ich es aus: eine richtige Philosophie kann und darf nichts anderes sein als eine Propädeutik für die christliche Religion" (S. 20). Wir möchten dieser Schrift eine weite Verbreitung in den gebildeten Kreisen wünschen.

Gegen Haeckels Monismus und den neuen „Deutschen Monistenbund" wendet sich die Schrift Nr 8 in scharfer, aber völlig sachlicher Kritik. Im Namen einer wahrhaft freien deutschen Wissenschaft ruft sie Haeckel und seinen Freunden zu: Quousque tandem abutere patientia nostra! Als Wissenschaft darf dem Volk nur dasjenige geboten werden, was wirklich auf Tatsachen gegründet ist, nicht aber die „dogmatische Afterwissenschaft" des modernen Monismus. Die heftigen Angriffe, welche der deutsche Monistenbund in seiner zweiten Flugschrift „Monismus und Christentum" unter der Flagge der Naturwissenschaft gegen die gesamte christliche Weltanschauung richtete, veranlaßten Reinke in seiner Herrenhausrede vom 10. Mai 1907, energisch vor den Gefahren zu warnen, welche für die deutsche Wissenschaft und Kultur aus den Bestrebungen jenes Monistenbundes erwachsen. S. 7—20 der vorliegenden Schrift gibt jene Rede Reinkes ausführlich wieder. Sie schildert die Unwissenschaftlichkeit und Anmaßung jener monistischen Ansprüche in ihrem wahren Lichte und gipfelt in dem Satze (S. 15): „Meine Herren, die Hochhaltung der alten Weltanschauung mit ihrem ehrlichen Fortschritt des Wissens verbürgt uns die Aufrechterhaltung unserer geistigen Kultur, während der materialistische Monismus Haeckels nur einen Rückfall in die Barbarei zu bedeuten scheint." Über Haeckels bekannte Kritiklosigkeit als Naturforscher sagt Reinke (S. 14): „Durch diese Kritiklosigkeit scheidet Haeckel in den Augen vieler aus der Schar der ernst zu nehmenden Naturforscher überhaupt aus, und es bleibt nur Haeckel der Fanatiker übrig, der mit dem Monistenbund die Herrschaft über die Geister zu erzwingen sucht. Von Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit ist dabei keine Rede mehr." Ein Hauptmittel, um der durch den Monistenbund uns drohenden Gefahr zu steuern, sieht der Redner in der Einführung eines zeitgemäßen biologischen Unterrichts an den höheren Klassen der Gymnasien und der entsprechenden Realanstalten[1]. Der vierte und fünfte

[1] Siehe darüber auch E. Wasmann, Der biologische Unterricht an den höheren Schulen, Köln 1906.

Teil der Reinkeschen Schrift beschäftigen sich mit den — teilweise unqualifizierbaren — Angriffen, die von monistischer Seite gegen Reinke wegen jener Herrenhausrede gerichtet wurden. Die ganze Schrift ist sehr lesenswert und sei allen unsern Lesern empfohlen.

In dem Büchlein Nr 9 bietet Reinke eine Sammlung naturwissenschaftlicher und naturphilosophischer Aphorismen für weitere Kreise. Das erste Kapitel umfaßt Zitate aus alter und neuer Zeit, die übrigen sechzehn Kapitel enthalten summarische Darstellungen naturwissenschaftlicher und philosophischer Probleme, die sich auf die obenerwähnten größeren Werke des Verfassers stützen. Als Probe teilen wir folgende Sätze mit: „Das scheinbar so stolze Gebäude der dogmatischen Abstammungslehre des vorigen Jahrhunderts liegt heute in Ruinen; doch die Wissenschaft darf dies nicht bedauern. Denn aus jenen Ruinen erblüht neues Leben in einer kritischen Abstammungslehre, die in vorsichtiger Selbstbesinnung sondert, was im Bereich der Philogenie Tatsache, was Idee und was Hypothese ist, wo unser Wissen aufhört und unser Nichtwissen beginnt“ (S. 159).

E. Wasmann S. J.

1. **Schule und Charakter.** Beiträge zur Pädagogik des Gehorsams und zur Reform der Schuldisziplin. Von **Fr. W. Förster.** Erste und zweite Auflage. 8° (214) Zürich 1907, Schultheß & Co.

2. **Sexualethik und Sexualpädagogik.** Von Dr **Fr. Förster.** 8° (98) Kempten 1907, Kösel. M 1.—

1. Der rühmlichst bekannte Schulmann und Jugenderzieher bietet hier wieder eine treffliche und beherzigenswerte Gabe. Wie in der „Jugendlehre“ des Verfassers, so lautet auch hier der Hauptsatz und das Stichwort: „Nicht bloß Verstandesbildung, sondern auch und noch mehr Willens- und Charakterbildung bei der Erziehung der Jugend.“ Die „Jugendlehre“, eine frühere Arbeit des Verfassers, ist vorwiegend eine praktische Anleitung zu diesem Zweck; das vorliegende Buch behandelt denselben Gegenstand theoretisch und wirkt vornehmlich ermutigend. Wir stellen hier die Leitsätze kurz zusammen.

Erstens erinnert der Verfasser die Schule ernst und nachdrücklich, die Charakterbildung in den Mittelpunkt ihrer erzieherischen Arbeit zu stellen (Einleitung). Das beweist er weitläufig und schlagend im Interesse aller Anforderungen der Bildung, der intellektuellen, moralischen, körperlichen und ästhetischen Heranziehung für einen Lebensberuf. Selbst die Tüchtigkeit der technischen Ausbildung hat einen ausgiebigen Einsatz von Charakter- und Willensstärke zur Voraussetzung. Logisches Denken, mühsame Forscherarbeit, Geduld und Präzision in den exakten Wissenschaften, die großen Errungenschaften unserer Zeit, sind nicht denkbar ohne „die große ethische Leidenschaft für die Wahrheit“ (S. 11 12). Auf diesen Zweck nun, die Bildung des Charakters, muß die Schuldisziplin (die Gesamtheit der Lehr- und Erziehungsmittel) hingerichtet werden, und dieses um so mehr, da das Schulleben eine Reihe sittlicher Gefahren mit sich bringt, wie Lügenhaftigkeit, Menschenfurcht, Unsittlichkeit und Verrohung der Manieren. Be-

sonders anziehend sind die Ausführungen über die „Schullüge", die Förster geistreich in Phantasie-, in pathologische, heroische und soziale Lüge einteilt (S. 28—48) und über die Mannhaftigkeit (S. 28—42) gegenüber der Beeinflußbarkeit und Suggestion kollektiver Leidenschaften, Urteile und Vorurteile der imponierenden Majestät der Masse mit der unbarmherzigen Strafe ihres Mißfallens und der verlockenden Belohnung der Sympathie (S. 42—50).

Erfreuliche Zustimmung verdient die Ansicht über die „sexuelle Frage in der Schule", deren Wesen der Verfasser in folgenden Worten niederlegt: „Weit richtiger und gesünder als zu viel direkte Rede über solche Dinge ist die allgemeine, vielseitige Anregung der Willensgymnastik, die Weckung lebendigen Interesses an jeder Art von Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung" (S. 52 53). Das ist das einzig Richtige, was die Schule als solche tun kann. Das Mehr ist hier zu viel. „Man muß den Teufel nicht an die Wand malen", sagt ein altes Sprichwort, „er kommt von selbst." Eine unbewußte Unschuld in der Jugend ist im allgemeinen besser als eine bewußte. Weniger Anklang möchten die Worte des Verfassers über die gemeinsame Erziehung der Geschlechter finden (S. 56). Im allgemeinen gibt der Verfasser dem „Präventivsystem" durch Erziehung zur Selbstbildung den Vorzug vor dem Repressivsystem. Und mit Recht, Prügelpädagogik bildet nicht, sondern verbildet. Diese Gedanken sind der Inhalt des zweiten Kapitels.

Mittel zu dieser Selbstziehung ist dem Verfasser, wie im dritten Kapitel ausgeführt wird, eine stramme Disziplin, gehandhabt mit ehrerbietiger Behandlung und mit Wohlwollen, so daß der Gehorchende mit dem Erzieher gleichsam eine Seele wird (S. 80). Die Disziplin darf nicht Lockerung erleiden, sondern muß freiwillig als höchste Leistung und Erprobung der freien Willenskraft angesehen und empfunden werden (S. 87), ähnlich wie im Ordensstand. Zwei Bedürfnisse des Menschen müssen durch die Disziplin ausgeglichen werden: das Bedürfnis geordneter Arbeit und das der Freiheit (S. 83). So allein wirkt die Disziplin erzieherisch auf den Charakter und erweckt das Bewußtsein der Selbstverantwortung und der Selbständigkeit, die in jedem Beruf von so großer Wichtigkeit sind.

Eingehender behandelt der Verfasser im vierten Kapitel die gegenseitigen Beziehungen zwischen Gehorsam und Freiheit. Nachdem er mit dem Wirrwarr und dem Unfug, der mit den Schlagwörtern „Persönlichkeit", „Freiheit" und „Individualität" heutzutage getrieben wird, aufgeräumt hat, zeigt er, wie der Gehorsam, vorausgesetzt, daß die Autorität mit Liebe und Achtung des Untertans gehandhabt wird, die einzig wahre Schule zur Bildung des Charakters ist, weil er den Willen von der erniedrigenden Herrschaft der verdorbenen Leidenschaften und Gelüste befreit. Aber es muß ein freier, von religiösen Motiven beseelter Gehorsam sein, und die Autorität darf nicht dressurmäßig verfahren und sich mit ihren Anforderungen an die untergeordnete, sinnliche Seele des Menschen, sondern an den höheren geistigen Menschen wenden. Bloß im Christentum ist diese Versöhnung des Gehorsams mit der Freiheit sowie der Ausgleich zwischen Arbeitsvergötterei und Arbeitssklaventum vor sich gegangen. Die Bemerkungen, die der Verfasser

hier von der erziehenden Kraft der Arbeit und von der Treue im Kleinen anfügt, sind Goldes wert (S. 115 123 ff).

Im fünften Kapitel werden einige Versuche besprochen, die namentlich in Amerika und in England gemacht wurden, die Schuldisziplin dem demokratischen Geist der Zeit und der Heranbildung der Jugend zum Staatsbürgertum anzupassen. Das Gute in diesen Versuchen sind die Grundsätze, das Kind von innen heraus an Selbständigkeit, Selbsttätigkeit, Selbstachtung und Selbstverantwortlichkeit zu gewöhnen, und zwar durch eine Pädagogik des Vertrauens und der Ermutigung. Der Verfasser redet aber keiner kritiklosen Übertragung solcher Schulversuche das Wort. „Nicht Bedürfnisse und bestimmte Gesellschaftsformen sind der letzte Maßstab der Moralpädagogik, sondern die Erziehung des Menschen nach den Idealen, die über den wechselnden Bedürfnissen das bestimmen, was allein die geistige Seite des Menschen zu steigern und zu befestigen vermag und was die Gesellschaft in der Tiefe zusammenhält" (S. 5), mit einem Wort, wir sind zuerst Menschen und dann Staatsbürger. Deshalb muß zuerst der Mensch gebildet werden. Ein besserer Mensch ist auch ein besserer Staatsbürger.

Die Winke für Anfänger im Lehrfach (S. 188) sowie die Weisungen behufs ethischer Belebung bei Handhabung des Lehrstoffes, beim Lese- und Schreibunterricht, beim Übersetzen und andern Übungen sind treffend und lehrreich.

Das Schönste und Beherzigenswerteste aber, das der Verfasser sagt, gilt der Bedeutung der Religion für die Pädagogik. Im ganzen Verlauf des Buches schreibt er schwerwiegende Worte über die grundlegende Bedeutung der Religion für die Jugenderziehung (S. 88 112 115 116). Es ist dieses gewiß ein Vorzug vor dem früheren Werk des Verfassers, der „Jugendlehre". Er schließt dieses Buch ab mit den Worten: „Je mehr die weltliche Schule unter dem Einfluß des wechselnden Unglaubens ihre Verbindung mit der religiösen Seelsorge löst und sich zur bloßen Intellektschule auswächst, um so deutlicher wird die weltliche Lehrerschaft spüren, daß Schularbeit und Schulordnung ohne große ethische Inspirationen nur zu einem klappernden Mechanismus wird, der letzten Endes aus Mangel an bewegender Seelenkraft völlig versagen muß. Man wird beginnen, sich mit großer Intensität der Pflege der ethischen Kräfte zu widmen — und dabei wird man gewahr werden, daß die ethische Seelsorge aus ihrer eigensten Psychologie heraus nach religiöser Begründung und Befestigung verlangt. Wir haben anläßlich der moralpädagogischen Vorschläge der vorliegenden Schrift mehrfach gerade auf die moralpädagogische Unersetzlichkeit der Religion aufmerksam gemacht. . . . Alles Zusammenwirken der Menschen im staatlichen Leben und alle Erziehung zum staatlichen Leben bedarf der Kultur des Gewissens — es gibt aber auf die Dauer keine Kultur des Gewissens ohne den Kultus der religiösen Mysterien, in denen die menschliche Seele auf Grund erhebendster Zeugnisse und Ereignisse zum Bewußtsein ihrer überirdischen Bestimmung erweckt wird. Die Religion allein spricht die Ursprache der Seele — wer die Seele will und die Beseelung des Lebens, der kann darum der Religion nicht entraten."

Die klaren, wahren und geistreichen Ausführungen wird niemand ohne Nutzen und Genuß lesen.

2. Die Frage über die sexuelle Aufklärung namentlich bei der Jugend, die im voraufgehenden Buche bloß gelegentlich gestreift wurde, wird hier eingehend und ausschließlich behandelt. Geistvoll und wuchtig geißelt der Verfasser die Sexualpädagogik der Modernen, welche die Sexualethik der Alten, die in der Erziehung und Stärkung des Willens und des Charakters besteht, beiseite werfen und das Übel der Verunsittlichung durch mögliche Aufklärung des Verstandes über das Geschlechtsleben beschwören wollen. Dadurch entwinden sie der armen Menschheit die einzig zuverlässige Waffe des Willens und reichen ihr dafür die verhängnisvolle Fackel der Einsicht in Dinge, die besser verborgen blieben (vgl. hierüber auch diese Zeitschrift LXX 65 f). Statt die Gefahr und das Unheil zu beseitigen, beschwören sie es erst recht herauf. Das ist der Satz, den der Verfasser aufstellt und glänzend beweist. Deshalb muß die sexuelle Pädagogik nach seiner Ansicht in erster Linie Willenspädagogik sein, Schutz vor der sexuellen Gefahr ist mehr eine Kraft- als Wissensfrage (S. 58). Die beste Behandlung des sexuellen Gebietes besteht darin, daß man die Gedanken von ihm ablenkt (S. 59 90). Mit diesem Wort spricht der Verfasser einen Hauptgrundsatz der alten Aszese aus: es gebe Feinde, die man mit keckem Angriff, andere, die man durch die Flucht besiegt. Deshalb, schreibt er, sei die beste sexuelle Erziehung eine richtige Gesamterziehung, also auch des Willens, ja vorab des Willens; der rechte Sexualpädagoge solle also kein Spezialist, sondern ein universeller Pädagoge sein (S. 59); den bösen Trieben müsse schon vorgearbeitet sein, bevor sie erwachen (S. 86); ein hochentwickeltes Schamgefühl, diesen Abwehrinstinkt des unbewußten Lebens (S. 73), sei ein weit besserer Schutz gegen das Verderben als alle Aufklärung (S. 71). Sehr ernst lauten die Sätze: die Röntgenstrahlen bestrahlen nicht bloß, sondern verbrennen auch (S. 73), Bücher mit dergleichen Aufklärungen in die Welt werfen, hieße Pestbazillen den Familien zur Aufklärung schicken (S. 74). Die schönsten, wahrsten und ergreifendsten Worte aber hat mit Recht der Verfasser geschrieben, wo er von der mächtigen Hilfe spricht, welche der Menschheit gegen das immer mehr um sich greifende Unheil hinterlegt ist in der Religion. Es geschieht, so schließt der Verfasser, der modernen Welt, die nichts von Religion wissen will, wie dem unglücklichen König Lear: auf die treue und erbarmende Cordelia hört er nicht, läßt sich betören von seinen falschen Töchtern und geht zu Grunde. „Cordelia ist die Stimme der Religion." — Das Herz geht einem auf bei dieser Schrift. Endlich eine Stimme, die nicht kapituliert, weder vor der zielbewußten Schamlosigkeit der Modernen noch vor der Unverständigkeit derer, die es gut meinen, aber besser wissen sollten, was der Jugend wirklich frommt. Das Büchlein sollte zur ernsten Mahnung in der Hand aller Erzieher liegen.

M. Meschler S. J.

Die da wandern und irren. Roman von **Fabri de Fabris.** 8° (412) Ravensburg o. J., Alber. M 3.60; geb. M 4.80

Schon vor etlichen Jahren sprach ein Kritiker in dieser Zeitschrift (LIX 360) den Wunsch aus, die begabte Verfasserin möchte ihr Talent einmal an einem größeren Vorwurfe versuchen. Manches Büchlein ist seit der Zeit unter der Feder

der rastlos arbeitenden Frau entstanden und fand einen zahlreichen, dankbaren Leserkreis; längst ist Maria Schmitz, geb. Köhler unter ihren Schriftstellernamen Fabri de Fabris und Angelika Harten als Verfasserin von anmutigen Skizzen, Novelletten und Jugenderzählungen weithin bekannt, aber erst jetzt kommt sie jenem, auch von anderer Seite geäußerten, Wunsche entgegen: der vorliegende Roman bedeutet das erste größere „Wagnis“ der rheinischen Dichterin.

„Die da wandern und irren“ erzählt die Schicksale des jungen Arztes Johannes Walter, der von dem Glanze der stolzen, herzlosen Irene Martens geblendet eine unglückliche Ehe schließt. Von dem Weibe nach kurzer Zeit schnöde verlassen, findet er einen kargen Trost in der Erfüllung seiner Berufspflichten. Erst nach dem Tode der treulosen, aber schließlich unter harten Schicksalsschlägen zusammenbrechenden Frau genießt der Vielgeprüfte das Glück uneigennütziger Liebe an der Seite seiner einstigen Jugendfreundin Maria Hellen.

Die Untreue eines Weibes bildet also auch hier ein Hauptmoment in der Schürzung des Knotens; in der Behandlung des heikeln Stoffes offenbaren sich indes sittlicher Ernst und weibliche Selbstachtung. Von schwüler Erotik oder auch nur von leichtfertiger Tändelei wird man nicht viel in dem wahrlich sonst keineswegs steifen oder lebensarmen Romane finden.

Als echte Tochter des Rheinlands liebt Fabri de Fabris Licht und Sonne, Blumen und reizende Landschaften, gesellige Unterhaltung und fröhliche Menschen. Mühelos und mit sichtlichem Behagen liest sie im weitaufgeschlagenen Buche der Natur. Was wir da hören, mutet uns meist so heimisch an wie das leise Plätschern eines fröhlichen Bächleins, wie das sorglose Zwitschern befiederter Sänger. Nur zuweilen kömmt es uns entgegen wie der schrill pfeifende Nordwind, der in kalten Winternächten durch die Täler und über die Höhen der rauhen Eifel fegt.

Dissonanzen bedingte schon der an sich tief ernste Stoff, aber sie lösen sich alle oder doch fast alle unter den freundlichen Sonnenstrahlen einer edeln, das Leben bejahenden Weltanschauung. Die Motivierung ist denn auch durchweg gut, die Anlage einfach, nicht gerade originell, aber auch keineswegs nach ausgetretenen Romanmustern.

Große Mannigfaltigkeit offenbart sich in der Ausführung. Im heiligen Köln und in der alten Kaiserstadt Aachen, in den bürgerlichen Verhältnissen des rheinischen Mittelstandes ist die Verfasserin natürlich zu Hause, aber sie wagt auch einen mutigen Ausflug in die Alpenlandschaften Kärntens, sie weiß Bescheid in den gelehrten Kreisen der Universitätsstadt Bonn, sie hat von der wissenschaftlichen Botanik, von Kunst und Literatur, von manchen vielbesprochenen sozialen Problemen der Gegenwart mehr als eine bloß oberflächliche Kenntnis. Pedantisch lehrhaft wird ihr Buch freilich nie, dafür ist sie zu sehr Dichterin, was auch die hübschen eingestreuten Lieder beweisen.

Als Schattenseite dieser Vorzüge begegnet uns eine gewisse Redseligkeit. Namentlich wünschte man bei Vorführung starker Affekte weniger Worte, hier wäre Schweigen beredter. Auch wirken einige gar zu gewöhnliche Redensarten im Dialog zuweilen störend. Im übrigen sind Stil und Sprache flüssig, gewandt und ganz dem Stoffe entsprechend.

An den vorgeführten Personen dürfte der aufmerksame Beobachter die eine oder andere Verzeichnung feststellen: Irene ist zuweilen von einer fast unnatürlichen Härte des Charakters, die gut geplante Gestalt des Zigeunerkindes Katrin wünschte man in den Einzelheiten sorgfältiger und konsequenter durchgeführt, und der wendisch-jüdische Verführer geht von den ersten sehr glücklichen Ansätzen hinüber in die Schablone. Die übrigen Hauptpersonen dagegen sind gut, zum Teil selbst vorzüglich geraten: Maria Hellen, das charakterstarke, still, aber keineswegs tatenlos leidende Mädchen, neben Johannes die Hauptfigur des Romans, besonders aber der biedere Eifelpfarrer Dornemann und seine bei all ihrer Dicke recht bewegliche Schwester Cilla.

So ist denn das erste größere Werk der Schriftstellerin zwar nicht ohne Mängel, aber als Ganzes betrachtet eine tüchtige Arbeit und verdient die günstige Aufnahme bei erwachsenen Lesern, welche den Jugendschriften der Angelika Harten zu teil wurde. Wer aber hier über „Mangel an Tiefe" klagt, weil er den pessimistischen Grundton in dem an sich düstern Stoffe vermißt, der möge die Worte auf S. 327 beherzigen, mit welchen die Verfasserin ihre Auffassung rechtfertigt: „Sie zuckte spöttisch die Schultern. ‚Sie, ein Arzt, empfehlen die werktätige Nächstenliebe als Mittel zum Glück? Sind Sie denn noch nicht an der Menschheit irre geworden?' ‚Irre geworden nicht, gnädige Frau. Solange auf zehn Enttäuschungen ein Fall wirklicher Dankbarkeit kommt, muß man sich bescheiden. Und das beseligte Lächeln auf dem Sorgengesicht des einen Armen hilft über die Enttäuschungsfälle hinweg.'"

Alois Stockmann S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

Novum Testamentum graece et latine. Textum graecum recensuit latinum ex Vulgata versione Clementina adiunxit, breves capitulorum inscriptiones et locos parallelos uberiores addidit Fridericus Brandscheid. Tertia editio critica recognita. Pars I: Evangelia. Pars II: Apostolicum. 12° (XXIV u. 652, VI u. 804) Friburgi 1906, sumptibus Herder. I. *M* 2.40, geb. *M* 3.40; II. *M* 2.60, geb. *M* 3.60

Die treffliche Ausstattung und praktische Anordnung der vorliegenden Ausgabe ist bei ihrem ersten Erscheinen rühmend anerkannt worden (in dieser Zeitschrift XLVII 611 f). An Handlichkeit, Gefälligkeit und Bequemlichkeit der Benützung hat sie seitdem noch gewonnen. Kritische Bemerkungen, vorzüglich zu jenen Stellen, in welchen die Vulgata mit dem heutigen griechischen Text nicht übereinstimmt, finden sich im Anhang beider Bändchen. Brandscheid selbst, dem die zweite Auflage zu besorgen 1900 noch vergönnt war, ist insofern von der ersten etwas ab-

gegangen, als er noch entschiedener mit Lachmann und Scrivener auf Hieronymus und der Vulgata fußte und von der Behandlungsweise des griechischen Textes bei Tischendorf und Westcott-Hort sich lossagte. Nach seinem 1902 erfolgten Tode ist auf die abermalige Wiederausgabe aufs neue die gewissenhafteste Sorgfalt verwendet worden.

Das Neue Testament unseres Herrn Jesus Christus. Nach der Vulgata übertragen, mit Einleitungen und kurzen Erläuterungen versehen. Von Dr P. Beda Grundl O. S. B. Dritte Auflage. 12° (XVI u. 832) Augsburg 1907, Huttler. Geb. *M* 1.—

Niedliches Format, bescheidenes Maß von Anmerkungen, kurze, dabei praktisch belehrende Einleitungen empfehlen diese bereits in dieser Zeitschrift LXVII 351 angezeigte wohlfeile Volksausgabe. Der Kleindruck, der für das Auge ermüdend wirkt, wäre besser auch für die Anmerkungen vermieden worden, wenigstens hätte er für die Einleitungen nicht angewendet werden sollen.

Commentarius in Evangelia secundum Ioannem. Editio altera. Auctore I. Knabenbauer S. J. gr. 8° (606) Paris 1906, Lethielleux. *Fr.* 11.25

Zur Empfehlung der zweiten Auflage sei hier kurz hingewiesen auf eine nicht unwichtige Bereicherung des Kommentars S. 223—226. In dem Streit um die Dauer der öffentlichen Lehrtätigkeit Jesu wird bekanntlich das Jo 6, 4 erwähnte Passah von Neueren (van Bebber, Belser) als unecht gestrichen und unter dem ebendaselbst erwähnten Feste der Juden das Laubhüttenfest verstanden. Als Zeugen gegen die Lesart, die durch alle Codices und Übersetzungen geschützt ist, werden vorgeführt Cyrillus von Alexandrien, Irenäus und Origenes. Knabenbauer weist nach, daß keines dieser drei Zeugnisse stichhaltig ist. Cyrillus tritt jedenfalls nicht für die einjährige Lehrtätigkeit Jesu ein, sondern für eine zweijährige (also für drei Osterfeste); obendrein würde er in Widerspruch mit seiner Erklärung zu 7, 1 geraten, wenn er das 6, 4 erwähnte Fest für das Laubhüttenfest und nicht für das Osterfest gehalten hätte. Irenäus argumentiert gegen die einjährige Lehrtätigkeit Jesu und zählt drei Osterfeste auf, zu denen Jesus nach Jerusalem hinaufgegangen (2, 23; 5, 1 und das Leidenspassah). Gegen den Schluß: „Also hat Irenäus das Passah 6, 4 nicht gekannt", ist zu bemerken, daß Jesus zu diesem Passah 6, 4 nicht nach Jerusalem hinaufgegangen, Irenäus aber nur auf solche Osterfeste hinweisen will, zu denen er hinaufgegangen. Origenes, der dritte Zeuge, soll überhaupt nur aller Wahrscheinlichkeit nach das Passah 6, 4 nicht gelesen haben. Von einem sichern Zeugnis gegen das Passah 6, 4 kann somit keine Rede sein. Die weitere Aufstellung, daß das Fest der Juden schon im Alten Testamente sozusagen Eigenname des Laubhüttenfestes gewesen sei, wie van Bebber behauptete, wird durch Belege aus hebräischen und griechischen Bibelstellen als unbegründet dargetan. Dem von Belser erhobenen Einwand, die chronologische Notiz 6, 4 sei nur erklärlich bei der Annahme des Laubhüttenfestes, begegnet Knabenbauer mit dem Hinweis auf den inneren Zusammenhang zwischen der Brotvermehrung und dem wahren Osterlamm; hiernach erweist sich die auf das Osterfest bezügliche Notiz 6, 4 als dem Zusammenhang entsprechend. Für die Frage nach der Dauer der Lehrtätigkeit Jesu ist diese Auseinandersetzung von großer Bedeutung. Bleibt das Passah 6, 4 zu Recht bestehen, dann kann von nur einjähriger Lehrtätigkeit nicht die Rede sein.

Die Dauer der öffentlichen Wirksamkeit Jesu. Von Johann B. Zellinger. 8° (105) Münster 1907, Aschendorff. *M* 2.—

Die Schrift gibt zunächst eine Geschichte der Kontroverse über die Dauer der öffentlichen Wirksamkeit Jesu. Hier werden namentlich die Zeugnisse der ältesten Väter und kirchlichen Schriftsteller sorgfältig gebucht, vielfach besser, als das sonst geschehen ist. Dann folgen exegetische Untersuchungen. Besonders die Stelle Jo 6, 4 wird weitläufiger besprochen. Schließlich meint der Verfasser, das öffentliche Wirken Jesu habe nicht drei, sondern nur zwei volle Jahre gewährt. Jedem, der sich mit dieser Kontroverse eingehender befassen will, ist die Arbeit zu empfehlen.

Die apologetischen Bestrebungen des Bischofs Huet von Avranches historisch und kritisch gewürdigt von Joh. Nep. Espenberger. 8° (VIII u. 104) Freiburg 1905, Herder. *M* 1.80

Aus den ersten philosophischen Studien erinnert man sich eines französischen Bischofs Pierre Daniel Huet, der unter den Verächtern der menschlichen Vernunft angeführt wird. Espenberger hat sich der dankenswerten Mühe unterzogen, die Lehre dieses merkwürdigen Mannes im Zusammenhange darzustellen. Nur ein Viertel der Schrift handelt von Huets Apologetik im engeren Sinne, alles übrige bespricht seine Erkenntnistheorie und das Verhältnis von Glaube und Wissen. Der Bischof ist Skeptiker im Geiste der neuen Akademie, er anerkennt nur eine Wahrscheinlichkeitserkenntnis. Sein Zweifel ist also nicht der methodische Zweifel, den Hermes anriet (bei Espenberger hat der Ausdruck „methodischer Zweifel" S. 59 74 eine andere Bedeutung), und noch weniger ein absoluter Zweifel. Immerhin sei die Erkenntnis der Vernunft so schwach, das Erkenntnislicht so matt, daß man einen festen Halt nur im Glauben finden könne, und gerade die Vorbereitung auf die demütige Annahme des Glaubens sei das letzte Ziel des Skeptizismus. Mit eigenen Worten, einfach, klar und kurz stellt der Verfasser das System dar; am Schlusse jedes der drei Teile seiner Arbeit gibt er eine eingehende Kritik, hinter der freilich die geschichtliche Würdigung Huets zurückbleibt.

Kirche und Zeitgeist. Die hauptsächlichsten Hirtenschreiben Pius' X. als Kardinals und Patriarchen von Venedig, ins Deutsche übertragen und mit einer Einleitung versehen. Von Dr Alex. Hoch. 8° (118) Straßburg 1907, Le Roux. *M* 2.50

Von den Hirtenschreiben, welche der jetzt regierende Papst noch als Patriarch von Venedig veröffentlicht hat, sind sechs besonders denkwürdige ausgewählt und in fließender Übersetzung wiedergegeben. Die Vorbemerkungen über die das Schreiben veranlassenden Umstände finden sich nicht an der Spitze der einzelnen Stücke, sondern in eine längere literarische Einleitung hineinverwoben. Man findet in diesen Schreiben mit der Liebe zur anvertrauten Herde den klaren Blick und die kirchliche Wärme, wie sie seitdem in Pius X. so vielfach offenbar geworden sind, aber auch eine Hoheit des Geistes und eine apostolische Kraft, die das Herz erheben. Das Schreiben über die Zivilehe verrät den vorzüglichen Lehrer. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Stellen über die Autorität und Vollgewalt des Papstes S. 24 bis 25 und namentlich S. 94—96, das Verhältnis von Kirche und Staat S. 121 bis 122, den Beruf des italienischen Volkes S. 85, das Urteil über die gewünschte „Verständigung" betreffend den Raub des Kirchenstaates S. 103. Unter den nicht

seltenen rhetorischen Glanzstellen steht wohl obenan die S. 106 über die Unvergänglichkeit des Papsttums.

Historisch-apologetisches Lesebuch für den katholischen Religionsunterricht an den obersten Klassen höherer Lehranstalten sowie zur Selbstbelehrung. Von Johann Wilhelm Arenz, Kanonikus am Kollegiatstift zu Aachen. gr. 8° (XVI u. 232) Freiburg 1907, Herder. *M* 2.60

Ob die in unsern höheren Lehranstalten dem Religionsunterricht so knapp zubemessene Zeit neben der tieferen Durchdringung der gesamten Glaubens- und Sittenlehre und der Behandlung der apologetischen Grundfragen für Beschäftigung mit andern nützlichen Dingen noch Raum lasse, bildet eine Frage für sich. Jedenfalls ist der Plan zu einer dem Religionsunterricht unterstützend zur Seite gehenden Sammlung gleich der vorliegenden ein glücklicher, und auch die getroffene Auswahl erscheint im ganzen recht gut. Schon das Vertrautwerden mit vielgenannten und wichtigen lehramtlichen Kundgebungen und mit Stichproben aus den Schriften bedeutsamer kirchlicher wie außerkirchlicher Persönlichkeiten der verschiedenen Jahrhunderte hat für den Schüler Wert, abgesehen von der Bereicherung seines historischen Wissens und der Bestärkung seiner religiösen Sympathien. Wenn der Verfasser sich bei der Auswahl engere Grenzen gezogen hat, als im Interesse seines höheren Zweckes vielleicht gewünscht werden könnte, so geschah das gewiß nur aus Rücksicht auf eine mögliche Einführung in den Schulen. Der Titel läßt wohl den Gedanken erkennen, welcher den Verfasser bei seiner Arbeit geleitet hat, nicht aber dasjenige, was das Buch tatsächlich bietet. Auch ist er wenig geeignet, Leserkreise anzuziehen, was nur bedauert werden kann.

Die katholische Kirche — eine verleumdete Mutter. Von Einem, der sie lieb hat. 8° (VIII u. 312) Klagenfurt 1906, St Josephs-Bücherbruderschaft.

Eine schlicht volkstümliche, aber prächtige Verteidigung der Kirche, mit Wärme und Geschick abgefaßt und von sieghaftem katholischem Glaubensbewußtsein getragen. Nachdem die Tatsache der vielfachen Verfolgung und Verleumdung erklärt ist, werden die Anklagen gegen die Kirche als Feindin der Wissenschaft, des Kulturfortschritts, der Freiheit, des Volkswohls, der Duldsamkeit, der nationalen Wohlfahrt glänzend abgefertigt. Der Phrase von der „Inferiorität" und dem Verhältnis zur Schule sind die Schlußabschnitte gewidmet. Durch 221 Abbildungen wird der Text unterstützt und belebt. Die Ausstattung ist sonst sehr einfach, in den Eigennamen finden sich manche Druckfehler, zuweilen wäre auch einmal ein kleines Wörtlein einzureden. Dies alles kommt aber gegenüber der Vortrefflichkeit des Ganzen nicht in Betracht. Obgleich zunächst für die St Josephs-Bücherbruderschaft ausgegeben, ist glücklicherweise die Schrift durch den Buchhandel auch für Nichtmitglieder zu beziehen, und durch Reichhaltigkeit, Gemeinfaßlichkeit und Wohlfeilheit empfiehlt sie sich zur weitesten Verbreitung.

Die Statthalter Jesu Christi auf Erden. Geschichte der römischen Päpste vom hl. Petrus bis Papst Pius X. Für das katholische Volk dargestellt von Chrysostomus Stangl. Dritte, vollständig umgearbeitete Auflage, besorgt von Dr Peter Lex. gr. 8° (XII u. 794) Regensburg 1907, Verlagsanstalt. *M* 5.—

Schlichte, volkstümliche Darstellung und wohltuende Wärme in der Stoffbehandlung sind Vorzüge, die das Buch zur Lesung in weiteren Volkskreisen wirklich

empfehlen. Indem die Geschichte der 258 Päpste mit allem, was sich Denkwürdiges und Erhebendes an dieselbe knüpft, kurz erzählt wird, zieht Leben und Wirken der Kirche Christi selbst am Leser vorüber. Es ist eine gemeinverständliche Kirchengeschichte in Papstbildern. Die Einteilung in zwei Hauptperioden des wachsenden Einflusses und der wachsenden Auflehnung, und diesen untergeordnet, in zwölf verschiedene, durch besondere Merkmale gekennzeichnete Gruppen, die jedesmal durch Einleitung und Schlußwort zusammengefaßt werden, macht das Ganze leichter übersichtlich. Bei der vorausgehenden Schilderung der Greuel des Heidentums hätte in Anbetracht der Bestimmung des Buches manches allzu Krasse und Einläßliche vermieden werden sollen; in der Papstgeschichte selbst ist bei allem Streben nach Wahrhaftigkeit der rechte Ton stets gewahrt. Natürlich hält sich die Darstellung an die Umrisse, die Züge im großen. Für die frühere Zeit wird einfach das „Papstbuch" als stichhaltige Quelle vorausgesetzt. In Bezug auf Genauigkeit im einzelnen könnte daher gar manches verbessert und auch die Liste der Druckversehen um ein Namhaftes vermehrt werden. Aber der Gesamteindruck von dem segensreichen Wirken der Kirche und der großartigen geschichtlichen Erscheinung des Papsttums dürfte der Wahrheit nahe kommen. Als „reich illustriert" wird die Ausgabe angekündigt, sofern auf die 800 Seiten 73 sehr ungleichartige, zum Teil unbedeuterde Abbildungen sich verteilen. Es finden sich unter denselben aber doch auch manche hübsche Bilder, und bei so bescheidenem Preis ist die ganze Ausstattung aller Ehren wert.

Kulturgeschichte des Mittelalters. Von Georg Grupp. Zweite, vollständig neue Bearbeitung. Mit 45 Illustrationen. I. Bd. 8° (XII u. 458) Paderborn 1907, Schöningh. M 5.60

Leichter ist eine Weltgeschichte zu schreiben als eine Kulturgeschichte. Schlachten und Eroberungszüge heben sich klar ab im Laufe der Ereignisse und sind fester überliefert als Entstehen, Wachstum und Untergang der Sitten und Gesetze. Dazu gibt es für erstere weit mehr Vorarbeiten. Darum durfte der Verfasser die Schwierigkeit seiner Aufgabe betonen, die ihn zwang, „manche Kapitel ein halbdutzendmal umzuarbeiten". Dieses erste Drittel eines auf drei Bände berechneten Werkes umfaßt die Kultur von der Völkerwanderung bis zum Tode des hl. Bonifatius im Abendlande, bis zum siegreichen Vordringen des Islam und zum Bilderstreit im Morgenlande. In ihm ist der weitschichtige Stoff klar, übersichttich und fesselnd behandelt. Die großen Gesichtspunkte, besonders die Wohltaten des Christentums im steten Kampfe gegen Barbarei und Entsittlichung, treten hervor. Die Entwicklung der Familien, Gemeinden und Staaten, des Ackerbaues und Handels, der verschiedenen Stände sind anschaulich geschildert, den gewichtigen Gestalten Theoderichs, Chlodowechs, Justinians, Gregors und Bonifatius' eigene Kapitel gewidmet. Unsere Zeit befaßt sich so viel mit der sozialen Frage, Grupps Buch leitet an zum tieferen Verständnis derselben, verdient darum von vielen Lesern eingehend studiert zu werden.

Visitationsberichte der Diözese Breslau. Archidiakonat Glogau. 1. Tl. Herausgegeben von J. Jungnitz. 4° (XIV u. 768) Breslau 1907, Aderholz. M 20.

Bei Anzeige der Visitationsberichte über die Archidiakonate von Breslau und von Oppeln in dieser Zeitschrift (LXV 204; LXIX 97) ist hervorgehoben worden,

welch reiche und wichtige Fundgrube durch diese Veröffentlichungen aus dem Fürstbischöflichen Diözesanarchiv sich der Wissenschaft neu erschlossen habe. Der Benutzer muß freilich zufrieden sein mit dem tadellos schön gedruckten Text, der mit ununterbrochener Einförmigkeit Urkunden, Listen, Bericht und Erzählung aneinanderreiht und außer einer Verifizierung der zahlreichen Ortsnamen nichts hinzufügt als ein Verzeichnis der visitierten Gemeinden und ein Namenregister. Alles übrige, was die Übersicht erleichtern und zur Ausbeutung ermutigen könnte, ist auch diesmal ferngeblieben. Die jetzige Abteilung leidet unter dem Umstand, daß die Visitationen von 1670, 1679 und 1687 bei fast unveränderten Verhältnissen rasch sich folgten und dazu die beiden ersteren durch den gleichen Visitator, einen trockenen, wenig mitteilsamen Aktenmann ausgeführt wurden. Daher zahlreiche Wiederholungen unvermeidlich; die häufigen und langen Verzeichnisse der Kirchenutensilien, der Stiftungen, vorhandenen Urkunden, Pfarrbibliotheken kehren mit nur geringen Änderungen meistens dreimal wieder; eine umfangreiche Stiftungsurkunde (3 Groß-Quartseiten) bei der Pfarrei Simbsen ist z. B. dreimal im vollen Wortlaut abgedruckt. Solche Nachteile vermögen jedoch auch diesem Bande das Interesse nicht zu benehmen. Gleich die erste Visitation von 1580 — übrigens geschieht einer früheren Visitation von 1540 wiederholt Erwähnung —, obgleich nur bruchstückweise erhalten und knapp gefaßt, gibt manche gute Aufschlüsse. Die größere Hälfte des Bandes aber füllen die Berichte des Archidiakons Hueber von 1687 bis 1688, die durch Genauigkeit und Reichhaltigkeit ausgezeichnet sind. Wo immer er kann, gibt er die Zahlen und die Daten; den ganzen Betrieb des Gottesdienstes wie die äußeren Verhältnisse jeder Pfarrschule legt er offen. Vorzüglich ist sein Interesse für Gebäude, Kunstwerke, Altertümer. Nichts entgeht seinem Blick. Altäre, Kanzeln, Taufsteine, wenn sie durch Alter oder Kunst irgend eine Bedeutung haben, werden ausführlich beschrieben; ebenso Grabdenkmäler, Inschriften, Kircheneinrichtungen. In den Berichten überhaupt treten mehrere alte Muttergottes- und Fronleichnamsbruderschaften, Wallfahrten und Prozessionen und insbesondere die St Annaverehrung viel hervor. Die kirchlichen Verhältnisse nach der Zurückführung der protestantischen Pfarreien 1653 und 1668 gestalten sich sehr ungünstig, da die Regierung mit Neubesetzung der Pfarrstellen zufrieden, im übrigen den Leuten ihren Willen ließ, der Adel aber fast durchweg den Protestantismus begünstigte. Der Klerus erscheint durchschnittlich in gutem Licht, wenn auch vereinzelt Fehler zu rügen sind und von einem häßlichen Skandal ausführlich berichtet wird. Das Hauptinteresse nimmt das gegenseitige Verhältnis der Konfessionen in Anspruch und dabei die mehrfache Einflußnahme Brandenburgs, so beim Durchmarsch der Truppen nach Ungarn (S. 651) und nach der Übernahme des Kreises Schwibus (S. 633 ff). Aufmerksamkeit verdient die Hochschulgründung in Beuthen (S. 389) durch Baron Georg von Schöneich.

Freiburger Diözesan-Archiv. Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins für Geschichte, christliche Kunst, Altertums- und Literaturkunde des Erzbistums Freiburg mit Berücksichtigung der angrenzenden Bistümer. Neue Folge. VII. Bd (der ganzen Reihe XXXIV.) 8° (VI u. 346) Freiburg 1906, Herder. *M* 5.—

Der Titel eines „Diözesan-Archivs" wird diesmal erschöpfend gerechtfertigt, ohne daß jedoch der früher (in dieser Zeitschrift LXX 576) anerkannte allgemeinere Wert dadurch Einbuße erlitte. In den Mitteilungen über die 1900—1905 hingeschiedenen Mitglieder des Diözesanklerus finden sich manche merkwürdige Erscheinungen und

nicht wenige Schriftsteller von Namen. Der Überblick über die kirchengeschichtliche Literatur Badens 1904—1905 und die Besprechungen neu erschienener, Baden insbesondere betreffender Publikationen können trefflich dienen. Die Nachbardiözesen, wie Basel, Speier, Mainz, Worms, erhalten schon an den Hauptartikeln ihren Anteil. Von ganz allgemeiner Anziehungskraft sind die schönen Beiträge Dr Alberts über den fleißigen Quellensammler Weihbischof Würdtwein und über den alten Reichenauer Chronisten Gallus Oheim. Vielfaches Interesse wecken auch die Mitteilungen Th. Martins über die in der Martinskirche zu Meßkirch vorfindlichen Begräbnisstätten derer von Zimmern, Helfenstein und Fürstenberg. Dies mit andern brauchbaren Beiträgen zusammen macht auch dieses Heft wieder recht wertvoll.

Reformationsgeschichtliche Studien und Texte. Herausgegeben von Dr Joseph Greving. 8° Münster i. W. 1907, Aschendorff.

1. Heft 2: **Drei Beichtbüchlein nach den zehn Geboten aus der Frühzeit der Buchdruckerkunst.** Herausgegeben von Dr Franz Falk. (IV u. 96) *M* 2.50
2. Heft 3: **Briefe von Hieronymus Emser, Johann Cochläus, Johann Mensing und Petrus Rauch an die Fürstin Margarete und die Fürsten Johann und Georg von Anhalt.** Herausgegeben von Dr Otto Clemen. (VIII u. 68) *M* 2.—

1. Es ist kaum etwas geeigneter, in das religiöse Volksleben Deutschlands am Vorabend der Kirchenspaltung sichern Einblick zu gewähren, als solche mitten aus der täglichen Praxis herausgegriffenen Belehrungen für die Beicht. Behandeln sie doch im Anschluß an die zehn Gebote das gesamte sittliche Leben, die für jedes Alter und jeden Stand geltenden sittlichen Anschauungen. Das wichtigste Stück ist das Beichtbüchlein des 1468 verstorbenen Frankfurter Kaplans Joh. Wolf, das zehn Jahre nach seinem Tode im Druck erschien und stiftungsgemäß an alle Seelsorgestellen der damaligen Diözese Mainz verteilt werden sollte. Daran schließt sich ein wahrscheinlich aus Nürnberg stammender und ungefähr der gleichen Zeit angehörender Beichtspiegel, von welchem nur noch ein einziger Holztafeldruck vorhanden ist; endlich ein kleines Augsburger Beichtbüchlein von 1504, gleichfalls nur noch als Unikum vorhanden. Wenn es überhaupt möglich ist, die hergebrachte protestantische Geschichtsentstellung von der „Veräußerlichung" des Christentums und dem Tiefstand des kirchlichen Lebens bei Ausgang des Mittelalters aus der Welt zu schaffen, so können solche Veröffentlichungen dazu dienen. Möchten wenigstens die Katholiken sich daran erfreuen und sich belehren lassen.

2. Die hier veröffentlichten 45 Originalien, von welchen 12 auf den Briefwechsel des wackern Cochläus, 22 auf den Dominikaner Mensing treffen, haben nach vielen Seiten hin Anspruch auf Beachtung. Die Männer selbst, von denen die Briefe ausgehen, die Fürstin Margarete, auf welche sie meistens Bezug nehmen, die ganze tief erregte und vielbewegte Zeit, vor allem der jähe Umschwung im Fürstentum Anhalt zu Ungunsten der katholischen Kirche unter der jungen Herrschaft, alles wirkt zusammen, den Briefen Wert zu geben. Es war daher auch wohlgetan, den 65 Seiten ein Namensregister anzufügen. Daß solche kostbare Monumente aus dem literarischen Nachlaß der katholischen Vorkämpfer des 16. Jahrhunderts mehr und mehr gesammelt und in Sicherheit gebracht werden, ist endlich an der Zeit. Wenn die „Reformationsgeschichtlichen Studien und Texte", deren erstes Heft bereits im Januar d. J. (diese Zeitschrift LXXII 107 f) freudig begrüßt

wurde, fortfährt, noch mehr solche köstliche Beiträge und Bausteine zusammenzubringen, wird sie sich dadurch ein großes Verdienst erwerben und gewiß auch Dank und Ansehen nach Gebühr.

Geschichtliche Jugend- und Volksbibliothek. 8° Regensburg 1907, Manz. Der Band zu *M* 1.20

2. **Die Ursachen der großen französischen Revolution.** Von Dr S. P. Widmann. Mit 20 Illustrationen. (VIII u. 134) — 3. **Die deutsche Erhebung im Jahre 1813.** Von K. Ritter v. Landmann. Mit 17 Illustrationen. (VIII u. 146) — 4. **Schule, Unterricht und Wissenschaft im Mittelalter.** Von Dr Franz Falk. Mit 23 Illustrationen. (VIII u. 98) — 5. **Der heilige Benedikt und sein Orden.** Von P. Gabriel Meier O. S. B. Mit 13 Illustrationen. (162)

Was diese Sammlung historischer Einzeldarstellungen von andern verwandter Art unterscheidet, ist die besondere Berücksichtigung des kulturgeschichtlichen Momentes, das durch leichte, gemeinverständliche Darstellung auch weiteren Volkskreisen schmackhaft gemacht werden soll. Schon die erste Lieferung, welche in dieser Zeitschrift (LXVI 469) warm empfohlen werden konnte, hat dieser Absicht trefflich entsprochen, die neuen Hefte suchen der Volkstümlichkeit des Tones durch gut gewählte Illustrierung noch nachzuhelfen. Bei Schilderung der Ursachen der französischen Revolution verleugnet Dr Widmann nicht seine packende Art, aber allerdings auch eine gewisse Vorliebe für grelle Farben, starke Töne und summarische Urteile. v. Landmann schreibt gut; sein kurzes Büchlein bietet mehr als das Hergebrachte; der Anteil Bayerns und der übrigen Südstaaten kommt richtig zur Geltung. Anklagen gegen Pius VII., wie in dem früheren Werk über Napoleon, sind diesmal vermieden, doch bleibt eine so totale Verzeichnung der Situation wie Seite 34 in Bezug auf das Konkordat von 1813 und den „Umschwung der Stimmung" noch immer zu bedauern. Ein allerliebstes Büchlein, gleich anziehend durch Bild und Wort, ist das von Dr F. Falk über die mittelalterliche Schule, dem man nur zahlreiche Auflagen und noch reiche Vermehrung wünschen möchte. Die kurze Überschau über die Herrlichkeiten des Benediktinerordens in neuer und alter Zeit von P. G. Meier ist erbaulich und belehrend. Nur scheint es der Bescheidenheit zu viel, daß die berühmten Schweizer Abteien, vor allem das altehrwürdige Stift Einsiedeln, so ganz außer Betracht geblieben sind.

Illustrierte Geschichtsbibliothek für jung und alt. 8° Graz 1906—1907, Styria.

1. **Prinz Eugen von Savoyen.** Von Dr Leo Smolle. Mit 23 Illustrationen. (XII u. 140) 90 *Pf.* — 2. **Karl der Große.** Von Dr Peter Macherl. Mit 18 Illustrationen. (XII u. 80) 70 *Pf.* — 3. **Napoleon I.** Von Dr Leo Smolle. Mit 43 Illustrationen. (XII u. 200) *M* 1.20. — 4. **Peter der Große.** Von H. Brentano. Mit 14 Illustrationen. (XII u. 172) *M* 1.— — 5. **Feldmarschall Radetzky.** Von Hans von der Sann (Joh. Krainz). Mit 24 Illustrationen. (XII u. 180) *M* 1.—. — 6. **Erzherzog Karl.** Von Dr Karl Fuchs. Mit 15 Illustrationen. (XVI u. 158) *M* 1.—. — 7. **Maximilian I., der letzte Ritter.** Von J. Nießen. Mit 18 Illustrationen. (XII u. 106) 90 *Pf.*

Soweit bis jetzt Lieferungen vorliegen, entspricht die Sammlung vollständig ihrem Zweck. Hervorragende geschichtliche Gestalten sind ausgewählt, ihr Leben

und ihr Einfluß auf die Welt anziehend und lehrreich geschildert. Kriege und Schlachten spielen zwar eine Hauptrolle, wie es der Name der Helden nicht anders erwarten läßt, doch bekunden mehrere der Verfasser volles Verständnis auch für andere große Fragen des Völkerlebens. Das direkt religiöse Moment wird nur wenig berührt, zuweilen scheint es geflissentlich zurückgedrängt. Vaterlandsliebe, Tapferkeit, Arbeitsamkeit und andere bürgerliche Tugenden sind um so nachhaltiger betont. Indes wird doch im Bändchen über Karl d. Gr. auch der religiösen Seite Aufmerksamkeit geschenkt, auch in dem schönen Bändchen über Radetzky, soweit der Stoff es an die Hand gab; bei Erzherzog Karl konnte dies vollends nicht ganz außer acht bleiben. Ungemein viel Stoff wird in Wort und Bild zusammengedrängt, und doch die Darstellung durchschnittlich den Bedürfnissen der breiteren Lesermasse angepaßt. Hinsichtlich der Kunst der Erzählung und namentlich der Gabe der Volkstümlichkeit wird man immerhin große Unterschiede bemerken. Einige Bändchen sind recht gut geschrieben, das über Peter d. Gr. dürfte besonders gefallen.

Kléber en Vendée (1793—1794). Documents publiés pour la Société d'Histoire contemporaine par H. Baguenier Desormeaux. 8° (XXXVIII u. 566) Paris 1907, Picard. *Fr.* 8.—

Um Entstellungen zu begegnen, hat Kleber selbst zu Anfang 1794 einige Wochen unfreiwilliger Muße dazu verwendet, seine Erfahrungen im Vendeerkrieg zu Papier zu bringen. Eine Schilderung der allgemeinen Lage der Dinge aus der Feder seines Freundes Savary scheint er dabei zu Hilfe genommen und die eigentliche Redaktionsarbeit seinem vertrauten Adjutanten Damas überlassen zu haben. In Savarys sechsbändiger Geschichte des Vendeerkriegs war diese Aufzeichnung bereits verwertet, aber weder vollständig noch immer ganz getreu, eine Herausgabe daher noch gerechtfertigt. Der von Kleber ausdrücklich angekündigte vierte Teil scheint leider nicht mehr vorhanden. Der Veröffentlichung wird Klebers Kommandobuch aus dieser Zeit hinzugefügt und eine Sammlung von 60 mehr oder minder einschlägigen und merkwürdigen Dokumenten, zum Teil Briefe Klebers und seiner nächsten Waffengefährten. Das Werk, eine wertvolle Ergänzung zu General Pajols Kléber, sa vie, sa correspondance (Paris 1877) und Fr. Rousseaus Kléber en Égypte (Paris 1900, vgl. diese Zeitschrift LX 591), gehört zwar zunächst der Kriegskunde und Kriegsgeschichte an, allein Kleber, als Truppenführer neben Bonaparte eine so hervorragende Gestalt, bietet auch als Charakter bemerkenswerte Eigenschaften, und der Todeskampf der katholischen Vendée weckt immer die Teilnahme, selbst in der abstoßenden Darstellung von der Hand eines Feindes. Auch Deutsche spielen in dieser Kriegsgeschichte eine Rolle, abgesehen von den vielen tüchtigen Elsässern, so namentlich der ehemalige Mainzer Gastwirt Jakob Ignaz Riessel und der aus Landau i. d. Pfalz gebürtige J. B. Klingler.

De claris sodalibus Provinciae Taurinensis Societatis Iesu. Commentarii conscripti et exornati a P. Salvatore Casagrandi ex eadem Provincia. 8° (XII u. 336) Augustae Taurinorum (Turin) 1906, Iac. Arneodi. *L.* 7.— (Zum Besten der Felsengebirg- und Alaska-Mission.)

Das Werk, im engeren Sinne der Ordensgeschichte angehörend, für einen näherstehenden Interessentenkreis zubestimmt, daher auch der lateinischen Sprache sich be-

dienend, ist durch seinen bedeutsamen Inhalt gleichwohl geeignet, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich zu ziehen. Es bietet 35 kurze Lebensbilder hervorragender italienischer Jesuiten des 19. Jahrhunderts, die der greise Verfasser fast alle persönlich noch gekannt hat und die mit wenigen Ausnahmen sich auch schriftstellerisch einen Namen gemacht haben. Da die früher als Einheit bestehende „italienische Provinz“ 1831 in eine römische und eine Turiner verteilt wurde, beschränkt sich die Auswahl der Personen auf solche, die der Turiner Provinz, der sie durch den Ort der Geburt angehörten, bei dieser Teilung verblieben sind. Nur für vier besonders bedeutende Persönlichkeiten ist eine Ausnahme gemacht und hat die Zugehörigkeit durch den Ort der Geburt genügt. Es finden sich unter den 35 Männern, von denen meist auch ein Porträt beigegeben ist, gefeierte Prediger und Volksmissionäre, ausgezeichnete Philologen, Literarhistoriker und Dichter, Mathematiker und Philosophen, auch die Begründer der erfolgreichen Missionen von Kalifornien, Brasilien, Felsengebirge und Alaska, Gelehrte von der Bedeutung eines Taparelli und Perrone, Sanguineti, Brunengo und Gallo, eine Anzahl der bedeutendsten Mitarbeiter der Civiltà Cattolica in ihren ruhmreichen Anfängen. Viele dieser Männer gehörten den angesehensten Familien des Landes an, z. B. ein Bruder des Kardinals Oreglia, ein Bruder des Dichters Silvio Pellico, ein Bruder jenes Ponza a San Martino, der 1870 als außerordentlicher Gesandter die gleißnerischen Anträge Viktor Emmanuels II. an Pius IX. zu überbringen hatte. Besondere Erwähnung verdienen Ferd. Minini, der Lehrer Joachim Peccis, und Karl Emmanuel IV., König von Sardinien, der nach Niederlegung seiner Krone 1815 dem Orden beitrat und nur durch rasch eintretende Erblindung am Empfang der Priesterweihe und der Seelsorgearbeit gehindert wurde. Überhaupt zeigen sich in den Lebensskizzen mehrerer dieser Patres die wohlwollenden Beziehungen, die das Haus Savoyen bis 1848 zu dem Orden unterhalten hat. Die elegante Schreibweise, die genauen bibliographischen Verzeichnisse und Quellenangaben gereichen dem Werke sehr zur Empfehlung. Solches Latein kann wahres Vergnügen gewähren.

Erinnerungen eines Konvertiten. Von Dr K. Krogh-Tonning. 8° (XIV u. 462) Trier 1907, Paulinus-Druckerei. *M* 3.—; geb. *M* 4.—

Am 13. Juni 1900 vollzog der hervorragende norwegische Dogmatiker, nach 33jährigem Dienste in der Staatskirche, nach fruchtreicher schriftstellerischer Laufbahn und ausgezeichnetem Wirken in der Seelsorge, im 58. Jahre seines Alters den Rücktritt zur katholischen Kirche. Der Schritt war mit den schwersten Opfern verbunden und lediglich das Ergebnis langer gewissenhafter Prüfung; nicht nur für die kirchlichen Kreise Skandinaviens, sondern für alle Gläubigen, deren Herz noch einem warmen Christentum zugewandt ist, war er ein bedeutsames Ereignis. So erklärt sich leicht, daß der Konvertit von Freunden dazu gedrängt worden ist, seinen inneren Entwicklungsgang, den Weg, der ihn so weit geführt hat, eingehender zu beschreiben. Das schöne, lehrreiche Buch, das seiner Bescheidenheit abgerungen wurde, wird namentlich dem deutschen Leser manches Vergnügen bereiten wegen so vieler freundlicher Beziehungen, in welchen der Verfasser zu Deutschland, insbesondere dem katholischen Deutschland, schon früher gestanden hat. Um die Schrift recht zu verkosten, bedarf es freilich der Muße und Ruhe und auch wohl eines ernsteren Interesses für theologische Fragen, dann aber wird man in derselben wahren Reichtum finden. Sie zeigt vor allem, daß beharrliche, demütige, vom Gebet begleitete Forschung den Protestanten trotz aller heutigen Verwirrung zur Erkenntnis

der wahren Kirche führt; auch die liebreiche Leitung der Gnade läßt sie vor Augen schauen. Noch überraschender aber wird man gewahr, wie nahe doch infolge der „stillen Reformation" die noch wahrhaft gläubigen Kreise des orthodoxen Luthertums uns Katholiken geistig stehen, freilich aber auch, wie bodenlos und unhaltbar in sich selbst der Protestantismus ist, in welcher Richtung oder Färbung man ihn auch wählen möge.

Die katholische Presse Österreich-Ungarns. Nebst einem Verzeichnisse der katholischen Blätter des Auslandes und der nichtkatholischen Parteiblätter Österreichs, einem Auszuge aus dem Preßgesetze und den Kolportage-Bestimmungen. Herausgegeben vom Preßbureau des Piusvereines. 8° (IV u. 110) Wien 1907, Preßbureau des Piusvereins. 70 *h*.

Die im Titel selbst dargebotene Inhaltsangabe erschöpft trotz ihrer Reichlichkeit noch lange nicht alles, was das Heft an Brauchbarem bringt. Die vielen Angaben sind mit Sorgfalt zusammengetragen, alles ist übersichtlich und praktisch angeordnet. Auch die deutsche katholische Presse, ebenso wie die des Auslandes, ist recht vollständig verzeichnet, und auch dem Deutschen kann das Heft für Nachschlagezwecke die ausgezeichnetsten Dienste tun.

Musterkatalog für volkstümliche Bibliotheken. Zusammengestellt von Hermann Herz. [Sonderabdruck aus der „Bücherwelt".] Lex.-8° (62) Köln, o. J., Bachem. 50 *Pf*.

Dem Zweck, Vorstehern von Volksbibliotheken (nicht Schülerbibliotheken) ein reichlicheres Bücherverzeichnis für Neuanschaffungen zu bieten, entspricht der Katalog im ganzen recht gut. Für Unterhaltungslektüre werden etwa 1000 Bändchen nach der alphabetischen Folge der Namen von Autoren und Sammlungen aufgeführt; in einer zweiten Abteilung, „belehrende und populärwissenschaftliche Bücher", nach neun verschiedenen Sparten, und einer dritten, „vermischte religiöse Schriften", sind weitere 400 kurz gewürdigt. Die Urteile gründen sich auf persönliche Prüfung des Herausgebers oder das Gutachten verläßlicher Fachmänner; in den meisten Fällen kann man mit denselben sich einverstanden erklären; auch die kurze, bestimmte Art der Meinungsäußerung gefällt. Daß in Anbetracht der Aufgaben einer Volksbibliothek der Rahmen mit großer Weitherzigkeit gezogen und auch hinsichtlich des literarischen Wertes eine vernünftige Milde geübt worden ist, wird man billigen. Da indes der „Musterkatalog" laut Vorwort sich zunächst und vorwiegend an katholische Volksbibliotheken wendet, ist es kein Vorzug desselben, daß er Katholiken, Protestanten, Herrnhuter und Juden ohne Unterscheidung untereinander mischt. Bei dem schweren Stande unserer katholischen Schriftsteller gegenüber protestantischer Übermacht und Reklame — abgesehen ganz von den Gefahren einer stets wachsenden konfessionellen Indifferenz — ist es eine berechtigte Rücksicht bei manchen unabhängigen Bibliothekleitern, daß sie Unterstützung und Ermutigung zunächst den eigenen Glaubensgenossen angedeihen lassen wollen. Besonders gediegene Leistungen aus anderem Lager brauchen deshalb durchaus nicht ausgeschlossen zu werden. Dazu aber muß man die katholischen Schriftsteller wie die akatholischen als solche unterscheiden können. In der jetzigen Gestalt wird der Katalog, zumal mit Rücksicht auf die sonstige Stellung seines Herausgebers, der wirksame Verbreiter vieler warm belobter protestantischer Bücher in spezifisch katholischen Kreisen werden

Damit er den wirklichen Bedürfnissen entgegenkomme, sollten die katholischen Schriften von den akatholischen, die deutschen von den außerdeutschen, die vorwiegend religiös gehaltenen von den ganz profanen entweder geschieden oder leicht unterscheidbar sein. Daß man in diesem „Musterkatalog" für katholische „Volksbibliotheken" manches vermißt — z. B. unter den Zeitschriften die „Katholischen Missionen" — ist erklärlich bei einem ersten Wurf; hoffentlich wird derselbe weitere Vervollkommnung erfahren.

Die Revolution in Rußland. Statistische und sozialpolitische Studien von Rudolf Vrba. 2 Bde 8° (532 u. 592) Prag 1906, Selbstverlag, Kommission bei Fr. Řivnáč. Preis *K* 20.— oder *M* 18.—

Der Verfasser hat mit großem Fleiß aus amtlichen Publikationen, Büchern, Zeitschriften und Tagesblättern ein umfangreiches Material über Rußland, seine Bewohner, seine natürlichen Hilfsquellen, den russisch-japanischen Krieg, die gegenwärtige innere Krisis und ihre Ursachen zusammengetragen. Er beschränkt sich aber nicht auf Rußland, sondern zieht auch die Verhältnisse anderer Länder in weitem Umfange zur Vergleichung heran. Die Schrift bietet viel des Interessanten und Lehrreichen, aber sie würde noch weit wertvoller und brauchbarer sein, wenn der Verfasser bei der Auswahl der von ihm wiedergegebenen Berichte etwas kritischer zu Werke gegangen wäre oder wenigstens die in diesen Berichten enthaltenen unrichtigen Behauptungen richtiggestellt hätte. Auch da, wo der Verfasser sein eigenes Urteil über die in den Berichten geschilderten Zustände abgibt, scheint er uns nicht immer das Rechte zu treffen. Insbesondere müssen wir aber die im einleitenden Kapitel enthaltenen moralstatistischen Vergleichungen und die daran geknüpften allgemeinen Bemerkungen, die übrigens für den Hauptgegenstand der Schrift ohne Belang sind, als verfehlt bezeichnen. Der Einfluß, den das Judentum auf die revolutionäre Bewegung in Rußland gehabt hat, tritt in der Darstellung scharf hervor. Derselbe ist ja auch von anderer Seite festgestellt worden. Aber der Verfasser scheint uns doch die Bedeutung dieses Einflusses zu überschätzen und von einem gewissen Vorurteil befangen zu sein, das ihn überall jüdische Ränke vermuten läßt, auch wo die Tatsachen einen greifbaren Anhaltspunkt für eine solche Annahme nicht bieten. Jedenfalls enthalten aber diese beiden umfangreichen Bände eine interessante Materialsammlung, die demjenigen, der sich über die Beurteilung der jüngsten Vorgänge in Rußland von seiten der inländischen und ausländischen Publizistik orientieren will, gute Dienste leisten kann.

Soziale Konferenzen und Studienzirkel. Dritte Auflage. 8° (56) M.-Gladbach 1907, Volksverein. 50 *Pf.*

Die sozialen Konferenzen verfolgen in erster Linie den Zweck, praktisch-soziale Kenntnisse durch Referate und Diskussionen zu vermitteln. Bisher vorwiegend unter den Seelsorgsgeistlichen der Industriegegenden mit segensreichem Erfolge durchgeführt, sollen sie auch auf weitere Kreise von gebildeten Laien ausgedehnt werden, um so die mannigfaltigen Vorurteile gegen die soziale Bewegung schwinden zu lassen und für Anregungen von praktischem Werte einen fruchtbareren Boden zu bereiten. Es ist auch ein glücklicher Gedanke, derartigen Bildungsbestrebungen bei den katholischen Studenten Eingang zu verschaffen (3. Kapitel). Die sozial-charitativen Vereinigungen, die theoretisches und praktisches Studium in glücklicher Weise miteinander verbinden, haben sich in Freiburg i. B., Bonn, München, Berlin und an andern Hochschulen

vorzüglich bewährt. Hoffentlich sind neben diesen Vereinigungen die geplanten kleinen sozialen Zirkel, welche „das soziale Interesse vertiefen und diejenigen sammeln sollen, die unter der Studentenschaft die Seele der sozialen Bestrebungen sein sollen", von gleichem dauerndem Erfolg begleitet. — Für die Tätigkeit in den genannten Konferenzen und Zirkeln findet man vorzügliche Direktiven im 4. Kapitel der vorliegenden verdienstvollen Schrift, in welchem Themata und Literaturnachweise angegeben werden.

Jahrbuch der Naturwissenschaften. 1906—1907. 22. Jahrgang. Mit 42 in den Text gedruckten Abbildungen. gr. 8° (XII u. 484) Freiburg 1907, Herder. *M* 6.—; geb. *M* 7.—

Das als Hausschatz unseres naturwissenschaftlichen Wissens rühmlichst bekannte und allseitig anerkannte Jahrbuch bietet auch im vorliegenden Bande einen sehr reichen Inhalt aus den verschiedensten Gebieten der Physik, Chemie, Astronomie, Meteorologie, Zoologie, Botanik, Mineralogie und Geologie, Forst- und Landwirtschaft, Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie, Länder- und Völkerkunde, Industrie und Technik und angewandten Mechanik. Wer sich über die neuesten Forschungen auf diesen Wissensgebieten kurz orientieren will, findet hier reichen und gediegenen Stoff. Aus dem Abschnitt „Zoologie" erwähnen wir insbesondere den Bericht über die Vorgänge der Regeneration und Transplantation im Tierreich, der nach einem von Prof. Korschelt auf der Versammlung deutscher Naturforscher zu Stuttgart 1906 gehaltenen Vortrage erstattet und durch Abbildungen erläutert ist. Auf derselben Versammlung hielt auch Prof. Spemann einen sehr interessanten Vortrag über den nämlichen Gegenstand. Weiterhin wird in diesem Abschnitt auch „Neues über die Ameisen" geboten, namentlich über Polymorphismus und Koloniegründung derselben. Die daselbst (S. 187) erwähnten Arbeiter mit Flügelrudimenten sind übrigens nicht zuerst von Wheeler beschrieben worden, sondern schon 1903 von Wasmann (Insektenbörse XX, Nr 35). In dem Abschnitt über Anthropologie wird an erster Stelle über neue mährische Funde des Homo primigenius berichtet. Es sei hier bemerkt, daß derselbe, wie namentlich aus Krambergers Forschungen folgt, keine eigene Art darstellt, sondern nur als altdiluviale Menschenrasse aufzufassen ist.

Beethoven-Studien. II. Baustein zu einer Lebensgeschichte des Meisters. Von Th. v. Frimmel. Mit 4 Abbildungen. 8° (X u. 278) München 1906, Müller. *M* 5.—

Es sind keine tief einschneidende Daten für eine Biographie des großen Tonkünstlers, was der Verfasser bietet, allein auch kleinere Züge können ja für das Kolorit eines Lebensbildes bedeutsam sein. Von der Art ist sicher das meiste, was die vorliegenden Aufsätze enthalten. Man vergleiche z. B. gleich den so interessanten ersten Abschnitt „Beethovens Kopisten". Die Schilderung, welche wir hier von der Behandlung erhalten, die der Meister den Reinschreibern seiner keineswegs leserlich geschriebenen Kompositionen angedeihen ließ, ist zweifellos für diesen sehr charakteristisch. Andere bemerkenswertere Angaben enthalten die Aufsätze „Beziehungen zu Baron Johann Baptist Pasqualati", „Der kleine Franz Liszt", „Beethoven und sein Neffe in Blöchlingers Erziehungsanstalt" usw., namentlich aber der letzte, „Der Klavierspieler Beethoven". Für Beethovens religiöse Auffassung würde die Äußerung kennzeichnend sein, welche er gegenüber einem gewissen Pulai, einem getauften Juden

und Lehrer an der Blöchlingerschen Erziehungsanstalt getan haben soll, Christus sei nichts anderes als ein gekreuzigter Jud'; falls sie, was freilich sehr zweifelhaft erscheint, wirklich geschehen ist, würde sie etwa in den Beginn des zweiten Dezenniums des 19. Jahrhunderts fallen. Ein nicht uninteressanter Beitrag zum Kapitel der profanen Reliquienverehrung ist es, wenn der Verfasser auf einer der Tafeln ein Hämmerchen aus einem der Klaviere Beethovens zur Abbildung bringt, das als Reliquie des großen Meisters in seinen Besitz kam. Wir sind weit entfernt, die hierin sich aussprechende Pietät zu belächeln oder zu verspotten, aber dann ziehe man die Konsequenz für den Reliquienkult, den die katholische Kirche mit allem Fug und Recht übt.

Stadt- und Landkirchen. Mit Anhang: Kirchenausstattung. Von O. Hosfeld. Zweite Auflage. Durchgesehen und erweitert. Mit 178 Abbildungen. 8° (II u. 186) Berlin 1907, Ernst. *M* 5.—

Knapp, klar, mit einer beherrschenden Kenntnis der Sache, die überall den geschulten, erfahrenen und ideal angelegten Architekten verrät, ist diese Schrift ein Leitfaden, den jeder Pfarrer und Kirchenvorstand eingehend durchlesen sollte, bevor er an die Erweiterung eines älteren Gotteshauses oder an den Neubau seiner Kirche geht. Geh. Oberbaurat Hosfeld zu Berlin versteht es, in seinen Darlegungen und Plänen vortrefflich, konservative Benutzung der alten Stile und Volkstümlichkeit mit einer gemäßigten Rücksichtnahme auf berechtigte moderne Anforderungen zu verbinden. Hinsichtlich der Ausstattung sind seine Pläne für Altäre wohl zu einfach, weil er hauptsächlich arme Gemeinden der Diaspora im Auge hatte. Doch ist eine Mahnung zur Einfachheit wohl angebracht im Gegensatz zu der heute vielfach hervortretenden Dekorationsmethode sog. „kirchlicher Kunstanstalten", die eiteln Flitter bevorzugen im Gegensatz zu gediegener Würde.

Die Beziehungen der Handschriftenornamentik zur romanischen Baukunst erläutert von Georg Humann. [Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 86. Heft.] Mit 96 Abbildungen. gr. 8° (100) Straßburg 1907, Heitz. *M* 6.—

Mit Recht betont der Verfasser, die Buchmalerei habe in der ersten Hälfte des Mittelalters wesentlich dazu beigetragen, ältere Ornamente in weiteren Kreisen bekannt zu machen und neue zu bilden. Byzantinische und syrische ins Abendland übertragene Bücher, besonders die Umrahmungen ihrer Kanontafeln, enthielten einen großen Schatz alter griechischer und römischer Bauformen im Bilde. Sie hatten diese alten Formen dem Geschmacke ihrer Zeit angepaßt und dadurch noch annehmbarer gemacht. Auch italienische Handschriften machten viele Einzelheiten der in ihren Gegenden erhaltenen oder neu ausgeführten Bauten in weiten Kreisen bekannt. Humann weist nach, wie „Hornkapitäle", Löwen als Säulenträger, Knotensäulen, Stützenwechsel, Umrahmungen der Bogen, Verbindung von Rundbogen und Giebeln sowie manche andere Teile romanischer Bauten nicht nur mit Ornamenten der Miniaturen übereinstimmen, sondern auch durch letztere verbreitet wurden. Die Baumeister ahmten also Formen nach, welche die Maler früherer Zeiten und anderer Länder in den Handschriften niedergelegt hatten. Der Verfasser belegt seine Ausführung durch zahlreiche Beispiele. Wie seine übrigen Arbeiten zeugen sie für ausgebreitete Kenntnis der mittelalterlichen Kunstformen. Niemand wäre demnach besser geeignet als der Verfasser selbst, den von ihm ausgesprochenen Wunsch zu er=

füllen, man möge mittelalterliche Handschriftornamente sammeln und herausgeben. Freilich wären farbige Wiedergaben die besten; da diese aber an dem Kostenpunkt scheitern dürften, würde man sich gerne auch mit einfachen verkleinerten Zeichnungen begnügen.

Bengalisches Feuer. Novellen von Paula Baronin Bülow-Wendhausen. kl. 8° (304) Ravensburg, o. J., Alber. *M* 2.50

Gewöhnlich schließen die Schriftsteller ihre Romane und Novellen mit einer Verlobung, einer Heirat, einer reichen Erbschaft oder in irgend einer sonstigen „harmonischen" Weise. Die Verfasserin scheint den entgegengesetzten Weg zu lieben: sie läßt den Leser zum Schlusse meist unbefriedigt, und die anfängliche Harmonie endigt nicht selten mit einer Dissonanz. Nun, das mag der Schriftsteller halten, wie er will. Weder das eine noch das andere Extrem stimmt so ganz mit der Wirklichkeit überein, und in der vorliegenden Sammlung von Novellen wirkt der Schluß jener dramatischen Szene „Mutterherz" jedenfalls nicht recht natürlich. Im übrigen sind die Erzählungen gut geschrieben und im ganzen eine empfehlenswerte Lektüre für Erwachsene.

Gras. Aus den Papieren eines Junggesellen. Von Johannes Jörgensen. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von J. Reventlow. 12° (96) Berlin 1907, Ledermann. *M* 1.—

Die kleine Schrift erzählt in etwas stark weltschmerzlichem Tone von der einstigen Jugendliebe eines nun alternden Junggesellen zu der schönen, aber flatterhaften Agathe, die nach einigen Zeichen von Zuneigung schon bald die Braut eines andern wird. Der arme Mann kann nicht mehr glücklich werden, er kommt sich vor wie das Gras, das da frühe blüht und des Abends abgehauen welkt und verdorrt. Der trübe, melancholische Charakter der hier geschilderten Seelenstimmung ist in Stil und Sprache trefflich wiedergegeben und kommt auch im deutschen Sprachgewande sehr gut zur Geltung. Eine andere Frage wäre, ob diese „Grau-in Grau"-Malerei auf den Leser aneifernd, stärkend, erhebend wirkt. Für Ausnahmefälle mag man diese Frage bejahen, für normale Leser muß man sie verneinen.

Schlichte Weisen. Gedichte von P. Evarist Bickmann aus dem Franziskanerorden. Zweite, vermehrte Auflage. 12° (VIII u. 160) Paderborn 1907, Schöningh. *M* 2.20

Das Büchlein fand in seiner ersten Auflage eine sehr freundliche Aufnahme von seiten der Fachkritik. „Es ist ein stiller, freundlicher Wiesenpfad unter blühenden Apfelbäumen im Frühling, unter duftenden Heuschwaden im Sommer und besonders unter fruchtfrohen Bäumen im Goldschimmer der Herbstsonne." So charakterisierte ein Kritiker in dieser Zeitschrift (XLVII 619) treffend die anmutigen Poesien. Die zweite Auflage ist um einige hübsche Lieder bereichert.

Sainte Brigitte de Suède. Sa vie, ses révélations et son œuvre. Par la Comtesse de Flavigny. Nouvelle (3e) édition, revue et corrigée. 8° (XII u. 650) Paris 1906, Oudin. *Fr.* 4.

Die Verfasserin, eine Tertiarierin des Dominikanerordens im Kloster des hl. Jakobus zu Paris, hat bei Abfassung ihres Buches die besten zeitgenössischen

Quellen, einige sogar in unveröffentlichten Handschriften, und die zuverlässigsten Bearbeitungen mit ebensoviel Gewissenhaftigkeit als Geschick verwertet. Trotzdem schrieb sie nicht für gelehrte Geschichtsforscher, sondern für fromme Christen, denen diese Lebensbeschreibung zur Erbauung dienen soll durch den Reichtum an anregendsten Zügen; hat doch die hl. Birgitta inmitten der Welt gelebt, sogar am Hofe eines Königs, später in einem von ihr gestifteten Kloster, im Verkehr nicht nur mit vielen Großen der Welt, mit Kardinälen und mit Päpsten, die sie auch bewog, aus Avignon zurückzukehren nach Rom, ja mit den Bewohnern des Himmels; selbst die heiligste Dreifaltigkeit würdigte sie wunderbarer Offenbarungen. Die schönsten dieser Offenbarungen werden mitgeteilt, erklärt und dadurch dem Leser verständlicher gemacht. Birgittas Leben mit seinen wunderbaren Ereignissen, mit den tiefernsten Weissagungen, Mahnungen und Erscheinungen bewegt sich in den höchsten Höhen mittelalterlicher Mystik und mahnt unsere Zeitgenossen eindringlich vor der immer weiter um sich greifenden naturalistischen Verflachung, welche aus Scheu vor Anerkennung außergewöhnlichen Eingreifens der göttlichen Vorsehung das Übernatürliche zu leugnen, wegzuerklären oder wenigstens abzuschwächen sucht. Daß auch im Benehmen der Heiligen und dem ihrer Tochter manches nur für ihre Verhältnisse und Zeiten paßt, daß Gott auch solchen begnadigten Seelen ihre Freiheit läßt, auf eigenartigen, nicht immer allseitig nachahmenswerten Wegen voranzuschreiten, muß freilich zugegeben werden. Über einzelne Fälle ein sicheres Urteil zu geben, ist schwer. Meist hat die Verfasserin sich mit Recht begnügt, die Tatsachen nach den Quellen darzustellen, ohne sich auf weitere Erörterungen einzulassen.

1. **Vie de la Bienheureuse Marguerite-Marie** d'après les manuscrits et les documents originaux par August Hamon, Docteur ès lettres. gr. 8° (XL u. 540) Paris 1907, Beauchesne. *Fr.* 7.50

2. **Leben der seligen Margareta Maria Alacoque** von W. van Nieuwenhoff S. J. Ins Deutsche übertragen von einem Ordensmitgliede. kl. 8° (194) Regensburg 1906, Habbel. Geb. *M* 1.80

1. Die Bedeutung dieser neuen Lebensbeschreibung liegt darin, daß hier die heutige schulgemäße Art der Erforschung und Kritik der ursprünglichen Quellen in den Dienst der Hagiographie gestellt ist. Eine Erörterung des gesamten vorhandenen Quellenmaterials, des handschriftlichen wie des gedruckten, und ein kritisches Verzeichnis der ganzen in Betracht kommenden Literatur sind vorausgeschickt. Die Erzählung selbst ist sehr ausführlich, auf die entferntesten Einzelheiten eingehend, auch materiell die größtmögliche Vollständigkeit anstrebend. Belehrende und auferbauende Reflexionen durchziehen die ganze Darstellung; quellenkritische Schwierigkeiten und Vergleiche mit andern früheren Lebensbeschreibungen werden in Anmerkungen erledigt. Alles dies erschien unerläßlich für eine erschöpfende Geschichte der Herz-Jesu-Andacht, wie sie im Plane des Verfassers liegt und von der das Werk den ersten Band darstellen soll. Die eingehende Behandlung mancher Einzelfragen, z. B. über die Art, wie die Erscheinungen stattgefunden haben, über Wortlaut und Tragweite der „Verheißungen", über die ersten Herz-Jesu-Bilder und Herz-Jesu-Andachtsbücher u. dgl. verleiht dem Werke besondern Wert und beläßt ihm das volle Interesse auch für diejenigen, welche mit dem Charakteristischen im Tugendleben der Seligen bereits hinreichend vertraut sind. Die Frage bleibt freilich, ob mit der starken Betonung der materiellen Vollständigkeit und der Hervorhebung dessen, was

im Leben der Heldin nebensächlich, zufällig, der heutigen Anschauung unverständlich, die glücklichste Art, ein Heiligenleben zu schreiben, gefunden sei.

2. Neues bietet diese Lebensbeschreibung nicht, da ja die Quellen derselben die alten und allgemein bekannten sind. Sie zeichnet sich aber aus durch Kürze, Einfachheit und Klarheit, ist also wohl geeignet, ihren Zweck zu erfüllen, nämlich durch das Beispiel dieser auserlesenen Braut des höchsten Königs viele anzuziehen und durch ihre Worte eine dauernde Aufmunterung zu geben, uns Jesu ähnlich zu machen; denn diejenigen, welche sich „dem göttlichen Herzen weihen, werden nie verloren gehen."

Der ehrwürdige P. Jesualdo von Reggio aus dem Kapuzinerorden, der Apostel Kalabriens im 18. Jahrhundert, † 1803. Von P. Joseph Anton Keßler O. M. Cap. 12° (VI u. 138) Kempten-München 1907, Kösel.

Das niedliche Büchlein nimmt schon durch sein Äußeres ein; zur gefälligen Ausstattung kommen zwei Abbildungen des Titelhelden und eine des Gnadenbildes von Maria Trost in Reggio, die wirklich zum Herzen sprechen. Noch mehr Schönes bietet der sachliche Inhalt, die Tugenden eines wahrhaft apostolischen Heiligen, der noch in unserer Zeit gelebt und für eine Zeit wie die unsrige rastlos gearbeitet hat. Der demütige Kapuziner durchlebte in seelsorglichem Schaffen das große Erdbeben von Kalabrien, die Zeit der französischen Revolution und Invasion, die Klosteraufhebung und Wiederherstellung. Als theologischer Lehrer hat er sich durch alle Irrgänge der Zeit nicht vom rechten Wege abbringen lassen; gegen Febronius, gegen die Synode von Pistoja, gegen die Freimaurersekten trat er schlagfertig in die Schranken. Die Pflege der Theologie hat ihn nicht verhindert, ein guter Geschichtschreiber zu sein. Als unermüdlicher Volksredner und Missionär wußte er die Studierstube völlig zu vergessen, aber es verblieb ihm stets eine seltene Ehrfurcht für das Predigtamt und eine mustergültige Gewissenhaftigkeit der Vorbereitung. Der gute Fortschritt des Seligsprechungsprozesses hat 1894 das Erscheinen einer quellenmäßigen Lebensbeschreibung in italienischer Sprache veranlaßt. Diese hat der deutsche Verfasser seiner kurzen ansprechenden Darstellung zu Grunde gelegt, dabei aber Freiheit und Selbständigkeit sich zu wahren gewußt.

Figures de Martyrs. Les seize Bienh. Carmélites de Compiègne. Les Martyrs de la foi au temps de la Révolution. Trois Bienh. Martyrs de Hongrie, 1619. Par Henri Chérot S. J. 2. éd. revue d'après les corrections de l'auteur et augmentée de nombreux documents nouveaux par Eugène Griselle, Docteur ès lettres. gr. 8° (XII u. 310) Paris 1907, Beauchesne. *Fr.* 4.—

Den größeren Teil des Bandes füllt die Neuausgabe der schönen Artikel über die 16 Karmelitessen von Compiègne, welche P. Chérot in den Études 1904 veröffentlicht hat. Er selbst konnte die Neuausgabe noch vorbereiten. Ergänzungen, Berichtigungen, Bibliographie und Urkundensammlung lagen beinahe fertig, als 25. Juni 1906, vier Wochen nach der Beatifikation seiner Heldinnen, der Tod ihn abrief. Ähnlich war B. Pierre, als eben sein ansprechendes Büchlein über die 16 Karmelitessen im Drucke ausgehen sollte (vgl. diese Zeitschrift LXVIII 463), 9. Dezember 1905 hinweggerafft worden. P. Griselle hat Chérots Arbeit

aufgenommen und neu bereichert, wie die 100 Seiten Urkunden es ausweisen. Hinzugefügt hat er verschiedene weitere Beiträge Chérots zu den Études über andere Glaubenshelden der Revolutionszeit, die zwar nicht so sehr Originalforschung als vielmehr geschmackvolle Zusammenfassung fremder Arbeitsergebnisse sind, aber auf ihren 54 Seiten eine Reihe prächtiger Gestalten zeichnen, so den Winzer Denys Blot, den wackern, alten Kapitän de Villette, den Seelsorger der Deutschen in Paris und Schweizer Kapuziner P. Apollinaris Morel und eine tüchtige Metzerin, Tochter eines lothringischen Steinhauers, Margarete Rutan, Oberin der Vinzentinerinnen zu Dax. Ein weiterer Artikel Chérots (Études 1905), wohl nur aus Pietät beigefügt, über die 15. Januar 1905 seliggesprochenen drei ungarischen Märtyrer, ist zwar recht lesenswert, erscheint aber allerdings in diesem Bande als Fremdkörper.

P. Edmund Hager, der „Don Bosco Österreichs". Lebensskizze eines Erziehers. 8° (140) Innsbruck 1907, Verlag der Kinderfreund-Anstalt.

So sind sie alle, die wahren Volksmänner und Menschenfreunde, selbstvergessen und nur mit dem Wohle der Mitwelt beschäftigt, hart gegen sich und voll unerschöpflicher Liebe gegen die andern, schlicht und einfach und voll köstlichen Humors, meist hervorgegangen aus der rauhen Schule der Armut und der Arbeit, oft aus den Reihen des Priestertums und noch öfter aus dem Schatten eines weltfernen Klosters. Eine solche Gestalt ist P. Edmund Hager, das Kind armer Eltern, einige Jahre Seelsorger und endlich Mitglied des Benediktinerordens. Ohne den Anspruch, der Don Bosco Österreichs werden zu wollen, ist er es doch geworden. Er rief fünf segensreiche Vereine ins Leben, die St Michaels-Bruderschaft, den katholischen Bücherverein, den Verein der heiligen Kindheit, das Werk der Glaubensverbreitung und den Verein der Kinderfreunde, welch letztere auch durch Zeitschriften unter dem Volke wirken; er gründete sechs Anstalten: in Martinsbühel, in Mieming, in Scharnitz, in Innsbruck selbst und dessen Umgebung, Anstalten, in denen Kinder zu frommen und nützlichen Menschen herangezogen werden. Unendlicher Segen entströmte seinen Worten, seinem Tugendbeispiel, seiner Schriftstellerei, seinem Gebet und seinen Stiftungen, die er schuf aus nichts als aus den unerschöpflichen Mitteln seines Gottvertrauens und den Ersparnissen seiner armen und harten Lebensweise. Er hat wirklich sich und sein Leben in sein Werk geworfen! Das Büchlein, in dem dieses schöne Wirken geschildert wird, ist in einfacher, kerniger und munterer Sprache geschrieben. Es ist ein Volksbüchlein, aus dem alle Priester, Ordensleute, Kinder und Kindererzieher viel lernen können.

Kleine Heiligenlegende für die katholische Jugend. Das himmlische Jerusalem von Heinrich Hubert Mönch. Zweite Auflage. 8° (XXIV u. 486) Mainz 1906, Kirchheim. Geb. *M* 3.50

Diese Heiligenlegende empfiehlt sich dadurch, daß sie für die Jugend bestimmt ist und ihr leuchtende Vorbilder vorstellt, denen sie nachfolgen kann und soll. Bei der Erzählung der einzelnen Leben haben der Verfasser und der Bearbeiter die richtige Mitte eingehalten zwischen überängstlicher Scheu, nur ja nichts zu erzählen, was von der heutigen Kritik beanstandet wird, und der Versuchung, allerlei unannehmbare Ausschmückungen der alten Legenden weiter zu berichten. Meistens hielten sie sich mit Recht ans Brevier.

Gebt mir große Gedanken! Ein Buch für die Krisen des Lebens. Von Fr. X. Kerer. 8° (VIII u. 152) Regensburg 1906, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. *M* 1.20

Der Titel könnte Mißtrauen erwecken; tatsächlich aber bringt das Büchlein in 16 Kapiteln wohlgemeinte und fromme Betrachtungen, durch schwungvolle Sprache und reichliche poetische Zitate ganz geeignet für Jünglinge in der Gärungszeit, denen die Schrift zunächst zugeeignet wird. Das „Wort an Eltern und Erzieher" wäre besser weggeblieben. Die Erwägungen, anknüpfend jedesmal an eine der Hauptideen (Gott, Christus, Kirche, Mensch, Lebensaufgabe usw.), haben das Anregende einer lebhaft sich drängenden, nur lose aneinandergereihten Gedankenfolge, dafür aber auch die gewöhnlichen Schwächen aphoristischer Betrachtungen. Manche kühne Gedankensprünge und einige kleine Überschwenglichkeiten darf man übersehen, wie auch die eigentümliche Vorliebe für die „Krisen" (S. 79 allein fünfmal!). Ein Mißgriff hingegen war es, die jugendlichen Leser zum „Studium der Universalgrößen" an die teilweise sehr fraglichen Geistesprodukte der „Weltgeschichte in Karakterbildern" zu verweisen, und für die Wertschätzung eines reinen Sinnes an Dr Joseph Müllers „Keuschheitsideen". Goethe gegenüber wahrt der Verfasser trotz aller Huldigungen und Zitate noch immer einen guten Standpunkt.

Miszellen.

Kardinal Sarto über das Papsttum. In den letzten zehn Jahren, welche der ungeahnten und von niemand im voraus berechenbaren Erhebung zur höchsten Würde der Christenheit vorangingen, hat der jetzt regierende Papst in mehreren seiner bedeutungsvollsten Hirtenschreiben Anlaß genommen, bei der Stellung des Papstes und den Pflichten gegen den Papst länger und eindringlicher zu verweilen. Es gewährt ein eigenes Interesse, unter den durcheinanderwogenden Eindrücken des Augenblicks aus diesen Lehraussprüchen eines so wohlautorisierten Zeugen katholischer Anschauung einige bezeichnende Stellen herauszuheben (nach der Übersetzung von Dr A. Hoch, Kirche und Zeitgeist, Straßburg 1907). Bereits in dem ersten Sendbriefe an den Patriarchensprengel von Venedig, 5. September 1894, schreibt der neuernannte Oberhirt und Kardinal:

„Inmitten der allenthalben sich mehrenden Anzeichen des allgemeinen Umsturzes steht allein die Kirche des lebendigen Gottes, die ‚Säule und Grundfeste der Wahrheit', aufrecht da; die Grundsäule, das Fundament, die Stütze der Kirche aber ist der Papst, der Stellvertreter Jesu Christi, ja Christus selbst unter dem Schleier verhüllt, der durch menschliche Vermittlung sein Amt unter den Menschen fortsetzt. Denn so ist es katholischer Glaube, daß der menschgewordene Sohn Gottes sich einen sichtbaren Stellvertreter beigesellt und ihn mit einer solchen Vollgewalt ausgestattet hat, daß auf Erden ihr keine andere gleichkommt. Denn

der Papst empfängt seine Gewalt nicht von seinen Wählern oder von der Gesamtkirche, welche jene repräsentieren, sondern unmittelbar von Gott durch Jesus Christus, der keinen andern ermächtigt hat, zu seinem Stellvertreter zu sagen, was er zum hl. Petrus gesprochen: ‚Und ich sage dir, du bist Petrus.' Und daher soll sich jedes Haupt, auch das gekrönte, vor seiner Gewalt beugen. Seine Untergebenen sind sämtlich wie seine Kinder, mögen sie Kronen, Purpur oder Inful tragen. Zweifelsohne ändert die Würde nichts an der natürlichen Persönlichkeit des Papstes: der Mensch bleibt mit seiner sittlichen Freiheit, mit seiner Verantwortlichkeit, in seiner vollen Wesenheit bestehen; allein in dem Augenblick, wo er das Oberhaupt der Kirche wird, ist er in Kraft seiner Erwählung erhoben, da er von da ab eine so enge Beziehung zu Christus eingeht, die einzigartig auf Erden ist. Wenn der Papst spricht, so ist es Christus, der spricht; wenn der Papst lehrt, so ist es Christus, der lehrt. Teilt jener Gnaden aus, schleudert er Anatheme, so hat es Christus durch ihn getan. Da die Kirche nicht ein in sich geteiltes Reich ist, da sie nur ein Oberhaupt hat und nur einem Willen gehorcht, so ist notwendigerweise die engste Verbindung Jesu Christi mit dem Papste anzunehmen, der aus diesem Grunde die Quelle jedes Gutes, jeder Gnade, jeder Autorität, jeder Jurisdiktion wird.

„Wenn der Unglaube auf dem Wege der Bekämpfung des Papsttums am ehesten mit dem Christentum fertig zu werden hofft, so ist heutzutage die erste Wahrheit, welche ein Bischof proklamieren soll, der Glaube an den Stellvertreter Christi, die Ergebenheit gegen seine Autorität, die Anhänglichkeit an den liebevollsten aller Väter, die Ehrerbietung gegenüber allem, was ihn betrifft, die Bereitwilligkeit, aus seinem inspirierten Munde zu vernehmen, wie wir uns gegenüber den Anschauungen der heutigen Zeit zu verhalten haben, die Scheu vor jeder Mitschuld an der Bekrittelung seiner Lehren, vor jeder Mißachtung seiner Würde, vor jedem Mangel an kindlichem, absolutem Gehorsam gegen seine Person. Wenn es sich um den Stellvertreter Jesu Christi handelt, dann gilt es nicht zu prüfen, sondern zu gehorchen, nicht die Ausdehnung des Gebotes abzumessen, um den Gehorsam einzuschränken, nicht um die klarsten Worte des Papstes herumzustreiten, um deren Sinn und Absicht zu entstellen nach eigener vorgefaßter Willensrichtung, seinem Recht zu lehren und zu befehlen nicht eigene Rechte entgegenzuhalten, seine Urteile und Anordnungen nicht abzuwägen, um nicht Jesus Christus selbst eine Unbill anzutun. . . .

„Doch darf es nicht wundernehmen, daß diese göttliche Heilsanstalt von den Schlechten ebenso gehaßt und angeschuldigt wird, wie sie von den Guten geliebt und hochgeschätzt wird. Denn es ist nur folgerichtig, daß die vielgestaltige Häresie unserer Zeit, der Liberalismus mit seiner Freiheit des Denkens, des Wortes, des Gewissens, des Kultus, der Presse, mit seiner Freiheit, oder um es besser zu sagen, mit seiner Zügellosigkeit jedes Übels, im Kampf gegen jede Autorität und jeden übernatürlichen Glauben es an erster Stelle auf den Papst abgesehen. Ist doch dieser mit der heiligsten und höchsten Autorität umkleidet und von dem souveränen Glanz des sichtbaren Hauptes der einen wahren Religion umgeben. Darum soll der Bischof das Papsttum verteidigen, nicht nur um das Depositum

fidei, den hinterlegten Glaubensschatz und die Grundlagen der Sittlichkeit unversehrt zu bewahren, sondern auch um direkt für die soziale Wohlfahrt seiner anvertrauten Herde einzustehen.

„Wir lesen in der Apostelgeschichte, daß man zu den Zeiten des hl. Petrus die Kranken auf die Straßen und öffentlichen Plätze trug, damit beim Vorbeigehen des Petrus wenigstens dessen Schatten sie berührte und sie von ihren Krankheiten befreit würden. Und dieser Vorgang wiederholt sich in der Geschichte bis heute. Die Gesellschaft krankt, die edeln Teile ihres Körpers sind wund und die Wurzeln ihrer Lebenskraft angesteckt. Bei diesem allgemeinen Leidenszustand blicken die verständigen Menschen auf den Papst als den alleinigen Helfer. Wenn die Andersgläubigen nicht in gleichem Maß zu ihm ihre Zuflucht nehmen, da viele noch getrennt sind, wenn sie nicht seine Machtfülle anerkennen, so wünschen sie doch in mancher Hinsicht ihrer heilsamen Wirkung teilhaftig zu werden. Wenn sie zwar nicht von dem Mantel des hl. Petrus bedeckt sein wollen, wenn sie auch in ehrfürchtiger Entfernung von seiner Person sich halten, so wollen sie nichtsdestoweniger von seinem Schatten berührt werden: ut veniente Petro saltem umbra illius obumbraret quemquam illorum."

Im Ausschreiben zur Begehung des 60. Priesterjubiläums Leos XIII. kommt der Kardinal am 1. Februar 1898 mit einer ganz praktischen Anwendung nochmals auf die große Grundwahrheit zurück:

„Da die Vorsehung alles zum endgültigen Triumph des Papstes hinordnet, so dürfen wir uns nicht darauf beschränken, seiner hohen Würde zu huldigen, seine Tugenden zu bewundern, mit seinen Leiden mitzufühlen, sondern wir sollen in besonderer Weise durch die Unterwerfung unter sein unfehlbares Lehramt und durch den Gehorsam gegenüber seiner obersten, inappellabeln Gewalt diesen unsern Glauben dokumentieren.

„Von wem anders wollen wir das lernen, was wir zu glauben haben, als von demjenigen, der vom höchsten Lehrmeister uns als Lehrer und Führer bezeichnet wurde? Gab nicht Christus dem Petrus die tröstende Versicherung, daß er für ihn gebetet, daß sein Glaube nicht wanke, und sicherte er ihm so nicht die Unfehlbarkeit zu, kraft deren er den Auftrag erhielt, die Brüder im Glauben zu stärken, mit unfehlbarer Sicherheit in der geoffenbarten Lehre zu unterweisen und auf den rechten Pfad, wenn sie je davon abweichen sollten, zurückzurufen? Es ist daher unsere Pflicht, alles anzunehmen, was von Petrus und seinen Nachfolgern bestimmt wurde, und alles, was von ihnen verurteilt wurde, ohne Vorbehalt, ohne Ausnahme und ohne Einschränkung der Grenzen ihres Lehramtes zurückzuweisen. Oder ist es am Schüler, dem Meister Lehrvorschriften zu machen? Und doch ist es gerade dies, was gewisse unreife Köpfe, gewisse Halbkatholiken anstreben. Daß Christus sie auch nicht zu Rate gezogen, als er Petrus die Unfehlbarkeit verlieh, und daß der Heilige Geist sich nicht mit ihnen ins Einvernehmen setzt, wenn er seinen Nachfolgern seine Entscheidungen einflößt! Nehmet darum alle Entscheidungen des Papstes an und verurteilt mit ihm alle Irrtümer und seid sicher, daß, wer Vorbehalte oder Einschränkungen macht oder die Glaubenswahrheit gewunden interpretiert, nicht mehr den Glauben besitzt. . . .

„Und hier beachtet wohl, daß die moralischen Vorschriften des Evangeliums, das allein der Papst oder die Kirche zu erklären hat, alle menschlichen Handlungen, die öffentlichen sowohl wie die privaten, umfaßt, welcher Art sie auch sein und was für einen Inhalt und Zweck sie auch haben mögen; sie sind für alle Menschen ohne Ausnahme verpflichtend, da alle menschlichen Handlungen unter die Autorität der Kirche fallen können, die über sie urteilt, nicht insofern sie bürgerlich oder politisch sind, sondern insofern sie moralisch und christlich, d. h. dem ewigen Gesetz des Evangeliums entsprechend oder entgegengesetzt sind. Mit Unrecht schreit man daher gegen die Kirche oder den Papst, wenn er Entscheidungen, Definitionen oder Verurteilungen ausspricht, und klagt ihn der Überschreitung seiner Kompetenz, der Einmischung in fremde Angelegenheiten, der Ertötung der Freiheit, der Hemmung des Fortschritts, der geistigen Unterjochung der Völker an. Nein, der Papst verdient diese Vorwürfe nicht; er soll getreu seiner Mission, die er von Gott hat, das Depositum des Glaubens und der christlichen Moral hüten und schützen, und daher lehrt und trägt er den letzten der Menschen ebenso wie den Großen der Erde das auf, was sie halten sollen, wenn sie das Ziel erreichen wollen, wozu sie geschaffen sind."

Auch der schwierigen Frage einer Verständigung mit der in Italien herrschenden öffentlichen Gewalt gedenkt der spätere Papst bei einem Rückblick gelegentlich der Jahrhundertfeier der Wahl Pius' VII. in Venedig unter dem 1. Oktober 1899:

„Es mag die Welt vor dem erzittern, der schon die Verteidigung der zertretenen Rechte als Verbrechen oder Wahnsinn ansieht. Pius zittert nicht; obgleich von feindlichen Waffen umgeben, antwortet er auf die übermächtigen Einschüchterungen, auf seine weltliche Herrschaft zu verzichten oder den Weg der Verbannung zu betreten: Ich kann nicht, ich darf nicht, ich will nicht. Und fortgerissen aus seiner Residenz, vertraut er sich nicht der stolzen militärischen Eskorte an, sondern der Vorsehung, auf die er alle seine Hoffnungen gesetzt. . . .

„Wie konnte der Papst eine Verständigung annehmen, die gleichbedeutend war mit der Abdankung seiner Rechte und dem Verrat an seiner Pflicht? Kann das Licht mit der Finsternis, Christus mit Belial sich in Eintracht verbinden? Konnten vielleicht Vorteile für die Religion von solchen zu erwarten sein, die unter einer freundlichen Miene das Herz des Verräters bargen, die gleißnerisch der Kirche Schutz und Hilfe versprachen, der Religion zu Glanz und Blüte zu verhelfen vorgaben, aber in Wahrheit sie nur niederzuwerfen und zu vernichten suchten? . . .

„Wenn auch die Katholiken zum Feststehen in ihrem Glauben menschlicher Beweise nicht bedürften, so kräftigt sie doch jene neue Tatsache, die unter den verschiedenen Begebenheiten der Geschichte als die prägnanteste Zusammenfassung alles dessen bezeichnet werden kann, was die göttliche Vorsehung zu Gunsten der Päpste gewirkt hat. Feststehend auf jenem Felsen, der das unerschütterliche Fundament der Kirche Jesu ist, haben sie zu ihren Füßen vorüberziehen sehen die blutigen Jahrhunderte eines Maximinus und Decius, die blasphemischen Jahrhunderte der Arius und Nestorius, die barbarischen Zeiten eines Attila und

Aistolfus, die treulosen Jahrhunderte der Zenon und Isaurier, die gewalttätigen Jahrhunderte Mohammeds und seiner Nachfolger, die verdorbenen Jahrhunderte der entarteten Nachfolger Karls des Großen. Sie sahen vorüberziehen . . . das heuchlerische Zeitalter des Jansenismus, die ungläubige, hämische Epoche des Philosophismus. Und dieses alles wäre unerklärlich, wenn das Papsttum nicht das Gepräge des beständigen göttlichen Beistandes trüge, welcher es alle menschlichen Anstürme überdauern läßt.

„Was blieb in der Tat von all diesen einst so starken und gefürchteten Reichen? Alles verschwand, und von der alten Größe bleibt nur ein schwaches Andenken. Allein das Papsttum bleibt majestätisch unbewegt zwischen den Ruinen und erstarkt inmitten der Stürme, welche die menschliche Gesellschaft umstürzen, da die irdischen Institutionen zwar fallen können, Gott aber bleibt und feststeht und mit ihm sein Stellvertreter, den er seiner unsterblichen Verheißungen versichert hat, mag er auf seiner Bahn barbarischen oder zivilisierten Völkern begegnen, Freistaaten oder Königreichen, gläubigen oder glaubensfeindlichen Monarchen.

„Wenn man einen König auch seiner glänzendsten Abzeichen beraubte, so würden ihn auch im Kleid der Armut seine Untertanen erkennen, bei seinem Vorüberziehen ehrfürchtig begrüßen, und wenn er in die Verbannung gehen müßte, mit ihren Tränen, mit ihren Segenswünschen dahin begleiten. So könnte man auch dem Papst alles nehmen, was ihm die Menschen gegeben, aber nie, was er von Gott empfangen. Er wird stets an seinem wohltuenden Einfluß und seiner unerschöpflichen Liebe erkannt und darum allseitig verehrt werden. Selbst von Mißgeschick betroffen, wird er nicht aufhören, die Tränen der Betrübten zu trocknen, die Unwissenden zu belehren, Balsam in die unzähligen Wunden der armen Menschheit auszugießen. Von Schmerz umringt, aber von einer unerschütterlichen, unendlich vertrauensvollen Geduld, wird er früh oder spät erleben, wie der Sturm nachläßt, das Meer sich beruhigt und dieselben Leute seine Hilfe anrufen."

Miß Agnes Mary Clerke. Ein Leben voll ernster Arbeit, beglückt von reinstem Genusse wissenschaftlichen Studiums und fruchtreich für die Mitmenschen, war der im Januar verstorbenen Miß Clerke beschieden. Miß Agnes Clerke entstammte einer katholischen Familie Irlands. Geboren am 10. Februar 1842 in einem kleinen Landstädtchen, Skibbereen, Grafschaft Cork, genoß sie die gesunden Eindrücke des Landlebens bis zu ihrem neunzehnten Jahre; zu ihrem Heile, denn sie war schwächlich gebaut und ging wohl deshalb nie in die Schule. Ihr Vater, John William, ließ es jedoch nicht an guten Hauslehrern fehlen. Ihr Geist war so geweckt, daß sie schon im Alter von fünfzehn Jahren die Absicht hatte, eine Geschichte der Sternkunde zu schreiben. Doch ernste Studien sollten erst später beginnen. Die Übersiedlung der Familie nach der Hauptstadt Dublin im Jahre 1861 und zwei Jahre später nach dem südlicher und schön gelegenen Queenstown gab Gelegenheit für bessere Lehrer, namentlich in Sprachen

und Musik, und weckte durch den Anblick des Meeres und seiner Schiffe das Verlangen nach fremden Landen. Nach vierjährigem Aufenthalt in Queenstown verließ die Familie die irische Heimat für immer und verlebte zehn Jahre in Italien, von 1867 bis 1877, an verschiedenen Orten, je nach der Jahreszeit. Zwei Winter (1867 und 1868) wurden in Rom zugebracht, einer (1871) in Neapel, fünf (1872—1876) in Florenz, mehrere Sommer (1874—1876) in den Bädern von Lucca. In Florenz scheint ihre ernste Arbeit begonnen zu haben. Noch im Alter von dreißig Jahren nahm sie Musikstunden bei Buonamici, namentlich in Klavier, und las fleißig in den öffentlichen Bibliotheken. Anfangs war wohl noch kein fester Plan in ihren Studien, wie ihre ersten schriftstellerischen Arbeiten zeigen; doch sieht man die Vorliebe und das Talent für die Sternkunde, welche erst bei ihrer Übersiedlung nach London zur vollen Entwicklung kommen sollten, schon deutlich durchschimmern.

Die Familie ließ sich im Jahre 1877 endgültig in London nieder. Ob die Mutter, eine Schwester des Lord Justice Deasy, damals noch lebte, wird uns nicht berichtet. Ihr Vater lebte noch dreizehn Jahre in London, und ihre Schwester Helen ging ihr nur wenige Monate im Tode voraus. Als Frucht ihrer Studien in Italien schrieb Miß Clerke nun in London eine Reihe kleinerer Aufsätze für die Edinburgh Review. Der erste war betitelt: Copernicus in Italy, und ihm folgten noch 54 andere über verschiedene Gegenstände. Das Dictionary of National Biography wurde mit etwa hundert Lebensbeschreibungen wissenschaftlicher Männer bereichert, und die Encyclopedia Britannica verdankt ihr Berichte über Galilei, Kepler, Laplace u. a.

Während ihres dreißigjährigen Aufenthaltes in London suchte und fand Miß Clerke Gelegenheit, mit den namhafteren Vertretern der Sternkunde in nähere Berührung zu treten. Sie besuchte regelmäßig astronomische Versammlungen, wie diejenigen der Royal Astronomical Society und der für Liebhaber im Fache gegründeten British Astronomical Association, und wurde später auch Mitglied derselben sowie auch Corresponding Fellow der Astronomischen Gesellschaft in Kanada. Doch erwarb sie sich diese Ehren selbst durch gediegene Arbeiten. Vier Jahre, nachdem sie sich in London niedergelassen hatte, begann sie ihr altes Lieblingswerk zu schreiben: Eine populäre Geschichte der Sternkunde im 19. Jahrhundert, und brachte es auch in weiteren vier Jahren fertig. Es erschien zuerst im Jahre 1885 und bewies seinen inneren Wert durch seine vier Auflagen und die deutsche Übersetzung (Geschichte der Astronomie während des 19. Jahrhunderts. Gemeinfaßlich dargestellt. Autorisierte deutsche Ausgabe. Von H. Maser. gr. 8° [XV u. 540] Berlin 1888). Es wird für das bedeutendste ihrer Werke gehalten und war auch eine Frucht ihrer besten Jahre. Dieser erste Erfolg begeisterte sie so sehr, daß sie, einer Einladung von Sir David und Lady Gill folgend, einen dreimonatigen Aufenthalt am Kap der Guten Hoffnung nahm, um den südlichen Sternhimmel kennen zu lernen. Die Frucht dieses Studiums war ein Werk, betitelt: The System of the Stars, dessen Erscheinen im Jahre 1890 ihr alter Vater gerade noch erlebte. Es fand verdiente Anerkennung durch seine zwei Auflagen und durch den Acton-Preis von hundert Guineen, welcher der Verfasserin von der

Royal Institution zuerkannt wurde. Das war im Jahre 1892, und im darauffolgenden wurde sie zum Ehrenmitglied der Royal Astronomical Society gewählt, eine Auszeichnung, die vor ihr nur drei Frauen zuteil geworden war. Von dieser Zeit an, sie war in ihrem 52. Jahre, schien ihre Arbeitskraft abzunehmen; denn während der folgenden zehn Jahre flossen aus ihrer Feder nur noch kleinere Abhandlungen, wie homerische Studien, Berichte über die Familie Herschel, ein Abriß der Himmelskunde usf. Aber ihr Ansehen war so gestiegen, daß man sie auf wissenschaftlichen Reisen im Redcliffe Square aufsuchte und in astronomischen Versammlungen um ihre Ansicht fragte. Sie redete wohl zuweilen öffentlich, tat es aber nicht gerne, im Bewußtsein, daß das lebendige Wort ihre schwächere Seite war.

Während ihre physische Kraft abnahm, schien jedoch ihr Geist nur um so lebendiger zu werden. Nach zehnjähriger scheinbarer Ruhe erschien im Jahre 1903 ihr drittes und letztes großes Werk: Problems in Astrophysics. Es war das schwierigste von allen; denn es führte dem Leser nicht mehr die alte Astronomie vor Augen, sondern enthüllte ihm die sich eben entwickelnde Sternkunde des 20. Jahrhunderts, ja man kann sagen, die Sternkunde der Zukunft. Da genügte es nicht mehr, Altes in neue Formen zu gießen; die neuen Probleme mußten geistig erfaßt und beurteilt werden. Es ist staunenswert, wie es einer Frau gelungen ist, so viele chemische, physikalische und mechanische Fragen nicht bloß richtig aufzufassen und darzustellen, sondern auch kritisch zu behandeln, mit Ausschluß aller hier so leicht sich einschleichenden Dichtung. Sie tat gut daran, die weniger sichern und vielfach spekulativen Anschauungen für ein mehr volkstümliches Werkchen aufzusparen. Es heißt Modern Cosmogonies und wird als das literarische Meisterwerk der Verfasserin angesehen. Beide Werke sind im Kampfe zwischen Körper und Geist entstanden. Ersterer erlaubte ihr nur eine halbe Stunde lang niederzuschreiben, was letzterer geliefert hatte, und Miß Clerke fürchtete oft, das Ende der Arbeit nicht mehr zu erleben. Doch noch drei Jahre lang sollte sie sich der Frucht dieser schweren Arbeit erfreuen.

Allen Werken der irischen Verfasserin rühmt man einstimmig richtige Erkenntnis des Gegenstandes und klare Darstellung, vor allem aber eine meisterhafte Beherrschung des englischen Idioms nach. Die geistreiche Auffassung des Gegenstandes ist in so bezeichnender und so gefälliger Form wiedergegeben, daß eine Übersetzung in fremde Sprachen höchst schwierig ist und das Übersetzte kaum mehr das Werk der Miß Clerke genannt werden kann. Ist es zu verwundern, daß bei Behandlung eines so ausgedehnten Gegenstandes, wie die alte und neue Sternkunde, auch Mängel vorkommen, und daß namentlich die englische Fachliteratur überwiegend auf die Werke eingewirkt hat? Hätte Miß Clerke ihre astronomisch-schriftstellerische Laufbahn damals vorausgesehen, wo sie die Ufer der Grünen Insel verließ, so hätte sie vielleicht auch französische und deutsche Kulturstätten aufgesucht. Ihre zahlreichen Literaturverweisungen geben nicht den Eindruck, daß sie der deutschen Sprache hinreichend mächtig war. Die Kenntnis des Italienischen mag für Herz und Seele genußreicher gewesen sein; aber daß ihr so viele und

reiche astronomische Quellen schwer zugänglich blieben, wirkte etwas einseitig auf ihre schönen Werke.

Daß wir so wenig von der moralischen und religiösen Seite dieser Schriftstellerin hören, hat wohl darin seinen Grund, daß sie in den letzten dreißig Jahren fast ganz von nichtkatholischen Freunden umgeben war. Aber sie blieb bis zum Ende eine gläubige und frommsinnige Katholikin. Die große Gesetzmäßigkeit im Weltall, die ihr aus ihren Studien und Naturbetrachtungen immer leuchtender entgegenstrahlte, war ihr der unverrückbare Wegweiser zum persönlichen Gott, stets neuer Beweggrund zur Bewunderung und Anbetung der schöpferischen Weisheit. Noch in ihren Problems of Astrophysics 1903 und in ihrem Aufsatz Modern Cosmogonies VII ("Knowledge and Scientific News". March 1907) hat sie darüber herrliche Bekenntnisse. Volles Verständnis für die fortschreitende Wissenschaft schloß bei ihr Hochachtung und Liebe für die Religion nicht aus. Ebensowenig vermochten die Anerkennung, die sie in den berufensten wissenschaftlichen Kreisen fand, und die mannigfache Huldigung, die ihr zu teil wurde, etwas zu mindern an der Herzensgüte und dem lautern Seelenadel, durch die sie ihrer Umgebung teuer war. Lady Huggins erzählt uns von Miß Agnes Clerke: „Nie hat es eine reinere, für Hohes empfänglichere und zugleich mehr liebenswürdig selbstlose menschliche Seele gegeben.“ [1] Ihr Hinscheiden erfolgte in ihrer eigenen Wohnung am Sonntag morgen, den 20. Januar 1907, in vollem Bewußtsein fast bis zum Ende, und war nach dem Zeugnis von Lady Huggins sanft und friedensvoll. Sie überlebte ihre unzertrennliche Schwester nur wenige Monate, als letztes Glied der Familie. Ihre Krankheit war Lungenentzündung, eine Folge vorhergehender Influenza. Die Begräbnisfeier erfolgte drei Tage nach dem Tode, mit Requiem-Messe in der Serviten-Kirche zu London. Der Lohn wird ihr nicht mangeln, denn sie hat ein großes Talent auch gut benutzt und Gott die Ehre gegeben.

---

[1] No purer, loftier and yet more sweetly unselfish and human soul has lived. Astroph. Journal XXV (1907) 229.

Joseph von Eichendorff.

Gedenkblatt zum 26. November.

Am 26. November werden es 50 Jahre, daß Joseph v. Eichendorff zu Neisse gestorben ist. Er war keiner jener Heroen, in welchen die moderne Welt ihre strahlende Kulturherrlichkeit oder ihre düsteren Prometheusqualen verkörpert findet, zu denen sie wie zu erhabenen Göttern aufschaut, an die sie unermüdlich ihre Huldigungen verschwendet. Die meisten kennen ihn nur als Sänger einiger lieblicher, inniger Lieder, in welchen Waldesduft und Wanderlust die Leitmotive bilden, bald eine unbefangene Jugendlust urfröhlich aufjauchzt, bald wehmütige Stimmungen in frommen Akkorden ausklingen. Innig verwandt mit der echtesten deutschen Volkspoesie und von tüchtigen Meistern in Musik gesetzt, sind diese Lieder aber in allen deutschen Gauen heimisch geworden. Bei der 100. Wiederkehr seines Geburtstages (1888) wurde darum des gemütlichen Dichters weithin freundlich gedacht, und so wird es auch am 50. Gedenktag seines Todes nicht an solchen fehlen, die sich seiner in treuer Liebe erinnern werden.

I.

Das Leben Eichendorffs hat nichts von dem meteorhaften Glanz seines Altersgenossen Lord Byron, welcher im selben Jahr das Licht der Welt erblickte, nichts von dem wirren Sturm und Drang der ersten Romantiker. Während zu Paris die Menschenrechte erklärt, das alte Frankreich gestürzt, der König dahingeschlachtet, das Christentum abgeschafft, dann ganz Europa mit Revolutionsheeren überschwemmt, der Papst aus Rom geschleppt, das alte heilige Reich deutscher Nation zerstört, fast alle Völker von dem übermütigen Korsen besiegt und geknebelt wurden, verlebte das fröhliche Musenkind (geb. am 10. März 1788) auf dem väterlichen Schloß zu Lubowitz mit einem nur wenig älteren Brüderchen, das Wilhelm hieß, sorglose, glückselige Tage und Jahre. Eine vom christlichen Geiste beseelte Erziehung senkte in seine Seele die Keime jenes tiefen, mächtigen Glaubenslebens, das ihm für immer die Richtung auf das Höchste geben, sein

ganzes Dasein heiligend und beseligend durchdringen sollte. In den Gärten, Wiesen und Wäldern, in welchen der Knabe lustig umherschwärmte, weckte die Schönheit der Natur schon früh dichterische Empfindung und Begeisterung in der jugendlichen Brust, während die deutschen Volksbücher seine Phantasie mit ritterlich-romantischen Gestalten bevölkerten. Er hat das selbst in seinem ersten Roman „Ahnung und Gegenwart“ gar anmutig geschildert:

„Da saß ich denn einsam im Garten und las die Magelone, Genofeva, die Heymonskinder und vieles andere unermüdet der Reihe nach durch. Am liebsten wählte ich dazu meinen Sitz in dem Wipfel eines hohen Birnbaums, der am Abhang des Gartens stand, von wo ich dann über das Blütenmeer der niedern Bäume weit ins Land schauen konnte oder an schwülen Nachmittagen die dunkeln Wetterwolken langsam auf mich zukommen sah.

„Ich weiß nicht, ob der Frühling mit seinen Zauberlichtern in diese Geschichten hineinspielte, oder ob sie den Lenz mit ihren rührenden Wunderscheinen überglänzten, — aber Bäume, Wald und Wiesen erschienen mir damals anders und schöner. Es war, als hätten mir diese Bücher die goldenen Schlüssel zu den Wunderschätzen und der verborgenen Pracht der Natur gegeben. Mir war noch nie so fromm und fröhlich zu Mut gewesen. . . .

„Aber diese Herrlichkeit dauerte nicht lange. Mein Hofmeister, ein aufgeklärter Mann, kam hinter meine heimlichen Studien und nahm mir die geliebten Bücher weg. Ich war untröstlich. Aber, Gott sei Dank, das Wegnehmen kam zu spät. Meine Phantasie hatte auf den waldgrünen Bergen, unter den Wundern und Helden jener Geschichte gesunde, freie Luft genug eingesogen, um sich des Anfalls einer ganz nüchternen Welt zu erwehren. Ich bekam nun dafür Campes Kinderbibliothek; da erfuhr ich denn, wie man Bohnen steckt, sich selber Regenschirme macht, wenn man einmal wie Robinson auf eine wüste Insel verschlagen werden sollte, nebstbei mehr zuckerbackene edle Handlungen, einige Elternliebe und kindliche Liebe in Charaden. Mitten aus dieser pädagogischen Fabrik schlugen mir einige kleine Lieder von Matthias Claudius rührend und lockend ans Herz. Sie sahen mich in meiner prosaischen Niedergeschlagenheit mit so schlichten, ernsten und trüben Augen an, als wollten sie freundlich tröstend sagen: ‚Lasset die Kleinen zu mir kommen!‘ Diese Blumen machten mir den farb- und geruchlosen, zur Menschheitssaat umgepflügten Boden, in welchen sie seltsam genug verpflanzt waren, einigermaßen heimatlich. Ich entsinne mich, daß ich in dieser Zeit verschiedene Plätze im Garten hatte, welche Hamburg, Braunschweig und Wandsbek vorstellten. Da eilte ich denn von einem zum andern und brachte dem guten Claudius, mit dem ich mich besonders gern und lang unterhielt, immer viele Grüße mit. Es war damals mein höchster, innigster Wunsch, ihn einmal in meinem Leben zu sehen.

„Bald aber machte eine neue Epoche, die entscheidende für mein Leben, dieser Spielerei ein Ende. Mein Hofmeister fing nämlich an, mir alle Sonntage aus

der Leidensgeschichte Jesu vorzulesen. Ich hörte sehr aufmerksam zu. Bald wurde mir das periodische, immer wieder abgebrochene Vorlesen zu langweilig. Ich nahm das Buch und las es für mich ganz aus. Ich kann es nicht mit Worten beschreiben, was ich dabei empfand. Ich weinte aus Herzensgrund, daß ich schluchzte. Mein ganzes Wesen war davon erfüllt und durchdrungen, und ich begriff nicht, wie mein Hofmeister und alle Leute im Hause, die doch das alles schon lange wußten, nicht ebenso gerührt waren, und auf ihre alte Weise so ruhig fortleben konnten."

Bis zum Herbst 1801 blieb Joseph mit seinem Bruder Wilhelm im väterlichen Hause. Dann wurden sie gemeinsam in dem Konvikt des katholischen Gymnasiums zu Breslau untergebracht, in welchem das ehemalige Kollegium der Jesuiten, zum Teil auch dessen Gebräuche und Einrichtungen, wie z. B. das Schultheater, weiterlebten, auch der ausgesprochen katholische Geist, während die Schule sich im übrigen gleichmäßig mit den protestantischen Anstalten entwickelt hatte. Weil doch etwas zu jung, wurden die beiden Brüder nach Vollendung ihrer Gymnasialstudien noch ein halbes Jahr in Breslau belassen und hörten hier unter Aufsicht ihres bisherigen Hofmeisters einige Vorlesungen an der Universität.

Die eigentlichen Universitätsstudien begannen sie im Herbst 1805 zu Halle. Joseph zählte erst 17 Jahre. Wie sein Bruder, widmete sich auch Joseph der Jurisprudenz, nahm aber lebhaft teil an dem bunten studentischen Treiben. Durch den Norweger Hendrik Steffens, bei dem er Naturphilosophie hörte und der ihn mächtig anzog, kam er auch in Berührung mit der romantischen Schule, welche damals ihre erste wirre Sturm- und Drangperiode bereits überstanden hatte.

„Jung, schlank, von edler Gesichtsbildung und feurigen Augen, in begeisterter Rede kühn und wunderbar mit der ihm noch fremden Sprache ringend: so war seine Persönlichkeit selbst schon eine romantische Erscheinung und zum Führer einer begeisterungsfähigen Jugend vorzüglich geeignet. Sein freier Vortrag hatte durchaus etwas Hinreißendes durch die dichterische Improvisation, womit er in allen Erscheinungen des Lebens die verhüllte Poesie mehr divinierte als wirklich nachwies."

In dem benachbarten Badeort Lauchstädt, wo die Schauspieler von Weimar während der Badesaison Vorstellungen gaben, lernten die Hallenser Studenten auch das klassische und romantische Theater von Weimar kennen. Neben alten berühmten Tragödien und neben Stücken Ifflands kamen da auch Friedrich v. Schlegels „Alarcon" und August Wilhelm v. Schlegels „Jon" zur Aufführung. Goethe wurde von den Romantikern als ihr Altmeister

verehrt, und sein „Wilhelm Meister“ galt als das höchste Muster eines Romans, als Grundbuch der Poesie, fast als eine göttliche Offenbarung. Auch Eichendorff wurde in diesen Goethekult und in den ganzen Genierausch der Romantiker mit hineingerissen, doch lange nicht in dem Grade wie etwa Brentano, der in seinem „Godwi“ den „Wilhelm Meister“ nachahmen und noch übertrumpfen wollte. Ein milderes, ruhiges Temperament, ein festerer Charakter, eine tiefere religiöse Bildung bewahrten Eichendorff vor der religiösen Verwirrung und sittlichen Verwilderung, die in der „Lucinde“ und im „Godwi“ zum Ausdruck kommen. Mit Recht bemerkt übrigens Eichendorff, daß im „Godwi“ die Lieblingsideen einer späteren Zeit — „Weltschmerz, Emanzipation des Fleisches und des Weibes und revolutionäres Umkehren der Dinge“ — zu Tage treten, daß aber Brentano schon in diesem Wildling den Kampf gegen das „Dämonische“ begonnen hat:

„Denn einmal klingt auch im Godwi in den einzelnen eingestreuten Volksliedern überall schon ein tieferer, ja religiöser Ernst fast sehnsüchtig hindurch; und sodann überkommt den Dichter selbst mitten in dieser Verwirrung die tödlichste Langeweile, Ekel und Abscheu davor, und er vernichtet sofort, was er im ersten Bande geschaffen, im zweiten Bande schonungslos wieder durch die bitterste Ironie. Er selbst sagt: ‚Ich werde die Kunst an diesem Buche rächen oder untergehen.‘“

Als Eichendorff 1807 und 1808 in Heidelberg persönlich mit Brentano bekannt ward, hatte dieser bereits das schlimmste Stadium jenes inneren Kampfes überstanden. Im Verein mit Achim v. Arnim sammelte er die schönsten Volkslieder in „Des Knaben Wunderhorn“; im Verein mit Arnim und Görres gab er die „Zeitung für Einsiedler“ heraus und schrieb Satiren, in welchen die kecke Lebensfreude, der sprudelnde Humor, die Phantasiefülle der Romantik jugendfroh überschäumte und aller Philisterei den Krieg erklärte. Görres vertiefte sich gleichzeitig in die deutschen Volksbücher und in die asiatische Mythologie, Creuzer suchte in der antiken Götterlehre christliche Ahnungen und Symbole, Gries führte durch seine Übersetzungen die größten Dichter Italiens und Spaniens in Deutschland ein, Thibaut rief die Meister älterer Musik in die Gegenwart zurück — und so blühte in Heidelberg, das durch seine herrliche Lage dem jungen Dichter selbst wie ein Stück Romantik erschien, die romantische Poesie zu nicht minder frohem Leben auf als vordem in Jena. Von Heidelberg aus besuchte Eichendorff Paris, um dort deutsche Handschriften für Görres' Volksbücher einzusehen und zu vergleichen. Am meisten wirkte

überhaupt Görres auf ihn ein, der ihm wie ein Prophet erschien und dessen Feuerwort ihn unwiderstehlich mit sich fortriß. In Berlin traf er 1809 wieder mit Brentano und Arnim zusammen, ward aber auch mit Adam Müller bekannt und hörte Fichtes vielbewunderte Vorlesungen. In Wien trat er 1810 auch in den Kreis Friedrich v. Schlegels, des ersten Führers der Romantik, ein, der mit seiner nunmehrigen Gattin Dorothea Veit seit zwei Jahren in die alte Mutterkirche zurückgetreten war und von da an in dem religiösen Moment den wesentlichsten Lebensnerv der Romantik erblickte. Der Maler Philipp Veit, Schlegels Stiefsohn, ward sein vertrauter Freund. Er lernte in Wien auch Klemens Maria Hoffbauer kennen, den Journalisten Pilat, die Dichter Heinrich Joseph v. Collin und Theodor Körner, den Publizisten Friedrich v. Gentz und den Sprachgelehrten Wilhelm v. Humboldt.

So war Eichendorff mit 22 Jahren schon mit fast allen Hauptvertretern der Romantik bekannt und hatte sich in ihre Ideen hineingelebt. Die chaotischen Fluten des früheren Sturmes und Dranges hatten sich um diese Zeit schon teilweise gelegt. Mit dem Wiedererwecken Dantes, Shakespeares und Calderons, der mittelalterlichen Poesie und Kunst, des alten deutschen Volksgeistes traten katholische Ideen und Ideale beherrschend in den Vordergrund. Im Gegensatz zu der napoleonischen Zwingherrschaft nahm die romantische Bewegung zugleich einen national-patriotischen Charakter an. Wie die Romantiker zuerst das alte Sagenbuch der deutschen Nationalpoesie wieder aufgeschlagen hatten, so weckten sie im stillen Sinn für deutsche Sitte, deutsches Recht und deutschen Brauch; ihre männlichen Klagen riefen wie ein unsichtbarer Heerbann die Gemüter zum Widerstand gegen den stolzen Bedränger auf, Schlegel, Görres, Steffens, Schenkendorf, Raumer weckten die Jugend zu begeisterter Tat. Eben erst mit einer lieblichen Braut verlobt, durch eine vorzügliche Staatsprüfung zum Antritt einer öffentlichen Stellung in Österreich befähigt, ließ auch Joseph v. Eichendorff in der Stunde der Not alles irdische Glück und alle irdischen Vorteile im Stich, um im April 1813 sich dem Lützowschen Freikorps anzuschließen und dem zertretenen Deutschland die Freiheit zu erkämpfen. Erst nach dem vollen Sieg der deutschen Waffen konnte er im Oktober 1814 seine Hochzeit halten, fand aber die erhoffte Anstellung in Österreich nicht mehr und mußte nun eine solche in Preußen suchen.

Wie Brentanos „Godwi" ist auch Eichendorffs Erstlingsroman „Ahnung und Gegenwart" (1811 vollendet, aber erst 1815 gedruckt) von Goethes

„Wilhelm Meister“ angeregt und teilweise beherrscht, aber in ganz anderer Weise. Indem der jugendliche Dichter versucht, ein breites Bild der zeitgenössischen höheren Gesellschaft, ihrer Strebungen und ihrer Bildung zu entwerfen, verirrt sich die dichtende Phantasie wohl dann und wann in keck gezeichnete erotische Szenen; aber die Leidenschaft geht keineswegs mit der Phantasie durch; Geist und Gemüt des Dichters bleiben auf höhere Ideale gerichtet. All die jugendlichen Poetenträume, die er an das bunte Leben und Treiben der Welt geheftet, entblättert und zerstört die rauhe Wirklichkeit; er sehnt sich nach Besserem, und sein Hauptvertreter im Roman, der künstlerische Graf Friedrich, vertauscht schließlich die Welt mit dem Kloster.

„Die Poesie“, so sagt sein Widerpart, der weltliche Dichter Faber, „mag wohl Wurzel schlagen in demselben Boden der Religion und Nationalität, aber unbekümmert, bloß um ihrer himmlischen Schönheit willen, als Wunderblume zu ihm hinaufwachsen. Sie will und soll zu nichts brauchbar sein.“

Ihm antwortet Friedrich mit dem tiefempfundenen, wenn auch künstlerisch weniger abgerundeten Liede:

Wo treues Wollen, redlich Streben
Und rechten Sinn der Rechte spürt,
Das muß die Seele ihm erheben,
Das hat mich jedesmal gerührt.

Das Reich des Glaubens ist geendet,
Zerstört die alte Herrlichkeit,
Die Schönheit weinend abgewendet,
So gnadenlos ist unsre Zeit.

O Einfalt, gut in frommen Herzen,
Du züchtig schöne Gottesbraut!
Dich schlugen sie mit frechen Scherzen,
Weil dir vor ihrer Klugheit graut.

Wo findst du nun ein Haus, vertrieben,
Wo man dir deine Wunder läßt,
Das treue Tun, das schöne Lieben,
Des Lebens fromm vergnüglich Fest?

Wo findest du den alten Garten,
Dein Spielzeug, wunderbares Kind,
Der Sterne heil'ge Redensarten,
Das Morgenrot, den frischen Wind?

Wie hat die Sonne schön geschienen!
Nun ist so alt und schwach die Zeit;
Wie stehst so jung du unter ihnen,
Wie wird mein Herz mir stark und weit!

Der Dichter kann nicht mit verarmen;
Wenn alles um ihn her zerfällt,
Hebt ihn ein göttliches Erbarmen —
Der Dichter ist das Herz der Welt.

Den blöden Willen aller Wesen,
Im Irdischen des Herren Spur,
Soll er durch Liebeskraft erlösen,
Der schöne Liebling der Natur.

Drum hat ihm Gott das Wort gegeben
Das kühn das Dunkelste benennt,
Den frommen Ernst im reichen Leben,
Die Freudigkeit, die keiner kennt.

Da soll er singen frei auf Erden,
In Lust und Not auf Gott vertraun,
Daß aller Herzen freier werden,
Eratmend in die Klänge schaun.

Der Ehre sei er recht zum Horte,
Der Schande leucht' er ins Gesicht!
Viel Wunderkraft ist in dem Worte,
Das hell aus reinem Herzen bricht.

Vor Eitelkeit soll er vor allem
Streng hüten sein unschuldig Herz,
Im Falschen nimmer sich gefallen,
Um eitel Witz und blanken Scherz.

O laßt unedle Mühe fahren,
O klinget, gleißt und spielet nicht
Mit Licht und Gnad', so ihr erfahren,
Zur Sünde macht ihr das Gedicht!

Den lieben Gott laß in dir walten,
Aus frischer Brust nur treulich sing,
Was wahr in dir, wird sich gestalten,
Das andre ist erbärmlich Ding. —

Den Morgen seh' ich ferne scheinen,
Die Ströme ziehn im grünen Grund,
Mir ist so wohl! — die 's ehrlich meinen,
Die grüß' ich all aus Herzensgrund!

So dachte sich der junge Eichendorff die Aufgabe der Poesie, als er zuerst mit seinen Liedern und seinem Roman hervortrat, der sich häufig nur wie ein Rahmen zu seinen lyrischen Stimmungsbildern ausnimmt. Er scheint nur spielen zu wollen, aber es ist ihm bitter ernst: es spricht aus ihm die tiefe, mannhafte Stimmung der deutschen Jugend in der Zeit der Freiheitskriege:

„Unsere Jugend erfreut kein sorglos leichtes Spiel, keine fröhliche Ruhe wie unsere Väter, uns hat früh der Ernst des Lebens gefaßt. Im Kampfe sind wir geboren, und im Kampfe werden wir, überwunden oder triumphierend, untergehen. Denn aus dem Zauberrauche unserer Bildung wird sich ein Kriegsgespenst gestalten, geharnischt, mit bleichem Totengesicht und blutigen Haaren; wessen Auge in der Einsamkeit geübt, der sieht schon jetzt in den wunderbaren Verschlingungen des Dampfes die Lineamente dazu aufringen und sich leise formieren. Verloren ist, wen die Zeit unvorbereitet und unbewaffnet trifft; und wie mancher, der weich und aufgelegt zu Lust und fröhlichem Dichten sich so gern mit der Welt vertrüge, wird wie Prinz Hamlet zu sich selber sagen: Weh', daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam! Denn aus ihren Fugen wird sie noch einmal kommen, ein unerhörter Kampf zwischen Altem und Neuem beginnen, die Leidenschaften, die jetzt verkappt schleichen, werden die Larven wegwerfen, und flammender Wahnsinn sich mit Brandfackeln in die Verwirrung stürzen, als wäre die Hölle losgelassen, Recht und Unrecht, beide Parteien in blinder Wut einander verwechseln. — Wunder werden zuletzt geschehen um der Gerechten willen, bis endlich die neue und doch ewig alte Sonne durch die Greuel bricht, die Donner rollen nur noch fernab in den Bergen, die weiße Taube kommt durch die blaue Luft geflogen, und die Erde hebt sich verwirrt, wie eine befreite Schöne, in neuer Glorie empor. — O Leontin! Wer von uns wird das erleben!"

II.

Mit dem siegreichen Einzug der Deutschen in Paris (am 7. Juli 1815) schließt Eichendorffs Jugendperiode und deren poetische und ritterliche Romantik. Die Besatzungsdienste, welche er noch mit seinen Landwehrleuten bis in den Winter hinein zu leisten hatte, waren sehr prosaisch. Im Dezember 1816 trat er als Referendar zu Breslau in den preußischen Staatsdienst. Die Kriegsläufte hatten der zuvor reichbegüterten Familie

schwere Verluste zugefügt; nach dem Tode des Vaters, 1818, mußten die schlesischen Güter nach und nach verkauft, nach dem Tode der Mutter auch Schloß Lubowitz aufgegeben werden; es blieb den vier Brüdern gemeinsam nur noch das Lehngut Sedlnitz in Mähren. Nachdem Eichendorff 1819 die große Staatsprüfung in Berlin bestanden, wurde er zunächst als Hilfsarbeiter im Kultusministerium angestellt, 1820 zum Schulrat, 1821 zum Regierungsrat in Danzig befördert. Der Oberpräsident v. Schön, dessen Hochachtung und Gunst er erlangte, veranlaßte 1824 seine Versetzung als Oberpräsidialrat nach Königsberg, wo er bis 1831 blieb. In diesem Jahre wurde er von dem Minister v. Altenstein als Rat ins Kultusministerium berufen und hielt in dieser Stellung aus, auch als der Kampf über die gemischten Ehen dieselbe für einen überzeugungstreuen Katholiken immer schwieriger gestaltete. Harte Zurücksetzung und Anfeindung blieben ihm jedoch trotz der größten Pflichttreue nicht erspart, und die Zumutung, öffentlich eine Kirchenpolitik zu verteidigen, die er innerlich nicht gutheißen konnte, veranlaßte ihn endlich, unter dem Minister Eichhorn um seine Entlassung einzukommen. Dieselbe wurde ihm nicht sofort zu teil, sondern erst am 30. Juni 1844, nachdem er noch auf Wunsch der Regierung eine Monographie über das Schloß Marienburg verfaßt und zu diesem Zweck längere Zeit in Marienburg, Königsberg und Danzig zugebracht hatte.

In diese zweite Lebensperiode (1816—1844) fallen die meisten seiner poetischen Werke. Die Poesie wurde nie seine ganz ausschließliche Lebensaufgabe, sondern bildete nur eine fesselnde Nebenbeschäftigung, der er seine freie Zeit widmete und die ihn erhebend, stärkend und erfreuend über die Sorgen und Mühen des Alltagslebens emportrug. Während die prosaische Amtstätigkeit aber sein dichterisches Talent einerseits verkürzte und einschnürte, bewahrte sie ihn zugleich vor jener haltlosen Zerfahrenheit, der so viele andere Dichter zum Opfer fielen. Das Dämonische eines unbändigen Genies gewann nie Gewalt über ihn. Mitten in vorwiegend protestantischer Umgebung bewahrte er die ganze Festigkeit seiner katholischen Überzeugung, den ganzen Schwung eines echt katholischen und darum jugendfrohen Dichtergemüts. Seine Liebe zum deutschen Mittelalter, zur Poesie der katholischen Völker war keine bloße Spielerei wie bei vielen der Romantiker, er lebte und webte noch in dem Geiste der edelsten Minnesänger, im Geiste der mittelalterlichen Volkspoesie.

Am meisten nähert er sich den übrigen Romantikern in seinen Romanen. Sie sind sämtlich dem Realismus der nüchternen Wirklichkeit entrückt, in

deren Kleinschilderung, psychologischer Zergliederung und spannender Wiedergabe der moderne Roman seine Hauptaufgabe sucht. Sie spielen in Phantasieschlössern, Parken und Gärten, Wäldern und Einsamkeiten, Waldspelunken, Räubernestern, Dorfkneipen und Studentenbuden, wie es deren in dieser Art und in diesem Zusammenhang keine gibt. Die darin handelnden Gräfinnen, Barone, Diplomaten, Schauspieler, Studenten, Glücksritter sind fast sämtlich nur verschieden kostümierte Poeten und Schöngeister, die von den Einfällen ihrer Phantasie und Laune, dunkler Gefühle und Träume leben. Fest umrissene Charaktere und Handlungen gibt es nicht. Alles schwebt im Nebelflor lyrischer Stimmungen, die sich ein über das andere Mal in wirklichen Gedichten Luft zu machen suchen, wie Mignon und der Harfner in den weltberühmten Gedichten des „Wilhelm Meister". Die traumhafte Phantasie- und Gefühlswelt ist des Dichters eigenstes Werk und spiegelt sein eigenes Wesen wider. Sie ist voll Poesie und wird denjenigen fesseln, der selbst poetisch veranlagt ist. Dem nüchternen Prosaiker gibt sie meist zu viele Rätsel auf.

Von wunderbarem Stimmungszauber ist die Novelle „Das Marmorbild" (1819), welche der Sage vom Venusberg eine neue, feinsinnige Wendung gibt, indem sie das Verlockende der heidnischen Renaissance in ihren italischen Formen phantasievoll schildert, aber auch zugleich auf die christlichen Ideale hinweist, die allein über jenen bestrickenden Sinnenzauber zu triumphieren vermögen.

Fast wie ein früherer Entwurf dazu, noch in keckeren Umrissen, trüberer Stimmung und melancholischerem Grundton ausgeführt, erscheint das mutmaßlich schon 1809 verfaßte Märchen „Die Zauberei im Herbste", welches der Dichter wohl absichtlich zurückhielt und das erst neuerlich mit andern von dem Verfasser selbst vernachlässigten Paralipomena in den Druck gekommen ist.

Die volkstümlichste und sicher auch die schönste Prosadichtung Eichendorffs ist die Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts", die schon 1826 erschien. Von der übermütigen Laune, mit welcher die Romantiker über zwanzig Jahre lang Wieland, Kotzebue, Voß, das literarische Philistertum in all seinen Arten und Unarten oft artig, oft aber auch unartig befehdeten, ist hier nur die sonnigste Jugendfröhlichkeit zurückgeblieben, welche sich, ohne jegliche Rücksicht auf Utilität und Humanität, dem heitersten Vagantentum überläßt und dessen Leiden und Freuden in ungetrübtester Zufriedenheit durchkostet. Den naiven Menschen lacht die ganze Welt an. Von Nervosität und Seelenqualen weiß der lustige Wanderer ebensowenig als vom Weltschmerz eines Leopardi, Byron und Lenau. Er vertraut Gott und seinen Sternen,

und alle widrigen Geschicke lösen sich auch wirklich in Wohlgefallen auf. Der anscheinend leichtfertige und ungebundene Geselle versinkt nie in niedriges, gemeines Zigeunertum wie die moderne Bohème; er ist ein wirklich harmloser und herzlich guter Kerl, dessen Lieder und Musik jedermann erfreuen.

Der Roman „Dichter und ihre Gesellen" (1834) und die Novellen „Viel Lärm um Nichts" (1833) und „Die Glücksritter" (1841) bieten verwandte Gestalten dar, neben andern Poetenfiguren, in welchen Sentimentalität oder Leidenschaft die guten Elemente ankränkeln oder verderben, die unbefangene Lebenslust mit Leidenschaft, Elend und Schuld in Konflikt geraten. „Schloß Dürande" (1839), ein Bild aus der französischen Revolutionszeit, spielt in das Genre der historischen Erzählung hinüber, „Die Entführung" (1839) und „Die Meerfahrt" (1841) sind wieder romantische Phantasiestücke.

Von Eichendorffs Dramen schließen sich die zwei ersten „Krieg den Philistern!" (1823) und „Meyerbeths Glück und Ende" (1828) jenen übermütigen Parodien an, in welchen A. W. v. Schlegel, Tieck und Brentano das zeitgenössische Philistertum durchgehechelt hatten; Witz und Humor sprudeln darin reichlich; aber um sie zu genießen, muß man sich sehr einläßlich in die damaligen Literaturverhältnisse hineinstudieren. Es folgten zwei Trauerspiele, „Ezelin von Romano" (1828) und „Der letzte Held von Marienburg" (1830), ausgezeichnet durch eine herrliche poetische Sprache und die ergreifendsten lyrischen Stimmungsbilder, aber eben durch ihren Lyrismus an einem festen Aufbau, scharfer Charakteristik und spannend einheitlicher Verwicklung gehemmt, mehr Lesedramen als packende Bühnenstücke. Mehr bühnengerecht ist das dreiaktige Lustspiel „Die Freier" (1833), zu dem sich im Nachlaß ein ziemlich gleichartiges Seitenstück „Wider Willen" aus früherer Zeit gefunden hat. Mit nicht weniger Glück als Brentano im „Ponce de Leon" hat Eichendorff es hier versucht, jene von Witzen und Wortspielen übersprudelnden Dialoge Shakespeares nachzuahmen, welche man mit Witzfeuerwerken verglichen hat. Behalten sie auch im Deutschen etwas Fremdes, zum Teil Gekünsteltes, so steht sein Humor doch hoch über der Masse der neueren Alltagskomödien. Der ideale Zug, der seine Dramatik durchweht, ist überhaupt ein Element, das der neueren Bühne vielfach abhanden gekommen ist und zu welchem eine Rückkehr sehr geraten wäre.

Was indes Eichendorff zum Liebling des deutschen Volkes gemacht hat, das ist weder seine Dramatik noch seine Prosadichtung, sondern seine Lieder,

die zum Schönsten gehören, was Deutschland überhaupt an Lyrik besitzt. Vereinzelte derselben wurden schon von 1808 an in Taschenbüchern und Almanachen gedruckt; eine Menge ist seinen Novellen einverleibt, gewissermaßen die Blüte und der Duft ihrer Stimmungspoesie. Die erste Sammlung „Gedichte" erschien erst 1837, als der Dichter sich schon seinem fünfzigsten Lebensjahre näherte. In den „Gesammelten Werken" (1864) ist sie auf 415 Gedichte angewachsen, von denen jedoch die meisten der früheren Zeit angehören. Sie sind in acht Gruppen geteilt: Wanderlieder (45), Sängerleben (60), Zeitlieder (83), Frühling und Liebe (84), Totenopfer (14), Geistliche Gedichte (59), Romanzen (50), Aus dem Spanischen (20). W. Scherer stellt Eichendorff in seiner Charakteristik mit Wilhelm Müller zusammen. Beide kämpften die Freiheitskriege mit. Beide schlossen sich in ihrer Poesie ans Volkslied an. Beide liebten es, gleich den Spielleuten des Mittelalters, als fahrende Sänger Lust und Leid des Wanderers zu besingen. Beide legten aber auch gerne ihre Lieder Musikanten und Zigeunern, Studenten und Jägern, Handwerksburschen und Hirten, Matrosen, Schiffern in den Mund, wie es auch Goethe, Uhland und Hebel taten. Doch tritt in Müller deutlich der Protestant, der moderne Literat hervor, in Eichendorff der Katholik, der begeisterte Verehrer des Mittelalters, eine tiefreligiöse Auffassung des Lebens, die selbst die profane Poesie erhebt und verklärt. „Eichendorff weiß uns tiefer zu bewegen und das Gemüt wie mit einem Zauberstabe zu rühren, daß alle verborgenen Quellen rauschen und die Schauer der Nacht uns umfangen oder die Berge, Wälder und Ströme zu unsern Füßen liegen und die Glocken im Tale klingen und der heilige Morgen um unsere Sinne blüht." Die Natur selbst ist dem fahrenden Sänger etwas Heiliges und Ehrwürdiges geworden, weil er die Hand des „himmlischen Malers" in ihren Zügen wiederfindet.

Aus Wolken, eh' im nächtigen Land
Erwacht die Kreaturen,
Langt Gottes Hand,
Zieht durch die stillen Fluren
Gewaltig die Konturen,
Strom, Wald und Felsenwand.

Wach auf, wach auf! Die Lerche ruft,
Aurora taucht die Strahlen
Verträumt in Duft,
Beginnt auf Berg und Talen
Ringsum ein himmlisch Malen
In Meer und Land und Luft.

Und durch die Stille, lichtgeschmückt,
Aus wunderbaren Locken
Ein Engel blickt.
Da lauscht der Wald erschrocken,
Da gehn die Morgenglocken,
Die Gipfel stehn verzückt.

O lichte Augen, ernst und mild,
Ich kann nicht von euch lassen!
Bald wieder wild
Stürmt's her von Sorg' und Hassen —
Durch die verworrnen Gassen
Führ mich, mein göttlich Bild!

Eine schönere, herzergreifendere Elegie als „Auf meines Kindes Tod" kennt die deutsche Sprache nicht. Und hat der Dichter auch, fast sein ganzes Leben mitten unter Protestanten weilend, nie das Gegensätzliche, selten das Eigenartig-Katholische hervorgekehrt, so liegt seiner zarten Frömmigkeit doch kein verwaschener Allerweltsglaube, sondern die treueste kirchliche Gesinnung zu grunde. Maria, die Himmelskönigin, verehrte er als die treue Beschützerin seines Lebens, wie ein Kind seine Mutter, und in den Stürmen der Revolution von 1848 sah er nur „Das Schiff der Kirche" als die Arche des Heiles an:

Die alten Türme sah man längst schon wanken,
Was unsre Väter fromm gebaut, errungen,
Thron, Burg, Altar, es hat sie all verschlungen
Ein wilder Strom entfesselter Gedanken.

Der wühlt sich breit und breiter ohne Schranken,
Ein Meer, wo zornigbäumend aufgeschwungen
Die trüben Fluten Fels um Fels bezwungen,
Und alle Rettungsufer rings versanken.

Doch drüber hin gewölbt ein Friedensbogen,
Wohin nicht reichten die empörten Wogen,
Und unter ihm ein Schiff dahingezogen,

Das achtet nicht der Wasser wüstes Branden,
Das macht der Stürme Wirbeltanz zu schanden —
O Herr, da laß uns alle selig landen!

III.

Den 28 Jahren, welche Eichendorff im Staatsdienste zugebracht, folgten noch 13 Jahre stiller, häuslicher Zurückgezogenheit, welche er mit ungestörter Muße literarischen Aufgaben widmen konnte. Bis in den Herbst 1846 blieb er noch in Danzig; dann siedelte er nach Wien über, wo er eine sehr ehrenvolle Aufnahme fand und in einem Kreise auserlesener Männer verkehrte. Als ihn die Revolution aus der alten Kaiserstadt vertrieb, zog er erst nach Baden, dann nach Berlin, nach Cöthen und endlich nach Dresden. Die Jahre 1850—1855 brachte er, hauptsächlich seiner Studien wegen, wieder in Berlin zu. Als aber am 3. Dezember 1855 seine Frau bei einem Besuche in Neisse starb, schlug er dort, am Grab seiner treuen Lebensgefährtin, seinen Wohnsitz auf. Hier traf ihn selbst der Tod nach kurzem Krankenlager, am 26. November 1857.

Aus dieser letzten Periode des Schaffens stammt das humoristische Märchen „Libertas und ihre Freier" (1849), eine köstliche Satire auf das

rationalistische Philistertum, das sich in der Revolution von neuem der deutschen Literatur und Geistesbildung bemächtigt hatte. Bis zum Tode ließ der greise Sänger neue Lieder erschallen, welche noch die volle Frische und ungetrübte Heiterkeit seiner Jugend atmen. An seine dramatischen Werke und Prosadichtungen reihte er nunmehr auch drei Epyllien von fesselndem Gehalt und bezaubernder Formschönheit. „Julian“ (1853) zeichnet den tragischen Untergang des verhängnisvollen Apostaten, „Robert und Guiscard“ (1855) schildert eine ergreifende Episode der französischen Revolution, „Lucius“ endlich (1857), Eichendorffs letzte größere Dichtung, vergegenwärtigt in prächtigen Stanzen den Triumph des Christentums über das Heidentum in der Katakombenzeit. Den größeren Teil seiner Kraft und Zeit widmete der alternde Dichter verdienstvollen Übersetzungsarbeiten und der Literaturgeschichte.

Gewiß nicht zu den geringsten Verdiensten der Romantik ist es zu zählen, daß schon ihre ersten Führer die Poesie des Mittelalters und der katholischen Völker, besonders aber die größten Dichter, welche ganz oder teilweise noch auf mittelalterlicher Überlieferung fußten, in den Rahmen ihrer Studien zogen und besonders Dante, Shakespeare und Calderon in Deutschland eingebürgert haben. Auch hier hat Eichendorff ihr Werk einigermaßen fortgesetzt. Noch während die Kölner Wirren mit drückender Spannung auf den Gemütern der preußischen Katholiken lasteten, übersetzte er, vielleicht um sich eine erleichternde Zerstreuung zu gönnen, das um die Mitte des 14. Jahrhunderts von Don Juan, dem Sohn des Infanten Don Manuel und Enkel Ferdinands des Heiligen, verfaßte Volksbuch „Der Graf Lucanor“, eines der ältesten Denkmäler kastilischer Sprache und echt spanischen Volksgeistes. „Manches darin mag uns noch unbeholfen, vieles aus der großen Ferne der Zeiten fremd und wunderlich erscheinen; aber ein tüchtiger Verstand, Ehre, echte Ritterlichkeit und Andacht gehen wie ein erfrischender Waldhauch durch das ganze Buch.“ Die nächste Anregung zu der Übersetzung mag die von Adalbert v. Keller (1839) in der Biblioteca Castellana veröffentlichte Neuausgabe gegeben haben, durch welche das sehr selten gewordene Werk wieder leichteren Zugang fand. Eichendorffs treffliche Übersetzung gelangte schon 1841 zur Vollendung und zum Druck.

Von Calderons „Schauspielen“ (Comedias) hatten August Wilhelm v. Schlegel und Gries wohl eine schöne Auswahl ins Deutsche übersetzt; aber an die 72 „Geistlichen Schauspiele“ (Autos) des spanischen Dichters, die höchste und eigenartigste Blüte spanischer Dramatik, hatte bis jetzt noch

niemand entschlossen Hand angelegt. Ein einziges derselben, „Das Leben ein Traum", hatte Melchior v. Diepenbrock übersetzt und 1829 in seinem „Geistlichen Blumenstrauß" herausgegeben. Die vollendete Meisterschaft, mit welcher der priesterliche Dramatiker die erhabensten Geheimnisse des Glaubens durch den Schleier der Allegorie in Handlung und Leben umzusetzen wußte, übte auf Eichendorff die mächtigste Anziehungskraft aus.

Er übersetzte zwölf dieser wundersamen Stücke, in welchen Dantes religiöser Tiefsinn gewissermaßen mit der reichen szenischen Kunst Shakespeares verschmilzt, Natur und Menschheit den herrlichsten Blütenkranz um das Geheimnis des Altares, das Opfer des Neuen Bundes, winden, in welchen Calderon den höchsten Triumph seiner Kunst feiert. Ein Band mit fünf Autos: „Das große Welttheater", „Gift und Gegengift", „König Ferdinand der Heilige", „Das Schiff des Kaufmanns", „Balthasars Nachtmahl", kam 1845 bei Cotta heraus. Einem protestantischen Publikum mutete indes eine solche Verherrlichung der Eucharistie etwas viel zu, und die ritterlich-allegorische, oft kühne Einkleidung des theologischen Gehaltes mochte mitunter selbst deutsche Katholiken zu fremdartig anwehen. Das Unternehmen hatte nicht den gewünschten Erfolg, und erst die angelegentlichen Bemühungen August Reichenspergers brachten Cotta dahin, noch einen zweiten Band der Autos in Verlag zu nehmen, welcher 1853 erschien. Er enthält die Autos: „Der göttliche Orpheus", „Der Maler seiner Schande", „Die eherne Schlange", „Amor und Psyche", „Der Waldesdemut Krone", „Der Sünde Zauberei". Ein zwölftes Stück, „Der Ehezwist", fand sich druckfertig im Nachlasse des Dichters vor.

Mit Freude begrüßte er es, als Dr Lorinser in Breslau sich anschickte, das von ihm begonnene Unternehmen fortzuführen und auch die übrigen 61 Autos Calderons zu übersetzen und sie durch Einleitungen und Anmerkungen dem deutschen Leserkreis näher zu rücken.

„Es war immer", schrieb er ihm, „mein sehnlicher Wunsch und meine eigentliche Absicht, durch meine schwachen Versuche jüngere und frischere Kräfte zu einer Übersetzung der herrlichen Calderonschen Autos anzuregen, und dies ist mir, wie ich nun sehe, über alle Erwartung vollkommen gelungen. Ein tiefes Gefühl nicht nur des kirchlichen, sondern auch des poetischen Elementes, eine Treue, die, anstatt ängstlicher Nachbildnerei, überall den eigentlichen Sinn kühn erfaßt, eine große Sprachgewandtheit endlich, so daß es scheint, als hätte Calderon, wenn er ein Deutscher gewesen wäre, es ebenso sagen müssen — alles das hat mich in Ihrer Übersetzung wahrhaft überrascht, da ich allerdings die seltene Schwierigkeit einer solchen Arbeit genugsam erfahren habe."

Beim Erscheinen des zweiten Bandes schrieb er Lorinser (29. März 1857):

„Ja, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie tröstlich es mir ist, das Unternehmen, zu welchem weder meine Jahre noch meine theologischen Kenntnisse hinreichen, in so guten Händen zu wissen. Gott schenke Ihnen ferner Kraft und Mut dazu! Es ist wahrlich eine würdige und segensreiche Aufgabe, unsern zerstreuten Landsleuten auch die tiefsinnige Schönheit unserer Religion vor Augen zu halten."

Dieser Wunsch hat sich wirklich erfüllt. Es war Lorinser vergönnt, die Übersetzung sämtlicher Autos in den Jahren 1856—1872 nicht nur glücklich zu vollenden, sondern von 1882 bis 1887 eine zweite Ausgabe dieses bedeutsamen Übersetzungswerkes mit noch reicherem und sorgfältigerem Kommentar zu veranstalten.

Eichendorff selbst hat inzwischen der deutschen Literatur einen noch viel wichtigeren Dienst geleistet, indem er erst durch etliche Einzelstudien, dann durch ein Gesamtwerk ihr Historiker geworden ist. Auch hier schloß er sich wieder an die Romantiker an, indem er zunächst die Verteidigung der romantischen Schule gegen ihre neueren Verleumder und Feinde übernahm, dann aber auch zugleich die von Joseph v. Görres und dessen Freunden gegründeten „Historisch-politischen Blätter" unterstützte, in welchen das Streben der katholischen Romantiker in fruchtreichster Weise fortleben sollte.

Der ältere Görres lebte noch, als der geistreiche Publizist Ernst Jarcke, den Eichendorff von Wien her kannte und an den er sich wegen Veröffentlichung der Autos-Übersetzung gewandt hatte, ihm schrieb: „Für Sie wüßte ich in Ihrer kostbaren Muße ein fürtreffliches Geschäft. Sie (und gerade Sie!) sollten eine deutsche Literaturgeschichte in der Weise der Gelzerschen schreiben (nur ohne deren Pietismus)."

Heinrich Gelzer, Privatdozent der Theologie in Basel, hatte unter dem Titel „Die deutsche poetische Literatur" 1841 in Leipzig einen Band erscheinen lassen, der nicht so fast eine Literaturgeschichte als eine religionsphilosophische Charakteristik und Kritik der neuen deutschen Literatur darstellt und namentlich die neueren Klassiker, besonders Goethe, streng nach der Norm der christlichen Grundsätze beurteilt. Ein ähnliches Werk, aber von ausgesprochen katholischem Standpunkt aus, wünschte Jarcke von Eichendorff. Es war ein im ganzen wohlberechtigter Wunsch, da die 1840 vollendete, 1844 in zweiter Auflage erschienene „Geschichte der deutschen National-Literatur der Deutschen" von Gervinus weder dem gläubig protestantischen noch dem katholischen Standpunkt entsprach, sondern die deutschen Klassiker gemäß den willkürlichen religiösen Anschauungen verherrlichte,

die Goethe selbst bald als christlich, bald als heidnisch, bald als hypsistarisch bezeichnete.

Eichendorff ging auf den gemachten Vorschlag nicht sofort ein. Doch scheint der Gedanke in seinem Geiste allmählich Wurzel gefaßt zu haben. Unter dem Titel „Landsknecht und Schreiber“ besprach er 1846 in den „Historisch-politischen Blättern“ eine autobiographische Schrift des österreichischen Generals Friedrich v. Schwarzenberg, welche den Titel führte: „Aus den Papieren eines verabschiedeten Landsknechtes“.

Noch im selben Jahre (1846) brachten die „Historisch-politischen Blätter“ drei Aufsätze aus seiner Feder mit dem Titel: „Zur Geschichte der neueren romantischen Poesie“. Im Frühjahr des folgenden Jahres erschienen dieselben vereinigt und etwas erweitert in Buchform unter seinem Namen, mit der Überschrift: „Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland“. Wie er im Vorwort selber sagt, beabsichtigte er weder eine ästhetische Würdigung noch eine vollständige Literaturgeschichte der neueren Romantik, sondern lediglich einen Versuch, den „Grundton der genannten Literaturepoche nachzuweisen und mitten in der Verwirrung von Sympathien und Abneigungen, Mißverständnissen und Vorurteilen die Stellung klar zu machen, welche die Romantik in dem allgemeinen Bildungsgange der Nation einzunehmen scheint“.

Keiner war zu einer solchen Aufgabe besser vorbereitet als er. Von den Heidelberger Jahren an hatte er alle Geschicke der Romantik mitgelebt und hatte nahezu mit all ihren Vertretern in näherem persönlichen Verkehr gestanden. Bis zu einem gewissen Grade hatte er auch die inneren Wandlungen der Romantik mit durchgemacht, in der Novellistik mit Tieck, Arnim und Fouqué gewetteifert, in der Dramatik sich nicht minder glücklich als Brentano und Tieck versucht, in der Lyrik sämtliche Romantiker bedeutend übertroffen und selbst zu ihrer Übersetzungsliteratur ein bedeutsames Scherflein beigetragen. Die Schwächen der Schule hatte er in langem Ringen, mit klarem Bewußtsein, mehr und mehr abgestreift, ihre besten Strebungen festgehalten, geklärt und fruchtbar vertreten.

Während Heine mit mephistophelischem Behagen die großen und kleinen Menschlichkeiten der Romantiker ausgeweidet hatte, um ihre ideale christlich-nationale Grundrichtung ins Lächerliche zu ziehen und tot zu spotten, hat Eichendorff jene Wunden sanft und mild wie ein freundlicher Arzt berührt, das Gesunde und Lebenskräftige aber in das rechte Licht gestellt und zu neuem Wirken gehoben. In diesem Sinn und Geist hat er die Haupt-

vertreter der Schule von Novalis und den beiden Schlegel an bis herab auf den noch jugendlichen Stifter lebendig gezeichnet und charakterisiert und an die Schriften des letzteren das Programm einer lebenskräftigen Neuromantik angeknüpft, wie er sie einigermaßen schon in Stifters „Studien" begrüßen zu dürfen glaubte.

„Möchten diese Züge genügen, die schlanke, jugendlich frische Erscheinung der Stifterschen Dichtungen anzudeuten. Soviel wenigstens dürfte daraus einleuchten, daß sie unbewußt und ohne alle Polemik einen hoffnungsreichen und, will's Gott, siegreichen Feldzug gegen die gegenwärtige Modeliteratur eröffnen: Gesundheit und Freudigkeit gegen blasierte Zerrissenheit, fromme Naturwahrheit gegen gespreizte Lüge, eine Poesie der Liebe gegen die Poesie des Hasses. Vom Katholizismus ist unseres Erinnerns in dem Buche nirgends ausdrücklich die Rede; aber eine allem Unkirchlichen durchaus fremde Gesinnung, die alles Leben nur an dem mißt, das allein des Lebens wert ist, und die wir heutzutage getrost eine katholische nennen dürfen, umgibt das Ganze wie die unsichtbare Luft, die jeder atmet, ohne es zu merken. Und das ist ja eben das poetische Geheimnis des religiösen Gefühls, daß es wie ein Frühlingshauch Feld und Wald und die Menschenbrust erwärmend durchleuchtet, um sie alle von der harten Erde blühend und klingend nach oben zu wenden.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn. Mit diesem einfach kräftigen Exorzismus haben unsere frommen Vorfahren von jeher allen bösen Spuk gebannt und sind unangefochten hindurchgegangen. So wollen wir denn, auch in der Poesie, desgleichen tun gegen den lärmenden Hexensabbat unserer wüsten, unschönen Literatur, wo die Konfusion endlich so groß geworden, daß die Christen heidnisch und die Juden (wie Berthold Auerbach in seinen Dorfgeschichten) christlich dichten. Hat doch die verblichene Romantik die blanke Waffe meisterhafter Formen uns so gut wie jenen hinterlassen, ja was die Romantik Großes und Edles angeregt und jene nur als mittelalterliche Tradition zurückweisen, ist ein bedeutendes Vermächtnis, das der neuerstarkten katholischen Gesinnung allein zu gute kommt, um daraus jener lügenhaften Phantasterei eine wahrhafte Poesie wieder entgegenzusetzen. Nicht durch juvenile Wiedererweckung der Romantik noch durch absichtsvolle Kontrovers- und Tendenznovellen, womit die Gegner ihrerseits alle heitere Poesie hinwegdisputieren, sondern einzig durch die stille, schlichte, allmächtige Gewalt der Wahrheit und unbefleckten Schönheit, durch jene religiös-begeisterte Anschauung und Betrachtung der Welt und der menschlichen Dinge, wo aller Zwiespalt verschwindet und Moral, Schönheit, Tugend und Poesie eins werden. ‚Es ist nicht not', sagte schon Brentano einst, ‚in der Kunst das Vortreffliche anzuschaffen, es ist not, das Schlechte, Falsche, Verkehrte abzuschaffen; denn alles Vortreffliche erblüht aus dem Rechten und Wahren.' Was hat der ewige Himmel mit jenen schmutzigen Staubwirbeln zu schaffen? Wandeln doch die alten Sterne noch heute wie sonst die alten Bahnen und weisen noch immer unverrückt nach dem Wunderlande, das jeder echte Dichter immer wieder neu entdeckt. Wo daher ein tüchtiger Schiffer, der vertraue ihnen und fahr' in Gottes Namen!"

Durch Jarcke erhielt Eichendorff im Dezember 1847 zwei interessante Besprechungen seines Buches: eine gedruckte von Wolfgang Menzel im literarischen Beiblatt des „Morgenblattes“ und eine schriftliche von Fick, dem Geschichtslehrer des jungen Erzherzogs Franz Joseph, der bald den Kaiserthron von Österreich besteigen sollte. Fick schrieb:

„Anfangs erschrak ich ein wenig, als ich das kleine Büchlein sah. Ich hatte mir gegen den verhaßten Gervinus ein recht ausgiebiges Antidot erwartet. Aber das Büchlein ist nicht klein; es ist ein langes Buch, was den Reichtum der Gedanken betrifft, die Ideen und Ideenkeime liegen darin dicht und bescheiden nebeneinander, wie die Kerne in einem Granatapfel. Gervinus hätte aus einer gleichen Anzahl ein paar seiner massiven Großoktavbände herausgeschrieben. Dennoch kann ich den Wunsch nicht bergen, der Verfasser hätte es auch getan. Der Verfasser meint nur zu oft: Sapienti sat; er rechnet zu sehr auf ethisch und poetisch vorbereitete, für seine Gedankenblitze empfängliche Gemüter; dem Volke muß man deutlicher kommen. Gervinus streicht ihnen den Brei teilweise recht populär ums Maul; haben sie das eine, denkt er, verstanden, so glauben sie ihm das andere, was sie nicht verstehen, aufs Wort und lassen sich darauf totschlagen. Ich meine nun allerdings nicht Gervinussche Weise, aber es wäre doch vielleicht gut, wenn nach diesem herrlichen Wink für Eingeweihte oder leicht Einzuweihende etwas Bequemeres, Anfaßlicheres, Breiteres, wenn wir wollen, fürs Publikum erschiene.... Ich meine mit dem allen nicht den geringsten Tadel gegen das Büchlein; es ist vortrefflich, wie es ist; aber ich meine, daß es ein zweites ausführlicheres, allgemein belehrendes von derselben Hand nicht nur nicht überflüssig, sondern erst recht darauf begierig macht. Würde der Verfasser nach dem genialen Wurf den mühsamen Bau zu übernehmen sich abgewinnen wollen!“

In diesen Worten ist Eichendorffs Stärke und Schwäche zugleich sehr richtig bezeichnet. Er war zu sehr Dichter, zu sehr genialer Philosoph, um sich weiter zur praktischen Kärrnerarbeit eines leichtverdaulichen Lehrbuchs herabzulassen oder sich derselben mehr zu nähern, als er es getan. Er versuchte sich indes rüstig weiter auf dem einmal betretenen Gebiete geschichtlicher Literaturkritik. Der Jahrgang 1847 der „Historisch-politischen Blätter“ brachte wieder drei Aufsätze von ihm: „Brentano und seine Märchen“, „Die deutsche Salonpoesie der Frauen“, „Die neuere Poesie Österreichs“, der Jahrgang 1848 noch einen über „Die deutschen Volksschriftsteller“, in welchem besonders Auerbach, Jeremias Gotthelf und Alban Stolz zur Besprechung gelangten. All diese Bausteine für eine künftige Literaturgeschichte sind ebenso gründlich als fesselnd und geistvoll geschrieben wie die früheren, aber wieder mehr auf einen gewählten Leserkreis berechnet als auf das weiteste Publikum.

Nachdem sich der Sturm der Revolution gelegt, holte Eichendorff zu einer größeren Arbeit aus, welche 1851 zum Druck gelangte: „Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum." Die Einleitung griff weit in die Epik und Unterhaltungsliteratur des Mittelalters und der darauffolgenden Jahrhunderte zurück. In vier Kapiteln („Die Naturreligion", „Die Religion der Moral und des Pietismus", „Die Vernunftreligion", „Die Humanitätsreligion") wurde dann der eigentliche Hauptstoff abgehandelt. In einem Schlußkapitel „Ästhetisches Christentum und Antichristentum" wurde die Umschau schließlich auf die Romanliteratur der Gegenwart ausgedehnt. Am schärfsten geht er mit der jungdeutschen Literatur ins Gericht, die er nicht einmal als nationaldeutsch gelten lassen will.

„Jene antichristliche Poesie nennt sich selbst die jungdeutsche, eine ganz unhistorische Anmaßung, die wir durchaus nicht gelten lassen können. Sie ist nicht deutsch, denn wir alle haben ihre Großväter Rousseau und Voltaire in Frankreich und ihren englischen Vater Byron noch recht gut gekannt, und jung ist sie auch nicht, wenn man unter Jugend nicht Juvenilität, sondern nur das verstehen will, was wirklich frische Triebkraft zeigt. Sie hat aber, wie wir oben gesehen, nicht Neues erfunden, sondern nur dem längstverbreiteten Unglauben poetischen Ausdruck und somit allerdings eine verschärftere und allgemeinere Wirksamkeit gegeben; sie hat die alte Negation, die weder mehr leben noch sterben konnte, endlich in allen Variationen zu Tode gespielt. Ihr unterscheidender Charakter liegt daher keineswegs etwa in einer Umwandlung des Prinzips, sondern bloß in seiner praktischeren und bis zur völligen Erschöpfung erschöpfenden Anwendung; er liegt darin, daß dieselbe, nachdem sie die positive Religion abgeschafft, jetzt aus derselben eigenen Machtvollkommenheit auch das Joch der Moral abschüttelt, und da sie in diesem Fortschritt von gewissen mittelalterlichen Erinnerungen ungebührlich belästigt wird, mit gesteigertem Fanatismus und Wegwerfung aller bisherigen Scham und Scheu dem Christentum Haß und gänzliche Vernichtung offen proklamiert, gleich jenem Wahnwitzigen, der den Tempel der Diana in Brand steckte, in der wüsten Zerstörung des Heiligen eine eitle Unsterblichkeit suchend. Es ist eben nur der farbigschillernde Gischt der Brandung, die seit vielen Menschenaltern unwillig an dem Fels der Kirche sich emporbäumt, nur die fast unvermeidliche Konsequenz der dreihundertjährigen protestantischen Gedankenströmung, die sich nun plötzlich als Nemesis entlarvt hat. Habt ihr einmal, direkt oder indirekt, dem emanzipierten Subjekt die Souveränität zuerkannt, aus welchem Grunde wollt ihr ihm nun die Befugnis absprechen, dieses Recht auch gegen den Protestantismus selbst zu kehren und, eine Schranke nach der andern durchbrechend, unbedingte subjektive Freiheit bis zum Naturstande des Orang-Utan zu erstreben? Denn das ist eben das Wesen dieser Poesie, daß sie keinen Inhalt hat als ihre Leidenschaft und das dämonische Spiel der losgebundenen Elementargeister; daß sie, an den äußersten

Grenzen menschlicher Freiheit und Willkür endlich angelangt, faustisch taumelnd über diese hinausverlangt, und da auf dieser wüsten Höhe der Versucher zu ihr getreten, sich mit ihrem Herzblut ihm verschrieben und vor Baal das Knie gebeugt, der ihr dafür nun Macht gegeben über alle Lande und Weltherrlichkeit. Aber der Teufel ist ein falscher Gesell. Er hat ihr zugleich heimlich den Stempel der Philisterei als Emblem ihrer Weltherrschaft aufgedrückt; denn ein Philister ist, wer mit Nichts geheimnisvoll und wichtig tut, wer die hohen Dinge materialistisch und also gemein ansieht, wer in vornehm gewordenem sublimiertem Egoismus sich selbst als Goldenes Kalb in die Mitte der Welt setzt und es ehrfurchtsvoll anbetend umtanzt."

Nachdem Eichendorff diese noch heute wertvolle Schrift über die Geschichte des Romans vollendet hatte, wendete er sich nunmehr dem Studium der dramatischen Poesie zu und veröffentlichte drei Jahre später (1854) auch über diese eine interessante Monographie: „Zur Geschichte des Dramas." Er greift hier noch weiter aus („Das Altertum", „Das christliche Drama", „Das moderne heidnische Drama", „Die neuere Zeit"), aber in noch knapperer und unvollständigerer Weise. Über die Geschichte des Dramas ist seither von Deutschen, Engländern, Franzosen, Italienern und Spaniern in so unermeßlichem Umfang geforscht und geschrieben worden, daß seine Schrift fast nirgends mehr auf der Höhe ist, zumal er die Spanier und Shakespeare sehr überschätzt, den Franzosen und der Bühne Schillers nicht gerecht wird; doch zeigt sich in seinen Urteilen und Bemerkungen nicht nur eine Fülle von Geist, sondern auch eine große Belesenheit auf dem weiten Gebiete.

Abermal nach drei Jahren, kurze Zeit vor seinem Tode (1857), vollendete Eichendorff endlich seine „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands", deren zwei Teile zusammen kaum den Umfang eines Bandes von Gervinus erreichen. Sie stellt auch kein eigentlich neues Werk dar. Der II. Teil ist ein etwas erweiterter Abdruck der im Jahre 1847 erschienenen Schrift über die Romantik. Der I. Teil (I. Das nationale Heidentum, II. Kampf und Übergang, III. Die christliche Poesie, IV. Weltliche Richtung, V. Die Poesie der Reformation, VI. Die Poesie der modernen Religionsphilosophie) bietet zwar ganz neue Partien und Abschnitte, doch sind in dieselben lange Stücke aus den zwei Schriften über Roman und Drama hineingearbeitet. Der I. Teil ist gegen den II. so knapp ausgefallen, daß er fast nur wie eine Vorbereitung und Einleitung zur Geschichte der Romantik erscheint. Ficks Wunsch, den auch Jarcke geteilt zu haben scheint, wurde auch in Bezug auf den I. Teil

nicht erfüllt. Eichendorff verschmähte es nicht nur, auf Grund eines möglichst reichen bibliographischen Apparats, genauer Quellenstudien und Quellenangaben, strenger chronologischer Gruppierung, einläßlicher biographischer Notizen, übersichtlicher Inhaltsangaben und Charakteristiken den methodischen Bau einer regelrechten, schulmäßigen Geschichtsdarstellung aufzurichten, sondern auch bei freierer Behandlung sich einer behaglichen volkstümlichen Breite zu befleißigen. Für alle mehr materiellen Daten, Angaben und Beziehungen bleibt sein Leser an andere Werke gewiesen. Was er erfährt, das ist nur eine vorwiegend religiös-philosophische und ethische Charakteristik der einzelnen Dichter, Dichtungen, Schulen und Zeiträume, der religiösen Entwicklung, soweit sie sich in den nationalen Schriftwerken spiegelt. Gerade in dieser Eigenart behauptete aber das Werk nicht nur einen hohen Wert für die damalige Zeit, sondern kann heute noch einem jeden als nützlicher Führer auf dem Gebiete der Literatur dienen.

Wie die zweite Blüte der deutschen Nationalliteratur im protestantischen Weimar, fast ohne Beteiligung von deutschen Katholiken, zur Entfaltung gelangte, so blieb die Literatur und mit ihr die Literaturgeschichte auch fürder vorwiegend in protestantischen Händen. Wohl entwarf Friedrich v. Schlegel in seinen berühmten Vorlesungen, die Eichendorff im März 1812 in Wien anhörte, in großem Stile, klar, fest und umfassend die Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der Literatur, vom Standpunkt des katholischen Glaubens aus, zu dem er vier Jahre zuvor zurückgekehrt war. Aber ebendeshalb ward er von der ganzen akatholischen und antikatholischen Literaturwelt in Acht und Bann getan. Sein eigner Bruder wollte in dieser Hinsicht nichts von ihm wissen. Weder Brentano noch Eichendorff noch irgend ein anderer der Romantiker rang sich zum Ansehen der Klassiker empor. Die offizielle Literaturgeschichte an den Universitäten fiel in protestantische Hände, und die Katholiken, die sich etwa mit Literatur befaßten, schätzten sich glücklich, den Alten von Weimar mitverehren zu dürfen. Mehr und mehr suchte man in der Literatur ein neutrales Gebiet, auf welchem von Religion und Konfession abgesehen werden sollte, und Heine mit den Jungdeutschen nützten dies aus, um das Antichristentum zur vollen literarischen Herrschaft zu bringen. Als in dem großen Werke von Gervinus der Geist Lessings und Goethes seinen Triumph über den Geist Luthers feierte, da regte sich in den Reihen der noch gläubigen Protestanten wohl mehrfacher Widerspruch. Schon Wolfgang Menzel hatte in seinem zuerst 1827 erschienenen, 1836 zu vier

Bänden erweiterten Werk „Die deutsche Literatur" sowohl Goethe als die Jungdeutschen mit übertriebener Schärfe angegriffen. Nun erhob sich Gelzer (1841) gegen den einseitigen Klassikerkultus, während Vilmar (1845) den protestantischen Bekenntnisglauben sowohl mit der katholischen Poesie des Mittelalters wie mit der Dichtung Goethes auszusöhnen suchte. Aber von katholischer Seite lag noch immer kein Buch vor, das die deutsche Literatur, besonders diejenige der Neuzeit, an dem Maßstabe katholischer Weltanschauung würdigte. Infolgedessen sickerten gerade auf dem Gebiete der Literatur massenhaft protestantische Ideen, Vorurteile und Anschauungen auch in katholische Kreise ein.

Eichendorffs Buch war deshalb wirklich eine befreiende Tat. Gegenüber der stolzen Anmaßung privilegierter Zunftsweisheit, gegenüber den frechen Ausschreitungen der radikalen Presse wie gegenüber dem Selbstgefühl der protestantischen Prediger, welche alle deutsche Bildung mit dem Protestantismus identifizierten, wagte hier einmal ein katholischer Mann, selbst ein angesehener Dichter und Vertreter der deutschen Literatur, ein mutiges Wort zu sprechen und auch für die Katholiken das gute Recht zu beanspruchen, die deutsche Literatur selbständig und nach ihren Grundsätzen zu beurteilen. In den wesentlichen Grundlinien stimmt Eichendorff ganz mit Friedrich v. Schlegel zusammen. Mehr Dichter, weniger Philosoph, aber mit scharf durchdringender Logik begabt, wendet er die allgemeinen Prinzipien mit geistvoller Klarheit auf die verschiedenen Literaturerscheinungen an und charakterisiert sie mit fesselnder Anschaulichkeit.

Die ausschließlichen Pächter der nationalen Literaturgeschichte waren über seinen Freimut allerdings nicht wenig ungehalten.

„Diese kritischen Don-Quixotiaden", schrieb Gottschall, „machen im ganzen einen wehmütigen Eindruck; denn was ist wehmütiger, als eine liebenswürdige und ehrliche Natur so verrannt zu sehen in fixe Ideen, daß sie den gesunden Sinn für das Schöne einseitiger und krankhafter Doktrin opfere! Eichendorff formuliert den Begriff des Christlichen so einseitig, daß nicht nur unsere klassische Literatur, sondern der ganze Protestantismus aus ihm herauszufallen droht. ... Selbst Eichendorffs eigene Schöpfungen schrumpfen unter dieser tendenziösen Beleuchtung zwerghaft zusammen; denn die ins Gras hingestreckten Naturburschen, die nach der Sonne zwinkern und schielen, werden widerwärtig, wenn sie sich auf einmal als ideale Menschen in die Höhe recken und auf die Helden Schillers und Goethes mit Verachtung herabsehen. Das Mühlrad läßt man sich im kühlen Grunde gefallen; schlimm aber ist es, wenn es im Kopfe herumgeht."

Das sind indes keine Witze und Geistreichigkeiten mehr, sondern plumpe Beleidigungen. Es ist Eichendorff nie eingefallen, seine Kritik Goethes oder Schillers seinem heitern „Taugenichts" in den Mund zu legen, nicht einmal dem „letzten Helden von Marienburg", der übrigens kaum zu einem „Egmont" oder „Räuber Moor", nicht einmal zu einem Doktor „Faust" in zerknirschter Bewunderung emporzuschauen brauchte. Die religiösen Ideen, aus welchen die Dichtung eines Dante und Wolfram, eines Calderon und Lope, eines Camões und Shakespeare emporgeblüht, sind keine einseitigen oder krankhaften Doktrinen; ihrem Einfluß auf die Literatur nachzugehen, ist keine Don-Quixotiade. Das in der katholischen Kirche verkörperte Christentum ist nicht nur die erhabenste Erscheinung in der europäischen Völkergeschichte, sondern auch der fruchtbarste Quell des Schönen für Poesie und Kunst, ein Prüfstein und eine Norm für beide. Der höchste und umfassendste Gesichtspunkt für die Literaturgeschichte ist weder der einseitig ästhetische noch der einseitig nationale, sondern der religiöse, der beide einschließt und bedingt, weil die mächtigste, höchste und innerste Triebkraft des Völkerlebens und aller menschlichen Kultur die Religion ist.

Eichendorffs Auffassung der Literaturgeschichte, seine Urteile, seine Darstellung haben deshalb noch heute nichts von ihrer Aktualität und Bedeutsamkeit eingebüßt. Sein Werk ragt nicht „wie eine mittelalterliche Ruine", sondern wie ein in Sturm und Brandung gefestigter Leuchtturm in die materialistischen Tage der Gegenwart hinein. Es ist, als wäre das mahnende und tröstende Schlußwort nicht vor 50 Jahren, sondern erst gestern geschrieben:

„Und in der Tat, wer erkennt in Deutschland die religiösen Zustände, wie sie zur Zeit der Romantik gewesen, heute noch wieder? An dem Kölner Ereignis sich selbst besinnend, in der herben Schule des Hohnes und der Verfolgung seitdem erwachsen und gestählt, erstand überraschend eine unsichtbare Macht, etwas, das niemand erfunden, geführt oder geordnet, das die Romantiker träumten und selber nicht hatten — eine katholische Gesinnung. Und ihr gegenüber hat sich in dämonischem Instinkt aller Ingrimm des alten Rationalismus, der seinerseits konsequent nun beim nackten Heidentum angelangt, trotzig gelagert; Leipziger Plauderkonzile gegen eine Million Trierscher Wallfahrer; emanzipiertes Fleisch gegen das Brot des Lebens, eine Dichtkunst endlich, die keine Poesie mehr ist: eine in Haß und Hoffart betrunkene Rhetorik, die fanatisch die Freiheit des Blocksberges proklamiert.

„Welchem dieser beiden Heereslager, wenn auch vielleicht nach heißen Kämpfen, zuletzt der Sieg bleiben wird, ist uns mit Novalis nicht zweifelhaft. Bei dem

unverwüstlichen Ernste der Nation wird in Deutschland über kurz oder lang eine der Romantik in ihren ursprünglichen Hauptrichtungen mehr oder minder verwandte Reaktion sich geltend machen, nachdem jene Revolution, immer breiter die Masse durchdringend, einstweilen die Romantiker übergerannt und uns zum Ersatz nichts anderes als die vorlängst abgespielte Aufklärerei, nur mit veränderten Redensarten, wiedergebracht. Denn vergeblich will der Rationalismus, wie er sich jetzt als Kirche zu konstituieren strebt, nun auch seine aparte Poesie haben; beides unmöglich, weil er, seiner Natur nach, ebenso antikirchlich als unpoetisch ist."

Mögen einzelne Daten in Eichendorffs Darstellung von der neueren Forschung überholt sein, mögen ebenso manche seiner Einzelurteile eine Berichtigung heischen, so sind seine wesentlichen Gesichtspunkte heute noch ebenso wahr und wichtig wie vor 50 Jahren. Zum Verständnis und zur richtigen Würdigung der Romantik ist sein Werk geradezu unersetzlich. Es tritt nicht nur den boshaften Karikaturen, die Heine und nach ihm Brandes von den Romantikern entworfen, mit einem von einem liebevollen Verständnis getragenen Bild der Wirklichkeit entgegen, sondern auch den feministischen Phantasiegebilden einer Ricarda Huch und einer Marie Joachimi und der anscheinend so gründlichen und quellenmäßigen, aber durchaus einseitigen und parteiischen Darstellung eines Hettner und Haym, welche in vielen Punkten einer wahren Mißhandlung gleichkommt. Aus dieser so schief beurteilten, so unwürdig mißhandelten Romantik ist Eichendorff selbst hervorgewachsen, als Dichter wie als Literaturhistoriker. Er ist von Joseph v. Görres und Friedrich v. Schlegel nicht zu trennen. Und wie die Romantik noch fortlebt in den fruchtbarsten Strebungen deutscher Wissenschaft und Kunst, so bedeutet auch Eichendorffs Todestag nicht den Schlußstein einer überwundenen Periode, sondern den hoffnungsfrohen Beginn neuen Lebens und segensvoller Entwicklung für die deutschen Katholiken und für Deutschland selbst.

A. Baumgartner S. J.

Der Glaubensgehorsam.

(Eine Erläuterung zu Satz 1—8 im neuen Syllabus.)

(Schluß.)

II. Träger und Organe der kirchlichen Lehrgewalt.

Werfen wir nunmehr einen Blick auf die kirchliche Doktrin über die Träger und Organe des katholischen Lehramtes. Denn ihnen gilt besonders der Kampf der Moderne.

Die Träger der kirchlichen Lehrgewalt sind Bischöfe und Papst. Die Gesamtheit der Bischöfe mit dem obersten Bischof, dem römischen Papst, ist die Erbin jener Vollmachten, Rechte und Pflichten, die der Heiland dem Apostelkollegium übertragen hat, und somit ist sie die unfehlbare Lehrerin der Völker, die Hüterin des von Christus ihr anvertrauten Offenbarungsschatzes, die Richterin in allen Fragen des Glaubens. Einzig und allein auf die Übereinstimmung in der Lehre kommt es hier an. Ob die Bischöfe auf dem Erdenrund zerstreut in ihren Sprengeln wirken oder in allgemeiner Kirchenversammlung um den Papst versammelt sind, macht nichts zur Sache. Die definitiven Entscheidungen, die sie in Lehren des Glaubens und der Sitten treffen, sind unfehlbar, keiner Berufung, keiner Änderung fähig.

Der Papst ist als Nachfolger des hl. Petrus im Primate zugleich der oberste Lehrer der ganzen Kirche. Wo immer der Heilige Vater in seiner Eigenschaft als Hirt und Lehrer aller Christen mit seiner apostolischen Vollgewalt eine Lehre definiert, die den Glauben oder die Sitten betrifft, und von der ganzen Kirche gehalten werden muß, ist seine Entscheidung unfehlbar. Das ist die Lehre des Vatikanischen Konzils, ein göttlich geoffenbartes Dogma.

Freilich lehrt der Heilige Vater verhältnismäßig selten durch Kathedralentscheidungen; er will nicht von dem Vollmaß seiner apostolischen Machtfülle immer Gebrauch machen. Er kann von seinen Kindern, auch

von den Gelehrten, Glaubensgehorsam erwarten selbst da, wo er kein Decernimus et definimus spricht[1]. Dieser Erwartung wurde von den Christgläubigen immer freudig entsprochen. Das Wort des Stellvertreters Christi in seinen Rundschreiben und in seinen Briefen an Bischöfe, Priester und Laien hat in den Herzen der Katholiken jederzeit seinen Widerhall gefunden. Wer diesem Worte folgsam war, ist noch nie übel gefahren, aber viele sind in gefährliche Irrlehren gestürzt weil sie der warnenden Stimme des obersten Hirten kein Gehör schenkten. Der Heilige Geist waltet eben über seiner Kirche, und die Autorität des von der menschgewordenen Weisheit eingesetzten obersten Lehrers bietet eine ganz andere Gewähr für die Wahrheit als die sog. Wissenschaft mit ihren „vorläufigen Resultaten", „gegenwärtigen Anschauungen", ihren stets wechselnden Hypothesen und Theorien.

Der Heilige Vater hat nun zur Unterstützung seiner schweren Hirtensorge auf dem Gebiete der Glaubenslehre eine doppelte Hilfe sich auserkoren. Es sind die beiden römischen Kongregationen des Index und des heiligen Offiziums.

Der Indexkongregation liegt es ob, Bücher oder Schriften, die als gefährlich für den Glauben oder die Sitten angezeigt worden sind, zu prüfen[2]. Je nach dem Resultat der Prüfung wird das Buch entweder verurteilt und verboten oder aber freigegeben. In der Freigebung ist jedoch eine positive Billigung des Buches und seiner Lehren nicht eingeschlossen. Zuweilen wird das Werk verboten, aber mit dem Zusatz donec corrigatur. Es handelt sich dann um Fehler, die nicht das ganze Werk durchziehen, sondern leicht sich ausscheiden und verbessern lassen; und die Kongregation gibt auf Wunsch die Erlaubnis, daß unter Wahrung der von ihr gestellten Bedingungen Neuauflagen erscheinen dürfen. Auf besondern Wunsch und Bitte des Verfassers werden von der Indexkongregation die Gründe der Verurteilung mitgeteilt, so daß sich der Autor sowohl in seinen allfälligen Lehrvorträgen wie in seinen ferneren schriftlichen Veröffentlichungen danach richten kann. Wenn der vom Indexverbot Betroffene seine Unterwerfung bezeugt, so wird diese von der Indexkongregation veröffentlicht mit den Worten: Auctor laudabiliter se subiecit. Das Indexverbot verpflichtet die Gläubigen, das verbotene Buch

---

[1] Vgl. Pius' IX. Brief an den Erzbischof von München-Freising vom 21. Dezember 1863. Denzinger, Enchiridion nr. 1536. Es sind gerade diejenigen Elemente im Reformertum, die auch ihnen mißliebige Konzilsdefinitionen verachten, welche immer Kathedralentscheidungen verlangen, ehe sie sich einem päpstlichen Dekret unterwerfen. Beispiele liefert Houtin, La question biblique chez les catholiques de France au XIX[e] siècle 260 174 153.

[2] Vgl. Hilgers, Der Index der verbotenen Bücher 59 102.

weder zu lesen noch zu behalten. Doch kann jeder, der es notwendig hat, von Rom die Erlaubnis erlangen, verbotene Bücher zu lesen wie auch zu bewahren.

Auch die Kongregation des heiligen Offiziums, Sacrae Romanae et Universalis Inquisitionis, dieses eigentliche Glaubenstribunal, erläßt in bestimmten Fällen Bücherverbote. Es gehört zu den Hauptaufgaben der Kongregation des heiligen Offiziums, einzelne, den Glauben gefährdende Lehrpunkte oder ganze Gruppen von Lehrsätzen zu verurteilen. Das beste Beispiel liefert gerade der Erlaß Lamentabili sane vom 3. Juli 1907.

Den Dekreten dieser Kongregationen kommt als solchen keine Unfehlbarkeit zu. Denn diese ist ein Privileg, das persönlich am Inhaber des Apostolischen Stuhles haftet und unübertragbar ist. Aber weil die Kongregationen wirkliche Lehrgewalt besitzen, haben sie das Recht zu verlangen, daß die Katholiken annehmen, was sie als kirchliche Lehre erklären, verwerfen, was sie als irrig verurteilen. Mit einem „gehorsamen Stillschweigen" wird dieser Pflicht nicht genügt, sondern nur durch innere Unterwerfung und Zustimmung. So hat z. B. unser jetziger Heiliger Vater Pius X. den Erlaß des heiligen Offiziums vom 3. Juli 1907 „gutgeheißen und befohlen, daß alle und jede der (oben) bezeichneten Sätze von allen als verworfen und verboten zu betrachten seien". Dies ist nur möglich durch eine innere Beistimmung. Schon Pius IX. hatte übrigens in seinem Schreiben an den Erzbischof von München-Freising vom 21. Dezember 1863 (Denzinger nr. 1537) von den Gelehrten selbst diese Unterwerfung unter die Lehrentscheidungen der päpstlichen Kongregationen nachdrücklichst gefordert.

Jeder einzelne Bischof ist für seine Diözese mit eigentlicher Lehrgewalt ausgestattet, wenngleich er nicht die Gabe der Unfehlbarkeit für sich in Anspruch nehmen kann. Ihm liegt es daher in erster Linie ob, seine Diözese zu lehren, sei es durch Predigt oder durch das geschriebene Hirtenwort. In dieser seiner amtlichen Lehrtätigkeit muß er von seinen Untergebenen gehört werden, und wo nicht sichere Gründe zeigen, daß seine Lehre von der kirchlichen Lehre abweicht, sind die Diözesanen verpflichtet, zu glauben, was der Bischof als geoffenbarte Lehre vorlegt, und festzuhalten, was er als Wahrheiten vorstellt, die mit den eigentlichen Glaubenssätzen in notwendiger Beziehung stehen. Dies gilt auch für die Priester der Diözese und für die Professoren der Theologie selber. Sie sind und bleiben ihrem Bischof gegenüber Untergebene und Schüler, die er zu belehren und auf dem Weg zum Himmel zu leiten hat. Auch für sie wird er einst vor Gottes Richterstuhl Rechenschaft ablegen; auch ihnen gilt daher das Wort des Völkerapostels (Hebr 13, 17): „Gehorchet euern Vorgesetzten und seid

ihnen untertan; denn sie wachen für euch als solche, die einst für eure Seelen Rechenschaft ablegen werden. (Sorget,) daß sie dies mit Freude tun und nicht mit Seufzen; denn das kommt euch zugut." Obsorge ist hier um so mehr Hirtenpflicht, als Katechese und Predigt der künftigen Priester sich nach dem gestalten wird, was ihnen die Theologieprofessoren geboten haben.

Das Gericht über den Bischof in Glaubenssachen steht nicht dem Volke, auch nicht den Priestern zu, sondern einzig denen, die über dem Bischof stehen. Dagegen hat der Bischof über seine Diözesanen nicht nur die Gewalt der Oberleitung und Aufsicht, sondern eine eigentliche Richtergewalt in Glaubenssachen. Er hat das Recht bei Klagen gegen die Lehre seiner Priester, zu prüfen und zu entscheiden, und wie nur er, nicht die Gläubigen oder die Staatsgewalt, das Recht besitzt, die Missio canonica zu verleihen, so hat auch in der Diözese der Bischof und nur er das Recht, dieselbe zu entziehen, wo er durch die Lehre eines Priesters, und wäre dieser auch staatlich angestellter Universitätslehrer, den Glauben gefährdet sieht.

Innig mit dieser richterlichen Gewalt in Bezug auf die Lehre ist eine andere doppelte Vollmacht verbunden, die Leo XIII. in der Konstitution Officiorum ac munerum vom 25. Januar 1897[1] ausdrücklichst den Bischöfen zuschreibt: nämlich die Vollmacht, die Bücher zu prüfen und deren Veröffentlichung zu gestatten oder aber solche Bücher für ihre Diözesen zu verbieten, welche den Glauben oder die Sitten ihrer Untergebenen gefährden könnten. Der Heilige Vater ermahnt in seiner Enzyklika Pascendi Dominici Gregis die Bischöfe mit den Worten: „Strebet mit Kraft dahin, daß alle gefährlichen Bücher, die in Eurer Diözese sind, aus derselben verbannt werden, auch mit Anwendung feierlichen Verbotes. Denn wenn auch der Apostolische Stuhl alle Mühe aufwendet, um solche Schriften wegzuschaffen, ist ihre Zahl doch derart gewachsen, daß die Kräfte kaum ausreichen, sie alle zu kennzeichnen. So kommt es, daß zuweilen erst später das Heilmittel bereitet wird, wenn das Übel durch längeres Warten schon erstarkt ist. Daher wollen wir, daß die Vorsteher des Heiligtums, ohne alle Furcht, ohne Rücksicht auf die Weltklugheit und unbekümmert um das Geschrei der Schlechten, zwar milde, aber mit Festigkeit ihres Amtes walten."

---

[1] So ist auch S. 366 368 dieses Bandes als Datum der apostolischen Konstitution Officiorum ac munerum zu lesen.

Der lernenden Kirche kommt eine Lehrgewalt in keiner Weise zu. Folgerichtig kann ihr eine aktive Mitwirkung in Bezug auf dogmatische Feststellungen nicht zuerkannt werden. Es ist wahr, daß auch die lernende Kirche gerade infolge ihrer steten Verbindung mit dem Lehramt im Glauben unfehlbar ist. Was auf dem ganzen Erdenrund von den Katholiken als geoffenbarte Wahrheit geglaubt wird, ist wirklich Glaubenslehre, und insofern ist der übereinstimmende Glaube der Katholiken eine Glaubensnorm, ein Kriterium der geoffenbarten Wahrheit, jedoch nur im positiven Sinne. Es kann keineswegs zugestanden werden, daß nur das geoffenbarte Wahrheit sei, was in einem bestimmten Zeitpunkt in allen Einzelkirchen der katholischen Welt als Glauben erkannt wird. Gerade Irrtümer und Glaubensstreitigkeiten, die in einzelnen Teilen der Kirche auftreten, haben im Laufe der Zeiten Anlaß zu den dogmatischen Entscheidungen durch die lehrende Kirche gegeben. Die Unfehlbarkeit der lernenden Kirche ist eine passive, eine infallibilitas in credendo, die sich herleitet von der aktiven Unfehlbarkeit der lehrenden Kirche. Nie und nimmer dürfen die Bischöfe auf den Kirchenversammlungen zu bloßen Mandataren ihrer Gläubigen herabgewürdigt werden, denen kein eigentliches Richteramt des Glaubens, sondern bloß das Amt zukomme, zu bezeugen, was man in ihrer Kirche glaube. Es ist gerade dieser Punkt, an welchem die irrigen Lehren des Modernismus wieder einsetzen.

* * *

Satz 6. „Bei der Entscheidung von Glaubenswahrheiten wirken die lernende und die lehrende Kirche in der Weise zusammen, daß der lehrenden Kirche nichts weiter zusteht, als die allgemein herrschenden Anschauungen der lernenden gutzuheißen."

Dieser Satz des Modernismus verwischt zunächst die Unterscheidung zwischen der lehrenden und der lernenden Kirche. Wenn der lehrenden Kirche in Wirklichkeit nichts anderes zusteht, als die gemeinsamen Anschauungen der lernenden Kirche zu definieren, so hört sie auf, Richterin des Glaubens und Lehrerin zu sein; denn naturnotwendig wird jenes Gutheißen selber zur bloßen Konstatierung einer Tatsache. Die Bischöfe sind dann nur mehr Zeugen, und zwar nicht mehr authentische Zeugen dessen, was Christus gelehrt, sondern bloße Zeugen dessen, was ihre Herden glauben. Sie müßten bei ihren Gläubigen in die Lehre gehen, um zu erfahren,

welches die wahre Lehre der Kirche Christi sei. Die Herde würde in diesem Fall zum Hirten werden. Daß eine authentische Entscheidung auftretender Glaubenskontroversen auf solche Weise unmöglich wird, liegt auf der Hand.

Unschwer lassen sich in Satz 6 Gedanken wiedererkennen, die Döllinger[1] in seinen Kampfschriften gegen das Vatikanische Konzil verwendet hat. „Die Zeit", so sagt er, „in welcher ein ökumenisches Konzil über den Glauben der Christen berät, ist also stets eine Zeit der lebhaftesten Erweckung des religiösen Bewußtseins, eine Zeit der abzulegenden Zeugnisse und der offenen Erklärungen für alle treuen Söhne der Kirche, Geistliche wie Laien, gewesen. Man glaubte, wie die Geschichte der Kirche beweist, allgemein, daß man gerade durch solche Kundgebungen dem Konzile seine Aufgabe erleichtere und nicht die Väter dadurch störe oder hemme. Zeugnis ablegen, Wünsche aussprechen, auf die Bedürfnisse der Kirche hinweisen kann und darf jeder, auch der Laie. Ganz besonders, wenn es sich um die Einführung eines neuen Dogmas handelt, welches etwa von einer Seite her gefordert, dem Bewußtsein der Gläubigen fremd ist und ihnen als eine Neuerung erscheint, dann ist der sich erhebende Protest der Laien ein ebenso gerechtes als notwendiges und unvermeidliches Zeugnis der Anhänglichkeit an den ihnen überlieferten Glauben, und sie erfüllen damit eine Pflicht gegen die Kirche." Döllinger präsentierte hier selbst nur ein Erbstück der Jansenisten.

Im Epilog zur Quinzaine, die am 16. März 1907 ihr Erscheinen einstellte, heißt es: „Jeder Gläubige ist ein Glied des mystischen Leibes der Kirche, ein jeder nimmt teil an dem gemeinsamen Leben und steht diesem Leben innerlich und erfahrungsmäßig nahe; einem jeden ist daher nach den Regeln der Disziplin auch gestattet, Zeugnis von seinem Erleben zu geben. Christi Geist ist durch alle Glieder ausgegossen, auf welcher Stufe der kirchlichen Rangordnung sie auch stehen mögen, und wenn es große Heilige auf den oberen Stufen gab, so gab es deren auch auf den unteren. Die Autorität hat keine andere Aufgabe, als unter den durch das Zeugnis der einzelnen offenbar gewordenen Lebensformen zu unterscheiden, welche davon gesund und wahrhaft lebensfördernd sind, um diese zu trennen von jenen, die den Keim der Krankheit und des Todes in sich tragen."[2]

Beide Sätze bedürfen wesentlich einschränkender Erklärungen. Gewiß ist allen Gliedern Christi der Heilige Geist als Erleuchter und Gnadenspender gegeben. Trotzdem werden jene seiner Gaben, die sich auf Lehramt und Hirtenamt beziehen,

---

[1] Die neue Geschäftsordnung des Konzils und ihre theologische Bedeutung, in Allgemeine Zeitung vom 11. März 1870, S. 1075. Vgl. Granderath-Kirch, Geschichte des Vatikanischen Konzils II 631 f.

[2] Von uns gesperrt. Vgl. Hochland 1. Mai 1907, S. 237. Vgl. diese Zeitschrift LXXII (1907) 588.

nur den gottbestellten Lehrern und Hirten der Kirche zu teil. Vom Leben der Gläubigen gehen manche Anregungen aus; aber die Autorität kann nicht auf jene allein angewiesen sein und darf sich nicht darauf beschränken, jene Anregungen zu prüfen und gutzuheißen. Vielmehr ist es die eigenste Aufgabe der Lehr- und Hirtengewalt, gestützt auf die Glaubenshinterlage und auf die von Christus verliehenen Vollmachten auch selbst positiv lehrend und wegweisend aufzutreten.

Die Worte „Christi Geist ist durch alle Glieder ausgegossen" legen für denjenigen, der das freudige Echo kennt, welches die Ideen Heckers zum Teil in Frankreich weckten, den Gedanken nahe, daß sich hier im ganzen Zusammenhange, wenn auch vielleicht unbewußt, ein Grundsatz des sog. Amerikanismus widerspiegle.

Wir lesen im Briefe Leos XIII. an den Kardinalerzbischof Gibbons von Baltimore (22. Januar 1899) die Worte: „Prinzipiell wird (im sog. Amerikanismus) jedes äußere Lehramt von denen, die sich bemühen, die christliche Vollkommenheit zu erlangen, als überflüssig, ja sogar als weniger nützlich verworfen: Der Heilige Geist, so sagen sie, gießt jetzt mehr und reichlichere Gnadengaben auf die Seelen der Gläubigen aus als in verflossenen Zeiten, und lehrt und treibt sie ohne jemandes Vermittlung durch eine gewisse geheimnisvolle Anregung." [1]

Der gleichen Idee begegnen wir in den sog. Rittern des Heiligen Geistes beim „Heiligen" Fogazzaros. Benedetto kleidet sie in einen Vergleich [2]. Im individuellen Leben gibt es eine Gruppe traditioneller Ideen, die das Wollen beherrschen. Daneben aber steht die große Welt von Erfahrungen und unbewußter psychischer Vorgänge. Unter dem Einfluß dieser andern Gedankenwelt erleiden die herrschenden Ideen eine stete Bewegung, Veränderung und Umbildung, aus der frisches Leben, reinere Wahrheit, neue legitime Autorität ersteht. So ist es auch im Leben der Kirche. Die Hierarchie mit ihren herrschenden Ideen, ihren traditionellen Begriffen, ihrer offiziellen Theologie muß eine stetige Rückwirkung erfahren durch die Laienwelt mit ihrem engen Anschluß an die Wirklichkeit und ihrem unerschöpflichen Schatz göttlicher Wahrheit. So ist die Kirche eine in steter Arbeit begriffene Werkstätte der Wahrheit.

Satz 7. „Die Kirche kann, wenn sie Irrtümer verwirft, von den Gläubigen nicht eine innere Zustimmung zu diesem ihrem Urteile verlangen."

Als die Jansenisten, um der Verurteilung der Werke des Jansenius sich nicht unterwerfen zu müssen, erst die Unfehlbarkeit der Kirche bei Konstatierung dogmatischer Fakta bestritten, und da dies nichts half, ihre Zuflucht zu der Behauptung nahmen, es genüge gegenüber den römischen Entscheidungen ein „gehorsames Stillschweigen", erließ Klemens XI. unterm

---

[1] Acta Leonis XIII. XIX 11.

[2] Vgl. die ganze Stelle bei Baumgartner, Fogazzaros neuester Roman „Der Heilige", in dieser Zeitschrift LXX (1906) 198 ff.

16. Juli 1705 die Konstitution Vineam Domini. In § 25 (Denzinger nr. 1317) derselben sagt der Papst: „Damit fürderhin alle Gelegenheit zum Irrtum abgeschnitten werde, und alle Kinder der katholischen Kirche lernen, auf die Kirche selbst zu hören nicht bloß durch Schweigen (denn auch die Gottlosen verstummen in der Finsternis), sondern auch durch innere Folgsamkeit, welche der wahre Gehorsam eines rechtgläubigen Menschen ist, so beschließen, erklären, bestimmen und verordnen wir mit apostolischer Autorität durch diese unsere gegenwärtige Konstitution, die ständig gelten soll, daß dem Gehorsam, welchen man den [früheren] hier eingefügten apostolischen Konstitutionen schuldet, durch jenes ‚gehorsame Stillschweigen' keineswegs Genüge geleistet wird. Sondern der in den fünf vorgenannten Sätzen verurteilte Sinn des jansenistischen Buches muß von allen Christgläubigen nicht bloß mit dem Munde, sondern mit dem Herzen als häretisch aufgefaßt und verurteilt werden."

Aus diesen Worten geht auf die klarste Weise hervor, daß den Erlassen der kirchlichen Lehrautorität eine innere Zustimmung zu leisten ist. Würde Satz 7 des Modernismus wahr sein, dann wäre das Anathem der Kanones in den Kirchenversammlungen ein Frevel; die Entscheidungen der ökumenischen Konzilien ebenso wie die Kathedralentscheidungen der Päpste würden zu bloßen Polizeimaßregeln herabsinken.

Aber auch da, wo nicht das unfehlbare Lehramt spricht, muß dennoch eine innerliche Zustimmung geleistet werden. Die Kirche will und muß wollen, daß ihre Lehrerlasse wirkliche Wegweiser auf dem Weg des Glaubens werden, daß wir annehmen, was sie annimmt, verwerfen, was sie verwirft.

Dagegen erhebt sich nun allerdings nicht selten ein Bedenken, das vielen ganz unüberwindlich scheint. Sie meinen, nur dann könne von der Verpflichtung einer Zustimmung die Rede sein, wenn das unfehlbare Lehramt spreche, bei fehlbaren Dekreten könne man, eben weil sie fehlbar seien, keine innere Zustimmung verlangen. Allein diese Art und Weise zu folgern, ist verfehlt.

Wenn eine von Gott bestellte Lehrautorität redet, schuldet der Untergebene den Entscheidungen dieser Autorität Verstandesgehorsam, solange es ihm nicht gewiß ist, daß die menschlichen Aussprüche mit der Wahrheit in Widerspruch stehen. Dieser Verstandesgehorsam ist eine aus religiösen Gründen geleistete Zustimmung, der stillschweigend immer die Bedingung beigefügt ist: falls sich nicht später das Gegenteil als richtig herausstellt. Ein ähnliches Fürwahrhalten ist auf natürlichem Gebiet in unzähligen

Fällen die Richtschnur unseres Handelns. So unvernünftig es wäre, im täglichen Leben überall die höchste Gewißheit zu verlangen und auf keine andern, als unfehlbare Gründe sein theoretisches und praktisches Fürwahrhalten aufbauen zu wollen, ebenso töricht und der gottgesetzten Ordnung widersprechend wäre es, den Vertretern des apostolischen Lehramtes nur dann zustimmen und folgen zu wollen, wenn die höchste Lehrautorität in ihrer ganzen Machtfülle auftritt und die Widerspenstigen mit Acht und Bann belegt. Wo immer moralische Gewißheit oder hinlängliche Wahrscheinlichkeit vorliegt, daß eine rechtmäßige Lehrautorität in rechtmäßiger Weise ihres Amtes waltet, da kann und muß der Gläubige mit Hilfe der Gnade seinen Verstand den Aussprüchen seines Vorgesetzten nach dem Maße der von Gott diesem verliehenen Lehrgewalt unterwerfen. Dieser Fall tritt ein, so oft ein Bischof eine lehramtliche Entscheidung erläßt, und überhaupt so oft eine kirchliche Lehrentscheidung in nicht konziliarer Form und nicht ex cathedra erfolgt. Es ist ja wahr, die Kongregation hat sich im Falle Galilei geirrt; aber schon der Umstand, daß bloß ein oder zwei Fälle dieser Art im Laufe von Jahrhunderten vorgebracht werden können, muß jedem denkenden Menschen zeigen, welch hohe Sicherheit die Lehrentscheidungen der römischen Kongregationen für gewöhnlich bieten; und niemand wird seinen Eltern den Glauben für immer versagen, weil sie sich im Laufe der Jahre einmal getäuscht.

Anderseits ist zu bedenken, daß ja keine absolute, irreformable und jeden Zweifel ausschließende Zustimmung erfordert wird wie bei den unfehlbaren Lehrentscheidungen eines allgemeinen Konzils oder bei einer Kathedralentscheidung des Papstes. Es wird freilich für den Autor, dessen Werk verboten, dessen Sätze zensuriert worden sind, ein Opfer, vielleicht auch ein schweres intellektuelles Opfer gefordert, wenn er plötzlich Anschauungen verurteilt sieht, für die er Beweise erbracht zu haben glaubt. Aber bei ruhiger Überlegung wird er in der vermeintlichen Sicherheit seiner Anschauungen erschüttert werden, wenn er die kirchliche Autorität sich gegen dieselben aussprechen hört, und bei demütiger Prüfung seiner Gründe wird er bald erkennen, daß seine Beweise nicht so fest sind, wie er glaubte, und es wird ihm mit der Gnade Gottes gelingen, sich der Autorität zu beugen und auch innerlich ihren Entscheidungen beizupflichten. Wie mancher hat im Laufe der letzten Jahrzehnte für objektiv richtig und sicher gehalten und verteidigt, was kaum eine geringe Wahrscheinlichkeit für sich in An-

spruch nehmen durfte. Da öffnet der Urteilsspruch der Kirche dem wahrhaft Demütigen die Augen.

In Fogazzaros Roman wenden sich an den „Heiligen" einige Studenten, die an der katholischen Kirche irre geworden, weil sie die Erforschung der Wahrheit bekämpfe, sobald sich dieselbe ausdehne „auf ihre Fundamente, ihre heiligen Bücher, die Formeln des Glaubens und die von ihr behauptete Unfehlbarkeit", weil sie „heute alles in Fesseln schlage, was sich an jugendlichem Leben in ihr regt". Die jungen Leute fragen: „Soll Gott wollen, daß wir der Kirche noch gehorchen?" Der „Heilige" antwortet: „Gott gebietet, daß ihr in der Kirche bleibt, in der Kirche arbeitet, in der Kirche Quellen lebendigen Wassers seid." In welchem Sinne dies geschehen könne, haben wir oben vom „Heiligen" vernommen. Ermahnt aber Benedetto wenigstens zu treuer Unterwerfung unter die Hierarchie, zur Hochhaltung ihrer Dekrete? Kein Wort davon! Der „Heilige" sagt vielmehr: „Aber wie steht es mit eurem Glauben, wenn ihr davon redet, aus der Kirche auszutreten, weil euch gewisse veraltete Lehren ihrer Häupter, gewisse Dekrete der römischen Kongregationen, gewisse Regierungsmaßregeln eines Papstes verletzen ... Wenn ihr ganz in euch versenkt, Christus eure Armseligkeit klagt und Christus euch heilt, denkt ihr da an die Authentie irgend einer Stelle bei Johannes, an den Verfasser des vierten Evangeliums oder an die beiden Isaias? Wenn ihr, innerlich gesammelt, euch Christus im Sakramente vereint, stören euch da die Dekrete des Index oder des heiligen Offiziums?" Wir wissen, daß Fogazzaro sich dem Indexdekret, das seinen Roman „Der Heilige" verurteilte, unterwarf, wir wissen aber auch, daß er sagt: „Ich habe gehorcht, aber auf keine meiner Ideen verzichtet", und im Geiste des Santo im Rinnovamento weiter arbeitet.

Unterwerfungen sonderbarster Art in Italien haben dem Heiligen Vater Pius X. in seiner Allokution vom 17. April 1907 [1] die Klage erpreßt über eine Emanzipation, wo man sich nicht empört, um nicht ausgeschieden zu werden, aber sich auch nicht unterwirft, um nicht den eigenen Überzeugungen entsagen zu müssen.

Satz 8. „Von aller Schuld sind jene frei zu erachten, welche über die Verurteilungen der heiligen Kongregation des Index oder der andern heiligen Kongregationen sich hinwegsetzen."

Von der Leugnung der Notwendigkeit einer inneren Unterwerfung gegenüber den kirchlichen Lehrdekreten zur völligen Mißachtung derselben, wie sie in Satz 8 ausgesprochen ist, bleibt nur ein kleiner Schritt, und

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXXII (1907) 478; vgl. ebendaselbst den Brief des Präfekten der Indexkongregation Kardinal Steinhuber an Kardinal-Erzbischof Ferrari von Mailand vom 29. April 1907.

man kann sich mit vollem Recht fragen, ob Unterwerfungen, wie wir sie in unsern Tagen kennen gelernt haben, Unterwerfungen, wie die eines Loisy und einiger Nachahmer in Italien und anderwärts, nicht eher ein Hohn auf das kirchliche Lehramt als eine Unterwerfung zu nennen sind. Der Satz 8, in sich genommen, war verurteilt durch die Briefe Pius' IX., durch den Syllabus und durch die ganze Gesetzgebung und Lehre der Kirche. Übrigens mag der Satz in seiner schroffen Form sich wohl selten direkt ausgesprochen finden. Der Sache nach findet er sich leider nur zu oft.

Am weitesten geht wohl in ihrer Verachtung der kirchlichen Entscheidungen die leider auch von katholischen Geistlichen bediente Münchener „Allgemeine Zeitung". Dort heißt es in Nr 328 vom 18. Juli 1907 in einer Zuschrift aus katholischen Gelehrtenkreisen: „Je mehr wir die Ereignisse der jüngsten Zeit überdenken, um so mehr überzeugen wir uns, daß Schell schlecht beraten war, als er sich zur Unterwerfung unter den römischen Urteilsspruch verstand, der sein Lebenswerk ächtete. ... Rom verachtet, die es segnet, und fürchtet, die es verflucht! Und wenn nun erst gar der neue Syllabus, der so lange angekündigte, ewig verschobene, wirklich erscheint? Wenn ein neuer Hagel römischer Bannflüche niederprasselt über die alle, die sich, statt rückwärts zu blicken und ihr Auge dem hellen Tageslichte moderner Wissenschaft zu verschließen, zu den neuen Ideen bekennen? Wird dann der fortschrittliche Katholizismus nicht doch genötigt sein, reuevoll Frieden mit Rom zu schließen und zerknirscht das heißersehnte Pater peccavi zu stammeln? Wir glauben es nicht." Das heißt man den offenen Aufruhr predigen.

Vor allem findet man eine Unmasse von leicht hingeworfenen Bemerkungen, die naturgemäß dahin führen, die Autorität der römischen Kongregationen zu untergraben.

Die beliebtesten Phrasen der Moderne lauten: „Der Katholizismus wird durch die Gewalt der Dinge eine reaktionäre Partei, die einer unheilbaren Schwäche und einem fatalen Untergang geweiht ist ..., solange es den Anschein hat, daß der katholische Gelehrte nur ein Kind sei, das an der Leine gehalten wird, und keinen Schritt vorwärts machen kann, ohne von der Amme geschlagen zu werden" (Autour d'un petit livre xxxiv ff). Daß dies der Fall sei, wird vorausgesetzt, nicht bewiesen.

„Eine absonderliche und mangelhafte Bildung schafft notwendig eine absonderliche und inferiore Geistesverfassung, welche den Parteigeist und das Mißtrauen gegen alles nach sich zieht, was wahrhaft Licht und Fortschritt ist" (ebd.). Das ist eine ganz schöne Phrase, nur ist leider das nicht immer „wahrhaft Licht und Fortschritt", was den Herolden des „Lichts und Fortschritts" solches scheint.

„Man tötet Ideen nicht mit Stockschlägen“ (ebd. xx). „Gewisse Leute müssen sich viel Illusionen machen, wenn sie sich einreden lassen, daß eine solche Frage (wie die biblische) eine bloß akzessorische sei, und daß sie schnell durch analoge Verfahren geregelt werden könne, wie man sie einst gegen Galilei und gegen Richard Simon angewandt hat“ (ebd. xxxii). Solche Worte wenden sich schließlich gegen jede Autorität auf dem Gebiete des Glaubenslebens und gelten in letzter Linie auch dem unfehlbaren Papste und den ökumenischen Konzilien. Nur eines läßt sich hier antworten. Die „Keulenschläge“ der kirchlichen Verurteilung, wenn man absolut einmal von solchen reden will, haben schon manchen Irrtum niedergestreckt und ihn für das christliche Volk unschädlich gemacht. Die Häresien eines Arius, Pelagius und Jansenius waren geistig nicht schwächer als der Modernismus, und sie sind besiegt worden. Den besten Kommentar zu Loisys Worten bilden seine eigenen Handlungen: Als Loisy sein Buch L'Évangile et l'Église verurteilt sah, „unterwarf“ er sich, veröffentlichte aber das noch schlimmere Autour d'un petit livre. Seit der Verurteilung dieser und anderer seiner Schriften durch die Inderkongregation und das heilige Offizium lobt und verteidigt Loisy weiter die dogmenfeindlichen Aufstellungen rationalistischer Autoren [1].

Schell war also im Irrtum, wenn er in Loisy den „hart geprüften Bekenner“ sah, ebenso wie er auch im Irrtum war, als er im Vorwort zu „Die neue Zeit und der alte Glaube“ schrieb: „Bedenklich ist die Bewegung nur im französischen Klerus, und zwar deshalb, weil sie dort zum Austritt vieler eifriger Priester aus der Kirche und zum Anschluß an den Protestantismus führte ... Es ist nicht etwa der Anstoß an katholischen Glaubenslehren, was diese Abbés zum Protestantismus führt; sie hängen an den Dogmen und an den Sakramenten des Katholizismus: es ist nur das Bedürfnis nach kraftvollerer Regung der geistigen Selbständigkeit, das Bedürfnis nach dem Recht offener Fragestellung, Forschung und Antwort über schwierige Punkte, das Bedürfnis nach stärkerer Pflege der Innerlichkeit und der unmittelbaren Gottesverehrung, nach mehr Leben und weniger Bureaukratie, nach mehr Göttlichem und weniger Menschlichem.“ Wie der Würzburger Apologet die Gefahren der neuen Richtung in Frankreich mißkannte, so verschloß er sein Auge auch den Gefahren, denen seine eigene theologische Richtung entgegenführte. Über dem kühnen Vordringen auf steilen und schmalen Pfaden, neben gähnenden Abgründen, unterließ er es, die Wegweiser und Warntafeln früherer kirchlicher Entscheidungen zu beachten. Das Eingreifen der Autorität schien ihm wie ein Hemmnis für den Fortschritt in der Wissenschaft. Schell ging irre. Die Kirche mußte seine Werke verurteilen. Die Bewegung aber, die nunmehr einsetzte, hat nicht wenig dazu beigetragen, daß Entscheidungen der kirchlichen Autorität in Deutschland nicht jenes Entgegenkommen fanden, das sie verdienten.

Wie leicht Schlagworte im Munde katholischer Gelehrter auch auf sonst vortreffliche Laien Eindruck machen, zeigt sich im Entwurfe der Münsterer Adreßliga.

---

[1] Vgl. Études CXII, 5. août 1907, 395.

Wir finden in demselben Loisys Klagen zum Teile wieder, wenn auch in der höflichen Form ehrfurchtsvoller Bitten. Das genannte Schriftstück erblickt in dem jetzigen Indexverfahren einen „äußerst gefahrvollen Mißbrauch der kirchlichen Autorität", glaubt, daß „schwerlich ein Vorgang im Sinne der Kirche und ihrer treuen Anhänger bedenklicher sein dürfte und mehr zur Entfremdung der für die große heilige Sache des Glaubens heute am wenigsten zu entbehrenden, tiefgründigen, selbständigen, gewissenhaften und idealen Geister geeignet sein, als die in unserer autoritätsfeindlichen Zeit nicht unbedenklichen Proben kirchlicher Autorität in den praktisch unhaltbaren Positionen des Index". Beim jetzigen Indexverfahren müsse die Allgemeinheit leiden „unter dem, was nur Unmündigen und Ungesunden frommt". Das summarische Indexverfahren, durch das ganze Bücher verboten werden, ohne daß der Autor sich rechtfertigen könne, erscheint der Adresse bedenklich. Es widerspreche aufs allertiefste dem germanischen Volksgewissen. „Eine schwere Beeinträchtigung der Schaffens- und Forscherfreude der Besten, eine Begünstigung des Mittelmäßigen dürfte nur zu leicht die ungewollte, aber unabwendbare Folge sein." „So gehen dann auch denen, die . . . ein Leben der höheren Liebe zur Kirche führen, jene Wohltaten verloren, die aus der weisen Beschränkung der Dogmenverkündigung ex cathedra und aus der Gemessenheit der Grenzen dieser Verkündigungen fließen."

Diesen Klagen liegt eine vollständige Verkennung des Geistes der kirchlichen Büchergesetzgebung zu Grunde[1]. Die Kirche hat die heilige Pflicht, an erster Stelle für die Reinheit des Glaubens zu wachen. Der Glaube wird aber oft mehr gefährdet durch Bücher, die von einem katholischen Autor mit bewährtem Namen ausgehen, als von Büchern ausgesprochen glaubensfeindlicher Autoren. Vor letzteren wird sich jeder hüten können, den die Stimme des Gewissens mahnt; bei ersteren muß gewarnt werden, je weniger die Gefahr geahnt wird. Bei dem Verbote handelt es sich um eine Verurteilung des Buches, nicht des Autors oder seiner Intentionen. Für dogmatisch geschulte Männer, wie sie an den römischen Kongregationen sich finden, kann es in der Regel nicht schwer fallen, zu entdecken, ob eine Ansicht gegen die kirchliche Lehre verstoße. Und dann muß sie von der Kirche verboten werden. Ob die falsche Ansicht in einem vorliegenden Buche objektiv sich finde, kann und muß aus dem Buche selber entschieden werden. Eine lange Diskussion mit dem Verfasser ist nicht am Platze. Müßte die Kirche immer erst eine Verhandlung mit dem Verfasser des Buches vornehmen, so würde ihre Gewalt vielfach illusorisch.

---

[1] Vgl. Hilgers, Der Index der verbotenen Bücher 68 ff, und Hermann von der Ellermühle, Noch einmal der Adreßentwurf gegen den Index in der Apologetischen Rundschau, Oktober 1907, 25 ff.

Die Kirchengeschichte zeigt schlagend, mit welcher Kunst sich der Irrtum zu verteidigen vermag. Dem wahrhaft katholisch denkenden Forscher sind kirchliche Lehrentscheidungen, gerade weil sie Wegweiser sind, mächtigste Hilfe. Wahrheit ist kein Hindernis für den Fortschritt in der Erkenntnis. Das gilt nicht nur von den eigentlichen Glaubenssätzen, sondern auch von einer ganzen Reihe nicht definierter Wahrheiten, die der Katholik doch annehmen muß, wie Pius IX. eingeschärft hat. Nicht Mittelmäßigkeit wird gefördert, sondern Glaubenstreue.

* * *

Wenn wir auf die ersten acht Sätze zurückblicken, welche der „neue Syllabus" brandmarkt, so erkennen wir leicht, daß sie dem ganzen Geist der katholischen Lehre widersprechen, daß nicht ein einziger von ihnen mit katholischem Denken und Fühlen sich vereinen läßt.

Sie gehören einem ganz andern, in seinem tiefsten Grunde irreligiösen Systeme an, dem Modernismus, wie ihn Pius X. in seiner Enzyklika Pascendi Dominici Gregis vom 8. September 1907 kennzeichnet. Wenn man einmal die übernatürliche Offenbarung leugnet, das Christentum aus unbewußten seelischen Vorgängen und Gefühlen heraus unter dem Einfluß äußerer Verhältnisse durch rein natürliche psychologische Entwicklung entstehen läßt; wenn man Christus seiner göttlichen Würde entkleidet und ihm nur als Menschen aus Gnade und Barmherzigkeit noch eine bescheidene Stelle einräumt, dann muß man freilich die katholische Kirche bloßes Menschenwerk nennen, ihr die eigentliche bindende Lehrgewalt absprechen, von ihr fordern, daß sie sich vor der „Wissenschaft" beuge und ihren Einzelgliedern jenen Einfluß gewähre, der in jedem demokratischen Staate den Bürgern zukommt. Hören wir die Enzyklika selber, wie sie die Anschauungen der modernistischen Theologie in Bezug auf unsern Gegenstand kennzeichnet:

„Über das kirchliche Lehramt äußern sie sich folgendermaßen: Eine religiöse Vergesellschaftung kann niemals zu einem wahrhaft einheitlichen Ganzen verschmelzen, wenn nicht das Bewußtsein der Gesellschaftsglieder eines ist und eine auch die Formel, die sie gebrauchen. Diese doppelte Einheit fordert aber einen gleichsam gemeinschaftlichen Geist, dessen Aufgabe es ist, die Formel zu finden und zu bestimmen, welche dem gemeinsamen Bewußtsein besser entspricht; jenem Geiste aber muß genug Autorität innewohnen, um die Formel, die er aufgestellt, auch der Gemeinde aufzuerlegen. In dieser Verbindung sowohl des Geistes, der die Formel wählt, wie der Macht, welche dieselbe vorschreibt, verlegen die Modernen

den Begriff des kirchlichen Lehramts. Da also das Lehramt schließlich doch aus den Einzelbewußtsein entsteht und ihm der öffentliche Dienst (nur) zu deren Besten aufgetragen ist, so folgt notwendig, daß es selbst von jenen (Einzel-) Bewußtsein abhängt und demgemäß nach volkstümlichen Formen sich zu richten hat. Den Einzelbewußtsein verbieten, die Antriebe, die sie fühlen, offen und frei heraus zu bekennen, der Kritik den Weg verlegen, auf dem sie das Dogma zu den notwendigen Entwicklungen antreibt, hieße nicht eine (bloß) zum Nutzen übertragene Gewalt gebrauchen, sondern dieselbe mißbrauchen. Ähnlich muß beim Gebrauch der Gewalt Maß gehalten werden. Irgend ein Buch brandmarken und verurteilen ohne Vorwissen des Verfassers und ohne daß man eine Erklärung und Erörterung zuläßt, grenzt wahrlich an Tyrannei. Daher gilt es auch hier, einen gewissen Mittelweg zu finden, so daß zugleich die Rechte der Autorität und der Freiheit gewahrt werden. Bis dahin wird der Katholik so handeln, daß er vor der Öffentlichkeit der Autorität sich völligst gehorsam erklärt, aber dabei nicht unterläßt, dem eigenen Sinn Folge zu leisten."[1]

Etwas später wird dieses Verhalten „modernistischer" Katholiken gegenüber mißliebigen Entscheidungen der Lehrautorität von der Enzyklika noch weiter erklärt. Dies geschieht da, wo der Heilige Vater vom Hauptpunkt des Systems, der Entwicklung handelt. Er schreibt:

„Um vollständiger die Auffassung der Modernisten wiederzugeben, müssen wir sagen, die Entwicklung komme aus dem Kampf zweier Kräfte, von denen die eine zum Fortschritt treibt, die andere zurückhält und nach Aufrechterhaltung [des Bestehenden] strebt. Es besteht eine erhaltende Kraft in der Kirche; sie findet sich in der Überlieferung und wird in der Tat von der Autorität ausgeübt. . . . Dagegen liegt und wirkt die Kraft, welche vorwärts reißt und den innersten Bedürfnissen entspricht, in dem Bewußtsein der Privaten, besonders derjenigen, die, wie man sagt, dem Leben näher stehen und dasselbe tiefer erfassen. — Und hier sehen wir bereits, ehrwürdige Brüder, jene überaus verderbliche Lehre ihr Haupt erheben, welche die Laien als die Elemente des Fortschritts in die Kirche einführen möchte. — Aus der Übereinkunft und einem Vertrag zwischen diesen beiden Kräften, der erhaltenden und derjenigen, die den Fortschritt begünstigt, nämlich zwischen der Autorität und den Bewußtsein der Privaten, entstehen der Fortschritt und die Veränderungen. Denn die Bewußtsein der Privaten, einzelner wenigstens, wirken nun auf das Gesamtbewußtsein; dieses aber wirkt auf die Inhaber der Autorität und zwingt sie Verträge einzugehen und an ihnen festzuhalten. — Infolgedessen läßt sich leicht begreifen, warum die Modernisten sich so wundern, wenn sie sehen, daß man sie tadelt oder straft. Was man ihnen zur Schuld anrechnet, das halten sie für ihre heilige Pflicht. Was den Bewußtsein not tut, weiß niemand besser als sie; denn sie stehen in innigerer Fühlung mit jenen

[1] Acta Pii PP. X modernismi errores reprobantis. Oeniponte 1907, 39.

als die kirchliche Autorität. Sie vereinigen alle diese Nöten sozusagen in sich selber und sind daher verpflichtet, öffentlich zu sprechen und zu schreiben. Die Autorität mag sie tadeln, so viel sie will; sie stützen sich auf das Bewußtsein ihrer Pflicht und sie wissen aus innerster Erfahrung, daß ihnen nicht Tadel, sondern Lob gebührt. Freilich entgeht ihnen nicht, daß es kein Fortschreiten gibt ohne Kampf, keine Kämpfe ohne Opfer; sie wollen also selbst die Opfer sein, wie die Propheten und Christus. Auch tragen sie keine Bitterkeit im Herzen gegen die Autorität darüber, daß sie mißhandelt werden; sie geben zu, jene tut nur ihre Pflicht. Sie beklagen nur, daß man nicht auf sie hört; denn so wird der Lauf der Geister aufgehalten: doch kommt die Stunde ganz sicher, die Hindernisse zu brechen; die Gesetze der Entwicklung lassen sich zwar hemmen, aber durchbrechen lassen sie sich nicht. So gehen sie voran auf dem begonnenen Wege: sie gehen ihren Weg, obwohl getadelt und verurteilt; unter der Maske gleisnerischer Unterwerfung bergen sie eine unglaubliche Verwegenheit. Sie beugen zwar zum Scheine den Nacken; aber mit Hand und Herz verfolgen sie ihr Beginnen um so kühner" (a. a. O. 40).

Der Syllabus Pius' X. und die Enzyklika vom 8. September 1907 hat die Reformkatholiken in Wut versetzt; denn sie sind an den Pranger gestellt. Jetzt rufen sie nach einem Luther. „Die Zeit ist groß und stets haben große Zeiten auch große Männer hervorgebracht. Wann wird die Stunde schlagen, die uns den Mann schenkt, der die Kämpfe der Gegenwart zum Frieden bringt?" schreibt einer in der Münchener Allgemeinen Zeitung Nr 438 vom 21. September 1907.

Die deutschen Katholiken hatten zu Würzburg die Antwort schon gegeben. Als nur das Wort „Syllabus Pius' X." erklang, gab es brausenden Beifall, und ebenso begeistert war der Beifall, als das Wort fiel: der Index ist der Hüter des Glaubens. Der Präsident aber sprach die herrlichen Worte: „Ist die Forschung Sache der Wissenschaft, so ist die Entscheidung Sache des kirchlichen Lehramts, und die Entscheidung mag fallen, wie sie will, ihr gegenüber gibt es nur eine Unterwerfung. (Erneuter, lebhafter Beifall.) Die Kirche ist nicht so grausam, freudige Unterwerfung zu fordern; aber was sie verlangen kann und darf, ist eine klare, unzweideutige Unterwerfung." (Stürmischer, langandauernder Beifall.)

Julius Beßmer S. J.

Hauptergebnisse der Konfessionszählung im Deutschen Reich vom 1. Dezember 1905.

Alle fünf Jahre findet im Deutschen Reiche eine allgemeine Volkszählung statt. Die Fragen auf den Zählkarten, die von der Bevölkerung bei dieser Gelegenheit zu beantworten sind, bleiben bei allen Volkszählungen die gleichen, aber nicht jedesmal ist das gesamte in diesen Zählkarten aufgespeicherte statistische Material von den statistischen Zentralbehörden des Reiches und der Einzelstaaten verarbeitet und veröffentlicht worden. Von den Vertretern der wissenschaftlichen Statistik ist es mit Recht als ein Mißbrauch gerügt worden, daß man das Publikum mit Fragen behellige, ohne die Absicht zu haben, die Antworten im Interesse der Gesamtheit zu verwerten.

Besonders bedauerlich war diese Praxis aber deshalb, weil zu den Gegenständen, die nicht bei jeder Volkszählung verarbeitet wurden, auch die Angaben über das Religionsbekenntnis gehörten. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß in den weitesten Kreisen der Bevölkerung, bei allen Konfessionen, bei Katholiken sowohl wie bei Protestanten und Israeliten, gerade diese Frage das größte Interesse erregt, wie hoch sich die Zahl der Angehörigen der verschiedenen Konfessionsgemeinschaften belaufe, wie sie sich über die einzelnen Staaten und Landesteile verteile, ob die eine Konfession mehr oder weniger zugenommen habe als die andere. Das interessiert die meisten Menschen in Deutschland weit mehr als die Zahl der Reichs- und Staatsangehörigen und Ausländer oder als die Verteilung der Bevölkerung auf die einzelnen Alters- und Zivilstandsklassen. Und doch hatte man für gut befunden, gerade diese Angaben nur ein um das andere Mal, nicht bei jeder Volkszählung, bearbeiten zu lassen. Freilich die größeren Bundesstaaten, Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen und das Reichsland Elsaß-Lothringen, sind über die an sie von seiten der Reichsstatistik gestellten Anforderungen

Tabelle IA. Religionsbekenntnis der Bevölkerung der deutschen Bundesstaaten am 1. Dezember 1905.

Bundesstaaten	Evangelische (Lutheraner, Reformierte, Unierte)	Römisch-Katholische	Russisch-Orthod.	Angehörige ander. griechisch-(orient.) kathol. Kirchen	Andere Christen	Israeliten	Angehör. anderer nicht christl. Relig.	Personen andern Bekenntnisses	Ohne Angabe des Bekenntnisses
Preußen	23 341 502	13 344 488	831	7 125	182 533	409 501	402	5 679	1 263
Bayern	1 844 736	4 611 987	250	683	9 641	55 341	32	791	911
Sachsen	4 250 659	218 275	266	1 331	22 858	14 697	30	310	175
Württemberg	1 582 745	695 808	2	221	10 883	12 053	23	442	2
Baden	769 866	1 206 607	15	297	7 449	25 893	22	567	12
Hessen	803 195	372 613	58	223	8 010	24 696	7	246	127
Mecklenburg-Schwerin .	609 914	12 093	429	313	715	1 482	4	79	16
Sachsen-Weimar . . .	367 789	17 915	—	134	771	1 421	—	65	—
Mecklenburg-Strelitz .	100 314	2 499	15	113	196	298	—	16	—
Oldenburg	339 916	96 061	6	—	1 310	1 493	7	28	35
Braunschweig	455 680	26 375	8	121	1 900	1 815	—	59	—
Sachsen-Meiningen . .	262 243	4 845	—	25	478	1 256	—	69	—
Sachsen-Altenburg . .	200 511	5 438	—	11	393	131	—	24	—
Sachsen-Koburg-Gotha	237 187	3 848	1	48	605	714	1	28	—
Anhalt	311 999	11 830	7	1 656	1 008	1 460	1	22	46
Schwarzburg-Sondersh.	83 389	1 520	—	1	43	195	—	4	—
Schwarzburg-Rudolst. .	95 641	990	—	4	115	82	—	3	—
Waldeck	56 341	1 890	—	—	259	629	5	3	—
Reuß ältere Linie . .	68 549	1 205	—	—	791	54	—	4	—
Reuß jüngere Linie . .	140 640	2 784	—	22	822	290	—	26	—
Schaumburg-Lippe . .	43 888	640	13	—	193	246	—	—	12
Lippe	139 127	5 477	3	1	229	735	—	5	—
Lübeck	102 484	2 457	—	10	231	638	—	37	—
Bremen	240 041	19 124	62	469	1 334	1 432	118	719	141
Hamburg	807 429	40 389	22	228	3 112	19 602	249	2 327	1 520
Elsaß-Lothringen . . .	391 067	1 387 334	3	125	3 838	31 708	8	471	10
Deutsches Reich . . .	37 646 852	22 094 492	1991	13 161	259 717	607 862	909	12 024	4 270

hinausgegangen und haben auch an den dazwischen liegenden Volkszählungsterminen die Angaben über die Konfession in ihrem Staatsgebiet auszählen lassen und die Ergebnisse der Bevölkerung bekannt gemacht. Aber die kleineren Bundesstaaten begnügten sich, mit Ausnahme des Jahres 1885, wo eine allgemeine Konfessionszählung vorgenommen wurde, mit der zehnjährigen Auszählung, und so war man immer erst nach Ablauf von zehn Jahren in der Lage, die Veränderungen des konfessionellen Besitzstandes für das ganze Reich festzustellen.

Um so dankbarer ist es daher zu begrüßen, daß auf Anordnung des Bundesrates im Jahre 1905 mit der bisherigen Praxis gebrochen und eine allgemeine Auszählung der Angaben über das Religionsbekenntnis im ganzen Reiche angeordnet wurde. Die Ergebnisse dieser Zählung sind vor kurzem in der 3. Nummer der „Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen

Tabelle IB. Religionsbekenntnis der Bevölkerung der deutschen Bundesstaaten am 1. Dezember 1900.

Bundesstaaten	Evangelische (Lutheraner, Reformierte, Unierte)	Römisch-Katholische	Russisch-Orthod.	Angehörige ander. griechisch-(orient.) kathol. Kirchen	Andere Christen	Israeliten	Bekenner anderer nicht christl. Relig.	Personen andern Bekenntnisses	Ohne Angabe des Bekenntnisses
Preußen	21 817 577	12 110 299	284	3 087	139 127	392 322	739	6 984	2 090
Bayern	1 749 206	4 362 563	58	557	7 607	54 928	30	59	1 049
Sachsen	3 972 063	197 005	519	741	19 103	12 416	28	124	217
Württemberg	1 497 299	650 311	6	75	9 426	11 916	3	444	—
Baden	704 058	1 131 413	11	215	5 563	26 132	21	470	61
Hessen	746 201	341 480	15	75	7 368	24 486	7	176	85
Mecklenburg-Schwerin .	597 268	8 127	—	55	487	1 763	1	60	9
Sachsen-Weimar . . .	347 144	14 095	1	62	361	1 188	8	14	—
Mecklenburg-Strelitz .	100 568	1 522	1	89	62	331	—	6	23
Oldenburg	309 510	86 917	2	1	1 334	1 359	—	18	39
Braunschweig	436 976	24 120	—	55	1 271	1 824	2	62	23
Sachsen-Meiningen . .	244 810	4 160	—	10	395	1 351	—	1	4
Sachsen-Altenburg . .	189 885	4 718	—	5	206	99	—	1	—
Sachsen-Koburg-Gotha	225 074	3 314	1	15	515	608	1	22	—
Anhalt	301 953	11 602	—	97	794	1 605	3	31	—
Schwarzburg-Sondersh.	79 593	1 092	—	18	27	166	—	1	1
Schwarzburg-Rudolst. .	92 298	637	—	39	37	48	—	—	—
Waldeck	55 285	1 830	—	1	164	637	—	1	—
Reuß ältere Linie . .	66 860	1 041	—	2	444	48	—	1	—
Reuß jüngere Linie . .	135 958	2 575	—	4	466	178	—	29	—
Schaumburg-Lippe . .	41 908	785	—	—	177	257	—	—	5
Lippe	132 708	5 157	—	—	205	879	—	3	—
Lübeck	93 671	2 176		14	213	670	2	29	—
Bremen	208 815	13 380	—	126	876	1 409	33	103	140
Hamburg	712 338	30 731	6	166	3 149	17 949	99	1 774	2 137
Elsaß-Lothringen . .	372 078	1 310 391	4	55	4 416	32 264	18	189	55
Deutsches Reich .	35 231 104	20 321 441	908	5 564	203 793	586 833	995	10 602	5 938

Reiches" veröffentlicht worden und sollen im folgenden wiedergegeben und ihrer Bedeutung nach gewürdigt werden.

Wir führen zunächst die absoluten Zahlen der Angehörigen der verschiedenen Bekenntnisse in den einzelnen Bundesstaaten an und stellen ihnen zur Vergleichung die entsprechenden Ergebnisse der Konfessionszählung vom 1. Dezember 1900 gegenüber[1] (Tabelle IA und IB).

Für die Gruppierung der Religionsbekenntnisse ist bei der Zählung von 1905 dieselbe Einteilung zu Grunde gelegt wie bei derjenigen von 1900. Damals erfolgten auf die in den Zählungsformularen gestellte

[1] Die Angaben für 1900 sind entnommen unserer früheren Schrift „Konfessionsstatistik Deutschlands. Mit einem Rückblick auf die numerische Entwicklung der Konfessionen im 19. Jahrhundert" von H. A. Krose S. J., Freiburg 1904.

Frage nach dem Religionsbekenntnis im ganzen 222 verschiedene Antworten und bei der letzten Zählung werden es wohl nicht weniger gewesen sein. Es läßt sich nicht verkennen, daß darin für die statistischen Zentralbehörden eine große Schwierigkeit liegt, da man natürlich nicht 222 verschiedene Rubriken machen kann, sondern dieselben auf einige Hauptgruppen zurückführen muß. Sehr häufig hat man es in der Tat auch nicht mit verschiedenen Bekenntnissen, sondern nur mit verschiedenen Bezeichnungen für das gleiche Bekenntnis zu tun, denn Ausdrücke wie Calvinist, Reformiert, Hugenotte, oder Anglikaner, Anhänger der englischen Kirche, der englischen Hochkirche, der englischen Staatskirche, der bischöflich-englischen Kirche sind offenbar gleichbedeutend. Aber in sehr vielen Fällen liegen wirklich Unterschiede im Bekenntnis vor, und da hat die Zusammenfassung mehrerer Konfessionsgemeinschaften zu einer Gruppe immer etwas Mißliches. Jedenfalls kann sie nur auf Grund genauester Sachkenntnis erfolgen, und diese pflegt, wenn es sich um die Unterschiede von in Deutschland wenig vertretenen Religionsbekenntnissen handelt, bei den Mitgliedern der statistischen Zentralbehörden begreiflicherweise nicht immer vorhanden zu sein. Ob man Sachverständige zu Rate gezogen hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Bezüglich der katholischen, unierten und nicht unierten, Gemeinschaften scheint es nicht der Fall gewesen zu sein, da sonst Fehler, wie sie tatsächlich vorgekommen sind, nicht möglich gewesen wären. So hat man z. B. Bezeichnungen wie „Altkatholisch", „Neukatholisch", „Reichskatholisch" zu den „Römisch-Katholischen" gerechnet, was ganz entschieden verkehrt ist. Es sind das Bezeichnungen für Personen, die sich von der Einheit der katholischen Kirche getrennt haben und das durch den Zusatz zu dem Worte „Katholisch" zum Ausdruck bringen. Sie müßten daher sachgemäß der Gruppe der „Andern Christen" hinzugerechnet werden, unter der auch die „Deutsch-Katholischen", „Christkatholischen" und „Freikatholischen" mit Recht aufgeführt sind. Dagegen ist der Ausdruck „Griechisch-Katholisch" schlechthin, den die Reichsstatistik zu den „Angehörigen anderer griechisch-(orientalisch-)katholischer Kirchen" gerechnet hat, die offizielle Bezeichnung für die mit der römisch-katholischen Kirche unierten Katholiken des griechischen Ritus. Die nicht unierten Griechen oder Orientalen werden als „Griechisch" bezw. „Orientalisch" schlechthin, „Griechisch-Orthodox" oder „Orthodox" bezeichnet, was die deutsche statistische Zentralbehörde übrigens auch von der österreichischen amtlichen Statistik, die es mit einer nach Millionen zählenden Gruppe

dieser Art zu tun hat, erfahren könnte, wenn sie sich scheut, sachverständige Geistliche zu Rate zu ziehen. Es handelt sich bei der deutschen amtlichen Konfessionsstatistik überhaupt nicht um eine Feststellung der Verschiedenheit des Ritus, d. h. der beim Gottesdienst gebräuchlichen Sprache und der Zeremonien, sondern um eine Verschiedenheit des Bekenntnisses. Daher hat die amtliche Statistik ganz mit Recht Bezeichnungen wie „Französisch-, Wallonisch-, Niederländisch-Reformiert" oder „Französische, Schwedische, Spanische Protestanten", „Waldenser" u. a. als zu den Evangelischen gehörig betrachtet, weil sie nur eine Verschiedenheit der liturgischen Sprache, nicht aber des Bekenntnisses bezeichnet. Ganz dasselbe ist aber auch bei „Römisch- und Griechisch-Katholischen" der Fall. Ja nicht nur das Glaubensbekenntnis ist bei ihnen vollständig das gleiche, sondern auch die kirchliche Organisation, da beide Riten den Papst als ihr gemeinsames Oberhaupt anerkennen. Sachlich richtig wäre es, wenn die amtliche Statistik nur eine Gruppe von Katholiken hätte, zu der alle zu rechnen wären, die sich als katholisch schlechthin, als römisch-, griechisch- oder orientalisch-katholisch bezeichneten. Dagegen liegt gar kein Grund vor, für die in Deutschland wenig zahlreichen Russisch-Orthodoxen, Griechisch-Orthodoxen und orientalischen Sekten eine eigene Gruppe zu bilden und sie mit den Römisch-Katholischen zu einer Gesamtgruppe zu verbinden, vielmehr sollte man sie samt den Altkatholiken und Deutschkatholiken zu der großen Sammelgruppe der „Andern Christen" rechnen, bei der ja auch die zahlreichen vom Protestantismus ausgegangenen Sekten untergebracht sind.

Übrigens, so verkehrt auch theoretisch genommen die gegenwärtige Einteilung ist, so kommt doch praktisch wenig darauf an, da die geringen Zahlen der Russisch-Orthodoxen (in ganz Deutschland 1991) und der Angehörigen anderer griechisch-katholischen Kirchen (insgesamt 13161) gegenüber den 22 Millionen Römisch-Katholischen gar nicht in Betracht kommen. In den meisten Bundesstaaten wird der Prozentsatz kaum um $^1/_{10}$, in einigen noch nicht einmal um $^1/_{100}$, im ganzen Reich nur um $^2/_{100}$ % geändert, je nachdem man diese kleinen Gruppen zu den Katholiken hinzurechnet oder nicht. In vielen Fällen, wo die Zahlen für die Griechisch-Katholischen etwas erheblicher sind, wie z. B. in der preußischen Provinz Schlesien, im Königreich Sachsen, in der freien Stadt Bremen und vor allem im Herzogtum Anhalt, macht ein Vergleich mit den entsprechenden Zahlen der Nationalitätsstatistik es sehr wahrscheinlich, daß wir es tatsächlich mit Arbeitern aus Galizien und den westlichen Gouvernements Rußlands

zu tun haben, wo bekanntlich die unierten Griechisch-Katholischen (insgesamt ungefähr 6 Millionen) ihre Hauptwohnsitze haben, die wir daher mit Recht zu den Katholiken zählen könnten.

Als zu den „Evangelischen" gehörig sind 49 verschiedene Bezeichnungen angesehen, die sich jedoch meist auf die Hauptgruppen der Lutheraner, Reformierten und Unierten zurückführen lassen, neben denen die Alt- oder Separiert-Lutheraner- und -Reformierten am stärksten vertreten sind. Eine kirchliche Gemeinschaft bilden die hier untergebrachten Gruppen nicht, da manche sich ausdrücklich als von den (26) deutschen evangelischen Landeskirchen separiert bezeichnen. Zweifelhaft könnte es scheinen, ob Bezeichnungen wie Freilutheraner oder Lutherische Freikirche überhaupt hierher oder nicht vielmehr zu der Gruppe der „Andern Christen" gehören, in der sonst Freiprotestanten, Freikirchler und Dissidenten untergebracht sind.

Zu der letztgenannten Gruppe der „Andern Christen" sind insgesamt 107 Denominationen gerechnet, unter denen nach Zahl und Bedeutung die Herrnhuter, Mennoniten, Baptisten, Methodisten, Anglikaner und die Freireligiösen besonders hervorzuheben sind. Insgesamt zählt diese Gruppe 259717 Anhänger.

Keine Unterabteilungen sind bei den 607 862 Israeliten gemacht. Zu den Bekennern anderer nicht christlicher Religionen gehören Mohammedaner, Buddhisten, Brahmanen, Sintoisten, Parsis u. a. Es sind aber im ganzen im Deutschen Reiche nur 909, so daß es wenig zweckmäßig erscheint, für sie eine eigene Gruppe zu bilden und für sie Verhältniszahlen zu berechnen, die in allen preußischen Provinzen und fast in allen Bundesstaaten noch nicht einmal $^1/_{100}$ % ausmachen. Es wäre unseres Erachtens durchaus sachgemäß, sie zu den „Personen andern Bekenntnisses" zu rechnen, zu denen sonst Atheisten, Materialisten, Deisten, Pantheisten, Religions- und Konfessionslose gezählt sind. Diese Gruppe ist im allgemeinen auch wenig zahlreich (12024 im ganzen); nur in Berlin, Hamburg und Bremen kann ihre Zahl als absolut und relativ einigermaßen erheblich bezeichnet werden.

Endlich bleibt noch eine letzte Gruppe übrig, die Personen ohne Angabe des Religionsbekenntnisses, die in Deutschland erfreulicherweise sehr gering ist und seit der letzten Zählung noch abgenommen hat (von 5938 auf 4270). Der Deutsche teilt nicht das törichte Vorurteil der Franzosen und Engländer, das neuerdings künstlich auch nach Italien verpflanzt ist, als ob in der Frage nach dem Religionsbekenntnis eine Beeinträchtigung

der Gewissensfreiheit liege, sondern legt mit Recht Wert auf eine genaue Feststellung der Zahl der Konfessionsangehörigen.

Weitaus die Mehrzahl, mehr als 98 % der gesamten Reichsbevölkerung, hat sich zu den beiden Hauptgruppen der Evangelischen und Katholiken bekannt, mit denen wir uns nun im folgenden vornehmlich beschäftigen wollen. Wir gehen dabei aber nicht näher ein auf die Verbreitung der beiden Konfessionen in den einzelnen Staaten und Landesteilen, die wir im allgemeinen als bekannt voraussetzen dürfen, sondern fassen nur die Vermehrung seit der letzten Zählung ins Auge, da es ja in erster Linie diese Kenntnis ist, die uns durch die neue Zählung vermittelt wird.

Im ganzen ist die Zahl der Evangelischen von 35 231 104 im Jahre 1900 auf 37 646 852, diejenige der Katholiken von 20 321 441 auf 22 094 492 gestiegen. Was diese Zahlen für den Protestantismus oder Katholizismus bedeuten, das wird uns klar, wenn wir bedenken, daß die Zahl der Protestanten in Deutschland, obwohl sie noch nicht $^2/_3$ der Gesamtbevölkerung ausmachen, jetzt doch diejenige des fast ganz protestantischen Englands und Schottlands übertrifft, und daß die katholische Bevölkerung Deutschlands an Zahl beinahe derjenigen von Spanien und Portugal zusammengenommen gleichkommt. Im einzelnen kann man den Grad der Vermehrung und die etwa eingetretenen Veränderungen des Anteils der Konfessionen nur beurteilen, wenn man die absoluten Zahlen in Beziehung setzt zur Gesamtbevölkerung, wie es in der nebenstehenden zweiten Tabelle geschehen ist (s. Tabelle II S. 524).

Die Tabelle zeigt, daß der Anteil der Evangelischen im Reich im ganzen und fast in allen einzelnen Bundesstaaten abgenommen, derjenige der Katholiken fast überall zugenommen hat. Nur Baden und das kleine Schaumburg-Lippe machen eine Ausnahme in der sonst allgemeinen Steigerung des Prozentsatzes der katholischen Bevölkerung. Aber bei Schaumburg-Lippe ist die Abnahme des katholischen Elementes um $^1/_3$ % ein reiner Zufall. Denn $^1/_3$ % der Bevölkerung von Schaumburg-Lippe, das sind noch nicht 150 Seelen, und ein Mehr oder Weniger von 150 Seelen, das kann durch irgend ein zufälliges Vorkommnis des wirtschaftlichen Lebens, den Beginn oder die Beendigung eines größeren Baues, die Erweiterung oder Einschränkung eines industriellen Unternehmens jederzeit herbeigeführt werden. Die einzige wirkliche Ausnahme bildet also auf katholischer Seite das Großherzogtum Baden, wo der Anteil der Katholiken wieder um mehr

Tabelle II. Prozentsatz der Konfessionen in den deutschen Bundesstaaten am 1. Dezember 1900 und am 1. Dezember 1905.

Bundesstaaten	Von je 100 der ortsanwesenden Bevölkerung waren am 1. Dez. 1900					Von je 100 der ortsanwesenden Bevölkerung waren am 1. Dez. 1905				
	Evangelische	Katholiken	Andere Christen	Israeliten	Andere u. ohne Angaben	Evangelische	Katholiken	Andere Christen	Israeliten	Andere u. ohne Angaben
Preußen	63,29	35,14	0,40	1,14	0,03	62,59	35,80	0,49	1,10	0,02
Bayern	28,32	70,65	0,12	0,89	0,02	28,28	70,70	0,15	0,85	0,02
Sachsen	94,52	4,72	0,46	0,30	0,00	94,28	4,88	0,51	0,32	0,01
Württemberg	69,02	29,98	0,43	0,55	0,02	68,75	30,24	0,47	0,52	0,02
Baden	37,69	60,58	0,30	1,40	0,03	38,29	60,02	0,37	1,29	0,03
Hessen	66,63	30,50	0,66	2,19	0,02	66,43	30,84	0,66	2,04	0,03
Mecklenburg-Schwerin .	98 27	1,35	0,08	0,29	0,01	97,58	2,05	0,12	0,24	0,01
Sachsen-Weimar . . .	95,67	3,90	0,10	0,33	0,00	94,77	4,65	0,20	0,36	0,02
Mecklenburg-Strelitz . .	98 02	1,57	0,06	0,32	0,03	96,97	2,54	0,19	0,29	0,01
Oldenburg	77,54	21,77	0,33	0,34	0,01	77,45	21,89	0,30	0,34	0,02
Braunschweig	94,11	5,21	0,27	0,39	0,02	93,77	5,46	0,39	0,37	0,01
Sachsen-Meiningen . .	97,64	1,66	0,16	0,54	0,00	97,52	1,81	0,18	0,47	0,02
Sachsen-Altenburg . .	97,42	2,42	0,11	0,05	0,00	97,10	2,64	0,19	0,06	0,01
Sachsen-Koburg-Gotha .	98,05	1,45	0,22	0,27	0,01	97,84	1,61	0,25	0,29	0,01
Anhalt	95,53	3,70	0,25	0,51	0,01	95,11	4,11	0,31	0,45	0,02
Schwarzburg-Sondersh.	98,39	1,37	0,03	0,21	0,00	97,93	1,79	0,05	0,23	0,00
Schwarzburg-Rudolstadt	99,18	0,73	0,04	0,05	0,00	98,77	1,03	0,12	0,08	0,00
Waldeck	95,46	3,16	0,28	1,10	0,00	95,29	3,20	0.44	1,06	0,01
Reuß ältere Linie . .	97,76	1,52	0,65	0,07	0,00	97,09	1,71	1,12	0,08	0,00
Reuß jüngere Linie . .	97,66	1.85	0,34	0,13	0,02	97,27	1,94	0,57	0,20	0,02
Schaumburg-Lippe . .	97,16	1,82	0,41	0,60	0,01	97,54	1,45	0,43	0,55	0,03
Lippe	95,51	3,71	0,15	0,63	0,00	95,57	3,77	0,16	0,50	0,00
Lübeck	96,79	2,26	0,22	0,70	0,03	96,81	2,33	0,22	0,60	0,04
Bremen	92,86	6 00	0,39	0,63	0,12	91,12	7,46	0,51	0,54	0,37
Hamburg	92,71	4,02	0,41	2,34	0,52	92,29	4,64	0,36	2,24	0,47
Elsaß-Lothringen . . .	21,64	76.21	0,26	1,88	0,01	21,55	76.46	0,21	1.75	0,03
Deutsches Reich . . .	62,51	36,06	0,36	1,04	0,03	62,08	36,46	0,43	1,00	0,03

als $^1/_2$ % (0,56) abgenommen hat. Der Prozentsatz der Evangelischen hat außer in Baden und Schaumburg-Lippe auch in Lippe-Detmold und Lübeck eine kleine Steigerung zu verzeichnen, was auf die ziemlich beträchtliche Abnahme des jüdischen Elementes in diesen beiden Staaten zurückzuführen ist. Sonst ist, wie gesagt, die Abnahme des Anteils der Protestanten eine allgemeine. Aber weitaus in den meisten Fällen liegt darin vom bevölkerungsstatistischen Standpunkt gar nichts Bemerkenswertes. Der Grund ist ganz derselbe wie bei Schaumburg-Lippe. Die kleineren

deutschen Bundesstaaten, mit alleiniger Ausnahme von Oldenburg, sind nämlich alle zu mehr als $^9/_{10}$ protestantisch. Die katholische Minorität beläuft sich meist nur auf ein paar tausend Seelen, so daß die Vorgänge des mächtig pulsierenden wirtschaftlichen Lebens, welche fortwährend große Teile der Bevölkerung von ihrem Heimatsort weg in andere Gegenden verschlagen, den Anteil der Minderheitskonfession in kurzer Zeit erheblich verändern können. Es findet ein fortwährender Wechsel und Austausch statt, die Konfessionen werden immer stärker durcheinander gemischt; in bisher ganz überwiegend katholischen Gegenden wächst die protestantische Minorität ebenso wie in protestantischen Gegenden die katholische. Es ist daher ganz unbegreiflich, wie Schriftsteller, die ernsthaft genommen werden wollen, die Sache so darstellen können, als ob die Zunahme des katholischen Elementes in protestantischen Gegenden, wie z. B. in den preußischen Provinzen Sachsen und Brandenburg, eine künstlich zu propagandistischen Zwecken herbeigeführte sei, wie das kürzlich ein protestantischer Tendenzschriftsteller wieder behauptet hat[1]. Für jede Konfession ist die Bildung von Diasporagemeinden fast durchweg ein Nachteil, da eine kleine Minorität innerhalb einer starken andersgläubigen Mehrheit durch die unvermeidlichen Mischehen und durch Glaubenswechsel in der Regel verliert. Also keine Kirchenbehörde wird so töricht sein, die ihr unterstellten Konfessionsangehörigen zum Aufgeben ihres heimatlichen Wohnsitzes und zur Niederlassung unter einer andersgläubigen Bevölkerung zu bewegen. Es handelt sich vielmehr bei den kleinen lokalen Verschiebungen des konfessionellen Besitzstandes innerhalb der deutschen Bundesstaaten lediglich um Vorgänge wirtschaftlicher Natur, auf welche die Konfessionsgemeinschaften und das Kirchenregiment keinen Einfluß haben.

Bis zu einem gewissen Grade konnte man dasselbe früher auch von den mittleren und größeren Bundesstaaten sagen: der Zunahme des Prozentsatzes der Katholiken in Preußen entsprach eine Abnahme in sämtlichen süddeutschen Staaten. Nur war der Ausgleich kein vollständiger, weil ja sonst der Gesamtanteil der Konfessionen an der Reichsbevölkerung der gleiche hätte bleiben müssen. Es blieb bis zur Zählung von 1890 stets ein Überschuß auf protestantischer Seite, was, wie wir an anderer Stelle nachgewiesen haben[2], auf die Verluste der Katholiken bei den ge-

[1] E. Fey, Zur Ausbreitung der römischen Kirche im protestantischen Deutschland: Flugschriften des Evangelischen Bundes Nr 249/250, Leipzig 1907.

[2] Konfessionsstatistik Deutschlands 132—168.

mischten Ehen zurückzuführen ist. Seit der Zählung von 1890 hat nun eine entgegengesetzte Bewegung eingesetzt, wie die folgende Vergleichung der Ergebnisse der bisherigen Konfessionszählungen zeigt.

Von je 100 ortsanwesenden Personen der Bevölkerung des Deutschen Reiches waren:

Jahr	Evangelische	Katholiken	And. Christen	Israeliten	Andere und ohne Angabe
1871	62,31	36,21	0,20	1,25	0,03
1880	62 63	35,89	0,17	1,24	0,07
1885	62,68	35,82	0,27	1,20	0,03
1890	62,77	35,76	0,29	1.15	0,03
1900	62,51	36,06	0,36	1,04	0,03
1905	62,08	36,46	0,43	1,00	0,03

In der Tat ist der Umschwung ein sehr auffallender. Von 1871 bis 1890 ist der Gesamtanteil der Evangelischen an der Reichsbevölkerung von Zählung zu Zählung gestiegen, von 62,31 im Jahre 1871 bis auf 62,77 % im Jahre 1890, also im ganzen um 0,47 %; von 1890 bis 1905 dagegen ist der Anteil der Evangelischen erst auf 62,51, dann auf 62,08, im ganzen um 0,69 % gefallen. Umgekehrt ist der Anteil der Katholiken von 36,21 im Jahre 1871 auf 35,76 im Jahre 1890, im ganzen um 0,45 % gesunken; von 1890 ab erst auf 36,06, dann auf 36,46, im ganzen um 0,70 % gestiegen. Vollständig decken sich Gewinn und Verlust der beiden Hauptkonfessionen nicht immer, weil einerseits die beständige Abnahme des jüdischen Elementes und anderseits die Zunahme des Prozentsatzes der christlichen Dissidenten mit in Betracht kommen, die aber nicht in Wechselwirkung zueinander stehen und darum auch nicht gleich stark sind.

Das Schlußergebnis der konfessionellen Bevölkerungsbewegung in Deutschland seit Begründung des Reiches ist also eine Abnahme des Anteils der Evangelischen um 0,23 und eine Zunahme des Anteils der Katholiken um 0,25 %. Das ist an sich gewiß keine Kleinigkeit, denn 1/4 % der Bevölkerung des Deutschen Reiches besagt mehr als 150000 Seelen. Aber wenn diese Verschiebung sich gleichmäßig auf die 35 Jahre dieses Zeitraumes verteilte, so kämen auf das einzelne Jahr nur 4285, eine so geringfügige Summe, daß man daraus schwerlich Schlüsse auf die Ursachen der konfessionellen Verschiebungen ziehen könnte. So liegt aber auch die Sache nicht. Die Zunahme und Abnahme des Anteils der Kon=

fessionen ist vielmehr in den einzelnen Zählungsperioden eine ganz verschiedene. Es haben wirklich zeitweise ziemlich beträchtliche Verschiebungen des konfessionellen Besitzstandes im Deutschen Reiche stattgefunden. Niemals aber ist der Unterschied zwischen zwei unmittelbar aufeinander folgenden Zählperioden so groß gewesen wie gerade zwischen den Zählungen von 1900 und 1905, und das, trotzdem zwischen diesen Zählungen nicht ein Zeitraum von 10 Jahren liegt, wie gewöhnlich, sondern nur ein solcher von 5 Jahren. In diesem kurzen Zeitraum ist der Anteil der Katholiken um $^4/_{10}$ % gestiegen, was einer Summe von 242 565 Menschen gleichkommt.

Woher stammt nun der so beträchtliche Zuwachs? Des Rätsels Lösung ist in diesem Falle nicht schwierig. Man braucht nur die in der gleichen Nummer der „Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reiches" befindliche Statistik der Staatsangehörigkeit der Bevölkerung zu Rate zu ziehen. Die Zahl der im Deutschen Reichsgebiet lebenden Ausländer ist nämlich von 778 698 im Jahre 1900 auf 1 028 560 im Jahre 1905, also um 249 862 gestiegen. Die Vermehrung der Ausländer entspricht also fast genau der Mehrzunahme der Katholiken seit der letzten Zählung. Nun folgt freilich noch nicht, daß die seit 1900 eingewanderten Ausländer alle oder fast alle Katholiken seien. Genau wird sich der Anteil der Konfessionen unter den Eingewanderten erst feststellen lassen, wenn die amtliche Statistik wieder wie bezüglich der letzten Zählung[1] eine weiter gehende Untersuchung veröffentlicht, in der auch das Religionsbekenntnis der Ausländer berücksichtigt ist. Aber im großen und ganzen läßt sich doch schon aus dem Herkunftsort der Ausländer auf ihre Konfession schließen, besonders wenn sie aus konfessionell einheitlichen Bevölkerungen entstammen. Da sehen wir denn, daß von dem Zuwachs von rund $^1/_4$ Million 134 907 aus Österreich-Ungarn, 59 668 aus Rußland, 28 405 aus Italien stammten. Das sind schon 222 980 aus vorwiegend katholischen Gebietsteilen, da bei Rußland auch in erster Linie die westlichen, überwiegend katholischen Gouvernements in Betracht kommen. Nach der unten genannten Sonderveröffentlichung war bei der vorigen Zählung von den Einwanderern aus Österreich-Ungarn noch nicht $^1/_{10}$ protestantisch; von den russischen Staatsangehörigen ungefähr $^1/_3$; von den Niederländern,

[1] Die Deutschen im Auslande und die Ausländer im Deutschen Reich. Ergänzungsheft zu den Vierteljahrsheften zur Statistik des Deutschen Reiches: Jahrgang 1905, Heft 1.

die sich seit der letzten Zählung um 12944 vermehrt haben, auch nur 1/3. Da außerdem unter den übrigen seit der letzten Zählung eingewanderten Ausländern sich aller Wahrscheinlichkeit nach noch mehrere tausend Katholiken befinden, so kann man mit Recht annehmen, daß die katholische Kirche in Deutschland seit der letzten Zählung wohl mindestens 200000 Anhänger durch Einwanderung gewonnen hat. Damit ist also die Verschiebung des Anteils der Konfessionen zum weitaus größten Teil erklärt. Der übrig bleibende Rest von 30000—40000 Seelen ist gegenüber dem gewaltigen Zuwachs der beiden Konfessionen seit der letzten Zählung — 2415748 auf seiten der Evangelischen und 1781731 auf seiten der Katholiken — sehr geringfügig zu nennen und kann schon allein durch kleine Ungleichheiten in der natürlichen Vermehrung der Konfessionen leicht herbeigeführt worden sein. Die jetzt von der amtlichen Statistik veröffentlichten summarischen Ergebnisse der Konfessionszählung können uns darüber natürlich keinen Aufschluß geben. Wir verweisen bezüglich der Ursachen, welche überhaupt Veränderungen des konfessionellen Besitzstandes herbeiführen können und in Deutschland bisher herbeigeführt haben, auf unsere bereits im vorhergehenden genannte Schrift „Konfessionsstatistik Deutschlands".

Schon bei Besprechung der Ergebnisse der Konfessionszählung von 1900 in dieser Zeitschrift[1] haben wir hervorgehoben, daß eine Mehrzunahme der Katholiken in Deutschland durch Einwanderung vom katholischen Standpunkt als ein Vorteil nicht angesehen werden kann. Die katholische Kirche als Ganzes gewinnt damit selbstverständlich gar nichts, aber auch speziell für die katholische Kirche Deutschlands ist dieser Zuwachs doch nicht schlechthin als ein erfreulicher zu bezeichnen. An sich muß es uns ja allerdings wünschenswert erscheinen, daß die Minderheitsstellung, die man uns so oft bitter empfinden läßt, allmählich sich ein wenig zu unsern Gunsten verschiebe, aber durch die Einwanderung, zumal aus Österreich, wird das, wie die Erfahrung zeigt, tatsächlich nicht erreicht. Wenn die Einwanderer ausschließlich oder vorwiegend in katholischen Gegenden sich niederließen und sich an die dort ansässige katholische Bevölkerung anschlössen, könnte dadurch eher eine Erstarkung des katholischen Elementes herbeigeführt werden. Das ist aber nicht der Fall. Sie wenden sich vorwiegend nach Schlesien, Brandenburg, Berlin, und besonders nach der Provinz und dem Königreich Sachsen, und da sind sie der Gefahr der

[1] LXIII 423.

Mischehen und der in den letzten Jahren von protestantischer Seite mit größtem Eifer betriebenen Abfallpropaganda fast rettungslos ausgeliefert. Ist es der protestantischen Propaganda doch gelungen, seit 1900 allein im Königreich Sachsen 5772 Katholiken zum Abfall von ihrer Kirche zu bewegen. Es ist ja auch genugsam bekannt, in welch rücksichtsloser Weise die protestantische Majorität dort ihre Macht ausnutzt, um durch eine Gesetzgebung, die an Intoleranz in Europa wohl kaum noch irgendwo ihresgleichen hat, den Katholiken eine ausreichende kirchliche Versorgung und eine katholische Erziehung ihrer Kinder unmöglich zu machen. Ähnlich, wenn auch nicht ganz so schlimm, steht es in einigen deutschen Kleinstaaten. In Preußen herrscht allerdings eine humanere Gesetzgebung, aber die Unmöglichkeit, für all die zahlreichen kleinen Diasporagemeinden, die gerade durch die Einwanderung ins endlose vermehrt werden, eine genügende kirchliche Versorgung zu beschaffen, macht sich auch da geltend. Solange derartige Verhältnisse fortbestehen, können daher die deutschen Katholiken eine zahlreiche Einwanderung von Glaubensgenossen aus dem Ausland nicht als erwünscht ansehen.

Auf die weiteren Ergebnisse der Konfessionszählung und die konfessionellen Verschiebungen in den Verwaltungsbezirken der größeren Bundesstaaten werden wir in den folgenden Heften dieser Zeitschrift noch näher eingehen.

H. A. Krose S. J.

Erziehung und Heranbildung des Leibes.

Mens sana in corpore sano, sagt Juvenal. Richtig verstanden faßt der Satz mit den wenigen Worten die ganze Aufgabe und das Ergebnis der Erziehung des Menschen zusammen. Der Erziehung des Innern, des Geistes und der Seele haben wir bereits hinreichend Aufmerksamkeit geschenkt. Das Äußere, den Leib des Menschen, außer acht lassen, hieße etwas Wesentliches in der erziehlichen Sorge um den ganzen Menschen vernachlässigen. Also einige Gedanken über die Erziehung und Bildung des Leibes!

Schicken wir zuerst einige grundlegende Sätze über die Bedeutung des Leibes in dem Menschen voraus und leiten wir an zweiter Stelle aus ihnen praktische Winke für die gedeihliche Erziehung des Leibes ab.

I.

Die leitenden Grundsätze für die Pflege und Erziehung des Leibes lassen sich kurz entwickeln erstens an der Bestimmung des Leibes im Menschen, zweitens an dessen zweckmäßiger Zubereitung und Ausstattung zu dieser Bestimmung und drittens an dem Einfluß und an dem Einwirken des Leibes auf die Seele.

1. Nach dem göttlichen Schöpfungsplan baut sich das Weltall in folgenden Reichen oder Ordnungen auf: in der Ordnung der unbelebten, der belebten aber vernunftlosen Geschöpfe, dann in der Ordnung der leiblich-geistigen Wesen, die in dem Menschen vertreten ist, und endlich in der Ordnung der rein geistigen Wesen. Mit seiner geistig-sinnlichen Natur steht der Mensch in der Mitte der gesamten Schöpfung, verbindet ihre getrennten Abstufungen in sich, erhält von ihnen Einwirkungen, wirkt seinerseits auf sie ein und stellt in sich ein Spiegelbild der gesamten Schöpfung dar.

Diese Verbindung von Geist und Körper im Menschen ist die innigste, die gedacht werden kann. Leib und Seele leben und wirken in dem Menschen nach der Idee Gottes nicht neben-, sondern ineinander und stellen so, zur Einheit verbunden, die eine und vollständige Menschennatur dar. Der Leib ist nicht, wie die sog. Spiritualisten und Monisten wollen, bloß

eine Verleibung der Seele und so beide im Grunde eigentlich dasselbe. Das hieße die Menschennatur zerstören. Leib und Seele vereinigen sich, ohne einander zu verkümmern und zu schädigen, im Menschen so, daß sie beide das gemeinsame Prinzip ihrer Tätigkeit ausmachen. Das geschieht dadurch, daß die Seele „Form" des Leibes ist. Indem sich nämlich die Seele mit dem Leibe verbindet, teilt sie, als das Höhere und Stärkere, ihm das eigentümliche Dasein, das ihn einer bestimmten Gattung zuschreibt, mit, nämlich der Menschengattung; sie gibt ihm ferner das Leben und die Bewegung und endlich auch ihre Tätigkeitsweise, indem sie ihn als rein passiven und toten Stoff zur Mithilfe ihrer Tätigkeit erhebt. Das ist der Sinn und die Bedeutung, wenn es heißt, daß die Seele Form des Leibes sei. Daran ist nicht zu zweifeln. So sagt es unsere eigene richtige Vernunft, und so lehrt es der Glaube nach den Entscheidungen der Konzilien von Vienne und vom Lateran und auch mehrere Erklärungen der Päpste, Leos X. und Pius' IX.

Die Seele also erfaßt den Leib, gibt ihm Bewegung, Leben, Wachstum und räumt ihm Teilnahme an ihrer erhabenen Tätigkeit ein. Die Seele sieht, hört, empfindet durch den Leib; sie übt auch ihr höheres, geistiges Leben, ihr Denken und Wollen, in inniger Vereinigung mit der sinnlichen Erkenntnis- und Strebetätigkeit aus und gibt so dem Leibe den hohen Vorzug, auf seine Weise teil zu haben an der Ebenbildlichkeit Gottes. Der Leib ist also nicht bloß Wohnung und Zelt der Seele, sondern ein belebtes Werkzeug, ja Teilnehmer und Gehilfe der Seele.

Das ist nun die Bestimmung des Leibes. Er hat sein Ziel in der Seele, für sie ist er da, nicht als Sklave, sondern als verbundenes, lebendiges Werkzeug ihres Wirkens hienieden und jenseits. Alles soll er mit ihr teilen, Leid und Freude, Arbeit, Verdienst und Mißverdienst, die Bestimmung zum übernatürlichen Leben, Seligkeit und Fluch, wie er es verdient als treuer und unzertrennlicher Gefährte der Seele.

2. Dieser hohen Bestimmung entspricht nun auch die Erschaffungsweise und die Ausstattung des Leibes.

Es ist von hoher Wichtigkeit für den Adel der menschlichen Natur, nicht bloß für die Seele, sondern auch für den Leib, wie die Heilige Schrift ihren Ursprung berichtet. Das Weltall und die Erde, diese große herrliche Behausung, war bereits ins Dasein gerufen und stand für ihren Herrn und Herrscher bereit. Nun gab sich Gott an die Erschaffung des Menschen, aber nicht ohne mehrfache Ehrung und Auszeichnung für ihn. Während Gottes Weisheit und Allmacht alle übrigen Geschöpfe gleichsam

ohne weiteres wie mit einem Wurf ins Dasein rief, hielt Gott vor der Erschaffung des Menschen mit sich Rat und Überlegung. „Lasset uns den Menschen machen nach unserem Gleichnis und Ebenbild" (Gn 1, 26). Es handelte sich also um ein höheres, ja um das höchste Wesen in Gottes sichtbarer Welt und um die Krönung der irdischen Schöpfung. Deshalb überblickte er den unendlichen Reichtum seiner bereits vollzogenen Schöpfungen und griff nach einem Musterbild, welches alle Ordnungen der Schöpfung in sich vereinen und das Gottesbild im erhabensten Maße darstellen sollte. Es war das Musterbild der menschlichen Natur, bestehend aus Leib und Seele. Die menschliche Seele erschuf Gott aus nichts, für den Leib bediente er sich schon geschaffener Stoffteile, der Erde. „Es bildete Gott den Menschen aus dem Lehm der Erde" (Gn 2, 7). Auf diese Weise schuf Gott den Leib des Menschen, teils um den wesentlichen Unterschied zwischen Seele und Leib anzudeuten und zu bestätigen, teils um den Menschen durch den Ursprung des Leibes aus niederem, unbelebtem Staube der Demut zu gemahnen, um ihm hinwieder durch seine natürliche Angehörigkeit zur Körper- und Geisterwelt den Herrschertitel im diesseitigen Teile des Reiches Gottes und das Bürgerrecht in der Welt der Geister zu verbriefen. Ferner schuf und bildete Gott den Leib des Menschen selbst und unmittelbar. Der menschliche Leib ging nicht aus einem schon bestehenden und bereits entwickelten Organismus hervor, wie die sog. Transformisten wollen, sondern nur aus einem schon vorhandenen Erdenstoff, der keine Beziehung zu einem Tierleib hatte.

Also schon die Erschaffung bekundet dem Leibe des Menschen eine Würde und einen Adel, wie er keinem andern materiellen Geschöpf zukommt. Und nun erst die Einrichtung, Ausstattung und Zweckmäßigkeit des Leibes! Die Welt ist das Haus des Leibes und der Leib die Wohnung der Seele! Wie mannigfaltig, schön und herrlich ist die sichtbare Welt eingerichtet, um wie viel reicher, vornehmer und künstlicher mußte der Leib bereitet und geordnet sein, da er der Seele näher stand, sie unmittelbar berührte und ihr zu Diensten sein sollte als Werkzeug ihrer Tätigkeit und seines Lebens. Und um den Leib zu diesem hohen Dienst zu befähigen, vereinigt sich die Seele mit ihm und erhebt ihn zu einer Lebens- und Wesenseinheit mit ihr. Daraus schließen wir mit Recht, daß die Einrichtung des menschlichen Leibes die künstlichste, weiseste und feinste sein muß, so daß er alle andern sichtbaren Geschöpfe an Zweckdienlichkeit, Vornehmheit, an Adel und Würde übertrifft, es mögen diese geschaffenen Dinge noch so

sehr durch ihre Größe, Schönheit und Macht die Aufmerksamkeit und die Bewunderung auf sich ziehen.

In der Tat ist der menschliche Leib als das Meisterwerk der irdischen Schöpfung aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen. Schon in der äußeren Erscheinung und Gestalt trägt der Mensch eine Schönheit, eine Anmut, eine Würde und Majestät zur Schau, wie sie keinem andern sichtbaren Wesen eignet. „Schau den Hirt", ruft der hl. Bernard aus, „erhabenen Hauptes steht er da, während seine Herde gebückt zur Erde schaut."[1] Und nun erst der wunderbare Bau, die Ordnung, die Zweckmäßigkeit und Harmonie der inneren und äußeren Fähigkeiten und Sinne, das feine Gewebe der Zellen, Muskeln und Nerven, das sich um das Gerüst der Knochen legt, das geheimnisvolle Leben, das alle Teile des Organismus durchdringt, in Tätigkeit versetzt und eine Einheit und Ordnung schafft, wie sie weder das geordnetste Staatswesen noch die Stetigkeit der Bewegung in der Sternenwelt aufweist. Und wer erst das Geheimnis und die Art der Vereinigung so verschiedener und entgegengesetzter Bestandteile, wie Seele und Körper sind, diesen wunderbaren Ausgleich von Gegensätzen, von Erhabenheit und Niedrigkeit, von Leben und Tod, von Macht und Hinfälligkeit, in eine höhere Einheit und Ordnung zusammengebracht, erforschen und ergründen wollte! Bisher ist es keinem Weisen gelungen, dieses Rätsel der göttlichen Weisheit und Allmacht zu lösen. Mit Recht mahnt derselbe hl. Bernard: „Bedenke es, nicht bloß, daß dich Gott geschaffen, sondern wozu dich Gott gemacht, zu einem ganz hervorragenden, vorzüglichen und herrlichen Wesen[2], zu einem Wesen, das nicht bloß dem Geiste, sondern auch dem Leibe nach Gottes Stellvertreter hienieden auf würdige Weise darstellt." In der Tat ist es gerade der Leib und die äußeren Sinne, durch die der Mensch seinen grundherrlichen Tribut erhebt von der gesamten irdischen Schöpfung und hinwieder mit seinen Armen die Enden der Erde umfaßt und die Zonen durcheinander mengt und das Antlitz der Erde verändert. Noch mehr. Mit solcher Würde und Hoheit wurde der Leib des Menschen ausgestattet, daß er entsprechend gefunden wurde, der Gottheit selbst einverleibt zu werden und als majestätischer Umwurf zu dienen, als Gott zur Erde herabzusteigen und unsere Natur anzunehmen geruhte. Unsere Leiblichkeit gehört zur Gottesgestalt und zum

[1] De div. 100; Migne, Patr. lat. CLXXXIII 727.
[2] In Ps. 90 (v. 13) XIV; Migne a. a. O. CLXXXIII 323.

wesentlichen Inhalt des Gottmenschen. Deshalb sagt Tertullian, Gott habe bei der Erschaffung Adams den künftigen Gottmenschen zum Vorbild gehabt[1]. So wären wir also mehr nach dem Bilde Christi, als Christus nach uns gebildet worden. Freilich sieht es im Laufe dieses Lebens mit der königlichen Hoheit und Majestät unseres Leibes oft kümmerlich genug aus. Arbeit und Leiden setzen ihr bedenklich zu, und am Ende macht der Tod etwas aus dem Leibe, das gar keinen Namen mehr hat. Aber vergessen wir nicht, daß das nicht der ursprüngliche Plan Gottes war. Wir selbst haben durch die Sünde den Plan zerstört. Aber die Erniedrigung und die Schmach unseres jetzigen Leibes ist bloß ein Durchgangspunkt der Sühne. Der Gott, der sich mit unserem Fleisch bekleidet, hat in der Schmach desselben den ursprünglichen Plan wiederhergestellt. „Jetzt sind wir Kinder Gottes, aber es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden" (1 Jo 3, 2).

3. Die Seele ist die Form des Leibes. Deshalb ist der Leib das Belebte, Bestimmte und Empfangende, die Seele das Belebende, Bestimmende und Gebende, aber nicht alleweg und in jeder Beziehung. Die Seele hängt auch vom Leibe ab, er ist ihr notwendig zum irdischen Leben, und er wirkt auf die Seele in jeder Richtung, fördernd und hindernd sowohl für das natürliche als für das übernatürliche Leben.

Das Seelenleben beginnt mit den Sinnen und erreicht seine Entwicklung erst mit einem gewissen Stand der Vervollkommnung der leiblichen Organe. Der Leib ist es, der natürlicherweise durch die Sinne der Seele Eindrücke, Wahrnehmungen zuführt, vermittelst deren sie Vorstellungen gewinnt, sie zu Gedanken und Urteilen verarbeitet und durch sie auf den Willen und die niederen Vermögen wirkt. Je kräftiger und lebhafter die Sinne wirken, um so mächtiger arbeitet das Seelenleben. Der gesunde Zustand des Leibes, vor allem der Sinnesorgane, der Nerven, des Gehirns und der Muskeln, ist die natürliche Vorbedingung für energische geistige Betätigung. Überanstrengung, Schwächung, Krankheit und Verfall der leiblichen Organe wird die Seelentätigkeit erschweren und, wo es sich um Nerven und Gehirn handelt, dieselben sogar ertöten können. Was den Leib stärkt und schädigt, hebt und stört auch das Seelenleben. Auch die dauernde seelische Veranlagung hat ihre Wurzeln in der leiblichen Beschaffenheit. Die Verschiedenheit der Temperamente, die so mächtig ein-

[1] De Resurr. carnis 6; Migne, Patr. lat. II 848. Adv. Praxeam 12; Migne a. a. O. II 191.

greifen in unser sittliches Leben, ist namentlich bedingt durch die Beschaffenheit und Zusammensetzung der leiblichen Bestandteile.

Auch in der übernatürlichen Ordnung ist dem Leibe eine bedeutsame Rolle zugewiesen. Zunächst werden seine Kräfte und Tätigkeiten in den Dienst des Übernatürlichen gestellt, und so hilft der Leib auch da mächtig mit zur Heiligung der Seele. In dem Empfang der heiligen Sakramente vermittelt der Leib der Seele das Gnadenleben. Die Beschwerden des Leibes, die Arbeit, die Ermüdung, die Leiden und Krankheiten sind kostbares Material zur Übung der Buße, zur Gewinnung von Verdiensten hienieden und zur Vermehrung der Glorie im Himmel. Das predigen uns so nachdrücklich die Marterwerkzeuge der heiligen Blutzeugen.

Hier ist nun der Ort, aufmerksam zu machen auf den höchst verderblichen Einfluß, den unser Leib auf unser sittliches Leben geltend macht durch Sünde und Laster, nicht zwar unmittelbar, denn der Leib ist als bloße Materie und an sich der Sünde nicht fähig, sondern mittelbar durch den Willen, den die Reizungen des Fleisches zur Sünde verführen und ihm so zum Anstoß und zum Verderben werden. Auch das lag nicht im ursprünglichen Plane Gottes. Im Paradiese herrschte die schönste Ordnung und Ruhe zwischen den Fähigkeiten des Leibes und der Seele. Die Seele herrschte und der Leib gehorchte. Keine Regung des Leibes kam der Vernunft zuvor und widerstand ihrem Befehl. Durch die erste Sünde ist es anders geworden. In der Vereinigung so verschiedener und entgegengesetzter Bestandteile, wie sie in der Menschennatur sich vorfinden, lag zwar wohl die Möglichkeit einer Entzweiung. Aber das göttliche Siegel der Gnade bewahrte den Frieden zwischen Leib und Seele. Die Sünde zerbrach dieses Siegel. Wie der Geist sich gegen Gott erhob, so erhebt sich nun zur Strafe der Leib und gelüstet gegen den Geist (Gal 5, 17) und bereitet vermittelst der inneren Fähigkeiten, der Phantasie und der Leidenschaften einen fortwährenden und bittern Kampf, der leider wie oft mit der Niederlage der Seele endet! Der Leib ist in dem gegenwärtigen gefallenen Zustand für die Seele eine Last und ein Bleigewicht (Röm 8, 6 f), ein unrühmliches Gefängnis (Röm 7, 24), ja zum Gesetz der Unbotmäßigkeit (Röm 7, 23) und infolge des häufigen Unterliegens der Seele zum Tyrann geworden, der es fertig bringt, daß die Seele nichts mehr denken kann, als was des Fleisches ist. Bloß die Gnade Gottes (Röm 7, 25), unablässiger Kampf und Aufwendung von Gewalt gegen das Gelüste der Sinnlichkeit kann einen Waffenstillstand oder einigermaßen einen Frieden herstellen. Aber es muß ein

gewaffneter Friede sein. Diese Notwendigkeit der Selbstüberwindung oder Abtötung erkennt das Christentum (Mt 16, 24), ja selbst die Naturmoral an. Wie die Rute im Kinderzimmer fehlen darf zu einer gedeihlichen Erziehung, so nimmer im Christen- und Menschenleben, wenn es ein edles und fruchttragendes werden soll. Die Sinne des Leibes sind die Vorwerke der Seele. Nur heilige Zucht erhält sie der Herrschaft des Geistes.

II.

Aus diesen drei grundlegenden Sätzen nun muß die praktische Anleitung der geordneten und vernünftigen Pflege und Ausbildung des Leibes gefolgert werden. Sie umfaßt zwei Reihen von Weisungen und Winken: die erste betrifft Gesinnungen, die zweite die Tat und Ausführung, also Allgemeines und Besonderes.

1. Die Gesinnungen, welche uns gegen unsern Leib beseelen müssen, sind Hochachtung und Liebe.

Die rechte Liebe stützt sich immer auf Hochachtung und Wertschätzung und die Wertschätzung auf die Vortrefflichkeit des Gegenstandes, dem die Liebe sich widmet. Wir Menschen schätzen hoch die Meisterstücke der schönen Kunst, die uns die Wahrheit und Gutheit in einem wohlgefälligen Ausdruck enthüllt und uns durch denselben erfreuen soll! Wo gibt es nun ein vortrefflicheres Werk der Kunst als den menschlichen, von der Seele belebten Leib? Die einzelnen schönen Künste bezaubern uns, jede nach ihrer Art, durch besondere Ausdrucksweise des Schönen, diese durch die Zartheit und Lebhaftigkeit des Farbenschmelzes, jene durch die berückende Macht des Lautes und der Töne, eine andere durch die Anmut der Gebärden und der Bewegung, wieder eine andere durch die Majestät und harmonischen Aufbau und die Zusammenstimmung der Flächen und Massen, und die fünfte durch den seelenvollen Ausdruck der Miene und des Blickes, jede nach ihrer angebornen Art. Der menschliche Leib allein verfügt über das gesamte Aufgebot der schönen Künste, vereinigt sie alle in sich und bringt sie zum wohltuenden Ausdruck. Das menschliche Antlitz ist Inhaber aller Schönheitserscheinung. Deshalb ist auch die höchste Leistung die vollkommene Wiedergabe der Erscheinung und des Ausdruckes der belebten Menschengestalt, mit dem Unterschiede, daß die schöne Kunst bloß die äußeren Linien des Schönen erfaßt und wiedergibt, der menschliche Leib aber auch den Innenbau eines Lebewesens in sich schließt, der durch seine Ordnung, Zweckmäßigkeit und weise Berechnung alle Gefüge der materiellen

Kunsttätigkeit der Statik, der Mechanik und Bewegung zusammenfaßt und übertrifft. Noch nie ist es der Kunstfertigkeit der Erde gelungen, ein Gefüge herzustellen, das durch innere Lebensursache tätig ist. Hier im menschlichen Leib sehen wir es. Die geistige unsterbliche Seele ist die belebende und bewegende Kraft, die in sich nie versiegt und aus sich kein Abnehmen kennt. Wollen wir nun erst die übernatürliche Vortrefflichkeit und Würde des menschlichen Leibes schätzen, wie er durch die heiligmachende Gnade ein mystisches Glied am Leibe Christi und ein Tempel des Heiligen Geistes, nicht bloß in sich ein Gefäß der Gnade und Heiligkeit, sondern ein Werkzeug der Mitteilung der höchsten Geheimnisse des Christentums ist und die Anwartschaft künftiger Glorie besitzt, dann kann der Menschenleib, auch solange er das Bild der Erde trägt, nicht bloß ein Gegenstand der natürlichen Wert- und Hochschätzung, sondern selbst religiöser Verehrung sein. Die erste Betätigung der Hochachtung wäre also hier gewiß, den Leib nicht zu entehren, indem man ihn zum Werkzeug der Sünde macht.

Wir schulden aber dem Leibe auch Liebe. Gegenstand der Liebe ist das Gute. Außer Gott, der das höchste Gut, die Seele unserer Seele ist, besitzt die Seele kein Gut, das ihr näher ist, kein Gut, dem sie mehr verdankt als der Leib, den Gott ihr anerschaffen hat. Ohne den Leib kann die Seele kein Menschenleben führen. Er ist, möchte man sagen, die andere Hälfte der Seele. Daher stammt die natürliche Neigung der Menschenseele nach der Vereinigung mit ihrem Leibe, und deshalb ist die Trennung vom Leibe ihr eine Strafe. — Die Seele kann und muß den Leib auch lieben aus dem Grunde einer gewissen Gleichheit und Ebenbürtigkeit, die stets das Fundament der wahren Liebe sind. Wie durch die eheliche Verbindung zwischen beiden Gatten eine gewisse Gleichheit durch Austausch der Namen, der Würde und des Reichtums hergestellt wird, so und noch viel mehr kommt eine gewisse Gleichheit durch die Vereinigung zwischen Seele und Leib zu stande. Die Seele nimmt den Leib auf nicht bloß zum Mitgenossen des Daseins, sondern auch der Tätigkeit. Nichts ist dem Leben der Seele ähnlicher als der von ihr informierte Leib hienieden. Den letzten Grad dieser Verähnlichung mit der Seele aber gewinnt der Leib in der Auferstehung durch die glorreichen Eigenschaften, welche den Leib, ohne ihn völlig der Leiblichkeit zu entkleiden, zum geistförmigen Wesen machen. Wenn wir also den Nächsten lieben müssen, weil er uns so nah und ähnlich ist in Natur und Bestimmung und Ursprung, wie sollten wir diesen Leib nicht lieben! „Wer hat denn je sein Fleisch gehaßt?“ (Eph 5, 29.) Aber

diese Liebe darf keine übertriebene, sondern muß eine geordnete, vernünftige und zweckmäßige sein, wie dies im folgenden des näheren ausgeführt wird.

2. Die wahre Liebe bleibt nicht bei der inneren Gesinnung, sie geht zur Tat über. Die Tat aber besteht in Wahrnehmung und Erfüllung der Verpflichtungen.

Die erste Pflicht gegen unsern Leib ist, daß wir ihn erhalten und ihn schützen vor Gefahren und Feinden, die sein Leben und seine Gesundheit bedrohen. Von äußerer Gewalttat gegen unser Leben ist hier nicht die Rede. Es gibt aber geheime, innere Mörder, denen die irdische Gerechtigkeit nicht beikommt. Das sind hauptsächlich die Ausschweifung der Unsittlichkeit und die Unmäßigkeit in Speise und Trank. Es sind häusliche Feinde und um so gefährlicher, weil sie mit den Leidenschaften im Bunde und mit dem eigenen Fleisch im Einverständnis stehen und leider so manches junge Leben schädigen und verderben. Da muß nun der Geist eintreten mit seiner höheren Leitung, das erste, was er dem Leibe, der blind ist, schuldet; er muß einschreiten mit der ernsten Zucht der Abtötung und Selbstentsagung. Diese Teufel werden bloß bezwungen durch Gebet und Enthaltung (Mk 9, 28). Schon natürlicherweise schuldet es der Geist seiner Standesehre, daß der Mitgenosse seines Lebens sich nicht zum unrühmlichen Ehrenmitgliede der Tierwelt herabwürdigt. Es macht sich aber auch im öffentlichen Leben ein Geist geltend, der sich an dieser Pflicht versündigt. Es ist zu verwundern: einerseits ist heutzutage eine solches Jagen nach allen Lebensgütern, es wird ein solcher Aufwand zur Förderung der leiblichen Gesundheit getrieben, es wird so raffinierte Leibkultur gemacht, und anderseits verachtet und verneint man das höchste aller irdischen Güter, das Leben, und treibt mit ihm ein unsinniges Spiel in Reiseübermut und Waghalsigkeit, in Kraftwagen- und Luftschiffahrtswut und namentlich in dem Duellunfug, der nichts anders als reine Menschenmörderei ist. Während ein armer Ausreißer, der sich der Heerespflicht entzieht, ergriffen und bestraft wird, reißt dieser Sport mit Menschenleben jährlich Hunderte von Opfern hin, raubt sie dem Wohle der Familie und der Menschheit, und dennoch wird er beschützt und von der „höheren Menschheit“ zur Ehrenpflicht gemacht zum Hohne des fünften Gebotes und des höchsten Herrn alles Lebens. Es heißt, Mitleid sei die seltenste Tugend. Wirklich wird es fast schwer gemacht, mit diesen Opfern anderes Mitleid zu haben als mit einem Selbsterhängten. Aus vollem Halse schreit die hohe Welt über Humanität und Kultur und beschwört mit ihrem Treiben die Zirkus-

greuel des alten Heidentums in das 20. Jahrhundert herein. Zum Glück haben nur „höhere Menschen" Zeit und Geld, diesen Sport sich zu gönnen, aber sie geben böses Beispiel und erschüttern den sittlichen Ernst des Lebens und die Achtung und Ehrfurcht vor dem Menschenleben.

Zweitens ist es unsere Pflicht, den Leib und sein Wohlergehen in treuer und vernünftiger Pflege zu kräftigen und zu entwickeln. — Dahin gehört vor allem die Ernährung. Wer sollte es erwarten, daß der hl. Ignatius in seinem Exerzitienbüchlein ganz goldene Regeln für das Essen bringt? Wir wollen die Leitsätze wundershalber kurz hersetzen. Die Regeln geben Winke bezüglich der Gattung und des Maßes der Nahrung, bezüglich der Art und Weise, sie zu sich zu nehmen.

Vorausgesetzt, daß die Speisen stets gesund und nahrhaft seien, soll man sich im allgemeinen mehr an einfache Nahrungsmittel halten, Leckerbissen aber genießen wie Nachtisch oder Arznei. Mehr Vorsicht ist anzuwenden bei Getränken, namentlich bei geistigen Getränken, die überhaupt der Jugend grundsätzlich nicht zu verstatten sind. Für die Vorsicht beim Trinken ist der Grund ersichtlich. Besser ist, zuviel gegessen als geredet, sagt man. Umgekehrt ist besser, zuviel geredet als zuviel getrunken. Bei übermäßigem Trunk redet man auch zuviel und tut viel anderes und tut viel Schlechteres. Wer sich unter die Bank trinkt, trinkt auch seinen Verstand, seine Unschuld, sein Gewissen, seine Willenskraft und den Segen einer gedeihlichen Zukunft unter die Bank. Wenn für einen jungen Mann die Hochanstalt eher Hochanstalten und Kurse des festen Trunkes als der Wissenschaft wird und er dieses edle Erwerbstück im Schulsack mit ins Leben nimmt, was kann man dann erwarten von einer vertrunkenen Jugend? — Das richtige Maß der Nahrung liegt auf einer Mittelgrenze, bei der man ohne Störung seinen Geschäften obliegen kann und für die nächste Mahlzeit wieder Appetit gewinnt. Erfahrung und Nachdenken kann dieses Maß leicht finden. Bei der wachsenden Jugend ist eher für einen Überschuß als für ein Mindermaß von Kräften zu sorgen. Will eine Versuchung uns von diesem Mittelmaß abbringen, so überwinde man sich und nehme etwas weniger als gewöhnlich. So behauptet man sich gegen das Gelüsten und bleibt Herr seiner selbst. Unsere Kirche kommt uns hier zu Hilfe durch die vorgeschriebenen Fasten. Fortgesetztes, merkliches Enthalten schadet, ein einmaliges Hungern ist bei geregeltem Gesundheitszustand ohne Bedeutung. — Die gute und schöne Art und Weise beim Essen besteht in Ruhe, Anstand und in irgend einer geistigen Beschäftigung. Der Leib besorgt alles

übrige schon selbst und ohne Mithilfe des Geistes. Der Geist hat Höheres zu tun, als Küchendienste zu leisten. Ohne diese höhere Beschäftigung ist das Essen ja bloß ein Abfüttern des Tieres.

Der Leib lebt aber nicht bloß von Speise und Trank, sondern auch von frischer, gesunder Luft, von freier Bewegung, von geordneter Abwechslung zwischen Arbeit und Erholung, zwischen geistiger oder leiblicher Beschäftigung und Ruhe. Die Ausgaben für Erholung und Spiel und für Bewegung und Schlaf ersetzen sich reichlich durch Frische und Arbeitsfreudigkeit des Geistes und des Leibes. Tagelanges Sitzen über den Büchern ist eigentlich nur eine Art von Trägheit, sich an die Weisungen einer vernünftigen Gesundheitspflege zu halten. Der Kopf wird nach und nach ein Feind des Magens, und seine Rache ist bitter und rücksichtslos. Im Gefolge der Weisheits- wie der Sinnlichkeitsgöttin sind Jammergestalten zu sehen. Die Heilige Schrift sagt: „Besser ist ein gesunder Hund als ein toter Löwe" (Prd 9, 4). Bewegung ist gut, soll aber nicht übermüden. Ein entsprechendes Maß des Schlafes ist notwendig, das Übermaß aber ist eine Gefahr für die Frische und die Gewecktheit des Geistes und für die Sittlichkeit. Wirklich verdient, lohnend und erquicklich ist der Schlaf eigentlich bloß nach pflichtmäßiger Arbeit. Im allgemeinen gilt der Rat, nicht zu spät schlafen zu gehen, nicht zu spät aufzustehen und beim Erwachen sich gleich zu erheben. Ein bißchen spartanische Ziehung kommt dem Leibe und dem Geiste zu gute. Das Rechte liegt zwischen Verzärtelung und sportmäßiger Abrichtung. Was aber geschieht, soll geschehen nach einer bestimmten festen Regel.

Aber nicht bloß Erhaltung des Wohlseins und der Gesundheit schulden wir dem Leib, sondern drittens auch Ausbildung, Kraft und Fertigstellung zu allem Guten. Da sind vor allem die äußeren Sinne, wie Gesichts-, Gehör- und Tastsinn und die Sprachwerkzeuge, die nicht nur negativ durch Bewahrung vor Schäden, sondern positiv durch zweckmäßige Übung zu vervollkommnen sind. Durch diese Sinne verkehrt die Seele mit der Außenwelt, erhält von ihr Eindrücke und Bilder und wirkt hinwiederum auf sie ein. Je geübter, ausgebildeter und feiner diese Sinne in der Auffassung und Wahrnehmung der Außendinge sind, um so bestimmter, lebhafter und schärfer sind auch die Bilder und Vorstellungen, welche sich die Seele vermittelst der inneren Sinne erzeugt und mit denen sie belehrend und anregend auf das Erkenntnisvermögen und vermittelst der Phantasie, des Gedächtnisses und des Gefühls auf den Willen wirkt. So ist der

gesunde Zustand der Sinne von entscheidender Bedeutung nicht bloß für das höhere Seelenleben, sondern namentlich für das Schaffen in der schönen Kunst. Zeichnen, Anschauen der schönen Natur und Musik sind Hauptbetätigungen der Ausbildung der Sinnenvermögen. Die Mitteilung der Wahrheit, der natürlichen wie der übernatürlichen, und Entflammen für ihre Schönheit durch die Gabe der Beredsamkeit ist eine der edelsten und erhabensten Aufgaben des Geistes. Um so voller wird der Zweck der Wohlredenheit erreicht, als die Deutlichkeit, der Wohllaut und die Kraft der Sprachorgane entwickelt ist. Deshalb muß die größte Sorgfalt auf ihre Bildung verwendet werden durch lautes, deutliches und richtiges Lesen, Sprechen, Singen und Vortragen. In den alten Schulen legte man großes Gewicht auf diese Übungen. Selbst das Schultheater fehlte nie, um die angehende Jugend an ein freies und edles Auftreten zu gewöhnen.

Hierher gehören auch Schwimmübung und Gymnastik. Mit Vernunft und Maß geübt, sind sie nützlich und empfehlenswert. Sie geben dem Leibe Elastizität, Bewegung und Kräftigung der Muskeln. Nur sollen sie nicht in Sport ausarten und die Hauptsache sein in der Erziehung, damit Höheres und Wichtigeres nicht zu Schaden komme. Das ist aber leider mancherorts der Fall. Man möchte meinen, die Erziehungsanstalten dort seien Athletenschulen. Unsummen von Geld beehren die Sieger im Ringkampf und im Rudern und Ballschlagen, und ein Siegespreis in diesen Indianerstudien gilt als Siegel der nationalen Erziehung. Ob dabei eigentlich etwas anderes gebildet und herangezogen wird, als was der Mensch mit dem Tier gemein hat und worin das Tier dem Menschen immer überlegen sein wird, die Muskelkraft des Leibes? Die Ausbildung des Verstandes und der edleren menschlichen Fähigkeiten bleibt zurück, und in den Sitten wird eine Roheit großgezogen, die nicht selten selbst dem Leben der Mitbewerber verhängnisvoll wird. Die Riesenstatue Nabuchodonosors, die Daniel vorschwebte, hatte einen Kopf aus Gold und Gliedmaßen und Füße von Silber, Erz und Ton (Dn 2, 32 ff). Das Riesenbild dieser modernen Erziehungskunst — ein wahres Kulturbild — hat umgekehrt Füße und Rumpf aus Erz und Gold und einen Kopf aus minderwertigem Ton.

Wie ist es aber mit dem Tanzen? Das Tanzen hat seine Vorteile und Nachteile. Es ist eine schöne Kunst und eine Gymnastik der Anmut und Eleganz der Bewegung, kann aber auch schwere Gefahren für die Seele mit sich führen durch die Art und Umstände, unter denen leider vielfach dem Tanz sowie dem Theatervergnügen gehuldigt wird. Sehr oft sind sie Hochfeste

der Sinnlichkeit, auf denen alle Reize der Künste aufgeboten sind, um das arme Herz zu umstricken und zu verführen. An und für sich ist Tanzen etwas Gleichgültiges. Es kommt auf die Absicht und auf die Umstände an. David tanzte, und es war der Ausdruck des religiösen, gottbegeisterten Jubels (2 Kg 6, 14); und Herodias tanzte, und der Preis ihres schamlosen Tanzes war das Haupt des großen Propheten und Vorläufers (Mk 6, 22 ff). Reine Unsitte, Abrichtung zur Eitelkeit und Gefallsucht und der Tod der kindlichen Einfalt sind Kinderbälle.

Darf und soll man aber auch den Leib zieren und schmücken? Ja und nein. An und für sich ist der Schmuck nach der Verherrlichung der Stätten des Gottesdienstes nirgends schicklicher angewendet als zur Zier des menschlichen Leibes. Für den Menschen ist die Erde da mit ihren edeln Metallen und Steinen, mit ihren Wohldüften und mit den Erzeugnissen aller Naturreiche. Gott hat dem Menschen alles gegeben zur Erhaltung, zum Schutz und zur Freude des Lebens und des Leibes, dessen hohe Bedeutung wir gesehen haben, und in der Absicht, damit es ihm Mittel zu seinem Endziel werde, zum Dienste Gottes und zum ewigen Heil seiner Seele. Eine Weltdame klagte dem hl. Franz von Sales ihre Zweifel, ob sie sich Schmuck zulegen dürfe, es verführe sie zu Eitelkeit und zu anderem. „Dann lassen Sie es", war die Antwort des Heiligen. „Aber es gefällt meinem Mann, und ihm darf ich doch gefallen." „Dann tun Sie es", erwiderte der weise Seelenführer. Es kommt also auch hier auf die Absicht an. Die Seele zu Grunde richten mit überflüssiger und gefahrbringender Zier heißt ebensoviel, als sich mit feinen Goldketten erhängen und erwürgen. Der erste und viel wesentlichere Schmuck des Leibes ist die Reinlichkeit. Die schulden wir nicht bloß dem Leibe, sondern auch der Seele. Gott duldete keinen Unrat im Umkreis des Lagers Israels, wo die Stiftshütte stand (Dt 23, 14 ff). Das Zelt und Heiligtum der Seele ist der Leib, dessen Glieder Tempel des Heiligen Geistes sind. Das Gewand ist dem Menschen gegeben zum Schutze des Leibes und der Seele, zur Erhaltung der Gesundheit und der Sittlichkeit. Wir wissen ganz gut, bei welcher Gelegenheit Gott selbst dem Menschen Gewand zulegte (Gn 3, 21). Der Umstand ist nicht glorreich für den Menschen und eine ernste Mahnung mit auf die Erdenreise.

Hier noch ein Wort von der Mode, die sich zur wahren Weltbeherrscherin aufgespielt und deren Gebote und Vorschriften oft gewissenhafter beobachtet werden als die Gebote Gottes selbst. Eine Tyrannin ist die Mode geworden

und eine recht grausame, weil sie nicht selten weder der Seele noch dem Leibe, weder der Gesundheit noch der Schönheit des menschlichen Leibes schont. Oder gibt es nicht wirklich lächerliche, verhäßlichende und lebensschädliche Moden? Und wie wenige gibt es, die sich nicht vor ihnen beugen! Gibt es doch einfältige und eitle Mütter genug, die ihre Kinder zu Zieraffen und Modesklaven erziehen! Unsere Mode sei vor allem Anstand, d. h. Übereinstimmung unseres Äußern mit unserem Stande, also nicht über ihm und nicht unter ihm; unsere Mode sei eine edle Einfachheit. Auffällige Ziererei ist nie von gutem Beigeschmack. Den Mann entstellt sie zum Gecken und Gigerl, das Weib macht sie zur Kokette, und alle, die ihr bedingungslos huldigen, zu Geistesarmen, die ihre Dürftigkeit mit äußerem Flitter verdecken. Große Menschen und hohe Geister zeichneten sich immer aus durch edle Einfachheit.

Der schönste und wertvollste Schmuck an der äußeren Erscheinung des Menschen ist Ordnung, Wohlanständigkeit, Züchtigkeit, Ruhe, Bescheidenheit, Gewandtheit, edle Würde und Selbstbeherrschung. Es ist der Besitz dieser schönen Eigenschaften die verkörperte Tugend der Seele, ja wie die Gottesgelehrten sagen, die Vollkommenheit der Tugend, weil sie Leib und Seele umfaßt und der würdige Ausdruck des Gottesebenbildes im Menschen und ein Abbild des Gottmenschen ist, des schönsten, erhabensten und liebenswürdigsten aller Menschenkinder, voll Würde und Anmut, Gott selbst, der in Menschengestalt erschien und mit den Menschenkindern verkehrte. Mit diesem Hinblick auf den Gottessohn schließt auch der hl. Ignatius seine Unterweisung über das Benehmen beim Essen und über die verschiedenen Arten und Weisen zu beten. Er lehrt da unter anderem eine einfache und segenbringende Gebetsübung über den Gebrauch der inneren und äußeren Sinne des Menschen und fügt hinzu, wer sich den Heiland zum Vorbild wählen und von ihm eine „höhere Art und Methode" absehen und aneignen wolle, der solle sich ihm im Schlußgebete empfehlen. Das ist sicher die beste geistige und leibliche Gymnastik und eine wahre Hochschule der Erziehung zur Bildung des Leibes. Das leibhafte Zerrbild dieser Erziehung ist dagegen der „Emanzipierte", sei es Mann oder Weib, namentlich das Weib, wenn es über seinen Stand und sein Geschlecht hinausgreift und sich wirklich als Mannweib aufspielen will. Das ist nicht bloß Mißbildung, sondern Verhäßlichung und Verwilderung. Solche Mannweiber sind Erinnyen und Walküren und gehören ins Heidentum, die sollen nach Dahome in Afrika, da hält der König ein Amazonenregiment.

III.

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen. Die Natur des menschlichen Leibes, seine hohe Bestimmung und sein Einfluß auf das Seelenleben fordern von uns Hochachtung und tätige Liebe und Sorge für dessen Erhaltung und Entwicklung. Aber es muß keine ungeordnete, sondern eine geordnete Liebe und Sorge sein.

Ungeordnet und übertrieben ist die Sorge, wenn man gleichsam sein Endziel in das Wohlsein des Leibes setzt und die Seele dem Leibe unterordnet; wenn man nicht mit einer ausreichenden Gesundheit sich befriedigt, sondern immer mehr und mehr Gesundheit haben will; wenn man die Pflege des Leibes zur Lebensaufgabe macht; wenn diese Pflege ins Skrupulöse und Lächerliche ausartet, in ängstliche Beobachtungen und in Studium von Gesundheitsbüchern und -vorschriften; wenn man überall Gefahr und Untergang wittert: wenn man mit einem Wort ein Gesundheitsapostel und Gesundheitsnarr wird. Das ist heidnisches Wesen, das sein Ziel in diese Welt setzt und praktisch nicht an die Vorsehung und Vatergüte Gottes glaubt. Diese ungeordnete Leibespflege ist Versündigung an unserer Menschenwürde; sie verdammt uns zur unrühmlichen Untätigkeit und zum entehrenden Mitleid von seiten der Menschen und macht zu Dienstmannen und Sklaven unserer Gesundheit; sie kann uns endlich um den Verstand bringen.

Dieses gilt der eigenen verkehrten Leibeszucht. Es gibt aber auch allgemeine Mißgriffe in der Erziehung, unter welchen auch die leibliche Heranbildung unserer Jugend merklichen Schaden leidet. Man kann diese Mißgriffe bezeichnen als Überbürdung und Verweichlichung. Überbürdung ist es, wenn der Geist der Jugend mit unnötigem Ballast von Lehrstoff überladen und beschwert wird, wenn die Ausbildung der geistigen Fähigkeit nicht Schritt hält mit der natürlichen Entwicklung und Bildungsfähigkeit der geistigen Kräfte, wenn Ansprüche über Alter und Vermögen von der Natur erhoben werden. Auch die Leiblichkeit muß unter dieser Last und diesem Zwang der Überforderung leiden und Schaden nehmen. Dann wird gesündigt an der Jugend durch Verzärtelung und Verweichlichung. Sie besteht in einer übermäßigen Wahrnehmung und Befriedigung aller Lebensbedürfnisse, der Nahrung, Kleidung, Wohnung, Ruhe und Erholung, in Ausschaltung und Umgehung alles Harten, Widrigen und Mühsamen für die Natur. Die Jugend soll nichts kosten von dem Ernst des Lebens und von der Angewöhnung an Mühe, Enthaltung und Entbehrung; all ihren natürlichen Gelüsten wird ungemessen Rechnung getragen, alles, selbst

das Studieren, soll vermittelst angenehmer und spielender Lehrmittel ein Genuß und Zeitvertreib sein; die Arbeit überhaupt wird nur als eine unangenehme Unterbrechung der Erholung empfunden. So wird nicht bloß der Charakter, sondern selbst die Spannkraft, Ausdauer und Arbeitsfähigkeit des Leibes verkümmert. So werden überhaupt nicht Männer, sondern nur Kinder, und zwar nichtsnutzige Kinder erzogen und nervenlose, verkrüppelte Existenzen, die keine Hoffnung und Hilfe, sondern sehr oft eine Gefahr und ein Übel für die Menschheit sind. So sagt man in gewisser Beziehung ganz richtig, unser Jahrhundert sei kein Jahrhundert der Männer, sondern der Kinder, und die Medizin beherrsche unsere Pädagogik.

Also geordnet, vernünftig und christlich muß unsere Liebe und Sorge um den Leib sein, wie wir es geschildert haben. Eine solche Liebe ist Gerechtigkeit gegen Gott, der uns den Leib gegeben zu seinem Dienst; sie ist eine Pflicht gegen den Nächsten, die Familie und das Vaterland, denen wir viel nützen können bei gesunden Kräften, denen wir zur Last werden, wenn wir leichtsinnig die Gesundheit untergraben und zerstören; es ist endlich Pflicht gegen unsern eigenen Leib, den treuen Gefährten unserer Seele. Die rechte, christliche Sorge um den Leib ist eine Tugend, und sie fordert Selbstüberwindung. Der Leib wird der Seele die treue Leitung, die sie ihm widmet, belohnen mit unzählbarem Verdienst und mit der Seligkeit der glorreichen Auferstehung.

Alles um uns predigt diese geordnete Liebe zu unserem Leib; die Welt, die in ihrem Sinne Leibkultur treibt und ihn damit verdirbt; Gott, der unsern Leib so kunstfertig und schön gebildet und ihm die Welt und ihre Güter zur Bedienung bestellt; endlich der Sohn Gottes, der unsern Leib angenommen, ihn vom Fluch der Sünde und des Verderbens mit seinem Blut erlöst, der ihn ehrt und heiligt durch die Geheimnisse seiner Gnadenmittel und ihm in seinem eigenen Fleisch und Blut das Unterpfand der seligen Auferstehung verleiht; die Kirche endlich, die unsern Leib im Leben und im Tode wie ein Heiligtum verehrt. Wir sehen es ja, die Reichtümer ganzer Länder verausgabt sie zu Grabstätten über der Asche und den Leibesüberresten ihrer verklärten Kinder, die ihre Leiber hienieden im Dienste Gottes und der Menschen durch Arbeit oder blutiges Zeugentum geheiligt; ihr großes, versöhnendes Opfer, welches das Gleichgewicht erhält zwischen Himmel und Erde, bringt sie nicht dar, als auf dem Grabstein eines heiligen Leibes.

M. Meschler S. J.

Ende der Schell-Frage.

Wiederholt ist mir von verschiedenen Seiten die Aufforderung zugegangen, mich über die im laufenden Jahre betreffs der Lehre Schells geführten Kontroversen zu äußern. Lange habe ich gezögert; denn erstens habe ich bei Lebzeiten Schells über verschiedene Punkte seiner Lehre, die mir zu beanstanden schienen, einen wissenschaftlichen Kampf mit ihm geführt und meine Anschauungen klar genug ausgesprochen[1], und zweitens waren für den Augenblick die Leidenschaften so erregt, daß eine ruhige Abwägung ausgeschlossen schien. Unterdessen hat sich der Sturm in etwa gelegt, und wenn auch die tiefen Grundwellen, die er aufgewühlt hat, wohl noch lange bemerkbar bleiben werden, so hat doch das oberflächliche Toben in der Tagespresse hinlänglich nachgelassen, um ein Wort der Verständigung zu Gehör kommen zu lassen. Ich füge mich deshalb der neuerdings von befreundeten Priester- und Laienkreisen an mich gerichteten Bitte und werde versuchen, ohne Rücksicht auf der Parteien Haß und Liebe möglichst klar und einfach meine Ansicht auszusprechen.

Es handelt sich um die Lehre Schells, wie sie in seinen Werken niedergelegt ist. Von den Gedanken und Absichten, die Schell in seiner Seele hegte oder höchstens in intimen Freundeskreisen geäußert hat, kann bei einer Erörterung, die eine Stellungnahme zu seiner Theologie bezweckt, kein Gebrauch gemacht werden, da sie uns entweder unbekannt oder zweifelhaft oder in ihrer Tragweite und Bedeutung unabwägbar sind. Selbst die Privatbriefe, deren Veröffentlichung in jüngster Zeit das Herz so mancher Katholiken und nicht zum wenigsten vieler Schellverehrer mit tiefem Schmerz erfüllt hat, sollen hier unberücksichtigt bleiben. Sie können aus den besondern Zeitumständen heraus vielleicht erklärt werden, verteidigen lassen sie sich nicht, aber auch nicht wohl verwerten, um die wissenschaftliche Überzeugung ihres Verfassers, wie er sie in Stunden ernsten Nach-

[1] Theologische Zeitfragen Hft 1 u. 2. (Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach“ 76 u. 80.)

denkens sich gebildet hat, genauer zu bestimmen. Wenn jemand sich zur Aufgabe setzt, Schells Klugheit und Charakterfestigkeit zu beleuchten, dann mag ihm auch die vielfach in Augenblicken hoher Erregung entstandene Korrespondenz brauchbares Material bieten, aber zum Verständnis der Lehre und ihrer Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit den Entscheidungen der Kirche haben solche flüchtig hingeworfene Worte keine entscheidende Bedeutung, ja sie können störend wirken und bleiben deshalb hier besser unberücksichtigt.

Schell hat bei seinen wissenschaftlichen Darlegungen entschieden Fortschritte gemacht rücksichtlich der theologischen Zulässigkeit. Die in den letzten Jahren erschienenen Werke über Religion und Offenbarung, Jahve und Christus enthalten zwar Ansichten, die nicht allgemeinen Beifall finden, aber sie sind kirchlich nicht beanstandet worden.

Warum wurden gewisse frühere Werke Schells von der Kirche verboten? Man hat zuweilen behauptet, es sei gar nicht einmal sicher, daß die Lehre Schells der Grund der Indizierung gewesen sei, da Bücher auch rein aus Gründen der Opportunität oder wegen ihrer Darstellungsweise oder wegen der Gefahr des Ärgernisses verboten werden könnten. Dieser Ausflucht ist ein Ende gemacht worden durch das Schreiben des Heiligen Vaters an Professor Commer vom 14. Juni 1907, in dem ausdrücklich hervorgehoben wird, daß Schells Lehre getroffen werden sollte. Schon wenige Monate nach dem Dekret der Inderkongregation waren dem Würzburger Theologen die beanstandeten Sätze genau bezeichnet worden. Eine Mitteilung über den Inhalt dieses Schreibens ist damals nicht sogleich an die Öffentlichkeit gelangt. Allein es brauchte keinen übergroßen Scharfsinn, um dieselben in den Werken Schells mit hinlänglicher Wahrscheinlichkeit zu finden.

Ich habe öfter Bewunderer Schells, die über die Verurteilung ungehalten waren, gefragt, ob sie denn seine dogmatischen Werke überhaupt gelesen hätten, und fast immer eine verneinende Antwort erhalten. Von den vielen, die in der Schell-Frage laut mitgeredet haben, waren ohne Zweifel nur sehr wenige auf Grund ihrer Sachkenntnis zum Urteilen befähigt. Ob wohl diejenigen, die das erste große und wirklich bedeutende Werk Schells über das Wirken des dreieinigen Gottes studiert haben, auch nur nach Hunderten zählen? Die „Katholische Dogmatik“ hat ebenfalls keinen sehr ausgedehnten Leserkreis gefunden. Gerade diese Beobachtung wird es nicht an letzter Stelle gewesen sein, die Schell zu seinen Streit-

broschüren die Feder in die Hand drückte; denn er redet mehr als einmal davon, daß man jedem Forscher, der nicht in den gewohnten Bahnen wandle, durch Verketzerung und Totschweigen die größten Hindernisse in den Weg lege. Er erreichte in der Tat, daß nun auf einmal viele anfingen, sich für ihn zu interessieren, denen seine wissenschaftlichen Untersuchungen die gleichgültigsten Dinge von der Welt waren. Sie glaubten in ihm einen kräftigen Bundesgenossen im Kampf gegen Ultramontanismus, Jesuitismus und andere widerwärtige Mächte gefunden zu haben. Zum Studium der dogmatischen Werke Schells haben sich von denen, die ihm seit jener Zeit zujauchzten, nur wenige veranlaßt gesehen. Aber auch bei dem Erscheinen der ersten Bände war es nicht die Taktik des Totschweigens, die ihre Verbreitung verhinderte. Es sind damals Besprechungen, und günstige Besprechungen, auch von Jesuiten, erschienen[1]. Aber Schell hatte nicht die Gabe, seine spekulativen Erörterungen einem größeren Leserkreise, nicht einmal einem philosophisch und theologisch gebildeten, mundgerecht zu machen.

Es ist keine suffisance, wenn man Schells Werke als schwer verständlich bezeichnet. Er selbst hat gesagt: „Ganz durchsichtige Bilder sind keine Herausforderung der Denkkraft." Er wollte aber die Denkkraft herausfordern und hat dies in einem Maße getan, daß ebendeshalb seine spekulativen Erörterungen nur auf einen kleinen Leserkreis rechnen können. Daher die immer wieder auftauchende Frage: Was ist denn an Schells Lehren eigentlich unkatholisch und verwerflich? Zur Beantwortung dieser Frage stelle ich hier zunächst die hauptsächlichsten jener Ansichten Schells zusammen, die nach meiner Überzeugung mit der überlieferten Kirchenlehre nicht in Einklang stehen. Wohlgemerkt, ich rede von der *Kirchenlehre* und nicht von *Schulmeinungen*.

Der *Fundamentalirrtum* Schells, der freilich in seiner Bedeutung den meisten völlig unerfaßlich bleiben wird, ist dieser: Gott ist die Ursache seiner selbst, indem er sich durch Erkennen und Wollen seiner selbst hervorbringt. — Es ist nun allerdings anscheinend nicht schwer einzusehen, daß ein sich selbst durch seine Tätigkeit hervorbringendes Wesen ein Widerspruch ist, da nichts tätig sein und auch von uns nicht als tätig gedacht werden kann, ohne daß seine Existenz vorausgesetzt wird. Was aber schon existiert, braucht sich nicht mehr hervorzubringen und kann sich auch nicht hervorbringen. Schell meinte aber: Weil Gott nicht ein totes Sein, sondern

[1] Z. B. Zeitschrift für katholische Theologie XII (1888) 317; XV (1891) 96.

höchste Lebenstätigkeit ist, und weil er nicht von einem andern stammt, sondern sich selbst vollgenügender Grund seines Daseins ist, so ist sein Denken und Wollen auch sein Seinsgrund, und jeder tätige Seinsgrund wird mit Recht Ursache genannt; also können wir auch Gott als Ursache seiner selbst bezeichnen. Dieser Gedankengang enthält zwar logische Unrichtigkeiten; man könnte jedoch meinen, darauf komme schließlich nicht so viel an, philosophische Fehlschlüsse hätte schon mancher gemacht, und wegen eines verunglückten spekulativen Versuches brauche die kirchliche Autorität nicht gegen einen Theologen einzuschreiten. Das ist wahr, solang ein Fehlschluß nicht mit der überlieferten kirchlichen Lehre in offenbaren Widerspruch tritt. Hier liegt aber ein solcher Widerspruch vor.

Seit den Tagen der Kirchenväter hat die katholische Theologie mit großer Entschiedenheit betont, daß Gott reine Wirklichkeit ohne jeden Schatten von bloßer Möglichkeit und daß er darum ursachlos, anfanglos, unhervorgebracht sei. Diese Prädikate wurden besonders von den griechischen Kirchenvätern zu den charakteristischen Gottesbezeichnungen gerechnet. Die Arianer, die das gut wußten, suchten daraus einen Einwand gegen die Gottheit des Sohnes herzuleiten, da ja der Sohn vom Vater verursacht, d. h. gezeugt sei. Die Väter entgegneten, jene Ausdrücke bezeichneten Gott nur im Gegensatz zu den Geschöpfen als denjenigen, der keine Ursache habe, während alle Geschöpfe von einem andern verursacht seien, sie sagten uns aber nichts Positives über das Wesen der Gottheit, die Offenbarung dagegen belehre uns, daß der Sohn vom Vater nur verursacht sei im Sinne der Mitteilung der göttlichen Wesenheit.

Die feststehende Überlieferung hielt also daran fest, daß Gott sich nicht selbst hervorgebracht habe; Schell dagegen sagte: Gott hat sich selbst hervorgebracht; also besteht ein Widerspruch zwischen seiner Lehre und der kirchlichen Überlieferung.

Der innere Grund, weshalb man stets so entschieden jede innere Entwicklung in Gott geleugnet hat, liegt darin, daß durch die Annahme einer Selbstverwirklichung die Reinheit des Gottesbegriffes als einer reinen Wirklichkeit gefährdet wird. Ein Gott, der sich zum Sein entwickelt, ist nicht jener Gott, der von sich gesagt hat: „Ich bin, der ich bin." Nur der pantheistische Gott, der von der Welt nicht seinem ganzen Wesen nach verschieden ist, kann als Selbstursache im Sinne des Selbsthervorbringens aufgefaßt werden. Man kann darum der Schellschen Theorie vorwerfen, folgerichtig durchgeführt verwische sie den Unterschied zwischen Theismus

und Pantheismus. Es wäre aber doch zu weit gegangen, wenn man Schell selbst pantheistische Neigungen vorwerfen wollte. Er glaubte im Gegenteil, die Persönlichkeit Gottes in um so vollerem Lichte erstrahlen zu lassen, je mehr er von Gott jede blinde Notwendigkeit entferne und ihn durch Denken und Wollen sich selbst als höchste Wahrheit und Heiligkeit setzen lasse. Dabei übersah er, daß das unendliche Denken und Wollen, eben weil es unendlich ist, das Dasein nicht als blinde Notwendigkeit, sondern als höchste objektive Vernünftigkeit einschließt. Blindheit ist nur ein Mangel an einem beschränkten Wesen, aber die Fülle unbeschränkter Vollkommenheit ist kein solcher Mangel.

Der Begriff des sich selbst verursachenden Gottes ist nicht von Schell zuerst in die Theologie eingeführt worden. Jahrhunderte vor ihm ist derselbe von den Scholastikern schon eingehend und allseitig untersucht und mit guten Gründen abgelehnt worden. Es kann sein, daß Schell das nicht gewußt hat; aber sobald der kirchlichen Autorität diese Frage wieder vorgelegt wurde, konnte sie nicht anders, als bei dem ablehnenden Bescheid beharren.

Ein zweiter Irrtum Schells, der aus dem ersten folgt, ist seine Deutung des Trinitätsgeheimnisses. Nach seiner Darstellung müßte man annehmen, daß wir ohne die Einsicht in die Entfaltung der Gottheit zu einer Dreipersönlichkeit gar keinen wahren Gottesbegriff hätten, und daß wir darum den wahren Gott nur erkennen, wenn wir die Dreieinigkeit erkennen, daß also diese Erkenntnis unsere natürliche Fähigkeit nicht übersteigt. Er gibt zwar zu, daß die sich selbst überlassene Vernunft nicht auf innergöttliche Hervorbringungen gekommen wäre; aber von der andern Seite hebt er doch die Notwendigkeit der Trinität zur Erfassung der positiven Aseität so entschieden hervor, daß die beiden Begriffe einfach als untrennbar verbunden erscheinen. Überdies sind seine Beweisgänge für die Dreiheit der Personen derart, daß sie, wenn sie überhaupt gültig sind, das Dogma streng beweisen. Wer nach Schellscher Weise Gott als die höchste Selbsturſache begreift, der erkennt auch die Trinität, weil Gott Ursache seiner selbst durch die Hervorbringung des Sohnes und des Heiligen Geistes ist.

Nun hat aber die kirchliche Tradition laut und allgemein bezeugt, daß auch nach der Offenbarung das Trinitätsgeheimnis vollkommen unbeweisbar und unbegreiflich bleibe. Als Günther trotzdem einen Beweis versuchte, erinnerte ihn Pius IX. daran, daß es nicht Sache der menschlichen Vernunft sei, die Höhe der Geheimnisse Gottes zu durchdringen, sondern sie

demütig zu verehren. Schell ist dem schon bei Günther verurteilten Fehler verfallen; darum mußte die Kirche auch seine Lehre verwerfen.

Zudem ist es auch falsch, daß durch die trinitarischen Hervorbringungen Gott sich selbst hervorbringt, da weder der Vater den Vater, noch der Sohn den Sohn, noch die Wesenheit die Wesenheit, noch alle drei Personen alle drei Personen hervorbringen. Es ist auch falsch, daß durch diese Hervorbringungen Gott aus dem idealen in den realen Zustand übergeführt wird. Weder das Dasein noch das Denken noch das Wollen Gottes ist hervorgebracht oder ursächlich verwirklicht. Ferner kommt Schell nur zu einer einzigen Hervorbringung; es ist eigentlich eine einzige Person, die sich selbst denkend und wollend setzt, und nur unter verschiedenen Rücksichten heißt dieselbe Person bald Vater, bald Sohn, bald Heiliger Geist. Das ist eine alte Irrlehre, die Schell sicher nicht gewollt hat, die aber bei seinem System logisch nicht zu vermeiden ist. Daher das verwerfende Urteil der Kirche.

Ein **dritter Irrtum** scheint mit diesen beiden ersten kaum zusammenzuhängen, und doch steht er nicht unvermittelt neben ihnen. Schell war in **der** Beziehung ein rechtes Kind seiner Zeit, daß er großes Gewicht auf die Bedeutung der Persönlichkeit legte. Gott sollte seine Wahrheit und Heiligkeit seinem persönlichen Denken und Wollen verdanken; und der Mensch als Abbild Gottes sollte ebenfalls durch Geltendmachen seiner Persönlichkeit seine sittliche Stellung erringen. Für Gott oder wider Gott muß er sich entscheiden. Entscheidet er sich mit voller Selbstbestimmung und Freiwilligkeit gegen Gott als sein höchstes Zielgut, dann und nur dann begeht er eine Todsünde. Die Todsünde ist „die Sünde mit aufgehobener Hand, die Sünde wider den Heiligen Geist, die Abwendung von Gott, die freilich in jeder Sünde vorhanden sein kann“; denn der Mensch kann morden, stehlen, Unzucht treiben mit der ausgesprochenen Absicht, sich dadurch gegen Gott zu empören. Wo aber diese Absicht nicht vorliegt, sondern der Mensch bloß von seinen Trieben zu verbotenen Handlungen verführt wird, da kann von Todsünde keine Rede sein. Die Leidenschaften rufen eine Art Trunkenheit hervor, die das Handeln nach freier Willkür, wie es zur Todsünde erfordert wird, nicht zuläßt. Was immer nicht geradezu aus Verachtung gegen Gott geschieht, ist nur läßliche Sünde und zerstört die heiligmachende Gnade nicht. — Wenn diese Lehre wahr ist, dann müssen wir sagen, daß die meisten Diebe, Trunkenbolde, Wollüstlinge, Geizhälse den Stand der Gnade durch ihre Sünden nicht verlieren,

da sie es keineswegs auf eine grundsätzliche Auflehnung gegen Gottes Herrschergewalt absehen, sondern vielmehr sehr zufrieden wären, wenn sie, ohne Gott zu beleidigen, ihren Neigungen folgen könnten.

Hier ist die richtige Idee, daß jede schwere Sünde einen Abfall von Gott als dem höchsten Herrn und letzten Ziel in sich schließt, bis zur Unwahrheit übertrieben. Solang der Mensch den Gebrauch seiner Vernunft hat und weiß, daß das, was er tut, von Gott unter Androhung der ewigen Strafe verboten ist, begeht er tatsächlich immer eine Auflehnung gegen den höchsten Gesetzgeber und einen Abfall vom letzten Ziel, wenn er das Gebot Gottes übertritt. Diese Empörung ist aber nur tatsächlich in seiner Handlung enthalten, sie braucht nicht geradezu beabsichtigt zu sein.

Die Kirche lehrt, daß gewisse Sünden, mit voller Überlegung begangen, immer schwere Sünden sind und die ewige Verdammnis nach sich ziehen. So z. B. das Konzil von Trient: „Es ist festzuhalten, daß nicht nur durch den Unglauben, durch welchen der Glaube selbst verloren geht, sondern auch durch jede andere Todsünde, zwar nicht der Glaube, wohl aber die empfangene Gnade der Rechtfertigung verloren werde, gemäß der Lehre des göttlichen Gesetzes, welches vom Reiche Gottes nicht nur die Ungläubigen ausschließt, sondern auch die Gläubigen, wenn sie Buhler sind, Ehebrecher, Weichlinge, Knabenschänder, Diebe, Habsüchtige, Trunkenbolde, Lästerer, Räuber, und alle übrigen, die Todsünden begehen." Weit entfernt, in dem Anreiz der Leidenschaften einen Grund zu erblicken, der von der Todsünde entschuldigt, lehrt die Kirche, daß die Gnade Gottes auch deshalb notwendig sei, weil ohne sie der Mensch, von seinen Leidenschaften fortgerissen, ganz sicher in Todsünden stürzen werde. Auch hier tritt der Gegensatz der Lehre Schells zur Kirchenlehre klar hervor.

Vierter Irrtum. Mit der Lehre von der Sünde steht die Lehre von der ewigen Verdammnis der unbußfertig sterbenden Todsünder in engstem Zusammenhange. Nach wiederholten Definitionen der Kirche wird jeder, der eine schwere Sünde begangen und dieselbe nicht durch vollkommene Reue oder würdigen Empfang des Bußsakramentes in diesem Leben gutgemacht hat, unbedingt zur ewigen Höllenstrafe verurteilt. Nach Schell dagegen ist die Ewigkeit der Höllenstrafe nur eine bedingte; sie ist ewig für den Fall, daß der Sünder in seiner Verstocktheit beharren will, nicht aber, wenn er sich im Jenseits eines besseren besinnt und sich reuig zu Gott zurückwendet. Freilich lehrt die Kirche, daß die Verdammten in ihrer Bosheit verstockt sind, aber sie faßt diese Verstocktheit auch als einen

Teil der ewigen Strafe selber auf und nicht als einen von dem Willen der Verdammten immer noch abhängigen Zustand. Der Gedanke: ich kann mich nach dem Tode noch bekehren, wenn ich auch mein Leben im Dienste der Leidenschaften beschließe, wäre für die meisten Menschen eine höchst gefährliche Beseitigung des mächtigsten Abschreckungsmittels von der Sünde. Darum darf man sich nicht wundern, daß die Kirche jedem Versuch, eine derartige Meinung zu verbreiten, entgegentritt.

Fünfter Irrtum. Die Origenisten hatten die Behauptung aufgestellt, alle von Gott verhängten Strafen hätten rein medizinalen Charakter, d. h. sie sollten nur dazu dienen, die Sünder zu bessern. Daher werde es schließlich dazu kommen, daß auch die Verdammten sich bekehren, und daß eine allgemeine Wiederherstellung (Apokatastasis) aller Dinge in ihrer ursprünglichen Vollkommenheit erfolge. Den ersten Satz sowie andere origenistische Irrtümer verwarf Schell, aber die Apokatastasis in der Form, wie er sie bei Gregor von Nyssa zu finden glaubte, nahm er an. Er hielt dafür, daß „die allgemeine Wiederherstellung der ganzen Geisterwelt zu allen Zeiten als Lehre der Propheten, des Evangeliums und der Apostel verteidigt worden sei". Nun aber hatte der Gesamtepiskopat mit dem Papst Vigilius an der Spitze in den Jahren 543 und 544 einen Kanon aufgestellt, der lautet: „Wenn jemand sagt oder meint, die Strafe der Dämonen und gottlosen Menschen sei eine zeitliche und werde einmal ein Ende nehmen, mit andern Worten, es werde eine Apokatastasis der Dämonen oder der gottlosen Menschen eintreten, so sei er im Banne." [1] Dieser Kanon war Schell wohl unbekannt oder in seiner Tragweite nicht gegenwärtig, wohl aber war ihm bewußt, daß man im ganzen Mittelalter und bis in die neueste Zeit allgemein so gelehrt hatte. Es war daher verwegen, die Behauptung von der Apokatastasis wieder aufzustellen; und diese Verwegenheit hat die kirchliche Autorität gerügt und zurückgewiesen.

Eine sechste Sonderansicht Schells ist die über die „Todesweihe". Er betrachtet nämlich den Tod als eine Art Sakrament, durch welches besonders die unmündigen Kinder, die ohne Taufe sterben, geheiligt werden und zur übernatürlichen Seligkeit gelangen. „Was die Unmündigen mit Christus verbindet, ist wohl auch ein Heilmittel für sie, nämlich ihre Schwäche, ihre Preisgabe an den Sündenfluch, ihr vorzeitiger Tod." „Der Tod ist für die Unmündigen vielleicht zu einem Quasisakrament, zum Kuß der

[1] Vgl. Theologische Zeitfragen. Zweite Folge, Freiburg 1901, 97 ff.

Versöhnung geworden, kraft des Zusammenhanges mit dem gehorsamen Leiden Christi, d. i. als Teilnahme an der Leidenstaufe, die über ihn als den mit Strafurteil vorbestimmten Stellvertreter des Menschengeschlechtes verhängt war." — Die Kirche aber hat gegen die Pelagianer erklärt und später oft wieder eingeschärft, daß die ohne Taufe sterbenden Kinder für ewig von der Anschauung Gottes ausgeschlossen sind, wenn sie auch nicht den Sinnenstrafen der Hölle anheimfallen. Also wiederum ein Gegensatz zwischen Schells Meinung und der Kirchenlehre.

Siebter Irrtum. Endlich hat Schell in seinen Broschüren „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts" und „Die neue Zeit und der alte Glaube" Sätze vertreten, die Papst Leo XIII. in der Enzyklika über den Amerikanismus als unkirchlich und unkatholisch brandmarkt.

Diese sieben Punkte: Gott als Selbstursache, die spekulative Erklärung des Trinitätsgeheimnisses, Todsünde lediglich als gewollte Rebellion gegen Gott, bedingte Höllenstrafen, Apokatastasis, sühnende Kraft des Todes, Amerikanismus, wie sie sich in den Werken Schells finden, zeigen zur Genüge, daß die kirchliche Autorität mit Recht gegen Schells Werke wegen wichtiger und durchgreifender Lehrirrungen einschreiten konnte.

War Schell deshalb ein Häretiker? Nein! Er glaubte, seine Meinungen mit der Kirchenlehre vereinbaren zu können; und als ihm autoritativ erklärt wurde, daß das nicht möglich sei, hat er die von ihm geforderte Unterwerfung geleistet. Wir können nur über das äußere Tun eines Menschen urteilen, über seine inneren Gesinnungen und Absichten ist Gott allein Richter. Schell hat mehrmals erklärt, er habe nichts widerrufen, weil kein Widerruf von ihm verlangt worden sei. Wenn man unter einem Widerruf eine öffentliche Erklärung versteht, durch die jemand eine früher vorgetragene Lehre oder Behauptung förmlich zurücknimmt, so ist ein solcher Widerruf nicht gefordert und nicht geleistet worden. Man kann das Wort Widerruf aber auch in etwas weiterem Sinne verstehen. Wenn die kirchliche Autorität einem Professor der Theologie eröffnet, daß gewisse Sätze seiner Lehre theologisch nicht haltbar sind und deshalb nicht weiter gelehrt werden dürfen, und wenn er sich dann dieser autoritativen Mitteilung unterwirft und danach zu handeln verspricht, so ist das auch ein Widerruf. Bei der Indizierung wurde eine solche Unterwerfung von Schell nicht sofort verlangt, wohl aber später.

In dem „Würzburger Diözesan-Blatt" vom 9. und 12. September 1907 wird das Protokoll einer Unterredung zwischen dem Bischof

von Würzburg und Professor Schell mitgeteilt. In dieser Unterredung wurde zuerst eine bestimmte Lehre vorgelegt und Schell gefragt, ob er sie anerkenne; dann wurden dieser Lehre widersprechende Stellen aus Schells Werken vorgelegt und gefragt, was er dazu bemerke. Es seien nur beispielsweise die Nummern 5 und 6 angeführt.

V.

A. Kirchliche Lehre.

Todsünde (d. i. die Sünde, welche den Menschen der heiligmachenden Gnade beraubt und von der ewigen Seligkeit ausschließt) ist nicht bloß die Sünde gegen den hl. Geist, bei welcher der Mensch den Schöpfer und seine Gnade verachtet und im hartnäckigen Trotze von sich stößt, sondern jede vollkommen freiwillige Übertretung eines schwer verpflichtenden Gebotes.

Schells Erklärung ad V A: Anerkannt.

B. Von der kirchlichen abweichende Lehre.

D.[1] III. 2. S. 741: „Die kirchliche Lehre bezeichnet nur jene Sünden, welche tatsächlich von der inneren Verstocktheit des Willens im Jenseits verewigt werden, als Todsünden."

— S. 742: „Die formale Todsünde ist die Sünde mit aufgehobener Hand, ist die Sünde wider den Heiligen Geist, die freiwillige Abwendung von Gott, die freilich in jeder Sünde vorhanden sein kann."

D. III. 1. S. 201: „Die einzige (eigentliche) Sünde mit erhobener Hand ist jene Sünde, welche Stephanus entlarvte Act. 7, 51: ‚Ihr Hartnäckigen . . . immer widerstrebt ihr dem Heiligen Geiste.'"

Schells Erklärung ad V B: Als unrichtig anerkannt.

VI.

A. Kirchliche Lehre.

Mit dem Augenblick des Todes hört die Zeit der Gnade und damit jede Möglichkeit der Bekehrung auf; eine Bekehrung und Begnadigung des mit einer Todsünde Sterbenden im jenseitigen Leben ist ausgeschlossen, die Verdammung eines Sünders, welcher plötzlich in einer Todsünde stirbt, ist keine Ungerechtigkeit.

Die ewige Höllenstrafe ist nicht bloß eine mögliche Strafe; sie besteht für Engel und Menschen in Wirklichkeit.

---

[1] Gemeint ist Schells Dogmatik.

Die Strafen der Verdammten haben nie ein Ende. Eine „Wiederherstellung aller Dinge" in dem Sinne, daß zuletzt, wenn auch nach noch so langer Zeit, die gefallenen Engel und verworfenen Menschen begnadigt und zur seligen Anschauung Gottes zugelassen werden, ist häretische Lehre.

Schells Erklärung ad VI A: Anerkannt.

B. Von der kirchlichen abweichende Lehre.

Gott und Geist I 288: „Die kirchliche Glaubenslehre kennt nur das Bekenntnis des ewigen Lebens als einer unbedingten Gottestat. Der ewige Tod im Sinne der tatsächlichen Verewigung von Sünde und Strafe ist nur eine bedingte Wahrheit; das tatsächliche Eintreten dieser Bedingung in ihrem vollen Umfange ist indes weder eine Offenbarungslehre noch ein kirchlicher Glaubenssatz. Vielmehr ist auch die allgemeine Wiederherstellung der ganzen Geisterwelt durch volle Buße und Unterwerfung zu allen Zeiten als Lehre der Propheten, des Evangeliums und der Apostel verteidigt und von der alexandrinischen Schule und systematisch von dem hl. Kirchenlehrer Gregor von Nyssa durchgeführt worden."

Schells Erklärung ad VI B: Als irrtümlich anerkannt.

In gleicher Weise wurden Schell zwölf kirchliche Lehrstücke und seine eigenen abweichenden Aussprüche vorgelegt. In Betreff der kirchlichen Lehre lautete seine Antwort stets: „Anerkannt." Die aus seinen Werken ihm vorgehaltenen Sätze hat er siebenmal als „unrichtig", „falsch", „irrtümlich" zugegeben. Einmal sagt er: „Die hier ausgesprochenen Ansichten werden nicht mehr festgehalten und vertreten werden." Einmal: die Frage sei durch seine andern Erklärungen „gegenstandslos geworden". Einmal: die von ihm gebrauchten Ausdrücke würden „als mißverständlich für die Zukunft nicht mehr gebraucht werden". Zweimal erklärt er seine Worte in orthodoxem Sinne.

Damit dürfte nun ein Teil der Schell-Frage erledigt sein. Bisher stieß man bei Schülern und Anhängern Schells auf eine doppelte Auffassung der Worte ihres Meisters. Die einen faßten sie in ihrem nächstliegenden und natürlichen Sinne auf und machten Ernst damit. Das ist nun besonders rücksichtlich der Lehre über das Wesen der Todsünde und über die bedingte Ewigkeit der Höllenstrafen von der größten praktischen Tragweite, ja geradezu von unheilvoller Bedeutung. Die andern dagegen behaupteten, das sei ein Mißverständnis, Schell habe gar nicht von der jetzigen wirklichen, sondern von einer andern möglichen Ordnung der Dinge geredet.

Diese gegensätzliche Auffassung erklärt sich vielleicht aus einigen Bemerkungen, die wir in der Charakteristik Schells von Prof. Kiefl lesen. Dort heißt es S. 70 f:

„Übrigens muß hier eine Tatsache festgestellt werden, welche von großer Wichtigkeit ist. Das, was man Schells Spezialtheologie nennt, und wogegen das Inderdekret sich richtet, hat Schell geflissentlich im Kolleg nicht vorgetragen, weil es nicht Aufgabe des akademischen Lehrvortrages sein kann, die jungen Hörer in jene diffizilen Spezialprobleme einzuweihen, welche Schells Sondermeinungen betreffen. Die imponierende Reihe wissenschaftlicher Arbeiten, welche von fähigen Schülern Schells unter seiner Anleitung geschaffen wurden, enthält kein Thema über Schells Spezialtheologie, sondern zumeist allgemeine, apologetische Zeitfragen. Ich kann aus genauer Beobachtung der Verhältnisse konstatieren, daß die große Zahl gebildeter Katholiken, welche begeistert an Schells Persönlichkeit hängen, an den sublimen Theorien Schells auf abstraktem, theologischem Gebiete uninteressiert sind und mehr der faszinierenden, wie innerlich überzeugten und lebendigen Verteidigung der zurzeit so sehr bedrohten christlichen Grundwahrheiten ihre Sympathien zollen. Unklare Geister glaubten freilich Schell einen Dienst zu erweisen, indem sie nach seiner Indizierung die verhältnismäßig wenigen, von der Inderkongregation beanstandeten Sätze schlechthin mit Schells Weltanschauung und Lebenswerk identifizierten. Tatsache ist, daß gerade die beanstandeten Thesen im gebildeten Katholizismus Deutschlands so viel wie gar keine Wurzel gefaßt haben. Diese Tatsache ist der wichtigste Schlüssel zur Beurteilung der Schell-Bewegung mit allen ihren Eigenarten."

Schells hinterlassenem Schrifttum S. 43 wird gewünscht, „daß es eine glückliche Bearbeitung erfahre und nicht unter ungeschickten Händen, wie sie leider vielfach unter Schells Namen arbeiten, zu Grunde gehe. So viel ist gewiß, Schells dogmatisches System ist so eng mit dem noch in Gärung begriffenen platonischen Grundgedanken verwoben, daß die Kirche dieses System nicht als den zuverlässigen Ausdruck ihres Glaubensbewußtseins anerkennen konnte. Die Sorge der Kirche war um so berechtigter, als die Erfahrung gezeigt hat, daß unreife Schellschüler gerade den bedenklichen Seiten seiner Spekulation sich zuwandten, ohne von dem katholischen Grundcharakter der Schellschen Persönlichkeit sich lebendig ergreifen zu lassen."

Nicht geleugnet will werden S. 117, „daß oft solche Elemente am lautesten Schells Namen riefen, die eines solchen Lehrers nicht würdig waren, die nur Worte hörten oder unverdaute Ideen als Lehren des Meisters in Mißkredit brachten".

Für beide Klassen von Anhängern dürfte nun die Schell-Frage, soweit es sich um Sonderlehren handelt, zum Abschluß gebracht sein. Diejenigen, die im Hörsaal nichts von denselben vernommen, können nicht mehr darüber klagen, daß man Schell mit der Beschuldigung irriger Lehren unrecht tue; denn Schell selbst hat anerkannt, daß eine Anzahl Sätze in seinen

Werken irrig sind. Ebendeshalb aber können auch jene, die gerade diese Sätze mit Eifer und vielleicht in übertriebener Weise verteidigten, sich nicht mehr auf Schells Autorität berufen, sondern wenn sie guten Willens sind, müssen sie seinem Beispiele folgen, der Wahrheit die Ehre geben, ihren Irrtum eingestehen und in Zukunft um so treuer und eifriger für die echte und rechte Lehre der Kirche eintreten.

Schell ist tot. Möge er den Lohn für seinen guten Willen und seine guten Werke gefunden haben. Sagen wir alle von Herzen, wie die Kirche uns lehrt: „Er ruhe in Frieden." Es wäre nicht recht, ohne Not die Person des toten Schell in den Streit hineinzuziehen und durch zu starkes Betonen von Konsequenzen aus einzelnen Irrgängen ihn aller Zier berauben zu wollen. Ein Forscher darf persönlich nicht für jene Folgerungen verantwortlich gemacht werden, die er selber nicht sah, deren Gegenteil er sogar mit Entschiedenheit verteidigte. Nicht in hohen und zutreffenden Spekulationen besteht die wahre Größe des Menschen, sondern in der innigen Gottes- und Nächstenliebe. Hat Schell diese in dem Maße geübt, wie seine Freunde und Bekannte von ihm rühmen, dann wird sein Lohn im Himmel groß sein, und wir wollen hoffen, uns dereinst über ihn und mit ihm freuen zu können.

Es ist aber ganz gewiß: Wäre Schell nur ein frommer, tugendhafter Priester gewesen, dann wäre sein Name nicht in so vieler Munde. Nicht seine persönliche Tugend hat die Augen von Freund und Feind auf ihn gelenkt, sondern seine wissenschaftliche Richtung. Die kühnen neuen Ideen und der unermüdliche und begeisterte Eifer, mit welchem er diese Ideen zu verbreiten suchte und als eine mächtige Waffe des Katholizismus im Kampfe mit der ungläubigen Wissenschaft anpries, haben ihm so viele Bewunderer verschafft. Neidlos wird jeder anerkennen, daß Schell ein ungewöhnlicher, ein reich begabter, ein rastlos tätiger Mann war und das Mittelmaß weit überragte. Dabei bleibt aber bestehen, daß er geirrt hat, nicht in unwichtigen Nebenfragen, nein, in den Grundlagen und dem Aufbau seines Systems, in Fragen von der größten und weitest greifenden Bedeutung. Deshalb ist es nicht angebracht, ihn mit dithyrambischem Schwunge als eine hellstrahlende Leuchte katholischer Wissenschaft, als den größten Apologeten der Neuzeit zu feiern. Gott weiß es allein, ob Schell mehr genützt hat durch die Begeisterung, die er für die katholische Wissenschaft und ihren Fortschritt geweckt, oder mehr geschadet durch die Verwirrung, die er in den Köpfen vieler junger Priester angerichtet hat.

Jedenfalls darf ein solcher Mann nicht einfachhin dem Klerus als Muster vorgestellt werden. Schell ist tot; aber bis die falschen Ideen, die er ausgestreut hat, auch tot sind, wird noch geraume Zeit vergehen. Den toten Schell brauchen wir nicht mehr zu bekämpfen, aber den noch umgehenden Irrungen mancher Schellianer entgegenzutreten, ist Recht und Pflicht aller, denen es von Amts oder Stellung wegen obliegt, den katholischen Glauben in seiner Reinheit zu erhalten.

Schell muß rücksichtlich seiner Methode als ein warnendes Beispiel angesehen werden. Es war von ihm sehr edel und apostolisch, daß er den Millionen, die er in den Netzen einer falschen Wissenschaft verstrickt sah, zu Hilfe kommen wollte. Aber zu diesem Zweck das Auge immer auf falsche Systeme gerichtet halten und an erster Stelle fragen, wie kann ich Leuten mit solchen Ideen die katholische Lehre plausibel machen? wie muß ich die katholische Lehre darstellen, um ihr in solchen Kreisen Gehör und Verständnis zu verschaffen? das ist sehr gefährlich. Da liegt die Versuchung nahe, die geoffenbarte Wahrheit umzumodeln und sie in Formen zu gießen, die für sie nicht passen. Dieser Versuchung ist Schell unterlegen. Alles, auch das katholische Dogma, wurde von ihm ausschließlich oder doch vorzüglich unter apologetischem Gesichtswinkel betrachtet. Das ist aber bezüglich der von Gott geoffenbarten und von der Kirche erklärten Lehre nicht der hauptsächlichste und noch viel weniger der einzig richtige Standpunkt. Zuerst und vor allem muß genau nach den Grundsätzen der katholischen Überlieferung festgestellt werden, was katholische Lehre ist und was der Apologet zu verteidigen hat. Nur wenn hierüber Klarheit geschaffen ist, kann zu der weiteren Untersuchung geschritten werden, wie sich die zeitgenössische Wissenschaft zu dieser Lehre stellt, ob sie sich gegensätzlich verhält oder nicht, ob sie einfach zurückgewiesen werden muß, ob sie in Einklang mit der überlieferten Wahrheit gebracht werden kann, ob sie Wahrheitsmomente enthält, die als Anknüpfungspunkte dienen können. Die geoffenbarten Wahrheiten und die kirchlichen Lehrbestimmungen können und dürfen der Sache nach nicht umgedeutet werden, um leichter zu modernen Anschauungen zu passen. Ob es dem modernen Menschen lieb oder leid ist, daß die katholische Kirche die unbedingte ewige Bestrafung lehrt, der katholische Theolog muß darauf bestehen, daß die Kirche diese Lehre als göttlich geoffenbarte Wahrheit vorträgt. Das gleiche gilt von jeder andern kirchlich feststehenden Lehre. Aufgabe des Apologeten ist es dann, zu zeigen, daß die einzelnen Lehren der Vernunft nicht widersprechen,

daß die Einreden nicht stichhaltig sind, daß der Wahrheitsgehalt in den modernen Systemen durch die katholische Lehre durchaus nicht gefährdet wird, daß diese Lehre vielmehr den gesunden Anschauungen und Strebungen unserer Zeit durchaus gerecht wird.

Die Kirche redet zu jedem Volk und jedem Zeitalter in seiner Sprache. Auch die theologische Ausdrucksweise richtet sich innerhalb bestimmter Grenzen nach den jeweiligen Bedürfnissen. Je mehr ein Apologet es versteht, die katholische Wahrheit so vorzutragen, daß sie seinen Lesern oder Hörern leicht faßlich und annehmbar wird, desto zweckentsprechender und wirksamer ist sein Vortrag; aber die Sache darf nicht darunter leiden. Andere Zeiten, andere Menschen, andere Vorstellungs- und Ausdrucksweisen, aber die geoffenbarte Wahrheit bleibt heute, was sie gestern war, und was sie immer sein wird. Das Wort Gottes soll nicht von menschlicher Philosophie beeinflußt werden, sondern die menschliche Philosophie vom Worte Gottes. Einen höheren Standpunkt gibt es in dieser Beziehung nicht als den, daß die ewige unfehlbare Wahrheit selbst durch die Kirche zu den Menschen redet, und daß diese Wahrheit voll und ganz ohne Abbröckeln, ohne Vertuschung, ohne Deutelei anerkannt werden muß.

Auch vor Schell haben die katholischen Theologen nicht behauptet, die aufeinander folgenden und einander bekämpfenden philosophischen Systeme seien lediglich Fieberträume kranker Geister. Die katholischen Theologen haben sich durchweg viel mehr bemüht, die Gedankengänge ihrer Gegner kennen und verstehen zu lernen, als es den Gegnern ernstlich darum zu tun war, in den Sinn der katholischen Lehre einzudringen. Schell selbst beklagt sich in seinen Werken darüber, daß ein Eduard von Hartmann und andere ungläubige Philosophen, mit deren Spekulationen er sich eingehend beschäftigt hat, auf seine Darlegungen gar keine Rücksicht nahmen. Andere haben zwar darauf Rücksicht genommen, aber nur um darüber zu spotten, daß man glaube, ihnen einen modernisierten Katholizismus schmackhafter machen zu können. Die Andersdenkenden, denen es ernst und ehrlich um eine Bekanntschaft und Aussprache mit katholischen Gelehrten zu tun ist, wollen vor allem die unverfälschte und unverhohlene Kirchenlehre kennen lernen, nicht aber etwas für moderne Augen Aufgeputztes, was die Kirche schließlich desavouieren muß.

Gegen die Behauptung Paulsens, die katholische Wissenschaft sei eine tote Masse, nur in der freien modernen Wissenschaft sprosse immer junges Leben, hatte ich darauf hingewiesen, daß der stete Wechsel nicht gerade ein

Zeichen höheren Lebens sei, und hatte dies erläutert durch den Vergleich eines Moderhaufens mit einem Eichenwalde. Ich sollte meinen, der Vergleichspunkt sei klar. Obschon auf dem Moderhaufen immer neue Pilze aufschießen, steht er doch an kräftiger Lebensfülle hinter dem Eichenwalde zurück. So auch das Pilzleben so vieler moderner Systeme hinter dem kraftvollen Eichenwald der katholischen Wahrheit.

Dieser „Moderhaufe" hat es nun, wie es scheint, einigen angetan. Er soll nach ihnen zeigen, wie viel erhabener der Standpunkt Schells sei, der es verstanden habe, die Offenbarungsstrahlen überall zu sehen, anstatt außer der Kirche nur einen Moderhaufen zu erblicken. Wo ist bei dieser sinnreichen Erwägung das tertium comparationis geblieben, auf das doch bei einem Vergleich alles ankommt? Wenn ich die ganze moderne Philosophie lediglich für einen Moderhaufen hielte, so hätte ich nicht so viele Jahre auf ihr Studium verwendet. Kein sehr erhabener Standpunkt aber ist es, sich bei dem obigen Vergleich auf den Moderhaufen niederzulassen und mit aller Gewalt aus demselben etwas herausklauben zu wollen, was nicht drin ist. Es gibt in Deutschland nicht wenig katholische Gelehrte, die sich mit der modernen Wissenschaft ebenso eingehend beschäftigt haben wie Schell. Auch Schell konnte es nicht gelingen, den Perspektiven Hartmannscher Philosophie die katholischen Prinzipien zu erschließen. Er hat einzelne Sätze Hartmanns aufgegriffen und dieselben in ähnlicher Weise bekämpft, wie überhaupt die katholischen Theologen falsche Lehren zu bekämpfen pflegen.

Wovor aber jeder katholische Gelehrte auf der Hut sein muß, das ist die Gefahr, in seiner Auffassung und seiner Darstellung der Lehre die katholische Wahrheit mit Fäulniskeimen falscher Wissenschaft zu infizieren. Schell hat bekannt, daß er dieser Gefahr nicht ganz entgangen ist. Das Bekenntnis ehrt ihn. Mögen seine Bewunderer ihn dadurch ehren, daß nun auch sie nicht bei den Irrtümern ihres Meisters beharren, sondern vielmehr danach streben, mit Vermeidung seiner Irrwege ihn in dem nachzuahmen, was sie an ihm lobend hervorheben: in glühender Liebe zur katholischen Wahrheit und zur Kirche und im Eifer, möglichst viele Seelen zur Wahrheit und zur Kirche hinzuführen.

Christ. Pesch S. J.

Rezensionen.

Herders Konversations-Lexikon. Dritte Auflage. Reich illustriert durch Textabbildungen, Tafeln und Karten. 8 Bde Lex.-8⁰ Freiburg 1902—1907, Herder. In Original-Einband, Halbfranz per Band *M* 12.50

Mit der Zentenarfeier des Bestandes der Herderschen Verlagshandlung 1901 lag eine ihrer bekanntesten und verdienstlichsten Unternehmungen, die zweite Auflage von Wetzer und Weltes Kirchenlexikon, abgeschlossen vor, sogleich aber inaugurierte das große katholische Verlagsgeschäft das zweite Jahrhundert seines Bestehens mit einem für das katholische Deutschland nicht minder bedeutsamen Werke. Noch vor Ende 1901 erschienen die Prospekte und ersten Lieferungen des „Konversations-Lexikons". Für den hundertjährigen Verlag war auch dieses nicht ein erster Versuch. Zweimal schon, in den fünfziger und wieder in den siebziger Jahren, war der hochverdiente Benjamin Herder bemüht gewesen, ein solches heute fast unentbehrliches Hilfsmittel den Katholiken Deutschlands so zu bieten, daß sie dadurch unabhängig würden von den damals vorhandenen, mehr oder minder in katholikenfeindlichem Geiste gehaltenen Enzyklopädien ähnlicher Art.

Die erste Auflage des Herderschen Lexikons in fünf Bänden (1853—1857) hat zu ihrer Herstellung bzw. ihrem Erscheinen fünf Jahre in Anspruch genommen, die dritte, die mit ihren acht starken Bänden tatsächlich ein völlig neues und auf ungleich höherer Stufe basiertes Werk darstellt, ist in sechs Jahren zu Ende geführt worden, und es trifft sich glücklich, daß ihr Abschluß 1907 gerade zusammenfällt mit dem 50jährigen Gedächtnis der Vollendung der ersten Auflage 1857 — gewiß die würdigste Art, das Gedächtnis eines alten Verdienstes und Ehrentitels zu erneuern.

Auf die eingreifende, kaum hoch genug zu würdigende Bedeutung dieses Unternehmens wie auf die Vorzüge der tatsächlichen Ausführung ist in diesen Blättern von 1902 bis 1906 (LXII—LXXI) sechsmal bereits die Aufmerksamkeit der Leser hingelenkt und sind Band I bis VI auch im einzelnen besprochen worden. Die Verlagshandlung ist ihrem Versprechen treu geblieben, in nur acht Bänden ihre ganze große Aufgabe zu bewältigen. In den Jahren 1905 und 1907 gelangten je zwei Bände zum Abschluß; sonst sah jedes Jahr einen fertigen neuen Band in Lexikonumfang mit durchschnittlich 1800 Spalten, etwa 400 Abbildungen im Text und 50 meist recht wertvollen Beilagen an systematischen Zusammenstellungen, sei es in Wort oder Bild oder beiden zugleich. Unter den sechs früher angezeigten Bänden hatte der III. mit 1818 Spalten, 450 Abbildungen im Text und 900 Abbildungen im ganzen einen kleinen Vorsprung

vor den übrigen im Äußern voraus. Die beiden letzten Bände, wiewohl in noch rascherem Tempo als ihre Vorgänger zu Tage gefördert, stehen hinter den früheren weder an Umfang noch an Trefflichkeit zurück. Band VII überflügelt sogar den III. Band, indem er 1838 Spalten Text und 61 Beilagen gegen 44 bei jenem aufzuweisen hat. Der Schlußband vollends hat es zu 1910 Kolumnen mit 80 bzw. 82 Beilagen gebracht. Hoch über 1000 Abbildungen, auf Text und Beilagen verteilt, gereichen ihm zur Zierde. Eine Durchmusterung dieser neuen Bände VII und VIII muß den Eindruck wecken, als ob im Hinblick auf den mit Band VIII streng abgegrenzten Raum die einzelnen Artikel noch gedrängter ihren Inhalt zusammenfaßten, und dieser Eindruck ist ein entschieden vorteilhafter. Eine Beobachtung, der schon 1905 in dieser Zeitschrift (LXVIII 449) Ausdruck verliehen wurde, bewahrheitet sich hier vorzüglich: daß bis jetzt „der nachfolgende Band den vorhergehenden stets noch an Gediegenheit und Reichtum übertroffen habe".

Auch in diesen letzten Bänden fallen die ausgezeichneten Länderbeschreibungen mit ihren Karten, Statistiken und Geschichtsabrissen wieder vor allem in die Augen. Treffen doch auf diese Bände, abgesehen von den bedeutsamen Nummern Rom und Römisches Reich, Preußen und Sachsen, Rußland und Schweden, Spanien und Portugal, Schweiz und Ungarn, Südamerika und Vereinigte Staaten, Sudan und Vorderindien, Zentralamerika und Westindien, von geringerem nicht zu reden. Das Neueste aus dem Gebiet der Naturwissenschaften bringen Abhandlungen wie über Radioaktivität und Röntgenstrahlen, Sternkarten und Sternwarten, Sonne und Spektralanalyse, Wetter, Wind und Wolken, zum Teil erläutert durch prächtige Veranschaulichungstafeln. Einen großartigen Überblick gewähren die Sprachenkarte mit dem Stammbaum der Sprachen, der Überblick über Entwicklung, Stand und Hilfsmittel des Weltverkehrs und die Systematik des Tierreiches, die Tierregionen und die Verteilung der Tierwelt über die ganze Erde. Die Tierwelt gerade bietet wohl am häufigsten Anlaß zu bildlichen Beigaben, und zwar durchschnittlich zu den ergötzlichsten. Eine große Rolle spielen die verschiedenen Rassen der Hundewelt, deren charakteristische Vertreter von Zeit zu Zeit im Bilde zum Vorschein kommen. Rind, Schaf und Schwein, Schmetterling und Taube, Termiten und Vögel erscheinen in ausgewählter Versammlung auf eigenen Tafeln. Schrift und Stenographie, Telegraph und Telephon, Schiffahrt und Seewesen, Theater und Straßenbahn, Wassersport und Wintersport, Torpedo und Tunnel mit ihren reichen graphischen Beigaben führen dagegen mitten hinein ins modernste Menschenleben. Auch von den Artikeln, die der Industrie und Technik zugewendet sind, ziehen manche wie Pumpe und Presse, Spinnerei und Schriftgießerei, Seide und Wolle, Uhr und Wage, Wasserbau und Weberei schon durch die treffliche Art der bildlichen Veranschaulichung die Aufmerksamkeit auf sich. Aber auch die rein sachlichen Zusammenstellungen, wie sie teils in den Artikeln teils in den Beilagen recht reichlich geboten werden, erweisen sich vom höchsten Wert. Man braucht nur nachzulesen über Rettungswesen und Sanitätswesen, Postwesen oder Straßenbau, Wohnung und Wohnungsfrage, Statistik oder Schule, Religion und Reformation, Theologie und

Universität, Sozialpolitik und Volkswirtschaft, Trienter Konzil und Sakrament; man findet da nicht nur rasche und reichliche Belehrung, sondern wird oft wahrhaft erfreut durch die geistreiche Art der Zusammenordnung und die meisterhafte Vermittlung eines leichten Gesamtüberblicks.

Dank der alphabetischen Reihenfolge trafen in diesen letzten Bänden Stichworte zusammen wie: Renaissance, Romanische Kunst, Römische Kunst, und die Namen erstklassiger Meister: Raffael, Rembrandt, Rubens, Tizian — eine verlockende Aufforderung für die Redaktion des Lexikons, nach so vielem bereits glücklich Vollbrachtem in Bezug auf Auswahl und Reproduktion hier ihr Bestes zu leisten. Daß die berühmten älteren Konversations-Lexika, wie Brockhaus, Meyer, Pierer-Kürschner nach so vielen und erfolgreichen Neuauflagen an Glanz und Luxus der graphischen Beigaben vor dem neuen Herderschen Lexikon einen Vorsprung voraus haben, ist ohne weiteres anzuerkennen. Was aber Feinheit der Auswahl und Verständnis der Zusammenstellung angeht, dürfen diese auch in der Ausführung herrlich gelungenen Bildertafeln kühn mit allem sich vergleichen, was jene älteren Werke uns zu bieten vermögen. An die schon genannten Kunsttafeln dürften noch eine Reihe anderer, z. B. Porzellan, Reliquiarien, Spitzen, Textilkunst, würdig anzuschließen sein. Die glänzenden farbigen Tabellen mit den Uniformen der verschiedenen Kriegsepochen und Heere und dem Überblick über die Trachten der verschiedenen Zeiten und Völker nehmen zwar vorwiegend andere Interessen in Anspruch als die künstlerischen, verdienen aber gleich jenen obengenannten ob ihrer geschickten Zusammenstellung und geschmackvollen Anordnung ein vorzügliches Lob.

Alles in allem darf man auf die beiden Bände getrost das Wort anwenden: „Ende gut, alles gut.“ Sie sind dem Werke eine würdiger Abschluß, und daß dieser Abschluß mit ihnen bereits vollendet vorliegt, ist mit aller Freude zu begrüßen. Ein solches Unternehmen innerhalb von nur 6 Jahren zu gutem Ende zu führen, und zwar in der Sorgfalt und Kompetenz, wie es geschah, verdient als eine großartige Leistung anerkannt zu werden. Denn trotz aller störenden und hemmenden Einflüsse unserer in unruhiger Gärung begriffenen Zeit ist das Konversations-Lexikon im großen und ganzen betrachtet ein vortreffliches Werk. Auf die Hauptvorzüge, die ihm eigen sind, ist in diesen Blättern schon oft genug hingewiesen worden, wie auf jene Gesichtspunkte, welche die nunmehr glücklich vollendete Enzyklopädie vor allem der Beachtung und dem Wohlwollen katholischer Kreise empfehlen. Es genügt, auf einige der greifbarsten Momente nochmals hinzuweisen.

Gegenüber den 17 mächtigen Bänden des großen Brockhaus, den 18 Bänden Meyer und den 12 Bänden Pierer-Kürschner hat man im Herderschen Konversations-Lexikon die vollständigste, auf allen Gebieten ausgiebig orientierende Enzyklopädie in nur acht Bänden. Diese Bände, wenn auch stattlich zubemessen, bleiben doch bequem handlich und für das Auge gefällig. Die Anordnung ist klar und übersichtlich, bei mustergültigem Druck und großer Korrektheit.

Trotz des geringeren Umfangs ist doch die Nomenklatur eine überaus reichhaltige, und das neue Lexikon kann es an Zahl der Artikel mit jedem seiner Vorgänger aufnehmen. Dabei erprobt sich das neue Lexikon im Gebrauch.

Überall bringt es das Neueste und Beste; es erweist sich als offenbar, daß auf allen verschiedensten Gebieten Meister vom Fach zu Rate gezogen worden sind.

Der gläubige Christ, insbesondere der Katholik, weiß sich bei Gebrauch dieses Lexikons sicher vor offenen oder versteckten Angriffen auf das, was ihm vor allem heilig und teuer ist. Die christliche Familie braucht sich nicht zu scheuen, die acht schmucken Bände als Zierde des Wohnzimmers aufzustellen. Weder Bild noch Text bieten zu vernünftigen Besorgnissen Anlaß.

Geschichtliche Persönlichkeiten und Einrichtungen, besonders aber Lehren, Gebräuche oder Gesetze unserer Religion und alles, was nur dem Katholiken als solchem besonders am Herzen liegen und was über spezifisch katholische Dinge Belehrung bieten kann, ist vorzüglich berücksichtigt, mit Verständnis und meistens auch großer Zuverlässigkeit behandelt. Andersgläubige, die sich über katholisches Leben und Denken zu unterrichten wünschen, finden hier weit sicherer und ausreichender Belehrung als in irgend einer der größeren und älteren Enzyklopädien, und dabei eine Rücksichtnahme auf ihr eigenes religiöses Empfinden, wie wir Katholiken in protestantischen Nachschlagewerken es nicht gewöhnt sind. Kann das Herdersche Lexikon in Bezug auf Reichtum und Pracht der Zierstücke es seinen großen Rivalen noch nicht gleich tun, so sind die graphischen Darstellungen, die es bringt, doch zahlreich genug und dabei auf Belehrung und Veranschaulichung meist recht praktisch berechnet. Das aber gerade ist es, was der Illustrierung erst den Wert gibt. Luxusbilder wird man in einem solchen Nachschlagewerk leichter vermissen, und eine weise Beschränkung bildlicher Beigaben beläßt dem Text seine ungestörte Übersichtlichkeit.

Das nun glücklich vollendete Werk, das mitten unter dem Kampf von Meinungen und Bestrebungen es verstanden hat, durch sachliche Gediegenheit, Sorgfalt der Veranstaltung und Würde der Haltung von allen Seiten sich Achtung und Anerkennung zu verschaffen, und das in verhältnismäßig so kurzer Frist es dahin gebracht hat, auf sein erstes schönes Probeheft bereits den ausgezeichnet reichhaltigen Schlußband folgen zu lassen, bedeutet auch einen ehrenden Gedenkstein für eine unserer ersten katholischen Verlagshandlungen. Der katholische Gemeinsinn, der Unternehmungsgeist und die Leistungsfähigkeit der hundertjährigen Firma Herder haben sich in diesem schwierigsten und opferreichsten Werke aufs neue bewährt. Die Katholiken Deutschlands haben Ursache, stolz zu sein auf Werk und Verlag. Mögen der großen katholischen Verlagsfirma noch Jahrhunderte ehrenvollen Bestehens, dem trefflichen Konversations-Lexikon zahlreiche Neuauflagen beschieden sein!

Otto Pfülf S. J.

Nietzsches Philosophie. Von Dr **Arthur Drews.** gr. 8° (X u. 562) Heidelberg 1904, Winter. *M* 10.—; geb. *M* 12.—

Der Wert des umfangreichen Buches, das Arthur Drews über Nietzsche geschrieben hat, ist von vornherein nicht in der Kritik zu suchen. Denn diese Kritik ist nicht objektiv. Sie steht und fällt, soviel Treffendes sie im einzelnen auch sagt, doch als Ganzes mit dem Hartmannschen Standpunkt des Verfassers.

Drews schließt sein Buch mit einer Empfehlung des „konkreten Monismus des unbewußten absoluten Geistes", der ebenso Gegner Nietzsches wie der theistischen Religionen und des abstrakten Monismus sei.

Überdies teilt Drews Hartmanns und Nietzsches Abneigung gegen das Christentum, und wenn er auch nicht in das pöbelhafte Lästern des „Antichrist" einstimmt, so fehlt es doch nicht an beleidigenden Äußerungen. Daß der Glaube noch lebt, sei nicht geeignet, „uns einen hohen Begriff von der Intelligenz der Menschen einzuflößen" (S. 245). In der Babel-Bibel-Debatte sträubten sich die Gläubigen gegen das „schlechthin Selbstverständliche" und pochen der Forschung gegenüber auf einen Begriff der Offenbarung, „der wissenschaftlich absolut undiskutierbar ist. Und das in einem Zeitalter, das sich auf seine Wissenschaftlichkeit etwas zu gute tut und dabei, wie die bezüglichen Debatten zeigen, sich noch nicht einmal über den Begriff dessen klar ist, was Wissenschaft überhaupt bedeutet" (S. 134 f Anm. Welch ein unlogischer Satz!). An die Besprechung des „Antichrist" schließt sich eine herbe Kritik des Christentums, die gute zehn Seiten füllt. Wie Nietzsche und Chamberlain kann der Verfasser es dieser Religion nicht verzeihen, daß sie die Germanen semitisch infiziert und die Entwicklung der germanischen Stammesreligion unterbrochen habe. Es gibt zahlreiche Stellen, wo der Professor der technischen Hochschule seiner Würde gänzlich vergißt und in den Affekt eines Zeitungsschreibers zweiten Ranges gerät. Er ist traurig, daß „unsere Politiker sowohl wie unser in Philisterei versunkenes liberales Bürgertum vor nichts mehr Angst hat als vor einer Erneuerung des Kulturkampfes" (S. 508 f). Wo er die Vermutung einiger bespricht, Nietzsches maßlose Angriffe auf das Christentum seien, wie so oft in seinem Leben, als ein Zeichen zu betrachten, daß der Lästerer innerlich schon auf dem Wege zu dem Gelästerten sei, meint er, wenn Nietzsche zurückgekehrt wäre, so hätte er nur Katholik und Jesuit werden können. „Ob wir unter solchen Umständen nicht froh sein dürfen, daß der hereinbrechende Wahnsinn ihn rechtzeitig hiervor bewahrt hat, diese Frage mag sich der Leser selbst beantworten" (S. 514 f).

Glücklicherweise zielt Drews zunächst nicht auf die Kritik, sondern auf eine vollständige und genetische Darstellung der gesamten Philosophie Nietzsches. Er will eine Übersicht über 'alle Gedanken des Philosophen geben und behandelt darum eingehend und mit Anführung vieler Zitate den Inhalt aller erschienenen Schriften. Auf Grund der geschichtlichen Ordnung, die er dabei einhält, legt er sodann den Zusammenhang der rasch wechselnden Ansichten untereinander und mit den Erlebnissen des Dichters dar. Drews unterscheidet, wie natürlich und üblich, drei Perioden: in der ersten ist die Kunst, in der zweiten die Wissenschaft die Erlöserin der Menschheit, und in der dritten erfolgt die Umwertung aller Werte. Frau Lou Andreas, die ehemalige Freundin Nietzsches, hat gemeint, die schroffen Wechsel der Meinungen seien pathologische Selbstzerfleischungen, ihr Freund sei krankhaft gedrängt gewesen, alle paar Jahre zu ändern und das Überwundene herunterzumachen. Überzeugend wird gezeigt, daß, obwohl nicht rein logisch, sondern auch psychologisch, ja physiologisch, eine wahre Entwicklung vorliege.

Durch viele zerstreute Einzelheiten fällt Licht auf das Verhältnis von Person und Lehre. Beim Philosophen des Übermenschen ist das mehr als bei irgend einem von Nutzen; denn wie jedermann weiß, ist er der „persönlichste aller Denker“.

Vor allem war Nietzsche Dichter, nicht Philosoph. Die Phantasie herrschte in ihm vor und riß den Philosophen mit sich fort. Er hat selbst gestanden, daß er in der Schrift „Richard Wagner in Bayreuth“ aus dem Musiker ein „ideales Monstrum“ gemacht habe. Er verspürte starke Neigung zum Dichten, gerade während er an der „Fröhlichen Wissenschaft“ und am „Zarathustra“ schrieb. Und nicht einmal Epiker war er, sondern Lyriker. Obwohl er es im „Zarathustra“ den Evangelien gleichtun wollte, hat er es nur zu einem schwachen epischen Rahmen gebracht. Mit der Überwucherung der Phantasie hängt seine zerfließende Unbestimmtheit zusammen. Soviel auch die Rede ist vom Schaffen des Genius, vom Vorwärtsstürmen, Niedertreten und Siegen des Übermenschen, was sollen denn Genius und Übermensch schaffen, was wollen sie? Stets ein dunkler, ungeheurer Drang, aber kein Inhalt dazu! Die Phantasie kümmert sich auch wenig darum, ihre Gebilde zu begründen. So hielt es der „Niegeahnte“ von Anfang an. Er geht voran, wie es der Dichter darf: er braucht einen Begriff, also schafft er ihn. Der Übermensch kann nicht bewiesen werden, das weiß sein Prophet ganz wohl; aber er kann und muß geglaubt werden, damit der Mensch den Gedanken der ewigen Wiederkunft des Gleichen ertrage, also wird er gelehrt. Die Phantasie grämt sich nicht über theoretische Widersprüche. Nicht einmal im selben Buche bleibt sich der Umwerter aller Werte getreu. Und erst wenn man Buch mit Buch vergleicht! Heute für Sokrates, morgen gegen ihn, übermorgen wieder für ihn; heute ein Freund, morgen ein Gegner der Juden. Selbst der Übermensch hat sich unter der Hand seines Schöpfers wandeln müssen. „Zarathustra“ hatte noch gelehrt, der Übermensch sei eine Überart des Menschen, der Mensch müsse über sich hinaus, er sei nur ein Seil, geknüpft zwischen Tier und Übermensch. Aber im „Antichrist“ stellt sich der Übermensch nicht mehr als Überart, sondern nur mehr als höherwertigen Typus der Art Mensch vor, und sein Verkünder kann nun ohne weiteres selber Übermensch sein.

Obendrein stand Nietzsche, lange bevor die eigentliche Geisteskrankheit ausbrach, oft unter pathologischen Einflüssen. Er erzählt, daß er den „Zarathustra“ in einem Zustand rauschartiger Entzückung entworfen habe. Nach allem lebte er damals in dem krankhaften Wohlgefühl, der Aufhebung der normalen Schwereempfindung, die oft die Vorboten einer Gehirnerkrankung sind; darum redet er so oft von Tanzen, Fliegen, Schweben, Steigen, Lachen. „Jetzt bin ich leicht, jetzt fliege ich, jetzt sehe ich mich unter mir, jetzt tanzt ein Gott durch mich!“ (S. 366.) Drews meint, der „Zarathustra“ sei vielleicht das psychologisch interessanteste Werk der gesamten Weltliteratur, weil es in Worten und Schicksalen des Titelhelden die fortschreitende Entwicklung einer Geisteskrankheit zeige. Sowohl Inhalt als Ausdruck offenbaren um dieselbe Zeit eine krankhafte Fälschung der Gefühle: der Zug zum Starken und Großen fängt an, sich zu dem Grausamen, Gewalttätigen, Brutalen, Schleichenden, Katzenhaften zu wenden, er wird ein Hang zum Dämo-

nischen, eine Vorliebe für das Raubtier und den Raubmenschen. Immer stärker wird der Kitzel, den Leser durch Paradoxien, Übertreibungen, Unverständlichkeiten zu ärgern. „Diesen Menschen von heute will ich nicht Licht sein. Die — will ich blenden. Blitz meiner Weisheit, stich ihnen die Augen aus“ (S. 365).

So ist der Philosoph des Unerhörten schon wegen der Fähigkeit, mit der er arbeitet, zur objektiven Philosophie ungeeignet. Aber subjektiv ist auch die Quelle, der Stoff seiner Philosophie. Denn das ist nichts anderes als er selbst.

Zunächst sind es gewisse Charaktereigentümlichkeiten, die ihn zur einseitigen Pflege einiger Ideen treiben. Nietzsche ist über die Maßen stolz und selbstherrlich; Drews' Buch ist voll von Beweisen dafür. Daher ohne Zweifel die Idee des Übermenschen, die die Werke Nietzsches in dieser oder jener Form von Anfang bis zu Ende beherrscht. Nur in der positivistischen Zeit scheinen einmal die gewöhnlichen Menschen, die Schwachen und Zarten zu einigem Recht zu kommen; aber ganz ist der Geniekult auch dort nicht abgetan.

Noch mehr: Die Lehre Nietzsches ist vielfach nur eine Objektivation seiner selbst, er selbst ist „das Maß aller Dinge“, seine Philosophie ist gelebt. Er habe, so sagt er, den Deutschen die erlebtesten Bücher geschenkt, die sie besäßen. Er glaubte, in der Lehre von der ewigen Wiederkunft eine lebenfördernde Kraft an sich erfahren zu haben, wozu also viel Beweisens? er macht sie zum allgemeinen Weltgesetz. Was er nur schreibt, fast immer heißt es nachher: Ich habe lediglich mich selbst gezeichnet. So wurden Schopenhauer und Wagner zu Nietzsche, Zarathustra ist Nietzsche, der Übermensch ist Nietzsche. Der „Philosoph“ war unfähig, objektiv zu schauen. Es gibt aber auch keine Wahrheit im alten Sinn: die einzige Frage ist, wie weit ein Urteil lebenerhaltend und lebengebend sei, und die Falschheit eines Urteils ist kein Einwand gegen das Urteil. Jede große Philosophie war nur das Selbstbekenntnis ihres Urhebers und eine Art ungewollter, unvermerkter Memoiren.

Sogar pathologische Erfahrungen wertet der Subjektivist in allgemeine Gesetze um. Frau Cosima Wagner ist des Glaubens, daß ihm die Wagnersche Musik deshalb verwerflich erscheine, weil seine Nerven sie nicht mehr ertragen könnten. In der Krankheit geht ihm der Begriff der Philosophie als Gesundheit oder Krankheit auf: alles Denken spiegelt nur den physiologischen Zustand wider. „Ein Philosoph, der den Gang durch viele Gesundheiten gemacht hat, ist auch durch ebensoviele Philosophien hindurchgegangen“ (S. 281).

Nietzsche ist subjektiv durch und durch, und damit ist das Urteil über seine Philosophie gesprochen. Daß er der „persönlichste Denker“ sei, gereicht ihm nicht zur Empfehlung, sondern wird zur vernichtenden Kritik; denn „persönlich“ in dem von ihm ausgebildeten Sinne und „Denker“ vertragen sich nicht besser als Feuer und Wasser. Drews setzt dann auch in seinem Schlußworte den wissenschaftlichen Wert Nietzsches sehr gering an; nachdem er die einzelnen philosophischen Disziplinen, worin man seine Bedeutung suchen möchte, durchgegangen ist, schließt er mit dem Urteil, bei allen Anregungen im einzelnen sei das wissenschaftliche Ergebnis im ganzen negativ. „Nietzsche erleuchtet nicht, sondern blendet nur“

(S. 541). Die einzige Möglichkeit, ihn zu schätzen, liege in der Auffassung, daß er ein Prophet sei, der die Menschheit unserer Tage aus der Äußerlichkeit ihrer Kultur emporrufe zu einer höheren Kultur voll Religion, Kunst und tiefer Weltanschauung, zur Freiheit und Selbständigkeit, zur eigenen Verantwortlichkeit und autonomen Lebensführung. Wahres und Falsches gehen hier in der Kritik Drews' durcheinander. Es lohnt sich nicht, dem einzelnen nachzugehen und sich in die Kritik des Hartmannschen Standpunktes einzulassen. Wenn auch aus andern Gründen, stimmt Drews uns doch bei: Nietzsche ist nicht im stande, uns die rechte innere Kultur zu geben, und das „Problem der Persönlichkeit" besteht mit nichten darin, den Menschen allen Gesetzen des Wahren und Guten zu entziehen.

In der Form hätte Drews noch manches tun können, um die Einsicht in die Zusammenhänge zwischen Leben, Person und Büchern leichter zu machen. Die Darstellung ist nicht selten breit, zuweilen überaus nachlässig. Vieles wiederholt sich, einiges bis zum Überdruß. Wie oft muß man es über sich ergehen lassen: der Grundirrtum Nietzsches sei die Verwechslung von Selbst und Ich, die Auffassung des Selbst als eines ichlichen. Es ist eben das Steckenpferd des Hartmannianers. Ja es wird sogar versucht, den Irrsinn Nietzsches in den Rahmen dieser Idee zu fassen. Der unglückliche Philosoph habe gerade dafür, daß er unmittelbar im eigenen Bewußtsein das Sein habe ergreifen wollen und daß er unter das Selbstbewußtsein niedertrachtete, um unmittelbar des Unbewußten bewußt zu werden, das Opfer seines Verstandes bringen müssen.

Otto Zimmermann S. J.

Beschreibendes Verzeichnis der illuminierten Handschriften in Österreich. Herausgegeben von **Franz Wickhoff**. Dritter Band: **Die illuminierten Handschriften in Kärnten**, beschrieben von **Robert Eisler**. Mit 85 Abbildungen und 9 Tafeln. gr. Folio. (148) Geb. M 50.—

Das schwierige und wichtige Werk der Inventarisierung der illuminierten Handschriften hat durch die tätige Fürsorge des Instituts für österreichische Geschichtsforschung unter Leitung des Hofrats Prof. Franz Wickhoff mächtige Förderung gewonnen. Band I und II über die Handschriften in Tirol und Salzburg sind in dieser Zeitschrift 1900 (LXX 97) zur Anzeige gekommen. Auch dieser dritte Band macht mit einer Reihe hervorragender Handschriften aus fünf Bibliotheken in Klagenfurt und aus St Paul im Lavanttal bekannt. Als wertvolle verzierte Manuskripte derselben sind besonders zu nennen: eine Schrift des hl. Ambrosius aus dem 5. bis 6. Jahrhundert und eine, wie jene in Italien (?) geschriebene Gesetzessammlung des 9. Jahrhunderts, das schon von Gerbert behandelte, aber lange verschollene Sakramentar aus St Blasien in St Paul im Lavanttal, welches der großen sog. Reichenauer Schule des 10. und 11. Jahrhunderts zugeschrieben wird und dem Perikopenbuch derselben Zeit ebendaselbst nahe steht. Hochbedeutend ist die mittelhochdeutsche Millstätter Genesis- und Physiologushandschrift des 12. Jahrhunderts in Klagenfurt. Als eine der schönsten deutschen Handschriften des 15. Jahrhunderts darf das

Passauer Missale ebendaselbst bezeichnet werden. Eines der reichsten illustrierten deutschen Bücher des 16. Jahrhunderts ist die kurz vor 1520 ausgeführte Sammlung der „Heiligen aus der Sipp-, Mag- und Schwägerschaft Kaiser Maximilians I." 85 treffliche, teils ganzseitige Abbildungen in Autotypie, neun Tafeln in Lichtdruck und Heliogravüren begleiten den gehaltvollen, mit vollständigen Literaturnachweisen versehenen Text, worin Herkunft, Alter, Schulcharakter und Inhalt der Codices kurz und ausreichend angegeben werden.

Die Vorzüge des Werkes sind so groß und einleuchtend, daß sie durch kleine Ausstellungen in keiner Weise aufgehoben werden. Die Ausführungen über die Handschriften von Millstatt (S. 2—8) und St Paul sind gewiß wertvoll, stehen jedoch zu einem „Verzeichnis der illuminierten Handschriften in Österreich" in losem Zusammenhang. Überflüssig scheinen die oft Seiten füllende Aufzählungen der Initialen dieser oder jener Handschrift. S. 65, 101, 116—120 und andere geben beispielsweise nur die immer wiederholte inhaltslose Notiz „fol ... Initiale ...." Würde es nicht genügen zu sagen: „Das Sakramentar von St Blasien hat fast auf jeder Seite eine Initiale, im ganzen so und so viele." Der Besitzer der Handschrift mag dann zu ihrem Schutz in seinem Katalog die Seitenzahl der einzelnen Anfangsbuchstaben vermerken.

Auffallend oft bietet der Text Bemerkungen, deren Unrichtigkeit so stark in die Augen fällt, daß sie nur als Flüchtigkeitsfehler Entschuldigung verdienen. Einige Beispiele solcher Versehen mögen hier genannt sein. S. 65 sagt der Verfasser, für die Herstellung einer nordfranzösischen Bibel des 13. Jahrhunderts „könnte vermutungsweise an die Brüder vom gemeinsamen Leben gedacht werden", die doch erst später entstanden und anderswo wirkten. S. 83 wird Tafel VII so erklärt, daß oben „die zweite (!) Wiederkunft Christi" geschildert sei, unten wie König Lucius mit dem Kreuzeszepter Teufel vertreibe. „Hinter dem hl. Lucius sieht man Sendboten des Papstes Eleutherius; der eine überreicht dem König die apostolische Vollmacht zu predigen und zu taufen." In Wahrheit ist oben der Himmel dargestellt, in dem Maria neben Christus thront, unten wie ein König (Lucius?) einem Bischofe eine Urkunde überreicht und der Bischof mit seinem Kreuzesstabe Teufel verjagt. S. 87 soll in Figur 41 „Arion auf dem Delphin reitend" dargestellt sein. Das Bild illustriert jedoch den Wortlaut des 68. Psalms, hat also mit Arion nichts zu tun. S. 98 wird vermutet, in dem Bild einer Handschrift des 5. bis 6. Jahrhunderts seien dargestellt neben Christus „Petrus und Paulus? die beiden Johannes? Pirmin und Gallus?" Letztere lebten erst im 7. bis 8. Jahrhundert. Die Handschrift soll verwandt sein „mit einer Münchener Valerian Handschrift". Gemeint ist das von Valerian geschriebene Evangelienbuch zu München, aus dem Photograph Teufel viele Blätter aufnahm und in seinem Katalog ausbietet. Nach S. 104 sollen Sulamith „eine Hostie" halten, ebenso Salomon. Offenbar hat Salomon eine Kugel (Reichsapfel), Sulamith eine Kugel oder einen Ring. S. 111 sollen vor Maria fünf Engel stehen. Die Gestalten haben keine Flügel und sind wohl Apostel. S. 115 wird gesagt, der Priester stehe da „mit Unterkleid und Mantel", er trägt eine Albe

und eine Kasel. Ebendaselbst ist der Verfasser durch Mißverständnis der Unterschrift einer Illustration bei Ebner verleitet worden, das zum Agnus Dei gehörende Bild eines Lammes als „sogenanntes Sanktusbildchen" zu bezeichnen. Die Auswahl der abgebildeten Miniaturen ist durchgängig gut getroffen. Doch hätten manche Forscher aus der Millstätter Genesis des 12. Jahrhunderts sehr gern die wichtigen Darstellungen des Sechstagewerkes und des Lebens der Stammeltern gesehen, die ja zu ikonographischen Vergleichen am meisten Stoff geboten hätten. Auch hätten wenigstens einige Abbildungen aus dem Physiologus derselben Handschrift geboten werden sollen.

Doch genug der Ausstellungen, damit es nicht den Anschein gewinne, als ob die wertvolle Publikation herabgesetzt werden sollte. Möge das Unternehmen rüstig fortschreiten, die verdiente Förderung finden und immer mehr für die Kenntnis der illustrierten Handschriften wertvolle Beiträge liefern.

Steph. **Beissel** S. J.

Auf heißem Boden. Roman von **Heinrich Tiaden.** 8⁰ (402) Paderborn 1907, Schöningh. *M* 3.—

Seit dem Erscheinen von Walter Scotts Waverley bis auf unsere Zeit nehmen Romanschriftsteller mit Vorliebe das Ringen zweier Nationen zum wirkungsvollen Hintergrund ihrer poetischen Gestalten. In der Tat wird man kaum ein Thema finden, das sich zur Reliefgebung so vorzüglich eignete wie nationale Gegensätze und Kämpfe. Nur darf der Dichter oder Künstler sich hier nicht mit der bloßen, sozusagen abstrakt typischen Gegenüberstellung begnügen, er muß das ganze vielmaschige Netz von öffentlichen und privaten Interessen mit seinen Verschlingungen und Rissen, seinen unentwirrbaren Knoten und in Auflösung begriffenen Teilen klar überschauen und die verschiedenartig abgetönten Elemente zu einem großen einheitlichen Gesamtbilde gestalten.

Diese Aufgabe ist nicht leicht. Sie erfordert zu ihrer befriedigenden Lösung einen Meister, mag nun der Dichter als Hintergrund mit Walter Scott die wild auflodernde Flamme der offenen Feldschlacht wählen oder den Vulkan in seiner scheinbaren Ruhe — den Kampf zweier Völker zur sog. Friedenszeit — schildern, wie Heinrich Tiaden in dem Roman „Auf heißem Boden".

In der Ostmark, nicht weit von der russischen Grenze liegt das Rittergut Prokoslav. Herr v. Raumer, der jetzige Besitzer, hat sich mit dem listigen Makler Josua Schmitz in geschäftliche Beziehungen eingelassen, um sein stark verschuldetes Eigentum emporzubringen. Die Folge ist eine peinliche Abhängigkeit des preußischen Edelmannes von dem dreisten Juden und eine verhängnisvolle Gleichgültigkeit der polnischen Angestellten gegenüber den Interessen ihrer Herrschaft. „Der Schmitz holt's ja doch!" — mit diesem Argument wurde so manche Kleinigkeit, die nutzbringend hätte verwertet werden können, vernachlässigt und so manche Arbeit, die einen, wenn auch nur kleinen Gewinn gebracht hätte, nicht getan. Der Ausspruch wurde typisch auf dem Gute, und mehr oder weniger handelte jeder danach" (S. [illegible]).

Der neue Verwalter Barnard, ein Deutsch-Amerikaner, macht sich mit der ganzen Energie seines durch Mißgeschick gestählten Charakters an die Abstellung

der Mißbräuche. Es gelingt ihm nach gewaltigen Anstrengungen, nicht nur den Makler Schmitz und den nachlässigen Unterbeamten Walters von Prokoslav zu entfernen, sondern auch ein erträgliches Verhältnis zwischen Deutschen und Polen anzubahnen. Der Gutsbesitzer selbst erliegt der Aufregung, welche diese Kämpfe ihm verursachen, während Barnard gleichzeitig einen Feind in sich selbst siegreich besteht — er hatte in der Gutsbesitzerin Klara seine frühere Geliebte wiedergesehen, aber mit zäher Beharrlichkeit die neuerwachende Neigung niedergehalten. Nach dem Tode Raumers steht einer Verbindung der beiden nichts mehr im Wege, doch kehrte Barnard vorderhand nach Amerika zurück, um erst ein Jahr später von Klara das Jawort zu erbitten.

Diese kurze Skizzierung des Inhalts sagt nichts von den Abenteuern in Wald und Flur, den geheimnisvollen nächtlichen Erscheinungen, unterirdischen Gängen, Volksversammlungen und Racheakten der verschiedensten Art, die mit der Erzählung verflochten sind. Vielleicht finden sich im Roman solcher spannender Momente fast zu viel; die äußere Handlung ist so reich, daß ihr gegenüber die innere stellenweise zurücktritt. Das gilt aber doch nur von wenigen Szenen. Im großen und ganzen sind diese Episoden mehr als bloßes Rankengewirr, sie erweisen sich als das natürliche Ergebnis der gewählten Charaktere und illustrieren trefflich den unaufhörlichen Guerillakrieg zwischen den beiden Völkern auf diesem heißen Boden.

Dabei ist das Streben nach unparteiischer Zeichnung beim Verfasser offenkundig. Gewiß erkennt man in ihm unschwer den Deutschen, seine Abneigung gegen die großpolnischen Bestrebungen tritt klar zu Tage, die Germanisierung des Ostens schwebt auch ihm als Ideal vor, dessen Verwirklichung freilich noch in weiter Ferne liegt. Doch sieht er anderseits auch im Polen den Mitmenschen, der vor Gott die gleichen Rechte besitzt wie der Deutsche, und er ist weit entfernt, nach Art eines Gustav Freytag oder einer Klara Viebig — von ausgeprägt hakatistischen Romanziers ganz zu schweigen — im polnischen Volke ein abergläubisches, elendes Pack von Säufern und Schwachköpfen zu schildern.

Auch sonst erhebt sich die Charakterzeichnung über die bequeme Schablone. Eine prächtige Figur dieser treuherzige Oberknecht Blasius, dessen goldlautere Seele der anheimelnde Mecklenburger Dialekt in die günstigste Beleuchtung rückt! Einige dieser Aussprüche verdienten historisch zu sein. Das Gegenstück, der charakterlose Schwächling Walters, wird trotz der abstoßenden Eigenschaften unter der Hand des Zeichners keineswegs zur Karikatur. Michael Stampa, der Freund des Oberknechts, hat mit diesem letzteren manchen Zug gemein, verkörpert aber zugleich manche Eigentümlichkeiten seiner Stammesgenossen. Die aufgeregte Szene zwischen ihm und dem Gutsherrn (im 15. Kapitel) ist durch die Charakteristik der beiden sehr glücklich motiviert. In Burkardt, dem katholischen Seelsorger für Polen und Deutsche, offenbart der Verfasser seine eigene Auffassung der Nationalitätenfrage. Ob dieses unbedingte Festhalten am Prinzip der deutschen Schule Lob oder Tadel verdient, bleibe hier dahingestellt. Barnard, der Mann von Willenskraft und scheinbar unnahbarer Eigenart, steht in geradem Gegensatz zu Herrn v. Raumer, mit dem er doch gemeinsam demselben Ziele zustreben muß.

Die Figur des Maklers befriedigt nicht ganz, die Züge sind zu wenig individuell, obwohl auch hier einzelne Episoden, wie z. B. die überklug gedachte Reise nach Berlin und die Untersuchung des Sandhügels nach Silberminen, köstlich wirken. Klara, die einzige größere Frauenrolle, sollte plastischer hervortreten, sie hebt sich nicht recht vom Hintergrunde ab.

Damit trifft die zurückhaltende Weise, wie Tiaden das Verhältnis zwischen ihr und Barnard schildert, durchaus kein Tadel. Zweifelsohne hätten manche andere Schriftsteller hier die Gelegenheit zur krassen Ausmalung der Liebessehnsucht, des Hangens und Bangens, vielleicht auch der Ausbrüche wildester Leidenschaft benützt. Bei Tiaden ist es ein gedämpfter, durch Pflichtgefühl und Selbstüberwindung in Schranken gehaltener Affekt, der gerade so den Seelenkampf am besten veranschaulicht.

Überhaupt zeigt sich in diesem ersten größeren Werke des talentvollen Dichters eine Reife, die von dem Phrasentum der Mehrzahl unserer Romanschriftsteller wohltuend absticht. Wenn er etwas beschreibt, so ergeht sich Tiaden nicht in trockenen Aufzählungen all der einzelnen Teile, er verbindet vielmehr die Beschreibung mit dem Gang der Ereignisse. Wenn er Charaktere schildert, so zeigt er sie uns in ihrem Handeln. Wenn der Dialog einsetzt, ist es nicht, um den Leser geistreich zu unterhalten, er dient zum Fortschritt der Handlung.

Ein wichtiges Moment hätte allerdings größere Beachtung verdient, das religiöse. Der Verfasser brauchte natürlich weder das Problem so zu stellen noch gerade dieses Milieu zu wählen: da er es tut, mußte er auch die Konsequenzen ziehen, die sich daraus ergeben. Gewiß kennen heute viele Kritiker keine größere Romansünde als die „konfessionelle Färbung", aber ein selbständiges Talent läßt solche Schlagwörter auf sich beruhen und verfolgt unentwegt die ins Auge gefaßten künstlerischen Ziele.

Gern wird man übrigens zugeben, daß Tiaden selbst bei der etwas stiefmütterlichen Behandlung des religiösen Momentes mehr erreicht als manch ein Schriftsteller, der mit großem Eifer, aber geringem Geschick den Roman zu apologetischen Zwecken benützt. Die Bekehrung Barnards zum Schluß macht trotz der mangelhaften Motivierung im Verlaufe der Geschichte keineswegs den Eindruck des Deus ex machina, und jene dankerfüllten Worte des edeln Pfarrers Burkardt lösen sich wie eine reife, vollwertige Frucht vom vielästigen Baume der schönen Erzählung ab: „Wie töricht ist doch der Mensch, wenn er sich grämt in den Stunden des Unglücks! Weiß er doch immer, ob nicht des Glückes segnender Engel unterwegs ist, um das Füllhorn seines Segens über ihn auszugießen. Kommen Sie, Freund, machen Sie mit mir einen Gang durch den Wald. Für das, was wir heute abend miteinander zu besprechen haben, ist das Haus zu eng."

Alois Stockmann S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

Der Christus-Name im Lichte der alt- und neutestamentlichen Theologie. Von Dr Philipp Friedrich. 8° (146) Köln 1905, Bachem. *M* 2.—

Aus dem inhaltreichen Gebiete der Christologie wird in vorliegender Studie der Name Christus ausgewählt und vom dogmatischen Standpunkte aus gewürdigt. Die Anregung zu dieser Studie bot eine Bemerkung in Scheebens Dogmatik, daß der Name Christus in seiner vollen, fundamentalen Bedeutung von den Theologen nur wenig erklärt und gewürdigt werde. In lichtvoller, fließender Darstellung werden behandelt die Personalnamen des Erlösers, die Genesis des Christusnamens, die Verwendung des Namens, der Inhalt des Namens Christus als offizieller Amtsname des Erlösers oder die Messiasidee, endlich die dogmatische Tragweite des Christusnamens. Aus welchem Grunde der oberhirtlichen Druckerlaubnis keine Erwähnung geschieht, ist nicht ersichtlich.

Die Feindesliebe nach dem natürlichen und positiven Sittengesetz. Eine historisch-ethische Studie. Von Stephan Randlinger. 8° (X u. 168) Paderborn 1906, Schöningh. *M* 3.40

Eine von der Münchener theologischen Fakultät ausgeschriebene Preisfrage im Sinne des obigen Titels hat 1901 zwei „preisgekrönte" Bearbeitungen gefunden, von denen die Dr M. Waldmanns (Wien 1902) in diesen Blättern (LXVI 227) bereits zur Anzeige gekommen ist. Die andere nunmehr hier vorliegende kommt in Aufschrift und Inhalt der vorausgegangenen allerdings nahe, hat aber den Vorteil, manchen Punkt weiterführen zu können, und beide Arbeiten kontrollieren und ergänzen sich gegenseitig. Randlinger hat auch den Buddhismus in den Bereich seiner Aufmerksamkeit bezogen und hat die Väterliteratur reichlicher ausgewertet, während er hinsichtlich der Scholastik Waldmann den Vorsprung ließ. Die starke Seite der Schrift, abgesehen von der überaus fleißigen Literaturbenutzung, ist die spekulative Durchdringung der Frage, die überall bis zur letzten Wurzel des Gedankens oder Beweggrundes vordringen läßt. Sie macht als Ganzes einen gediegenen Eindruck. Wenn die strikte Definition von Feindschaft im ausgeprägtesten Sinne richtig an die Spitze gestellt wird, darf doch nicht unbeachtet bleiben, daß es viele persönliche Gegensätzlichkeiten gibt, bei welchen sich diese Merkmale zwar nicht alle zusammenfinden, auf welche aber doch das Gebot der Feindesliebe die volle Anwendung hat. — Bei den jüngeren Stoikern ist nicht die Frage, ob sie christlich gedacht, christliche Anschauungen innerlich sich zu eigen gemacht, sondern ob nicht Gedankenelemente, die durch das erstarkende Christentum in Kurs gekommen waren, wenn auch nur unwissentlich, in ihren Gedankenkreis und ihr System Eingang gefunden haben. Der Entwicklungsidee wird (z. B. S. 156) in Bezug auf dieses Sittengebot eine Bedeutung eingeräumt, die ihr kaum zukommt. Eine „Entwicklung" ist mit den verstreuten Splittern und Spuren bei einzelnen heidnischen Denkern nicht gegeben, Christus hat das Gebot in seiner ganzen Vollendung auf die Erde gebracht, und nur in Bezug auf die praktische Anwendung und den Grad der Verbindlichkeit kann von einer fortschreitenden Klärung des Verständnisses die Rede sein.

Sammlung Kösel. Ein populärwissenschaftliches Sammelunternehmen auf christlicher Grundlage. 1.—11. Bändchen. 8° Kempten-München 1906, Kösel. Das Bändchen à M 1.—

1. **Recht, Staat und Gesellschaft.** Von Georg Frhrn v. Hertling. (182) — 2. **Verfassung und Organisation der Kirche.** Von Msgre Paul Maria Baumgarten. (IV u. 168) — 3. **Die Fixsterne.** Darstellung der wichtigsten Beobachtungsergebnisse und Erklärungsversuche. Von Prof. Dr Jos. Plaßmann. Mit 5 Sternkarten und 4 Bildertafeln. (VIII u. 168) — 4. **Eisen und Stahl.** Eine gemeinfaßliche Eisenhüttenkunde. Mit 6 Vollbildern und 32 Abbildungen im Text. (VIII u. 216) — 5. **Das Lehrerinnenwesen in Deutschland.** Von Pauline Herber. (VIII u. 210) — 6. **Geschichte der Kirchenmusik.** Von Dr Karl Weinmann. (VI u. 186) — 7. **Mathematische Geographie.** Von Dr H. P. Baum. Mit 10 Figurentafeln. (VI u. 126) — 8. **Die Messe im Morgenland.** Von Dr Anton Baumstark. (VIII u. 184) — 9. **Die Physik im Dienste der Medizin.** Mit besonderer Rücksicht der Strahlungen. Von Dr Fr. Dessauer und Dr Paul E. Franze. (VIII u. 142) — 10. u. 11. **Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands.** Von Jos. Frhrn v. Eichendorff. Neu herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Kosch. (XXII u. 548)

Der Plan, Einzeldarstellungen aus den verschiedenen Bereichen des Wissens zu bieten, die kurz, handlich und wohlfeil mit wissenschaftlicher Zuverlässigkeit die Achtung vor der christlichen Überzeugung verbänden, ist ein wohlberechtigter, und soweit bis jetzt die Ausführung zur Beurteilung vorliegt, ist diese als gelungen zu bezeichnen. Bekannte Namen, gangbare Themata und sichere Fühlung mit dem Stand der Forschung sind fast durchwegs anzuerkennen. Könnte in Bezug auf einladende Volkstümlichkeit in Anordnung und Darstellung noch Fortschritt gemacht werden, so ist doch auch in dieser Richtung, bei mehreren Nummern wenigstens, Sorgfalt aufgeboten worden. Büchlein wie Weinmann, Geschichte der Kirchenmusik, Herber, Das Lehrerinnenwesen in Deutschland oder Baums vorzüglich übersichtliche „Mathematische Geographie" sind gewiß einem großen Leserkreise willkommen. Baumstarks „Messe im Morgenland" ist eine wertvolle wissenschaftliche Originalleistung, wie man sie kaum in einer solchen Sammlung erwarten würde. Von den naturwissenschaftlichen Beiträgen seien Plaßmanns „Fixsterne" und Wurms hübsches volkstümliches Bändchen über „Eisen und Stahl" mit Anerkennung genannt. Die Neuherausgabe von Eichendorffs geistvoller „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" ist freudig zu begrüßen. Mit Rücksicht auf den Rahmen der Sammlung mußten die Zutaten knapp bemessen werden, bringen aber Brauchbares. Von Eichendorffs „fast gänzlich verschollenem Briefwechsel" hätte der Herausgeber einen reichhaltigen Ableger finden können mit vielen Anhaltspunkten über des Dichters literarisches Schaffen von 1848 bis 1853 in dieser Zeitschrift 1890 (38. Band). Msgre Baumgarten gibt auf engem Raume die Quintessenz seines großen Werkes über den äußeren Bestand der katholischen Kirche unserer Tage. Kritische Einstreuungen könnten zuweilen zu kleinen Gegenbemerkungen Anlaß bieten; unglücklich, weil gegen fälschlich vorausgesetzte Gegner und auf Grund des mißverstandenen Fragepunktes, ist seine Polemik hinsichtlich der Seminarien. Dem, was er positiv vertreten will, würde niemand etwas zu widersprechen finden. Sonst gewährt er guten Überblick und tritt mit löblicher Wärme für die Wichtigkeit der auswärtigen

Missionstätigkeit ein. Abschnitt 14 (Die Laienwelt) ist der ernstesten Beachtung wert. Bei v. Hertling findet man reichhaltige Belehrung über die vielen prinzipiellen Fragen, die unsern öffentlichen Verhältnissen zu Grunde liegen. Wenn einmal (S. 129) nebenbei als Beispiel einer Verpflichtung, welche „kein Vertrag" sei, neben dem Freundschaftsschwur auch das Ordensgelübde genannt wird, darf doch nicht übersehen werden, daß in dem vom Ordensobern namens der Kirche entgegengenommenen Gelübde immerhin wenigstens ein Quasikontrakt inbegriffen ist. Es steht zu wünschen, daß die Sammlung, die gut begonnen hat, weiter gedeihen und alles, was einen ersprießlichen Fortgang beeinträchtigen könnte, sorglich fernhalten möge.

Ferdinand Brunetière. Par Th. Delmont. 8° (204) Paris 1907, Lethielleux. *Fr.* 2.—

Nicht eine eigentliche Lebensbeschreibung des berühmten Akademikers († 9. Dezember 1906) soll gegeben werden, sondern eine Würdigung seiner persönlichen Eigenschaften, seiner Leistungen als Literarkritiker, Lehrer und Redner und seiner Betätigung als Katholik. Letzterer Punkt erweckt schon deshalb die besondere Aufmerksamkeit, da Brunetière trotz der christlichen Eindrücke seiner Kindheit früh dem vollständigsten Unglauben verfallen war und erst als 45jähriger Mann, im Höhepunkt seiner geistigen Kraft und seines Ruhmes, den Weg zum Glauben wiederfand. Seine große Vorliebe für Bossuet und das eifrige Studium von dessen Schriften scheint dem hochgesinnten Mann diesen Weg geebnet zu haben. Er ist seitdem mit einem Mute für sein neues Bekenntnis eingetreten, hat mit einer Entschiedenheit den christlichen Standpunkt verfochten und mit einem Feuereifer für denselben geworben, wie nur eine große Seele dessen fähig ist. Was er an religiöser Kenntnis und Praxis sein Leben hindurch versäumt hatte, vermochte er freilich trotz seiner glänzenden Geistesgaben nur recht unvollständig einzuholen, und so erklären sich bei ihm manche ungenauere Äußerungen oder auch Mißgriffe wie jene bekannte Erklärung zu Gunsten eines Versuches mit den von der französischen Blockmajorität ausgeklügelten Kultvereinigungen. Immerhin gewähren die letzten zwölf Jahre dieses reichen Lebens dem Katholiken ein erhebendes Schauspiel. Daß ähnlich auserlesene Talente, ein François Coppée, ein Paul Bourget u. a. in der entschlossenen Umkehr zur Kirche ihm zur Seite gehen, vermag die Bedeutsamkeit seiner Erscheinung nur zu erhöhen.

Detaillistenfragen. Neue Aufgaben des Kleinhandels. Von Dr August Engel. Zweite Auflage. 8° (130) M.-Gladbach 1907, Volksverein. *M* 1.—

Die modernen Handelstandsfragen sind, wie in der vorliegenden Schrift nachgewiesen wird, unbedingt zu betrachten im Zusammenhang mit der neuzeitlichen Entwicklung des Wirtschaftslebens überhaupt. Massenbevölkerung und Massenbedarf haben die günstigen Bedingungen geschaffen für Warenhaus und Konsumvereine, und es wäre daher verfehlt, diese durch gesetzliche Maßnahmen gewaltsam beseitigen zu wollen. Nichtsdestoweniger ist der Warenhaussteuer, solange sie nicht rein prohibitiv wirkt und nicht zur „Erdrosselungssteuer" wird, die Bedeutung nicht ganz abzusprechen. Im übrigen aber steht zu erwarten, daß neben Warenhaus und Konsumverein auch die kleinen und mittleren Geschäfte im Detailhandel weite Gebiete ihres Besitzstandes sich erhalten werden. Die Beteiligten müssen nur selbst — eine wohlwollende Unterstützung seitens des Staates vorausgesetzt — unter Aufbietung aller ihrer Kraft durch Ausnutzung genossenschaftlicher Selbsthilfe und denkbar höchste Steigerung persönlicher Tüchtigkeit die Errungenschaften der Neuzeit

auf kaufmännischem Gebiete nach Möglichkeit sich zu eigen machen. Unter diesem Gesichtspunkte der Selbsthilfe werden von dem Verfasser eingehend und gründlich besprochen: die Rabattsparvereine, die Wareneinkaufsgenossenschaften, die Verkaufsgenossenschaften, die Detaillisten-(Schutz-)Vereine und die kaufmännische Fortbildung; hinsichtlich des letzten Punktes ist besondere Beachtung der Reform des Lehrlingswesens und der kaufmännischen Fortbildungsschule zuzuwenden.

Die ausgezeichnete Schrift, die alle modernen Detaillistenfragen ebenso knapp wie gründlich behandelt, verdient das aufmerksamste Studium, namentlich seitens der Mitglieder der katholischen kaufmännischen Vereinigungen, deren Programm und Tätigkeit am Schlusse des Buches eingehend erörtert wird.

M. Bachs **Wunder der Insektenwelt.** Das Insekt, sein Leben und Wirken in dem Haushalte der Natur, gemeinverständlich dargestellt. Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage. Von H. Brockhausen. Mit 59 Illustrationen. 8° (256) Paderborn 1907, Schöningh. *M* 3.20

Bachs „Wunder der Insektenwelt" haben während der 30 Jahre, die seit dem Erscheinen der ersten Auflage verflossen sind, schon manches jugendliche Gemüt für das Studium der Insekten begeistert und ihm zugleich das Walten Gottes in diesen kleinen Wesen gezeigt. Es ist ein sehr verdienstvolles Buch, und wir begrüßen deshalb auch die neue Auflage mit Freuden. Sie ist ganz den Bedürfnissen der Anfänger angepaßt und setzt keine zoologischen Kenntnisse voraus; daher darf sie auch nicht vom Standpunkte des Fachentomologen aus beurteilt werden. Alle trockene Systematik ist fortgefallen, und die interessantesten Kapitel der Insektenbiologie sind der Reihe nach durchgenommen in übersichtlichen Unterabteilungen. Auch die Ameisen und ihre Gäste haben (S. 88—93) kurze Erwähnung gefunden. Wenn auch der Fachmann hie und da kleine Ungenauigkeiten und Lücken findet, so sind doch größere Fehler sorgfältig vermieden, was bei einem so umfangreichen Gebiet nicht leicht ist. Die Abbildungen sind durchschnittlich recht gelungen, einige (z. B. der Spießbock S. 20) sogar sehr gut. Das Büchlein sei besonders der Jugend und ihren Lehrern empfohlen.

Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. Herausgegeben von Paul Clemen. V. Bd, IV. Die Kunstdenkmäler des Siegkreises, bearbeitet von Edmund Renard. Mit 21 Tafeln und 177 Abbildungen. gr. 8° (298) Düsseldorf 1907, Schwann. *M* 5.—

Im Siegkreis waren außer der weltbekannten Ruine von Heisterbach, der stattlichen Pfarrkirche von Siegburg, der dortigen Abteikirche, der um die Mitte des 13. Jahrhunderts erbauten ältesten Franziskanerkirche Deutschlands zu Seligenthal etwa 25 teils hervorragende Kirchen des 12. und 13. Jahrhunderts zu behandeln. Von profanen Denkmälern haben verheerende Kriege so wenig übriggelassen, daß fast nur die Ruinen des Drachenfels und von Blankenberg hervortreten. Hochbedeutsam ist im Siegkreis der zum größten Teil erhaltene Schatz der Abtei Siegburg, einer der bedeutendsten aus der Mitte des deutschen Mittelalters. Romanische Reliefs des 12. Jahrhunderts von Oberpleis sind nicht zu übersehen. Daß der gesamte Bestand der Kunstdenkmäler dieses Kreises wieder in mustergültiger Weise behandelt ist, dafür bürgen die Namen des Herausgebers und des durch verschiedene frühere Arbeiten bewährten Bearbeiters.

Denkmäler zur Basler Geschichte. 33 Tafeln mit begleitendem Text und 10 Abbildungen. Herausgegeben von E. A. Stückelberg. 8° Basel 1907, Schärer & Zimmermann.

Immer neue Gaben zur besseren Kenntnis der Geschichte der Hagiologie, Heraldik und Kunst der Schweiz bringt der unermüdliche Forschungseifer des Verfassers, und jede enthält wenig oder nichtbekannte Denkmäler in guten Abbildungen. Der vorliegende Band zeigt auf 33 klar ausgeführten Tafeln in Lichtdruck Proben aus Handschriften des 8. bis 16. Jahrhunderts, Reliefs und Architekturstücke des 9. bis 15. Jahrhunderts, die sog. Stola des hl. Imer, einen sarazenischen Stoff des 11. Jahrhunderts, eine vom Papst Klemens V. († 1314) gesegnete goldene Rose, zwei silberne Reliquienbüsten des 12. und 13. Jahrhunderts, gut stilisierte, darum als Vorbilder zu verwertende Wappen u. dgl. mehr. Diese Sammlung Basler Denkmäler ist demnach nicht nur für Schweizer, sondern auch für Archäologen anderer Länder beachtenswert, für das Kunstgewerbe reich an trefflichen Vorbildern.

Die Glasmalerei im alten Frankenlande. Von Dr Heinrich Oidtmann, Leiter der Glasmalerei-Werkstätte zu Linnich. 8° (214) Leipzig 1907, Duncker.

Wie alle Arbeiten des rührigen Verfassers über Glasmalerei ist auch diese reich an neuen Nachrichten und beachtenswert durch übersichtliche Zusammenstellung der vorhandenen, jedoch weit verstreuten Literatur. Dankenswert sind besonders die Zusammenstellung alter Anweisungen des 14.—18. Jahrhunderts über Herstellung gemalter Scheiben, dann Beschreibungen der in Nürnberg, Eichstätt, Ansbach und Rothenburg, in Unter- und Oberfranken erhaltenen alten Glasgemälde, endlich Nachrichten über die Nürnberger Glasmalerfamilie Hirsvogel, d. h. Grünfink. Durch fortgesetzten eifrigen literarischen Sammelfleiß trägt Oidtmann den Stoff zu einer vollständigen Geschichte der deutschen Glasmalerei zusammen; durch immer eingehendere Kenntnis der alten Vorbilder und Technik hebt er die unter seiner Leitung stehende Werkstätte zu Linnich, so daß Theorie und Praxis sich in glücklicher Weise gegenseitig ergänzen.

„Les Saints“. 12° Paris 1907, Lecoffre. *Fr.* 2.—

1. **Saint Martin (316—397).** Par Ad. Regnier. (210)
2. **Saint Éloi (590—659).** Par Paul Parsy.
3. **Le Vénérable Père Eudes (1601—1680).** Par Henri Joly. (IV u. 208)
4. **Sainte Colette (1381—1447).** Par André Pidoux. (192)
5. **Madame Louise de France. La Vénérable Thérèse de Saint-Augustin (1737—1787).** Par Geoffroy de Grandmaison. (208)

1. Der Verfasser erzählt als gewissenhafter Historiker, stets auf den Quellen fußend, aber unter fleißiger Benutzung der neueren Forschung. Dem Wunderbaren, das gerade im Leben des hl. Martinus so reichlich hervortritt, steht er nicht feindlich gegenüber, sondern richtet sich auch hier nach der Verbürgtheit in den Quellenberichten. Der kleine Exkurs über das Strafverfahren gegen Häretiker war durch die Sache selbst geboten und zeugt von des Verfassers großer Mäßigung, ist aber

vielleicht nicht in allem glücklich. Das lange historische Einleitungskapitel enthält Gutes, dasselbe hätte aber mit einiger Gewandtheit ganz wohl in die Erzählung der Lebensschicksale des Heiligen sich verflechten lassen.

2. Einem der volkstümlichsten Heiligen Frankreichs wird hier zum ersten Male eine den Forderungen der Geschichtschreibung angemessene Lebensbeschreibung zu teil. Sie ist mit großer Liebe gearbeitet und beruht auf fleißiger, teilweise selbständiger Forschung. Eligius erscheint natürlich in seiner Bedeutung als Künstler wie als Zierde des Merowingischen Königshofes. Aber auch sein Eifer für Loskauf der Gefangenen, seine Liebe zu den Armen, sein apostolisches Wirken und Walten kommen völlig zur Geltung. Vieles Interesse gewährt die Geschichte seiner Reliquien, und namentlich die seines Kultes.

3. Eudes, dessen Seligsprechung zu erwarten steht, ist der Begründer des Werkes vom Guten Hirten, und sein Name ist von Bedeutung in der Geschichte der Herz-Jesu-Andacht, der Volksmissionen und der geistlichen Bildungsanstalten. Gründung von Seminarien mit streng geistlicher Erziehung war das Hauptinteresse seines Lebens. Als Geistesverwandter und Zeitgenosse eines Vinzenz von Paul, eines Olier und de Renty behauptet er einen nicht unansehnlichen Platz in der bewegten Kirchengeschichte Frankreichs unter Richelieu, Mazarin und Ludwig XIV. Eine leicht beschaffbare Lebensbeschreibung des apostolischen Priesters wäre daher willkommen. Die vorliegende, welche bei all ihrem vielen Inhalt zu den weniger gut geschriebenen der Sammlung zählt, läßt leider recht fühlbar werden, daß nicht für jeden kirchlichen Stoff die Hand eines schreibgeübten Laien genügend vorbereitet und geeignet ist. Vieles in diesem Leben verlangt zur richtigen Würdigung die eigene reife Erfahrung des Priesters und große theologische Sicherheit, was beides durch Zuversichtlichkeit des Urteilens allein nicht ersetzt werden kann. Hervorgehoben sei nur die Verherrlichung de Bérulles, weil er „überzeugter Cartesianer" und als „Freund philosophischer und naturwissenschaftlicher Neuerungen" sich „den lebhaften Dank des Cartesius verdient" habe, und die entrüstete Klage über die „subtile" Distinktion zwischen Weihegewalt und Jurisdiktionsgewalt der Bischöfe. Auf Grund dieser Distinktion habe der König als Landesherr die bischöfliche Jurisdiktion und definitiv (finalement) jedem Bischof die Autorität erteilt. Es sind dies unter den schwachen Punkten nur die greifbarsten, nicht die einzigen.

4. Als Wiederherstellerin des strengen Geistes in den Klarissen- und Franziskanerklöstern der Reiche Burgund, Flandern, Frankreich und der Schweiz ist Coletta von kirchengeschichtlicher Bedeutung; Verbindungen mit Peter von Luna und Beziehungen zum Konzil von Basel machen sie merkwürdig, das Zusammentreffen mit Vinzenz Ferrer, Johann Capistran und wahrscheinlich auch Jeanne d'Arc erhöht den Nimbus ihres eigenen frommen Lebens. Der naive Zug aus ihrer Jugend, wo durch eine auffallende Gebetserhörung „ihr im Wuchs zurückgebliebenes mißfälliges Äußere zur Wohlgestalt der blühenden Jungfrau umgebildet wird", dürfte der Heiligen unter der Mädchenwelt manche Klientinnen verschaffen. Mit Übungen der Bußstrenge und Betätigung der Wunderkraft, mit übernatürlichen Vorgängen und außerordentlichen Charismen sind die Berichte über ihr Leben so sehr angefüllt, daß dem gewissenhaften Biographen dadurch eine besonders schwere Aufgabe zufällt. Die vorliegende kurze Lebensbeschreibung hat aus den alten Berichten manche Sätze voll köstlicher Ursprünglichkeit aufgenommen und folgt im übrigen dem Ton der früher üblichen, rein erbaulichen Heiligenlegende. Sie wird dazu beitragen, auf die bedeutsame Gestalt der hl. Coletta mehr als bisher die Aufmerksamkeit hinzulenken.

5. Die kurze Lebensbeschreibung, Frucht einer sorgfältigen Spezialforschung und in jeder Hinsicht auf der Höhe der modernen Biographie, vereinigt ein ernstes Stück Familiengeschichte des französischen Königshauses mit einem kaum minder denkwürdigen der Klostergeschichte des französischen Karmel. Nicht des feinsinnigen Verfassers Schuld ist es, daß die Geschichte dieser großen reinen Frauenseele nicht geschrieben werden kann, ohne die schlimmsten Skandale des Versailler Hofes unter Ludwig XV. wenigstens zu streifen. Dafür ist es um so größere Genugtuung, in der königlichen Prinzessin, welche zur armen Carmelitesse wird, um für die Seele ihres Vaters Rettung zu erflehen, nicht nur ein auserwähltes Gnadenkind, sondern auch eine Frau von hohem Geist und starkem selbständigen Willen zu erkennen, eine Königin in der Gesinnung, aber auch eine echte, ganze Ordensfrau.

Unsere Tugenden. Plaudereien. Von Seb. von Oer O. S. B. 12° (VIII u. 256) Freiburg 1907, Herder. *M* 1.30; geb. *M* 2.—

Zum zweitenmal klopft der liebenswürdige Salonprediger mit einem Büchlein an der Pforte des modernen Hauses. Das erste Büchlein 1903 behandelte „Unsere Schwächen" (vgl. diese Zeitschrift LXVII 105), dieses „Unsere Tugenden". Das ergänzt sich gut. Die Tugenden sind ja nichts als die stehenden Hilfskräfte der Seele, um unsere Mängel zu überwinden und sittlich gut zu handeln. Der hochw. Verfasser nennt sein Büchlein bloß „Plaudereien". Das ist der Bescheidenheit fast zuviel. Von Plaudereien haben die Ausführungen bloß den mühelosen, leicht verständlichen und eleganten Ton. Im Grunde aber sind es ganz gediegene, kleine Abhandlungen. Nur verschwindet der rationelle Einschlag von Begriffsbestimmungen und logischen Einteilungen, die der guten alten Schule angehören, unter der angenehmen, blumigen, an Sprichwortweisheit und geschichtlichen Erinnerungen reichen Redeweise. Der Verfasser versteht es wirklich, uns über den Schmerz und die Verdemütigung unserer Schwächen und über die Schwierigkeiten der Tugenden hinauszuplaudern. Es sind auch nicht die ins heldenmäßige gehenden Tugenden, sondern die Tages- und Umgangstugenden, und zwar die Gesellschaftstugenden unseres modernen Lebens, die geschildert, nahegelegt und empfohlen werden, immer liebenswürdig überzeugend und nicht selten mit hohem, rührendem Ernst, daß einem das Herz übergehen mag. Man kann das Büchlein nicht lesen, ohne ein besserer Mensch zu werden, sei es im Kloster sei es in der Welt. Als gute und angenehme Allerweltskost wird das Büchlein wärmstens empfohlen.

Mariologie.

Die allerseligste Jungfrau bei den Vätern der ersten sechs Jahrhunderte. Von Thomas Livius C. SS. R. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Philipp Prinz von Arenberg und Dr Heinrich Dhom. 8° (I. Bd: XXVIII u. 328; II. Bd: VI u. 416) Trier 1907, Paulinus-Druckerei. *M* 7.—; geb. *M* 8.70

Du Carmel à Sion. Mois de Marie par l'Abbé A. Dard, du Diocèse de Grenoble. 18° (XII u. 268) Paris 1907, Lecoffre. *Fr.* 1.50

Der Mai-Monat, der Verehrung des reinsten Herzens Mariä gewidmet. Von Franz Hattler S. J. Dritte Auflage. Mit 1 Titelbild. 16° (X u. 458) Freiburg 1907, Herder. *M* 1.80; geb. *M* 2.20

Maria der Weg zu Christus. Von Joseph Hilgers S. J. Mit 1 Titelbild. 24° (X u. 606) Freiburg 1907, Herder. *M* 1.60; geb. *M* 2.—

Die Nachfolge Mariä. In einem Buche ursprünglich lateinisch. Verfaßt (vor dem Jahre 1764) von einem Prämonstratenser der Abtei Ober-Marchtal a. D. Ins Deutsche übertragen durch P. Leo Schlegel, Cistercienser von Mehrerau. 16° (160) Paderborn 1907, Bonifatius-Druckerei. 45 *Pf.*; geb. 60 *Pf.*

Die geistliche Rose. 15 Kupfertafeln, darstellend die Geheimnisse des hochheiligen Rosenkranzes. Gezeichnet von Joseph Ritter von Führich, gestochen von A. Petrak. Mit Texten von P. Fr. Esser S. J. Quer-Folio. (34) M.-Gladbach 1907, Kühlen. Geb. *M* 20.—

Das schon 1893 in England erschienene Werk des P. Livius will frommen Verehrern Unserer Lieben Frau zeigen, die Gottesmutter sei schon in den ersten sechs Jahrhunderten von den Christen geliebt und verehrt worden. Diesem Zweck wird es gerecht, indem es sehr viele schöne, erbauliche Stellen der Kirchenväter bringt. Strenge Kritik und wissenschaftliche Forschungen enthält es nicht, sind doch z. B. alle über Marias Tod und Himmelfahrt in den letzten Jahrzehnten in Deutschland erschienenen Arbeiten unberücksichtigt geblieben und manche Legenden besonders aus dem Pratum spirituale (Migne, Patr. gr. LXXXVII) wie sichere Tatsachen erzählt. Zu vergessen ist dabei freilich nicht, daß auch diese Legenden vollwichtiges Zeugnis ablegen für das schon in alter Zeit fest begründete Vertrauen der Gläubigen auf die hilfbereite Macht der Gottesmutter.

Jedes der drei folgenden Bücher zeichnet sich dadurch aus, daß es sich keineswegs begnügt, ausgetretene Pfade zu wandeln und Allbekanntes in wenig erneuerter Gestalt zu wiederholen, sondern einen neuen Gesichtspunkt gibt, welcher die alten Wahrheiten in ungewohntem Lichte erkennen läßt. Dard teilt jede der für die einzelnen Tage des Maimonates gegebenen einunddreißig Erwägungen in drei Teile. Im ersten beschreibt er eine Örtlichkeit des Heiligen Landes, er beginnt mit dem Karmel, von dem aus Elias jene geheimnisvolle Wolke aufsteigen sah, führt durch das Land Israel bis an den Ort, wo auf Sion der Heilige Geist auf Maria und die Apostel herabstieg, und endet im Tale Josaphat, wo der Gottesmutter Grab gestanden haben soll. Bei jeder dieser Örtlichkeiten erklärt der zweite Teil ein dort stattgefundenes Ereignis des Lebens der reinsten Jungfrau; im dritten folgt dann eine Nutzanwendung mit Gebeten. P. Hattler beschränkt sich auf die Tugenden und Wirkungen des Herzens Mariä, die ja kaum einer dem katholischen Gemüt eindringlicher und schöner nahezulegen versteht als er. Hilgers entwickelt den inhaltsreichen Gedanken, „Maria führt zu Christus". Diesen Satz erläutert er in den beiden ersten Teilen seines Buches, indem er zuerst die katholische Lehre über das Verhältnis der Gottesmutter zu ihrem Sohne behandelt, und dann in den Ereignissen des Lebens Mariä zeigt, was sie für, mit und durch Christus tat. Er erklärt dadurch, wie die Verehrung der Gottesmutter der sicherste, leichteste und beste Weg zu Christus ist. Sein Buch steht deshalb hoch über gewöhnlichen Andachts- oder Gebetsbüchern.

Das Büchelchen, das P. Schlegel neu herausgab, behandelt die Tugenden der Gottesmutter kurz, einfach und fromm.

Da Bilder der Erfahrung gemäß mächtig helfen, die Ereignisse der heiligen Geschichte und die Lehren des Glaubens tiefer einzuprägen, ist es mit Freuden zu begrüßen, daß Kühlen die vor vielen Jahren bei Manz erschienenen Kupferstiche zu den Geheimnissen des Rosenkranzes neu herausgegeben hat, begleitet von [illegible], tiefempfundenen und wohlklingenden Gedichten des P. Esser, welche in deren Sinn tiefer einführen. Führichs klare Zeichnungen erhalten dadurch erhöhte Bedeutung. Sie

sind um so weniger veraltet, da unsere durch die neuen Reproduktionsverfahren und die rationalistische Zeitströmung vielfach sehr stark beeinflußten Künstler sich kaum mehr zu ähnlichen Illustrationen der Heiligen Geschichte erheben können, durch welche Christi und seiner Mutter Lebensereignisse dem Christen lebendig vor Augen gestellt werden. Eine billigere Volksausgabe wäre sehr wünschenswert und auch leicht herzustellen, da ja Führichs Zeichnungen und Petraks Stiche durch Verjährung zum Gemeingut geworden sind.

1. **Simon von Montfort.** Drama in 5 Aufzügen. Von L. v. Heemstede. kl. 8° (154) Paderborn o. J., Junfermann.

2. **Judith** die Heldin von Bethulia. Drama in 4 Akten. Von Anna Sartory. kl. 8° (100) Einsiedeln 1907, Benziger. *M* 1.60

3. **Die heilige Elisabeth.** Geistliches Festspiel. Text von Bruno Monacensis. 8° (30) Köln o. J., Theissing. 40 *Pf.*

1. Man darf sich füglich wundern, wie der vielbeschäftigte Herausgeber der „Dichterstimmen" noch Zeit zur Abfassung eines kunstgerechten Dramas finden konnte. „Simon von Montfort" ist nämlich nicht ein flüchtig hingeworfenes Effektstück, sondern eine bis in die Einzelheiten sorgfältig durchgearbeitete Tragödie: Plan, Sprache, Versbau, dichterische Vergleiche verraten nicht nur das Talent, sondern auch die theoretische und praktische Durchbildung des Verfassers. Der Stoff war durch die Geschichte schon in dieser Anordnung bis zu einem gewissen Maße gegeben, aber auch so braucht es natürlich einen eigenen Scharfblick, um die Goldader unter dem vielen Krustengestein zu entdecken. — Der Sturz des Helden sollte unseres Erachtens noch besser durch seinen Charakter motiviert werden, wie es der Geschichte selbst entspricht. Daher wünschte man Raymunds Niederlage und Montforts Zenitpunkt schon im 3., nicht erst im 4. Akte. Die zur Katastrophe führende Herrschsucht des letzteren würde auf diese Weise nicht so unvermittelt berühren. Die Gestalt des hl. Dominikus kommt nicht recht zur Geltung, wenn auch die feine Art, wie in dem Stücke die Geheimnisse des freudenreichen Rosenkranzes mit der Handlung verwoben sind, dem Dichter alle Ehre macht.

2. Auch hier ist die Sprache edel und wohlklingend, der Versbau sorgfältig und das Ganze von tiefer Religiosität durchdrungen. Die Verfasserin hält sich, einige Nebenhandlungen abgerechnet, an die biblische Erzählung. Jene eingeflochtenen Szenen Tirza-Thamar tragen aber freilich in den vorgeführten Liebeshändeln wenig oder gar nichts zum Fortschritt der Haupthandlung bei. Das kleine Stück offenbart eine gute dramatische Begabung.

3. Diese Schrift aus der Feder des Verfassers eines Festspiels zum Katholikentag gibt den poetischen Text zu sieben Bildern aus dem Leben der Heiligen. — Vereinen und Gesellschaften eine willkommene Gabe.

1. **Stimmen aus der Stille.** Gedichte von Fridolin Hofer. kl. 8° (82) Einsiedeln 1907, Benziger. *M* 2.—; geb. *M* 3.—

2. **Bruder Klaus.** Dichtung von P. Augustin Benziger O. S. B. kl. 8° (80) Einsiedeln 1907, Benziger. *M* 1.20

3. **Schattenblumen und Sonnenstäubchen.** Ausgewählte Gedichte von Franz Jos. Zlatnik. Wien 1907, Selbstverlag des Autors. *M* 1.—

4. **Scholarenlieder.** Liederbuch für die deutsche studierende Jugend herausgegeben von Richard Mühlbauer. Paderborn o. J., Schöningh.

1. Hofers stimmungsvolle Weisen wird man ohne Zweifel dem Besten anreihen dürfen, was die letzten Jahre im lyrischen Genre hervorbrachten. „Einen Sommer lang“, „Juligewitter“, „Übers Jahr“, „Regen“ zeugen von starker Begabung und origineller Auffassung. Die Naturschilderung ist ungemein packend: Ausklang, Herbstweben, Novemberstimmung, Kirschbaum im Gebirge u. a. Viel Gemüt verraten die schönen Gedichte „Daheim“, „Nach Jahren“, „Um Allerseelen“. Dieses letztere zeigt auch den religiösen Grundton, der viele dieser poetischen Gaben beherrscht und besonders in „Erntesonntag“, „Berggrat“, Alter Friedhof“ und „Letzte Fahrt“ den ansprechenden Liedern einen weihevollen Abschluß gibt.

2. Auch das Büchlein über Bruder Klaus macht dem frommen Sinn seines Verfassers Ehre. In Bezug auf den poetischen Gehalt erreicht es zwar Hofers Dichtungen nicht. Doch finden sich einige treffliche Bilder, so S. 22, wo der Tod nach der Schlacht auf die rote Sense gestützt grimmig dem Röcheln der Sterbenden lauscht. Etwas mehr Sorgfalt sollte der Verfasser auf den Versbau verwenden. Schon in den ersten Versen findet sich eine unangenehme Störung:

Eingang.

Ins Herz der Schweiz, ins liebe Unterwalden
Führt mich mein Sang, in jenes Alpenland,
Wo über Wald und sonnigen Halden
Erstrahlt der blendendweiße Firnenrand.

3. Zlatnik bietet in seiner kleinen Sammlung echte Poesie, ohne Beimischung von schwächeren Gaben. Nur sind diese stark subjektiven Ergüsse viel zu sehr auf einen melancholischen Grundton gestimmt, um dem Leser noch ungetrübten Genuß zu gewähren. Ein Gedicht, wie S. 66 „Schauriger Trost“, kann auch den elegisch gestimmten Geist nicht recht befriedigen. Etwas weniger Schattenblumen und dafür mehr Sonnenstäubchen! — Im ganzen erinnern diese wehmütigen, von Todesahnungen durchzitterten Poesien an Novalis' „Hymnen an die Nacht“. Auch bei Zlatnik ringt sich schließlich der Gedanke an das bessere Jenseits siegreich durch:

Zu Tale.

Nun ist die Sonne versunken;
Im Walde lautlose Ruh' — — —
Schon nahet die Nacht sich leise,
Ich schreite dem Tale zu.

Wird einstens zum letzten Male
Mich Abendkühle umwehn,
Dann werde ich Höhen erreichen
Und nimmer zu Tale gehn.

4. Die Auswahl der Scholarenlieder muß eine sehr glückliche genannt werden. Die Einteilung zeigt schon den reichen Inhalt des Buches: Vaterland, Den Lebensweg entlang, Mit Ränzel und mit Stab, Von seliger Kinderzeit, Festesfreuden, Geselligkeit, Scheiden und Meiden, Weh und Leid, Daß dir dein Herze lacht, Durch fremde Länder. — Nichts Schlechtes und nichts Minderwertiges wird man hier finden. Die Sammlung verdient rückhaltlose Empfehlung.

Gesammelte Erzählungen von E. v. Dincklage. I. und II. Bd: Geschichten aus dem Emslande. 8° (250 u. 262) Paderborn o. J., Schöningh. *M* 1.80; geb. *M* 2.40

Emmy v. Dincklage gehörte zu den besten unserer katholischen Erzähler. Und sie ist auch jetzt noch nicht veraltet, war sie doch keine von jenen Modeschrift-

stellerinnen, die ihre Berühmtheit einer augenblicklichen Strömung in der Literaturwelt verdanken: das beweisen diese kernigen „Geschichten aus dem Emslande". Es sind im ganzen zehn, schlicht und anspruchslos komponierte Erzählungen, etwas derb im Ton, aber gesund und lebenswahr. Eine besondere Vorliebe hegt die Verfasserin für die Zeichnung willensstarker, unabhängiger Frauencharaktere („Ihr eigener Herr", „Die guade Grete" u. a.).

1. **Sonntagsstille.** Neue Erzählungen für Volk und Jugend von Konrad Kümmel. 12° 3. Bdchn: Hinauf nach Sion. I. (VI u. 310) 4. Bdchn: Hinauf nach Sion. II. (VIII u. 316) Freiburg 1907, Herder. Je *M* 1.80; geb. *M* 2.30
2. **Saat und Ernte** und andere Erzählungen für junge Mädchen. Von Redeatis. Zweite, verbesserte Auflage. Mit einem Titelbild. 8° (VI u. 128) Freiburg 1907, Herder. *M* 1.— — **Dornröschen** und andere Erzählungen für junge Mädchen. Von Redeatis. Zweite, verbesserte Auflage. Mit einem Titelbild. 8° (VI u. 150) Freiburg 1907, Herder. *M* 1.20
3. **Das Leben wie es ist.** Von Mathilde Bourdon. Freie Bearbeitung von H. v. G. Vierte, verbesserte Auflage. 8° (VIII u. 210) Freiburg 1907, Herder. *M* 1.80; geb. *M* 3.—
4. **Junges Volk.** Skizzen aus dem Schülerleben von Jakob Grüninger. Mit Original-Buchschmuck. 12° (140) Einsiedeln 1907, Benziger.

1. Rasch sind auf die ersten zwei Bändchen der „Sonntagsstille" (vgl. LXXII 119 dieser Zeitschrift) zwei weitere gefolgt, ebenso volkstümlich, ebenso anschaulich und selbst noch um einen Ton ernster geschrieben als ihre Vorgänger. Es geht „hinauf nach Sion" und der Verfasser bietet Fasten- und Osterbilder. Hier kann man nur sagen: Nimm und lies. — Im Anschluß daran mag bemerkt werden, daß Kümmel auch harmlos humoristische Saiten vorzüglich anzuschlagen versteht, wie dies sein soeben in dritter Auflage erschienenes Werk „Auf der Sonnenseite" beweist. Vgl. über diese letztere LXVI 347 dieser Zeitschrift.

2. Die hübschen Gaben der talentierten Verfasserin wurden schon öfter in diesen Blättern warm empfohlen (vgl. besonders LII 593 und LXVII 235). Die Erzählungen haben wirklich die Eigenschaften, welche man von der Jugendlektüre fordern muß: Schlichtheit in der Anlage, Spannung des Interesses, belehrende Momente, gesunde, aber nicht lehrhaft pedantische Tendenz.

3. Das Buch von Mathilde Bourdon „ist kein Roman, denn es kommt nicht die geringste Intrige noch das kleinste Abenteuer darin vor" (Vorwort). Wenn es dennoch bereits in vierter Auflage vorliegt, so beweist das eben seine Gediegenheit. Die Schrift wird von der Verfasserin jungen Mädchen und Frauen gewidmet, für die sie das Leben so schildert, wie es wirklich ist, „mit seinen großen und seinen kleinen Pflichten, seinen geheimen Kämpfen, die nur Gottes Auge sieht und zählt" (vgl. die Besprechung der dritten Auflage in dieser Zeitschrift L 234).

4. Diese Skizzen eines schweizerischen Volksschullehrers sind mit köstlichem Humor geschrieben und muten in ihrer natürlichen Frische und Gesundheit ungemein wohltuend an. Freilich ist Grüninger kein oberflächlicher Plauderer, er kann auch sehr, sehr ernste Fragen berühren, und wo es geschieht („Der gefallene Engel"), da ist es ihm nicht mehr um Scherz und Kurzweil, sondern um eine heilsame Warnung zu tun.

Christkindleins Weihnachtsgruß. Von Cordula Peregrina (C. Wöhler). Zweite Auflage. (152) Regensburg 1905, Pustet. M 2.50

Wie man auch über Cordula Peregrina als Dichterin denken mag, sicher ist, daß manche ihrer Schriften unserem katholischen Volke hohen Nutzen gebracht haben. Zu diesen gehört auch das oben angezeigte, das sich an frohfromme Kinderherzen richtet. Schon der Name der Verfasserin ist eine Gewähr für die Zweckmäßigkeit und Gediegenheit des Inhaltes. Der Stil ist der kleinen Leserwelt, an welche das Büchlein sich wendet, durchaus angepaßt: einfach, verständlich und stellenweise ergreifend. Die Vorzüge des „Weihnachtsgrußes" beruhen auf der reichen Abwechslung, die in ihm zur Geltung kommt. Bilder, Betrachtungen, Gedichte und kleine Geschichten bilden ein anmutiges Durcheinander, in welchem ein Kind sich notwendigerweise wohl befinden muß. Sind auch die Bilder nicht neu, so sind sie dafür liebe alte Bekannte aus dem Marienkalender und anderswoher. Fehlt den Gedichten auch zuweilen der dichterische Schwung, so enthalten sie um so mehr nützliche Lehren. Und kann man den kurzen Geschichten bisweilen einen Mangel an kunstmäßiger Anlage vorwerfen, so wird dieser Nachteil durch die Eindringlichkeit der in ihnen zur Darstellung kommenden Gedanken aufgewogen. Kurz gesagt, das Büchlein gefällt uns in der Form, welche die Verfasserin ihm gegeben, und wir möchten es um keinen Preis weder mit mehr originellen Zeichnungen geschmückt noch mit kunstvolleren Gedichten ausgestattet noch auch mit „mehr modern" gehaltenen Erzählungen angefüllt sehen. Denn so, wie es ist, entspricht es seiner hohen Bestimmung, das Herz unserer Kinder zu veredeln, ganz hervorragend. Auch wie sie vorliegen, werden die Bilder den Kunstsinn der Kinder wecken und fördern; auch werden die Gedichte ihren Eindruck nicht verfehlen und die kleinen Geschichten die Aufmerksamkeit fesseln. Überdies ist Christkindleins Weihnachtsgruß nicht ein Buch, das, einmal gelesen, man für immer weglegt, sondern eines, das man Jahr für Jahr wieder hervorholt, um sich in seine Schätze zu versenken. Und nicht nur für die Kleinen ist es wertvoll, nein, auch für die Großen; denn diese können ebensowohl echte Advent- und Weihnachtsstimmung daraus schöpfen wie die Kleinen.

Miszellen.

Das Apostolat der Klagenfurter St Josephs-Bücherbruderschaft. Als Beispiel eines betriebsamen und erfindungsreichen Seeleneifers ist die Einrichtung dieser merkwürdigen Bruderschaft bereits 1898 den Lesern dieser Zeitschrift (LV 459) vor Augen geführt worden. Es war zu rühmen, daß so vieles und Treffliches da dem katholischen Volke geboten werde, so angepaßt seinen Bedürfnissen und dabei so überraschend wohlfeil. Noch mehr aber mußte damals anerkannt werden, wie geschickt alles angelegt sei, um die reichen Samenkörner des Guten weithin über Land und Volk zu verbreiten. Was heute den Blick vor allem fesselt, ist der ungeheure Erfolg. Als die Bruderschaft 1894 ihren Anfang nahm, hatte man die Befriedigung, schon für das erste Jahr 6600 Mitglieder in die Listen einzeichnen zu können. Als vier Jahre später die „Stimmen"

auf die wunderbare Bruderschaft die Aufmerksamkeit hinlenkten, war die Zahl auf 24 000 gestiegen; Ende 1904, nach zehnjährigem Bestand, waren es der Mitglieder 120 000; im laufenden Jahre 1907 hat die Zahl 180 000 überstiegen. „Wir haben bis jetzt", so wird von seiten der Leitung an unsere Redaktion geschrieben, „im Laufe der letzten 13 Jahre über vier Millionen Bücher verbreitet, und es gibt Hunderte, ja Tausende Orte, in welchen kleine Familienbibliotheken in Dutzenden von Häusern von uns eingeführt wurden. Nicht wenige Orte in Österreich und Süddeutschland zählen 50 bis 100 und auch noch mehr Mitglieder."

Ausgesprochener Zweck der Bruderschaft ist: „Durch Herausgabe und Verbreitung guter Schriften im Volke den katholischen Glauben und die guten Sitten zu erhalten und zu pflegen." Gibt man ihr wohl zuweilen das Ehrenprädikat des „größten katholischen Büchervereins der Welt", so besteht sie doch mit Recht auf ihrem Titel als katholische „Bruderschaft". Besondere Ablässe und Gnaden sind vom Oberhaupt der Kirche den Mitgliedern verliehen; ein tägliches Vaterunser mit Stoßgebet zum hl. Joseph ist die Bedingung. Dies soll den Segen von oben verbürgen, es soll aber vor allem dem katholischen Volke zum lebhaften Bewußtsein bringen, daß auch die Lektüre in den Bereich des Gewissens gehört und die Wahl der Bücher, die wir lesen, unsere Beziehungen zur Religion nahe berührt und wirksam beeinflußt.

Die Bücherverbreitung geschieht in der Weise, daß jedem Mitglied für seinen kleinen Jahresbeitrag (*K* 2.40 = *M* 2.05) alljährlich fünf gute, zum Teil illustrierte Volksschriften ins Haus geliefert werden. Das Porto erfordert weitere 50 *Pf.*; gegen geringen Zuschlag erhält man das eine der Bücher gleich in gepreßtem Einband, und um einen weiteren kleinen Zuschlag kann auch noch ein sechstes Buch als Jahresgabe bezogen werden. Lieferungen früherer Jahrgänge, soweit noch nicht völlig vergriffen, können gleichfalls um geringen Preis von neuen Mitgliedern nachbezogen werden. So ist gegenwärtig das große „Leben Jesu" von P. Cigoi O. S. B. zu beziehen in reich geziertem und gepreßtem Leinwandband, mit nahezu 200 Abbildungen und 930 Seiten in Quartformat; das Mitglied entrichtet dafür *M* 3.35. In jedem Falle erhält das Mitglied für den sehr bescheidenen Jahresbeitrag alle Jahre ohne weitere Umständlichkeit oder Mühewaltung seine fünf hübschen Bücher zum Lesen oder zum Verschenken. Eine Familie, die alle Monate nur 20 *Pf.* daransetzt, erwirbt so innerhalb zehn Jahren eine kleine Familienbibliothek von 50 Bändchen mit Tausenden von Bildern, Erzählungen und Belehrungen, an denen jung und alt ohne Schatten von Gefahr sich ergötzen und geistig bereichern können.

Die außerordentliche Wohlfeilheit erhält ihren Maßstab natürlich erst durch das, was geboten wird, und das ist reichlich Gutes. Öffentliche Volksbibliotheken haben wie die alten Leihbibliotheken den Nachteil, daß sie zur belletristischen Lektüre zuviel Anreiz geben und den Durst nach Unterhaltungslektüre leicht zur Schwäche, wenn nicht gar zur Leidenschaft ausarten lassen. Auch die St Josephs-Bücherbruderschaft trägt dem Bedürfnis der Unterhaltung gebührend Rechnung. Eine ihrer fünf jährlichen Gaben ist jedesmal ein stark zugemessener, mit Bildern und Bildchen über und über gespickter Volkskalender voll bunten, köstlichen In-

haltes. Eine andere der jährlichen Gaben ist jedesmal ein neues Buch von einem unserer bewährtesten katholischen Volkserzähler und ausschließlich belletristisch. Da begegnet man Meistern wie Domanig, Kümmel, Reimmichl und beliebten Schriftstellernamen wie M. v. Greiffenstein und M. Herbert, und die Zahl der gefeierten Namen mehrt sich noch mit jedem Jahre.

Aber so wert eine geistig anregende, veredelnde Unterhaltung ist, neben ihr soll doch im Volke auch der Geschmack gepflegt werden für höhere und ernstere Dinge. Deshalb bringt jede Jahresgabe einen Band geschichtlicher Darstellung, einen andern naturwissenschaftlicher und einen dritten religiöser Belehrung, und man schuldet der Bruderschaft das Zeugnis, daß auch hier dem Volke gesunde Kost geboten wird. Abgesehen von dem bereits gekennzeichneten alljährlich wiederkehrenden Volkskalender, brachten die letzten beiden Jahresgaben für 1906 und 1907:

1. **Tugendschule für das christliche Haus.** Ein Lehr- und Gebetbuch. Von P. Phil. Seeböck O. F. M.
2. **Das Leben Jesu.** IV. Band. Von P. Alois Cigoi O. S. B.
3. **Die katholische Kirche — eine verleumdete Mutter.** Von einem, der sie lieb hat.
4. **Mein Herz ist im Hochland.** Geschichten aus den Alpen. Von Reimmichl.

1. **Geschichte der Päpste.** I. Band. Von P. Andreas Hamerle C. SS. R.
2. **Die Herrlichkeiten des allerheiligsten Sakramentes.** Von Dr Rob. Klimsch.
3. **Illustriertes Gartenbuch.** Die zwölf Monate des Jahres im Gemüse-, Obst-, Blumen- und Zimmergarten. Von Jos. Alf. Ulsamer.
4. **Das Roserl von der Waldrast** und andere Erzählungen. Von M. v. Greiffenstein.

Es ist kein Nachteil, sondern eher ein Vorzug der Bruderschaft, daß sie, statt dem Mitglied einen großen Katalog zur Auswahl vorzulegen, diese Auswahl selbst besorgt. Ihre erste Rücksicht gilt eben den Bedürfnissen der schlichtesten Volkskreise, ohne darum höhere Klassen oder Bildungsgrade von den Vorteilen ihrer Mitgliedschaft auszuschließen; in jenen bescheidenen Schichten aber scheut man das Wählen und ist dazu oft nicht einmal vermögend.

Die Leitung der Bruderschaft bestimmt also den Gegenstand der Bücher und wählt die Autoren aus; sie sorgt für Wechsel und passende Zusammensetzung der jedesmaligen Jahresgabe. Dem Mitglied ist Nachsuchen und Auswählen erspart; um so mehr bleibt die Leitung sich der Notwendigkeit bewußt, immer wieder etwas zu bieten, was allen Freude macht. Daher auch die große Beflissenheit für stets reichere Zugabe an Abbildungen. Bei der früheren Mitteilung über die Bruderschaft 1898 wurde besonders bemerkt, daß trotz des geringen Jahresbeitrages von den fünf Schriften zwei jedesmal auch noch ansehnlichen Bilderschmuck aufzuweisen hätten; auf 1200 gedruckte Seiten der Jahresgabe entfielen damals etwa 100 Abbildungen. Inzwischen ist von Jahr zu Jahr der Bilderreichtum gewachsen an Zahl und Mannigfaltigkeit. Der 10. Jahrgang wies 342 Bilder auf, der 12. Jahrgang 652, der diesjährige (13.) deren 667. Von den fünf Schriften sind jetzt alle mit Ausnahme des Erbauungsbuches durch Bilderschmuck gehoben.

Wichtiger als diese äußere Zierde ist die echte Volkstümlichkeit, die man überall wiederfindet und deren sich die Bücher der Bruderschaft durchweg als

eines Hauptvorzuges rühmen dürfen. Eine wahre Musterleistung ist unter diesem Gesichtspunkt der jährliche Kalender. Aber auch die andern Jahreslieferungen bringen, was das Volk braucht und versteht, ohne deshalb in Derbheit oder Urwüchsigkeit zu verfallen. Jedes Lebensalter, jedes Maß geistiger Befähigung und jeder Bildungsgrad kann daher Nützliches und Anziehendes für sich finden. Die Leitung der Bruderschaft erscheint wie eine Art Ausschußstelle für Volksbildung, die wohlmeinend und wohlberaten alljährlich die breitesten Volkskreise mit passender Lektüre versieht und für die verschiedensten Gebiete des Wissens und Lebens gesunde Geisteskost allen reichlich zumißt. Eine gemeinnützigere Anstalt läßt sich kaum denken. Zu der geistigen Hebung des Volkes tritt ein noch wichtigeres Moment hinzu: die Bruderschaft ist ein rein katholisches Unternehmen, verbreitet nur katholische Bücher, beschäftigt nur anerkannt katholische Schriftsteller. Das katholische Glaubensbewußtsein zu heben, in der Glaubenstreue zu stählen, für den Kampf um den Glauben die Geister auszurüsten, ist ein Hauptbestandteil ihrer Aufgabe.

Daß öffentliche Volksbibliotheken Bücher der verschiedensten Herkunft und Richtung zum Lesen darbieten, ist heute in Deutschland nicht zu vermeiden. Bücherkataloge, die zur Abwehr der Gefahren schlechter Lektüre von katholischer Seite zusammengestellt und verbreitet werden, pflegen heute neben katholischen Werken recht reichlich auch solche Andersgläubiger bekannt zu machen und zu empfehlen. In gleicher guter Absicht bieten manche Vereine für Kolportage oder für sonstige „Verbreitung guter Bücher“ dem katholischen Lesepublikum Katholisches und Protestantisches vermischt mit mehr oder minder weise bemessener Auswahl. Das wird durch die äußeren Verhältnisse erklärt und zuweilen durch die Umstände wirklich gerechtfertigt. Gewiß ist es schon viel, ein lesesüchtiges Publikum von aller direkt glaubensfeindlichen oder sittlich anrüchigen Lektüre entfernt zu halten. Ganz besonders gilt das gegenüber der Unersättlichkeit, mit der im Bereiche der bloßen Unterhaltungslektüre nach immer neuen Reizmitteln gelechzt wird. Allein man darf sich nicht verhehlen, daß es sich hier zum Teil um Maßregeln der Not und um ungesunde Zustände handelt. Die töricht gepriesene, so gerne auf die leichte Schulter genommene Interkonfessionalität muß wie auf andern Gebieten so in der Anwendung auf die gewöhnliche Geistes- und Gemütsnahrung unseres Volkes mancherlei Gefahren bergen. Es bleibt doch immer ein hohes Gut, wenn unser braves Volk ganz lebt und webt in unverfälscht katholischer Anschauung, wenn es bewahrt und gefestigt wird im richtigen Verständnis kirchlicher Dinge und ganz erfüllt mit der Wärme katholischer Überzeugung. Dies zu vollbringen ist aber gerade die Hauptaufgabe, deren Erfüllung die St Josephs-Bücherbruderschaft anstrebt.

Echt katholische Schriftsteller haben daher auch nicht Anlaß, den Bücherverteilungen derselben argwöhnisch gegenüberzustehen. Vielmehr finden sie da für die Gaben ihrer Muse oder das Ergebnis ihrer Studien, wenn sie nur wollen, ein ergiebiges Absatzgebiet und durchaus würdige Bedingungen. Viele angesehene katholische Autoren haben in der Tat für die Bruderschaft schon Arbeiten geliefert, und nicht leicht würde anderswo wie hier ihnen vergönnt sein, die Frucht ihres Geistes sogleich an 200 000 dankbare Abnehmer zu verteilen.

Zuweilen mögen Befürchtungen aufgetaucht sein, als könnte durch noch größeren Aufschwung der Bruderschaft dem katholischen Buchhandel Beeinträchtigung entstehen. Eine solche Wirkung wäre gewiß zu bedauern, aber zum Glück erweist sich die Furcht als eine Täuschung der Kurzsichtigkeit. Die Schichten des Volkes, an welche die Bruderschaft zunächst sich wendet und welchen sie ihren eigentlichen Massenabsatz verdankt, sind die in den allereinfachsten Verhältnissen, die Bauern, Dienstboten und kleinen Handwerker. Aber gerade aus diesen Kreisen hat der Buchhandel für sich am wenigsten zu erhoffen. Durch die in das einfache Volk dringenden, leichtverständlichen Jahresgaben der Bruderschaft werden jedoch unvermeidlich neue geistige Bedürfnisse geweckt. Die Leute aus dem Volke gewinnen Freude am Lesen, Liebe zu den Büchern, Interesse für diesen oder jenen Gegenstand. Die Schriften der Bruderschaft und eigens ausgegebene Verzeichnisse weisen auf weitere benutzbare Werke hin. Mögen daher infolge der schönen Jahreslieferungen der Bruderschaft zuweilen einige Gebetbücher zum Verschenken weniger gekauft werden, durch jede „Jahresgabe" werden tausend neuer geistiger Interessen angeregt und tausend neue Abnehmer dem Buchhandel gewonnen, die ihm ohne solche Anregung niemals erstanden wären.

Eine auffallende Tatsache ist, daß die segensreich wirkende Bruderschaft, die in Österreich und im deutschen Süden eine so rasche, fast wunderbare Ausbreitung gefunden hat, im Norden Deutschlands ziemlich unbekannt geblieben ist und trotz mancher Versuche und trotz warmer Empfehlung von seiten der hochw. Bischöfe von Münster, Paderborn, Fulda bisher kaum Eingang zu finden vermocht hat.

Diese Tatsache könnte vielleicht auf eine gewisse Besorgnis zurückgeführt werden, als würde ein weiteres Umsichgreifen der Bruderschaft dem hochverdienten, in voller Blüte stehenden „Borromäusverein für Verbreitung guter Bücher" Einbuße bereiten, oder als wäre neben dem heimischen Borromäusverein für die fremde Bruderschaft kein Raum mehr übrig. Eine solche Befürchtung wäre nicht begründet. Beide könnten ruhig nebeneinander gedeihen und einander ergänzen, schon weil sie sich, vorzugsweise wenigstens, an ganz verschiedene Lebenskreise und Gesellschaftsklassen wenden, dann aber auch, weil sie beide nur geringe Anforderungen stellen und dabei ganz verschiedene Vorteile bieten. Wer seinen kleinen Beitrag zum Borromäusverein leistet, um gegebenen Falles gute Bücher um ermäßigten Preis sich zu beschaffen, hat offenbar einen gewissen Betrag des Jahres für Bücherkäufe zu erübrigen, und dieser Betrag wird in den meisten Fällen über die geringe Einzahlung an die Bücherbruderschaft (*M* 2.05) wohl merklich hinausgehen. Er wird also, wenn er die fünf Schriften der Jahresgabe für seine geringe Zahlung erhalten hat, noch immer genügend übrig behalten, um auch nach eigener Wahl einiges vom Borromäusverein zu bestellen. In aller Wahrscheinlichkeit nach wird er gerade durch die Gaben der Bruderschaft zu Bücherkäufen angeregt werden, an welche er sonst vielleicht gar nicht gedacht hätte.

Alles in allem verdient es die Klagenfurter St Josephs-Bücherbruderschaft vollauf, daß man sich mit ihr genauer bekannt mache, ihren Geist, ihre Einrichtungen, ihre Leistungen und sozialen Wirkungen studiere. Sie ist eine trostreiche Erscheinung im kirchlichen Leben der Gegenwart und aller Hochachtung wert. Wer zu ihrer Verbreitung hilft, vollbringt ein apostolisches Werk.

Allgemeine Postwertzeichen. Seit der Gründung des Weltpostvereins ist zur Verallgemeinerung des Postverkehrs schon so viel geschehen, daß die Einführung allgemeiner Postwertzeichen nur mehr eine Frage der Zeit sein kann. Die tatsächliche Aufstellung eines nahezu einheitlichen Tarifs scheint die Hauptschwierigkeit, die in dem vielgestalteten Münzwesen der verschiedenen Länder liegt, überwunden zu haben. Die gleichen Farben der Marken im Weltpostverein: Blau für Briefe, Rot für Postkarten und Grün für Drucksachen, sind deutliche Zeichen eines immer lauter werdenden Bedürfnisses nach Vereinheitlichung. Ein entscheidender Schritt in dieser Richtung ist auf der letzten, in Rom tagenden Versammlung des Weltpostvereins gemacht worden. Da hat man endlich ein Mittel gefunden, dem Empfänger eines Briefes die Freimarke für die Antwort zu senden, freilich noch nicht die Marke, die er unmittelbar aufkleben darf, aber einen Schein, den er auf seinem Postamte für eine einheimische Briefmarke eintauschen kann. Der Nutzen dieser Einrichtung besteht nicht nur in der Vorausbezahlung einer Antwort, sondern auch in der Möglichkeit, kleinere Geldsendungen ins Ausland durch Postwertzeichen zu bewerkstelligen, wie das ja im Inlande schon seit vielen Jahren zu geschehen pflegt. Von dieser neuen Errungenschaft aus ist aber nur mehr ein Schritt zur Einführung allgemeiner Postmarken, und zwar, wie wir besonders hervorheben möchten, nicht der schwierigste Schritt. Das Haupthindernis gegen internationale Freimarken besteht ja nicht in dem Verhältnisse der verschiedenen Münzsysteme zueinander, sondern in der Frage: Wie sollen die einzelnen Personen mit ihrem nationalen Gelde die allgemeinen Freimarken kaufen? Wir möchten nun zeigen, daß einerseits diese letztere Frage durch Einführung der oben erwähnten Austauschscheine tatsächlich gelöst ist, und daß andererseits die Verteilung der Lasten zwischen den Beteiligten des Weltpostvereins durch den Gebrauch allgemeiner Postmarken nicht erschwert, sondern im Gegenteil erleichtert und ausgeglichen würde. Wir beginnen mit der letzteren Erklärung.

Vergleicht man die blauen Briefmarken verschiedener Länder miteinander, im Werte von 20 Pfennig, 25 Centimes, 2,5 Pence (= 0,20 Schilling), 5 Cents amerikanisch, 25 Heller, 12½ Cents holländisch usw., so sieht man sofort die ungleiche Verteilung der Lasten. Im Vergleich zur englischen Marke, welche ungefähr den Durchschnittswert darstellt, sind die französischen, italienischen und deutschen blauen Freimarken zu wohlfeil (die letzteren nur sehr wenig), die österreichischen, holländischen und amerikanischen zu teuer. Bei den roten und grünen Marken ist das Verhältnis wieder ein anderes. Wie soll man die Postwertzeichen gleicher Farbe auf einen gemeinschaftlichen Fuß bringen? Die Erfahrungen mit andern internationalen Bestrebungen in Bezug auf Maß und Gewicht, Zeiteinteilung, Sprache, Münzwesen ließen den Vorschlag, daß alle Länder ein schon vorhandenes Freimarkensystem annehmen sollten, als aussichtslos erscheinen. Da hat nun Prof. G. Loschi in Vallombrosa einen glücklichen Gedanken gehabt. Er findet, daß der Durchschnittswert der bekanntesten Goldmünzen von 25 Franken, 20 Mark, 5 Dollar und 1 Pfund Sterling gleich ist einem Stücke Gold von genau acht Gramm und dem Feingehalte elf Zwölftel. Wir folgen aber Prof. Loschi nicht darin, daß er auf Grund dieser Feststellung ein ideales Münzwesen aufbaut und dem-

selben eine fertige Benennung und Bezeichnung aus der Esperantosprache beilegt, damit nicht der fruchtbare Keim unter den Dornen ersticke. Wir geben unsern Lesern nur die zwei Tabellen, in welchen er die Wertverhältnisse dieses Goldstückes zu andern Münzsorten darstellt. Um dieselben verständlich zu machen, bedienen wir uns zweier willkürlich gewählter Zeichen S und C, ohne damit einen Vorschlag machen zu wollen. Das Goldstück von acht Gramm und $^{11}/_{12}$ Feingehalt soll nämlich 10 S heißen, und der hundertste Teil eines S soll mit C bezeichnet werden. Es wäre dann S ungefähr ein Zweimarkstück und C zwei Pfennige. Die beiden Tabellen finden sich in der Rivista di Fisica, Matematica e Scienze naturali, Pisa 1907, Jahrg 8, Nr 93, S. 298 und lauten in unserer Darstellung wie folgt:

1 S	= 2,0461	Mark	1 Mark	=	48,9 C
	= 2,5260	Franken	Frank	=	39,6
	= 2,0031	Schilling	Schilling	=	49,9
	= 0,4875	Dollar	Dollar	=	205,1
	= 2,40	Kronen (Österreich)	Krone	=	41,6
	= 1,82	Kronen (Schweden)	Krone	=	55,0
	= 0,947	Rubel (Rußland)	Rubel	=	105,6
	= 1,21	Gulden (Holland)	Gulden	=	82,6
	= 0,450	Milreïs (Portugal)	Milreïs	=	221,7
	= 1,031	Rupien (Ostindien)	Rupie	=	97,0
	= 0,979	Jen (Japan)	Jen	=	102,1
	= 0,495	Peso (Mexiko)	Peso	=	201,9

Aus der Tabelle links sieht man nun leicht, daß die internationalen Postwertzeichen folgende Werte haben könnten, um den Tarif in allen Ländern vollständig gleich zu machen:

Blau:	10 C	= 20,46 Pf.	= 24,0 Heller	= 25,26 Cent. ꝛc.
Rot:	5 „	= 10,23 „	= 12,0 „	= 12,63 „
Grün:	2 „	= 4,09 „	= 4,8 „	= 5,05 „

Es ergibt sich daraus auch sofort, welche Marken teurer und welche wohlfeiler werden müßten, um die Kosten gleichmäßig auf alle Länder zu verteilen. Das bringt uns aber auf die oben gestellte Frage zurück: Wie sollen die einzelnen Personen mit ihrem nationalen Gelde die allgemeinen Postwertzeichen kaufen?

Wir behaupteten schon vorher, daß die Frage durch Einführung der Austauschscheine tatsächlich gelöst sei. Die Lösung besteht in einem Aufgeld, das die einheimische Postverwaltung für die Scheine erhebt. Bei der Verschiedenheit des Wertes, welchen diese Scheine in den verschiedenen Ländern haben, indem sie den blauen Marken derselben gleichgesetzt werden, muß das Aufgeld so groß sein, daß es die Unterschiede aller ausländischen blauen Freimarken und überdies noch die Bruchteile des einheimischen Geldes deckt. Hätte man allgemeine Wertzeichen, so wäre nur das letztere nötig, und das Agio würde verkleinert. Es würde im Verhältnis zu den einzelnen Marken um so mehr verkleinert, je mehr Marken man auf einmal kauft.

Der aufmerksame Leser wird zu seiner Überraschung gefunden haben, daß der Weltpostverein tatsächlich größere Schwierigkeiten überwinden mußte, um auf halbem Wege stehen zu bleiben, als zur Einführung allgemeiner Postwertzeichen nötig wäre. Er hat auf den verschiedenen Münzsystemen einen allgemeinen Posttarif aufgebaut, während die vollständige Lösung der internationalen Aufgabe auf einem einheitlichen Markenwerte, dem System S-C, fußen würde. Er hat internationale Tauschwertzeichen geschaffen mit einer doppelten Belastung der Korrespondenten, die bei der vollständigen Lösung der Aufgabe wegfallen würden: der Absender des Scheines muß die Wertunterschiede aller blauen Freimarken mit seinem Gelde decken, und der Empfänger darf das Tauschzeichen nicht auf sein Antwortschreiben aufkleben, sondern muß es beim Postamte für eine einheimische Freimarke umtauschen. Das letztere ist überhaupt eine bloße Formalität, die man sofort fallen lassen könnte.

So stehen wir also an der Schwelle eines internationalen Freimarkensystems. Der letzte Schritt bietet keine neuen Schwierigkeiten, sondern in jeder Beziehung Erleichterung. Die Briefmarkenkunde oder Timbrologie wird dann zu einer archäologischen Wissenschaft werden, sicher nicht zu ihrem Schaden.

Wir haben diesen Gegenstand nicht bloß seiner selbst wegen so eingehend besprochen, sondern im Hinblick auf die Bedeutung, die er für ein allgemeines Weltmünzsystem haben wird. Die Einführung der Weltzeit, die wir in unsern Tagen erlebt haben, kann uns einen Wink geben. Sie gelang in so kurzer Zeit, weil sie in den Eisenbahn- und Telegraphenverwaltungen und später auch im Gerichtswesen konkrete Träger fand. Die Normalzeit wurde ja von den amerikanischen Eisenbahngesellschaften ins Leben gerufen. Bloße Theorien hätten sie nie ins praktische Leben eingeführt. An Theorien für ein allgemeines Münzsystem hat es nicht gefehlt, aber die Theoretiker selbst wagten nicht, auf deren Verwirklichung zu hoffen. Hat jedoch einmal der Weltpostverein seinen letzten Schritt getan und internationale Postwertzeichen geschaffen, die sich zur Deckung kleiner Schulden verwerten lassen, so wird man sich daran gewöhnen, auch größere Rechnungen in diesem Wertesystem auszustellen. Es brauchen dann bloß noch die Banken in ihrem internationalen Verkehr nach diesem Systeme zu rechnen und die nach demselben ausgestellten Wertpapiere gesetzlich anerkennen zu lassen, und wir besitzen ein internationales Geldsystem. Nebenher mögen die lokalen Münzsysteme immerhin noch längere Zeit fortbestehen, wie ja auch heute noch die Ortszeit vielfach neben der Normalzeit gebraucht wird.

J. G. Hagen S. J.





